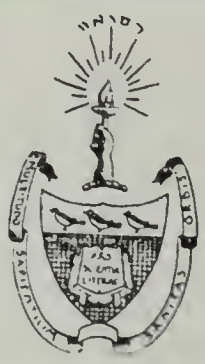
Joseph Victor von

Scheffel

Gesammelte Werke.



Victoria College
Library

J. V. von Scheffels

Gesammelte Werke

Dritter Band

J. V. von Scheffels Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Mit einer biographischen Einleitung

von

Johannes Proelß

Dritter Band

Hugideo — Juniperus — Reisebilder.

Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

VICTORIA COLLEGE
LIBRARY
VICTORIA, B. C.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Hugideo

Eine alte Geschichte.

Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Basel seinen Lauf verändert und in rechtwinkliger Biegung seine Stromveränderung gen Norden fortsetzt, hat dortlands wenig Berge und stolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an seine alpenumtürmte Heimat gemahnen. Doch schickt ihm der Schwarzwald einen seiner Ausläufer gleichsam als diensttuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfange und ihm einen Gruß mitgebe an das, was jenseits Mainz wieder als fröhliches Gebirge seine Ufer umsäumt.

Selbiger Ausläufer ist eine senkrecht und steil in die Rheinflut abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgeschobener Posten jener großen Heerschar, die der Belchen und der Blauen befehligen, hat keine sehr anmutige Form und wird von den Leuten seines gröblichen Aeußern halber mit nicht schmeichelhafter Benennung der „Klotz von Istein" geheißen. Wächst übrigens heutzutag ein guter Tropfen Weines darauf.

Als man zählte nach unsres Herrn Erscheinen vierhundert und fünfzig Jahr, war's ein spärlich bewohnter, wilder Strich Landes, was dort am rechten Rheinufer sich hinzog. Drüben am städtereicheren linken Ufer galt römisch Recht und römisch Wesen, diesseits aber saßen und schweiften die Alamannen, ein rauh, streitbar, bärbeißig, dreinschlagend Volk — und war somit am Isteiner Klotz das alte Sprichwort „auf einen groben Klotz ein grober Keil" bezüglich der Landeinwohner ziemlich eingetroffen. Sie lebten in wenigen zerstreuten Gehöften, trieben Jagd im Schwarzwald und Fischfang in Bach und Strom, verschliefen manch lieben langen Tag auf der Bärenhaut, vertranken

manch liebe lange Nacht beim Bierkrug und harrten, bis das Heerhorn blies und sie zu keckem wildwütigem Raubzug in des feineren Nachbars Land hinüberrief.

Zu selber Zeit kam einstmals ein Mann den Rhein entlang geschritten, der sah trüb und traurig drein, war auch eine hochaufgeschossene blondlockige, rotwangige Gestalt, aber kein Landbürtiger, trug ein faltig Gewand, wie einer, der bei den Römern drüben gehaust, und schien einen schweren Kummer als Reisegepäck mit sich zu führen, denn er schaute oftmals in des Rheines grünflutende Wogen, als zög' es ihn zu ihnen hinunter und möcht' er am liebsten auf kühlem Stromgrund sein Quartier nehmen.

Wie er aber auf einsamer Wanderung jene Kalkwand erschaute und über Stein und Fels pfadlos bergan schritt, gefiel ihm der Platz, denn in der Bergwand war ein schattiger Höhlenraum, wo sich ungestört in den Rhein hinunter und zum Vogesenwald hinüberschauen ließ; kein Menschenlärm umtönte sein Ohr und friedlich und groß trug der Strom seine rauschende Flut vorüber.

Der Mann hieß Hugideo und sprach: „Hier will ich ein Nest in den Fels bauen, wie eine Mauerschwalbe, und in Frieden geharren, bis mein Tag sich neigt, das soll meine letzte Kunst sein!"

Am Rhein drunten fand er einen alten Salmenfischer, der hieß Nebi und gab ihm Bescheid, daß niemand einen Zwing und Bann über den Klotz von Istein übe, und daß Nester bauen könne, wer da Gelüste trage und des Mauerns kundig sei.

Da hub der Fremde an sich einzubauen in die Höhlung des Felsens; er schien den Römern ein Stück ihres Architekturwesens abgesehen zu haben: in kurzer Frist stund ein steinern Gelaß keck und wohlgeschirmt in schier unnahbarer Abgeschiedenheit errichtet — ein Klausnerhäuslein, wie dazumal an manchem italischen und gallischen Berg manches eingeklebt stund, denn ein anständiger Mensch hatte in selbiger Zeit eher Drang und Grund, die Welt zu fliehen, als sie zu suchen.

Wie es fertig war, ging der neue Siedel auf etliche Tage von dannen über den Rhein hinüber, und wie er wieder kam, trug er einen Korb mit Fisch- und Jagdzeug auf dem Rücken und eine schneeweiße Marmorbüste auf dem Haupt und trug Geräte und Marmor den Berg hinan in seine Klause.

Die Büste aber war das Abbild einer jugendschönen Römerin,

einer von jenen Köpfen, deren Anblick anderthalb Jahrtausende später den Altmeister Wolfgang von Frankfurt anmutete wie ein Gesang des Homerns: — das Haar in loser Flechte am Nacken geknüpft, frei, edel und groß das Antlitz, ein güldener Reif um die Stirn.

Jenseits des Steinhäusleins, da wo ein Felsvorsprung Raum gibt in der Biegung des Berges, hämmerte der Mann eine Nische in die Wand und stellte das fremde Frauenbildnis darein, als sollt' es der schirmende Geist des Ortes sein und aller, die unten vorüber ruderten.

Und auf daß kein ungeweihter Fuß sich jener Stelle nahe, steilte er die Felswand senkrecht ab und baute aus Tannenstämmen eine Zugbrücke, auf welcher er allein aus der Klause Rückfenster hinüberwandeln mochte. Was er sonst trieb, ward nicht viel ruchbar im Land; Schiffer und Fischer, die in leichtem Kahn rheinabfuhren, sahen ihn oftmals bei sinkender Sonne drobensitzen und hinausschauen gen Süden; es war damals nicht Brauch, daß einer sich viel drum kümmerte, was der andere tat, und noch viel weniger, daß von Obrigkeitswegen einem jeden der Deckel von seinen Töpfen gelupft ward — so ließen sie ihn gewähren.

Der Rhein aber schuf dem Klausenmann eine Arbeit eigener Art, denn er hält besondere Ordnung in betreff der Toten, die seine Wellen forttragen sollen. Wer fern im Bodensee oder an helvetischem Ufer ihm zur Beute wird, den behält er und trägt ihn gelassen weiter durch rauschenden Fall und Strudel und Höllhaken hindurch, bis er den westwärts gewendeten Lauf umkehrt; aber zur Wanderung gen Norden in des Rheingaues fröhlich Rebengefild nimmt er die Leichen des oberen Landes nicht mit und in der stillen Bucht am Klotz von Istein spült er sie sorgsam ans Ufer.

Da kam oftmals Nebi, der Salmenfischer, zum Klausner gestiegen und rief ihn herab, den stillen unbekannten Gästen die letzte Ehre zu erweisen, und sie schaufelten manchem ein Grab, den bei Schaffhausen oder im tosenden Strudel bei Laufenburg die Wellen verschlungen, und manchem, den an der Aar oder Reuß der Fischfang ins Verderben geführt; kam auch mancher geschwommen, dessen Schädel von alamannischem Schwerthieb klaffte oder dessen Brust noch eine abgebrochene Speerspitze trug . . . Alte und Junge, Nackte und Bekleidete, wie solche, die nur noch einen Bundschuh am rechten Fuß oder ein zerrissen Lederwams

am Leibe trugen: alle wurden sie mit gleichen Ehren empfangen und in gleicher kühler Erde eingeherbergt.

Im vierhundert ein und fünfzigsten Jahre war ein milder Frühling aufgegangen und hatten nicht viele Leute Muße, dem Sprossen der Schlüsselblumen und Sang der Nachtigallen zu lauschen. Vielmehr war ein Drang in alle diesseits des Rheins gefahren, als müßten sie selber Zugvögel werden und gen Süden und Westen ausschwärmen, nicht Singens halber, sondern bewehrt und beschildet auf Beute, Raub und Völkerschaft.

Und wieder kam Nebi, der Salmenfischer, herauf und sprach: „Hängt Euer langes Gewand an den Nagel, Hugideo, und rüstet Euch zur Heerfahrt; schon steht der König Etzel mit seinen Hunnenreitern unten gegenüber von Worms und sein heller Haufen wird über den Rhein schwimmen, daß denen drüben Hören und Sehen vergeht. 's ist noch manch Stück Beute zu holen und manch römisch Mutterföhnlein tot zu schlagen. Wir ziehen auch mit im großen Hunnenschweif. Alles muß ruiniert sein! sagt Herzog Krokus' selige Großmutter!"

Aber der Klausner schüttelte sein Haupt und sprach: „Nein!" Da sagte Nebi: „So besorgt statt meiner den Salmenfang."

Mählich ward's lebhaft und kriegslärmend am Rhein, die Volksgemeinden beschlossen auf ihren Malstätten, sich den Hunnen zuzugesellen und mit ihnen den großen Vernichtungszug ins Herz von Gallien zu tun; im Schwarzwald klang die Axt und viel Flöße kamen rheinab geschwommen, Kahn und Brückenholz zum Rheinübergang zu beschaffen; wer ein rostig Schwert hatte, schliff es blank, wer eine Neige Weins im Keller barg, trank sie aus — die mongolische Gottesgeißel wirkte wie Magnet und zog das germanische Eisen an.

Einstmals kam ein Schwarm des jungen reisig streitbaren Volkes zu Hugideos Klause, ihn zwangsweise mitzunehmen zur Heerfahrt, und sie sprachen: „Heraus, du Höhlensitzer, Bergspaltmeister, Zeitverträumer! heraus und mit uns! Der Etzel soll leben, der große Held! kannst drüben im Gallierland auch Tote begraben, dafür soll dir gesorgt werden." Er aber sprach wieder: „Nein!" und wie sie einen Grund wissen wollten, sprach er: „Ich bin ein freier Inthung und eurer Cent am Rhein nicht pflichtig, und wenn ich Nein gesagt, so weiß ich niemand im Himmel und auf Erden, der mich zwingen soll, einen Grund dafür anzugeben."

Da schalten sie ihn ein unmännlich Herz, einen Abtrünnigen, der, wie einst Serapion der Alamann, von fremder Priester Witz betört, Vaterland, Heerpflicht und den eigenen Namen vergessen.

Hugideo aber fuhr unter sie wie ein Bär unter die Rüden und scheuchte die Schelter mit blutigen Köpfen zur Klause hinaus; und wie sie in ganzer Schar anstürmten, trat er an das Klausenfenster, schwang sich über die Zugbrücke zum Fels mit dem Steinbild, zog die Tannenstämme an sich und stand nun jenseits des unnahbaren Abgrundes wie ein Gewaltiger. Da belagerten sie ihn zwei Tage, er aber verteidigte sich kühnlich und manch ein Felsstück flog wohl geschleudert von seiner Hand in den tobenden Schwarm, so daß sie letztlich sprachen: „Das ist ein sonderbarer Heiliger — wirft mit Steinen, die sonst kaum ihrer drei erschwingen möchten, statt mit Gründen um sich — lassen wir ihn auf seinem Klotz!"

Bald schallte in der Rheinebene Hornruf und der alte Kriegsgesang vom Herzog Krokus; sie zogen auf die Heerfahrt, die einen zu Roß, die andern auf wohlgeschirrten Ochsenwagen, wieder andere in schmalen Nachen, ein wenig bekleideter, aber mit Schwert, Axt und Schild gewaffneter wilder Kriegerschwarm — alle landab zum großen hunnischen Rheinübergang.

Jetzt war's lange stiller und einsamer um den Klotz von Istein, als je, und Hugideo saß wieder wie sonst auf seinem Felsenvorsprung.

Die Welt war ein klirrendes, schwirrendes Kriegslager geworden, dessen Lärm den Kaisern zu Ravenna und Byzanz manch schlaflose Nacht bereitete, — die Wogen der großen Völkersündflut schlugen über dem armen Gallien zusammen — er hörte nichts davon.

An einem nebligen Herbstabend stand sein Freund, der Salmenfischer, wieder vor ihm; er trug eine Hand weniger, als da er ausgezogen, und sonst noch etliche namhafte Spuren von Zerhackung und Zersäbelung, aber einen Gürtel um den Leib, schwer von römischen Goldmünzen, und ein vornehm goldgriffig Schwert an der Seite.

„Bei der Seele meiner Mutter! das war das ärgste, seit die Welt steht und bis sie wieder untergeht!" sprach er . . . und erzählte ihm die Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern, wo die Alamannen auf Attilas rechtem Flügel mit Franken und

Gepiden wider des Aëtius Legionen gefochten. „Waffen und Weh! König Etzels Kapp ist zerschnitten, sein Mantel abgesägt, unsre Besten sind tot, was übrig blieb, hat kehrt gemacht, in wenig Tagen kommt das Heergefolg heim . . . es steht unterwegs noch etliches zu verwüsten, sonst wären sie schon da, wie ich."

Hugideo aber ging wieder hinüber auf seine Felsplatte, und wie er jetzt nach seinem teuern Steinbild schaute, war der Marmor rostfleckig und eisenfarbig überlaufen von dem aus den Steinritzen träufenden Kalkgewässer. Darum nahm er's heraus und stellte es auf die Mauer der Felsterrasse und reinigte es sorgsam — und wie er davor stand und seinen Blick darauf haften ließ, als wolle er sich ganz versenken in die Pracht der Züge, da ward ihm plötzlich, als ob dies Haupt voll stiller Majestät auch zu ihm herüberblicke mit beseelten Augen, ein seliger Schauer zog durch des einsamen Mannes Herz und er drückte einen Kuß auf die steinerne Stirn. Da wich die Büste von dem Mauerrand und stürzte hinab, schlug an die Felskanten auf, ohne zu zerschellen, zischte in die Rheinflut und versank . . .

Lange blickte ihr Hugideo nach, bis daß die letzten Wasserringe auf dem Spiegel der Wellen zerronnen waren, dann lächelte er vor sich hin, ging in seine Klause hinüber, griff Schaufel und Hacken und grub ein Grab am Abhang seines Berges — seitwärts von der Rheingestrandeten gemeinsamen Ruhestatt.

Wie er aber nach vollendeter Arbeit wieder zur Klause heimgekehrt war, kam plötzlich ein Gedanke über ihn, als habe er etwas zu tun vergessen — „noch etwas," sprach er, „noch etwas! . . . Wie steht geschrieben in dem Liederbuch, dessen Sprache sie mich einst gelehrt?

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu . . ."

Und er stieg abermals hinab und grub ein zweites Grab neben das erste. Und seine Arbeit dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Wie er müde und spät seinen Berg hinaufstieg, stand ein greller Feuerschein am südlichen Himmel und die Röte nahm nicht ab die ganze Nacht hindurch. Hugideo aber schritt unruhig auf seinem Fels auf und nieder, als scheuchten ihn alte Erinnerungen, er spähte und spähte durch den Schimmer der Nacht und

sprach hastige, abgerissene Worte vor sich hin, und sein Herz klopfte beim fernen Feuergesunk.

Es waren die Flammen von Augusta Rauracorum, der reichen, hochberühmten Römerkolonie, die Munatius Plancus einst als Vormauer gegen die Alamannen unweit Basel am Rheinesufer gegründet, prächtig in Tempeln, Wasserleitungen und Theatern, aber dem beutehungrigen Grenznachbar wie ein verlockendes Schaugericht vor Augen gestellt und jetzo dem Untergang verfallen.

Der hochaufschlagende Feuerschein zeigte, daß die von den katalaunischen Feldern heimkehrenden Alamannenscharen ihren Rückweg dort vorüber genommen.

Frühmorgens kam Nebi, der Fischer. „Habt Ihr gesehen?" sprach er. „Wieder ein Städtlein weniger und ein Trümmerhaufen mehr! Angst, was tangst? . . ." er blies über die hohle Hand weg . . . „Waffen und Weh! Waffen und Weh! Nehmt Eure Schaufel und kommt, es gibt Arbeit!"

In der Bucht des Rheines auf dem weißen schimmernden Uferfande lag angeländet einer Jungfrau Leiche, die weiße römische Tunica wasserschwer um die schlanken Glieder geschmiegt, das Haar in Flechten über den stolzen Nacken wallend, die Stirn von goldenem Reif umfaßt. Unter der linken Brust klaffte ein leifer Riß im Gewand, wie vom Stich einer schneidigen Waffe.

„Merkwürdig," sprach Nebi, der Fischer, „wie die blasse Maid dem Marmorbilde gleicht, das Ihr auf dem Berg droben aufgestellt."

„Ja wohl . . . merkwürdig!" sprach Hugideo. Lang und starr stand er vor der Leiche . . .:

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu."

. . . Er hob sie empor und trug sie mit starkem Arm den Berg hinauf.

„Was habt Ihr gesagt, Hugideo? halt an, Hugideo! wohin, Hugideo?" rief Nebi, der Fischer, und ließ erstaunt seine Schaufel fallen. „Die Gräber stehen ja dort zur Rechten."

„Begrabe sie heut nacht!" sprach Hugideo.

Und er trug sie hinauf in seine Klause und setzte sie sorgsam auf die steingehauene Bank der Zelle und setzte sich ihr gegenüber und hielt schweigend Totenwache und flocht vom Efeu,

das den Fels umrankte, zwei Kränze und schmückte das Haupt der Leiche und sein eigenes damit und füllte sich einen Becher Weines und nickte ihr zu, da er ihn leerte, und wich nicht mehr von ihr.

Um Mitternacht aber trug er sie hinab, wo die zwei Gräber, von seiner Hand aufgeworfen, zum Empfang gerüstet standen, und senkte sie ein und warf drei Schollen alamannischer Erde als letzten Gruß auf die tote Römerin und begrub sie in einsamer Stille der Mondnacht und wälzte einen Stein auf das Grab. Dann ging er zu des Fischers Hütte und rief hinein: „'s ist besorgt, alter Schaufelbruder, und der Ruheplatz neben ihr ist für mich, merk' dir's!"

Den folgenden Tag trug der Rhein manchen ans Ufer, an dessen Leichnam der Mauerkampf und Fall und Mordbrand von Augusta Rauracorum mit blutigen Zügen geschrieben stand.

„Auch du, Junius Messianus, alter Baumeister, Freund und Lehrer!" sprach Hugideo, da sie einen ehrwürdigen, wundenbedeckten Graukopf aus den Fluten zogen.

Aber bei einem Anblick schütterte er zusammen: ein trotzig keckes, axthiebdurchfurchtes Männerhaupt tauchte auf, ungerührt zog Nebi, der Fischer, mit langem Schiffshaken den Toten ans Land, Rüstung und Schmuck zeigten die Leiche eines Centurio der zweiundzwanzigsten Legion, der primigenia pia fidelis, noch hing im Gürtel sein zweischneidiger Dolch.

Da flog ein höhnisch Lächeln über Hugideos Antlitz, er löste die reichgeschmückte Waffe vom Gürtel des Toten und beschaute sie lange — ein großer Onyx prangte im Griff, „fortes adjuvat ipsa Venus" stand um das fein geschnittene Bildwerk geschrieben.

Hugideo steckte den Dolch zu sich und sprach grimmig zum Fischer: „Alle hier! . . . nur diesen nicht!"

Und sie schleiften den Erschlagenen an seinem dunkeln, stellenweise brandversengten Lockenhaar in den Nachen, verdeckten ihn mit übergeworfenen Netzen, fuhren ihn weit von dannen aus der Bucht in den reißenden Talweg des Rheines und warfen ihn ohne Segen und Fahrwohl wieder in die Fluten, auf daß er landabschwimme, weit, weit aus ihrem Revier.

„Es ist gut!" sprach Hugideo. Dann fuhren sie heim. „Schau morgen früh ein wenig bei mir nach," rief er zum Abschied dem Fischer zu.

Wie Nebi, der Salmenfischer, des nächsten Morgens zu Hugideos Klause kam, saß der aufrecht auf der Steinbank und hatte sich den Dolch des Centurio durchs Herz gerannt, daß er bis zum Griff im Körper haftete; ein stolzes Lächeln schwebte um seine Lippen.

Da begrub ihn der Fischer an der Seite der Jungfrau, die der Rhein gebracht.

Die Tote hieß Benigna Serena und war die Tochter des Asinius Abundantius, eines reichen, vornehmen Mannes und kaiserlichen Steuereinnehmers zu Augusta Rauracorum. Sie hatte den priesterlichen Schleier genommen und der Göttin Kybele geheimnisvoll Bild im Tempel unten am Rheine gehütet; aber erst seit Frist eines Jahres. Früher war sie ein heiter Weltkind, die schönste im Reigen der Jungfrauen, von vielen umschwärmt, von den geistreichen Pflastertretern der Provinzialstadt als „Perle des Rheines" besungen.

Hugideo, der Juthung, war vormals auch in Angst gewesen bei den Römern . . .

Heutigen Tages ist unweit jener Strandgrabstätte ein Tunnel in den Berg gebrochen und die Lokomotive saust quer durch den Isteiner Klotz. Von Augusta Rauracorum ragen noch wenige verwitterte Backsteinmauern aus dem Wiesengrunde, darüber statt römischer Imperatoren jetzt die weisen Väter des Kantons Baselland herrschen; aber dann und wann pflügt der Bauersmann einen güldenen Ring oder eine gewundene Armspange oder einen ehernen Hausgötzen aus den Furchen heraus und ein spätgeborner alamannischer Nachkomme denkt dabei an jene Zeiten, denn im Greisenalter fallen den Menschen wie den Völkern die Geschichten der Kindheit lebhafter ins Gedächtnis, als sonst, wo noch Taten der Männer zu tun sind.

Juniperus

Geschichte eines Kreuzfahrers.

Quando Suevus nascitur
vel cum in cribro ponitur
dicit ei mater
simul atque pater:
foramina quot cribro
hoc ordine sunt miro,
tot terras circumire
debes, sic vitam finire.

Altschwäbischer Gedenkspruch.

In kühler Gartenveranda des Klosters auf Berg Karmel saßen im Jahre des Herrn eilfhundertundneunzig etliche deutsche Kreuzfahrer ritterlichen Standes aus dem Heere, das Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen, dem großen schwerfällig zu Land einherziehenden Pilgerheer seines Oheims, des Kaisers Friedrich Rotbart, vorauseilend, von Brundusium über Meer vor Ptolemais geführt hatte. Bei dem letzten großen Mauersturm verwundet, waren sie zur Pflege und Heilung aus dem Lager nach des Karmels wohlbefestigter luftfrischer Einsamkeit verbracht worden. Ein jeder trug sein Denkzeichen von sarazenischem Gewaffen oder Brandgeschoß griechischen Feuers am Körper. Trotz ungeheurer Anstrengung war jener Sturm am Sonnabend nach dem Feste Christi Himmelfahrt ein sieglofer geblieben.

Unter den thüringischen, rheinländischen und flandrischen Herren war ein ihnen unbekannter junger Kriegsmann, der auf dem ganzen Kreuzzug seither als ein stummer Pilgrim mitgezogen. Erst als sein Fuß die Umwallung des „verfluchten Turmes", jener Hauptbefestigung von Ptolemais, stürmend betreten, hatte seine Zunge sich gelöst, und mit dem Schlachtruf: „Hilf Sankt Georg und Grab des Herrn, hie Neuenhewen und sein Stern!" war er unter die mauerverteidigenden Kämpfer Saladins gesprungen und stand tapfer zudruckend und mit seinem Streitkolben Bahn hauend im Gewühl, bis er schließlich schwer gewundet in den Festungsgraben hinabgeworfen von den Seinigen weggetragen ward.

Die Lazarettlangeweile zu kürzen, erzählten sich die invaliden Kämpfer ihre Geschichten und was ein jeder daheim erlebt und erstrebt, bis er, das Kreuz seinem Waffenrock anheftend und den heißen Sand Syriens gegen der Heimat geliebten Boden eintauschend, als Soldat des heiligen Grabes über Meer gekommen.

Als die Reihe des Erzählens den jungen Kriegsmann traf, dem erst seit jenem Sturmtag sich von des Schweigens Gelübde zu entbinden gestattet war, berichtete er seinen ritterlichen Gefährten, wie folgt, des Juniperus Geschichte.

„So heb' ich denn im Namen Gottes des Herrn an und erzähle euch, teuerwerte Genossen, alles, wie es ging und kam und mich von Donau und Rhein bis vor Akkons Wälle geführt . . . und wenn ich weit aushole und in strömendem Erguß der Rede euch beschwerlich falle, so wollet es einem zu gut halten, über dessen Lippen in zwei Jahren außer dem, was er unfreiwillig im Traume geredet, kein Sterbenswort kommen durfte. Und wenn euch, was ich zu berichten habe, nicht alles ein Wohlgefallen erregt, so wollet es der Jugend zugute halten, deren Angebinde heißes Blut ist und wenig Tugend.

Weit entfernt von euren Burgen und Städten, droben im glückseligen Schwaben ist meine Heimat, und als die Muhme Petrissa den Neugeborenen im geflochtenen Wiegenkorb wider das Licht hob und als untadeligen Sohn seines Vaters erfand, da sprach sie: „Du gutes festes Schwabenkind, es soll mich selber Wunder nehmen, wo überall hin durch die Welt dich deines Lebens Wege noch tragen und verschlagen werden." Und so jung ich annoch bin, so möcht' ich schier vermeinen, jenes Wort wolle sich erfüllen, denn vom Neuenhewen im Hegau bis auf den Karmel im mediterranischen Meer ist ein weiter Weg und wohl noch nicht mein letzter.

Zwischen Bodensee, Rhein und Schwarzwald hebt auch manch stolzer Berg sein Haupt, und wenn ich Flügel trüge und wenn noch alles stünde daheim, wie es stand vor der Fastnacht Anno Domini eilfhundert acht und achtzig, so wollt' ich wohl am liebsten zur Stelle über das blaue Meer zurück und heimfliegen und nach meinem guten Hewenberg schauen, denn es muß etwas der schwäbischen Luft zugemischt sein, was uns hinaustreibt weit in alle Welt, aber auch ein Zweites, was wieder heimwärts zieht mit starkem Haken der Sehnsucht. Was an mir zieht zu

den Höhen, die meine Wiege trugen, das ist die Pracht Gottes, die dort alltäglich vor den Fenstern sich auftut . . . die Pracht Gottes in Land und See und Strömen und Alpengebirgen der Ferne . . .

Darf zwar hier oben mit vollen Zügen des Karmels balsamische Luft trinken und aus einem Schwall von Blüten, die unsere Tannwälder nicht kennen, hinabschauen wie aus einem Gewürzgarten auf Meer und Land,

mare velivolum terrasque iacentes,

wie wir in der Schule es lasen, aber käme ich auch auf jenen andern Berg zu stehen, von dem einst der Versucher dem Heiland alle Herrlichkeiten dieser Welt gewiesen, nimmer würde ich vergessen, wie es auf meiner guten neuen Hewen bestellt sei. Hei, daß ich euch weisen könnte, was dort in meine Jugend hereingeglänzt: die grünen Wälder von Engen, einst des austrasischen Reiches wohlummallter Grenzstadt . . . die steil aufgeschossenen Felsgipfel des Hegaus in einsamer Schöne . . . den blau im Widerschein blauen Himmels mit gedoppelter Buchtung zu uns sich herbiegenden Bodensee . . . die fernen riesigen wie ein Hauch im Abendrot verschwindenden Schneeberge! In krummem Flußlauf windet sich die kaum entsprungene Donau durch ein Ried und strebt dem Städtlein Geysingen vorüber . . . so einer von dort eine kleine Weile gen Sonnenaufgang reitet, steht er auf schwarzem Basaltstein vor meines Vaters Behausung und mag all die Pracht erschauen, von der meine Zunge jetzt, da sie wieder reden darf, in voller Erinnerung überströmt.

Die gute neue Hewen aber ist nur ein Burgstall; ihr und der Stadt Engen gebieten die edeln Freiherrn auf dem Hohenhewen, der als der nächste in der Reihe der Hegauberge mit sanfter Schwingung seinen waldigen Gipfel erhebt. Aus fernem Hessenland kam das Hewengeschlecht einst herübergewandert in das Revier der Hegauer Kegelberge und hat von dort sein Wappen mitgebracht, den silbernen Stern im schwarzen Feld, den sie auch all ihren Dienstleuten zu Schildzier verliehen, daß sein Zeichen glückverheißend aufgepflanzt werde über dem Tor ihrer festen Berghäuser.

Darum soll keiner mich schmähen, daß ich zu Unrecht mich fremden Wappenschildes angemaßt, als ihr mir gestattet habt,

in euren Reihen den Stern meiner Heimat auf Akkons Wällen dem Sarazenen zu weisen.

Selten steigt ein Hewen von seinem Berggipfel hernieder, Lehen zu suchen . . . sitzen in semperfreier Stille daheim, wie der alte Krenkinger Freiherr im unweiten Thiengen, der selber, als der Kaiser Rotbart durchritt, nicht aufstand vom Armstuhl, darin er vor seinem Hoftor saß, und nur grüßend sein Käpplein lupfte, sprechend: „Mehr bin ich nicht schuldig."

In der Eckstube des Burgstalls Neuenhewen, den man auch das Stettener Schlößlein nennt, bin ich geboren, der Sohn eines rittermäßigen Dienstmannes, der Gottfried heißt und wie viele seines Standes mit Stichen und Schlägen aus der Jugend in sein Alter kommen und Speerkrachens viel vernommen. Nach dessen Namen tauften sie auch mich Gottfried. Die Mutter aber, ein feinfühlig Weib, der Gott ihre Treue lohnen möge, ist früh weggestorben . . . und so weit die Welt vor den Fenstern der Burg ausgebreitet lag, so eng war sie in den innern Räumen, die wir hälftig zu teilen hatten mit zwei andern hewischen Dienstmännern, ihren Frauen und Kindern. Saßen darum nahbeisammen in der einen Eckstube, aber nur wenn schlecht Wetter war; bei gutem Frost ich draußen herum auf den Felsen und stieg zum Wächter auf den großen viereckigen Turm und schaute den Sperbern nach, die drüber hinwegflogen, oder zerrte den Vater am Leibrock, wenn er zu Rosse stieg, daß er mich heraufgriff und vor sich in den Sattel sitzen hieß, und blieb ein frischer Bub, der seiner Muhme Petrissa, die jahraus jahrein am schnurrenden Spinnrad im Eckfenster saß und allen das Linnen zum Gewand spann, viel Sorge schuf.

Wie ich so ein acht Jahre geworden, hielten sie Rat, was aus mir werden solle; da sprach die Muhme: „Ist ein Knab', in dem steckt etwas. Deß mag eine Ursache sein, daß seine Mutter, da er ungeboren unter ihrem Herzen ruhte und der Vater in den Krieg geritten war, so oft hinüberging zu ihrer Schwester auf der Burg zu Aach und lange Stunden am tiefblauen Quell saß, der dort mit Flussesgewalt aufsprudelt aus den Tiefen des Erdreichs, und daß ihr nichts lieber war, denn unter dem Schatten der Linden in die rinnende Flut zu schauen und mit sehnendem Weh des abwesenden Eheherrn zu denken.

Wer weiß, was Art Geister dort schalten: sie sagen, es sei ein Stück Donau ins Erdreich verschlupft und ströme plötzlich

wieder zu Tage . . . in das Gottfriedlein ist etwas Elsisches hineingekommen, daß es anders geraten ist denn andere.

Auch hat dazumal das Gestirn Jupiter regiert, das schafft, daß seine Kinder sanft und der Weisheit vergangener Tage zugetan sind und fromme Leute und guten Rat und Gerechtigkeit lieb haben, aber viel Neigung zur Stille und verborgenem Sinnen. Vom Quellhauch der Aach aber ist ein Zug zu allem, was rinnt und strömt und braust, ihm eingeprägt, der wird ihn kaum geruhig auf dem heimatlichen Berggipfel dulden. Werdet finden, daß er für unterirdisch Fließen der Quellen einen verborgenen Sinn hat, und wenn ihr durch die Felder mit ihm geht, wird's an ihm zucken, wo in der Tiefe ein Sprudel sprudelt und oben ein Brunnen zu graben ist. Und wie es Schicksal der Regentropfen, die unserer Neuenhewen Dachtraufe, wenn sie südwärts abfließen, zum Rhein, wenn nordwärts, zur Donau entsendet, so wird auch er in die weite Welt hinaus rinnen und schwimmen müssen, vom Fels zum Strom, vom Strom zum Meer, und Gott weiß, wann er die Heimat wieder sieht.

Ein anderweit befremdlich Zeichen aber ist des Buben absondere Freude am Strauch Wachholder, zu dem er eine Neigung spürt wie ein Birkhahn oder ein Krammetsvogel. Warum hat er allzeit zu schaffen in des Wächters Gaden? Weil droben aus des Gesteines Ritzen eine große Wachholder aufgewachsen ist und ihr stachlich Geäst heraufstreckt zum Fenster! Muß immer dort was herumzukistern haben, Zweiglein auf die Kappe stecken, Beeren im Munde führen, Wurzeln im Sack nachschleppen.

Wo all dies hinauszielt, weiß die alte Petrissa nicht . . . aber ein strenger Kriegsmann wie sein Vater wird er kaum, sonst wäre er geboren im Zeichen des Planeten Mars und trüg' einen Sinn für Feuer und Eisen und Erz im Erdboden, statt für Wasser, und Neigung zu Roß und Gewild, statt zu Strauchwerk. Und dennoch deutet ihm Wachholder Späne und Stiche mancherlei."

Dieser Rede hab' ich zugehört und sie wohl im Gedächtnis behalten. Mein Vater aber lachte und sprach: „Gib dich zufrieden, du Burgfabuliererin; so etwas in ihm steckt, wird's auch zutage kommen, und, so Gott in Ungnaden es gefügt hat, am Ende gar ein Scholastikus. Brüder hat er genug, die ein Streitroß tummeln; wollen's versuchen und ihn in eine Klosterschule eintun."

Wenige Tage darauf stund das große Ritterpferd gesattelt und die Muhme hatte mir ein Bündelein zurechtgerichtet und schöne Schreibtafeln und hängte mir einen wohlgeschnitzten Griffelfisch an den Gürtel, und mein Vater hieß mich wie sonst vor sich in den Sattel sitzen und ritt mit mir in das Kloster zu Rheinau am Rhein und übergab mich dem Abt Heinrich, der ihm wohl befreundet war. Die Klosterbrüder zogen mir ein lang Gewand an, schoren meine Locken und wiesen mich zu den andern, die dort zur Schule und Unterweisung in den freien Künsten eingetan waren.

Und so war mir's ergangen wie den Wassertropfen, die von unserem Burgdach südwärts abfließen . . . war vom Neuenheven mitten in den Rhein gekommen, wußte nicht warum. Dort auf der stillen flutumrauschten Insel im krummen Umschweif des jungen Stromes, wo des heiligen Fintan aus Irland Gebeine ruhen, hab' ich gute Tage und Jahre in Fleiß verlebt . . . und mich gehalten wie ein guter Klosterschüler und die lateinischen Buchstaben lesen und schreiben gelernt und kein ander Ziel gehabt, als mit den Jahren selber ein frommer Bruder zu werden, der am Steinsarg des irländischen Heiligen im Chor der großen Kirche seine Psalmen singt, im Scriptorium die alten Schriften abschreibt und an des Abtes Tafel mit benedicte und laudate dominum den herzstärkenden goldgelben Korbwein trinken darf.

Die Sprache der Lateiner aber ging mit voller Gewalt in meiner Seele auf; oft wandelte sich mein Denken aus der Muttersprache in ein lateinisches, und wenn bei sonntäglichem Hochamt die Orgel ihren Vollton durch des Münsters Gewölbe brausen ließ, so klang es in mir wider von Hymnen und frommen Chören der Altväter, als müßt' ich das Rauchfaß schwingen und in des Weihrauchs weiß emporwallendes Gewölk lateinische Lobpsalmen hauchen zu Ehren des Herrn Himmels und der Erde.

Unser Lehrer Tannastus tummelte sich im Wissen der Alten nicht so festgesattelt, daß allzuviel von ihm zu lernen stand. Oft hub er den Zeigefinger und sprach: „Pax Dei, Gottfried mein Sohn, laß dir Zeit. Brauchst heute nicht mehr auf die Spitze der Eloquenz und des Parnassus emporzuklimmen, morgen ist auch noch ein Tag, sprach Cicero, da er nach dem Mittagessen schlafen ging."

Aber ich ließ nugern ab, und als wir, in die Klasse der Poesie vorgerückt, angeben sollten, wen sich ein jeder zu nacheifernwertem Vorbild erwähle, gab ich an: „Ich möchte werden wie des Grafen von Veringen teuerwerter Sohn Hermann der Lahme, der vor hundert Jahren als Stern der Wissenschaft in der Reichenau erglänzte, und wollte es willig hinnehmen, mangelhaft auf den Füßen zu stehen, wenn ich wie er die hehren Hymnen Salve Regina und alma redemtoris mater angefertigt und erlebt hätte, daß die Kirchen der Christenheit von ihren Klängen erschalleten. Und gleich ihm möcht' ich ein Präfekt der Schule werden und alte und neue Geschichten in ein Chronikbuch verzeichnen und Musikinstrumente erfinnen und denen, die im Herren starben, schöne Distichа zu Grabschrift machen, wie jener seiner Mutter Chiltrudis."

Da sprach Tannastus der Lehrer: „Pax Dei, Gottfried mein Sohn, dein Eifer ist gut. Und deinem Vorbild immer näher zu kommen, sollst du statt meiner die Handschrift von des ehrwürdigen Beda Unterricht in der metrischen Kunst, die wir von den Reichenauern leihweise erhielten, abschreiben."

Und in den Stunden, da er im Scriptorium arbeiten sollte, setzte er mich an seinen Schreibtisch und ging dafür Weinprobe zu halten mit dem Cellerarius. Dieweil jener in außergesetzlicher Zeit die Auslese des am gewundenen Hügelufer des Rheins prangenden Rebgartens, der Korb genannt, trank, schlürfte ich statt seiner noch edleren Korbwein aus des Angelsachsen Kommentaren . . . und so tief hat sich alles mir eingeprägt, daß ich heute noch vermöchte, seitenweise aufzusagen, was auf jenen Pergamenten geschrieben steht von sapphischem Metrum und iambisch hexametrischem und iambisch tetrametrischem, von Schema und Tropus, Rhythmus und Modulation."

„Habt auch redlich Vortrag darüber gehalten, dieweil das Wundfieber Eure Zunge zum Phantasieren zwang," sprach einer der gern zuhörenden Wassengefährten.

„So kam es," fuhr der Jüngling fort, „daß all meine Lerngesellen mich den Lateiner hießen, und weil ich, wie meine Muhme schon früher erwittert, in seltsamer Neigung zum Strauch Wachholder oft mit einem Zweiglein desselben im Gürtel vor ihnen erschien oder Speise und Trank mit den schwarzen Beeren versetzte, gaben sie mir den Uebernamen Juniperus, der ist mir durch alle Jahre hindurch verblieben, daß bald keiner in der

Abtei anders wußte, als ich sei Juniperus getauft, wiewohl sie solchen Heiligen vergeblich im Kalendarium gesucht hätten.

In selbiger Zeit gewann ich einen Freund, der war wie ich Schüler im Kloster und schlief in derselben Kammer, ein treues stilles Menschenkind und bald mir unzertrennlich; hieß Diethelm von Blumenegg.

Im wilden Wutachtal stand der Burgstall, darauf die Seinen als Dienstmannen der Zäringischen Herzoge saßen. Oft fügte es sich in fröhlicher Vakanzzeit, wenn wir als flügge Nestvögel die Lernsäle verlassen und heimschwärmen durften, daß ich mit ihm hinüberging zur Burg seiner Väter . . . heia, wie waren wir wohlgemut, in seinem felsengen Heimattal auf und nieder zu klettern, bei den Meiern auf den Herrschaftshöfen anzusprechen und Forellen zu fangen im klaren Wildwasser.

Gedenke ich aber des Tales der Wutach, so klingt es wie ein lateinisch Lied in mir zu Ehren des Wunderbaues, den Gott der Herr in seiner Felsenschroffe dort aufgerichtet . . . Gegenüber dem einsamen Steinklotz, der die gute Blumenegg trägt, streckt sich eine riesige steilnackte Wand von Kalkgestein, die bricht senkrecht mit einem Eckpfeiler ab und öffnet dem Auge den Fernblick durch das waldige Tal vorwärts zum Rhein und hinüber zum helvetischen Alpenschnee . . . ihr zu Füßen zieht wuchernder Laubwald, pfadloses Dickicht, trümmerbesätes Ufer, Marmorgefelse im Wildwasser. Wenn wir dort hinabkletterten, dem Flußlauf entgegen, und die klaffende Wildnis der Abgründe zurückließen, so bog sich milder und freundlicher das Tal und wir gehorsamten dem weisen Schulspruch im Regimen Vitae:

Mane petas montes, medio nemus, vespere fontes!

und kamen über schwanken Brückensteg zur alten Linde von Achdorf, allzeit Halt und Wahrzeichen unserer Wanderung. Dort hielt ein wackerer Vogt das Zeichen des Wirtes ausgesteckt an seinem Steinhaus; der hatte eine Tochter mit krausem Haar und lieblichem Lächeln und fand sich bei ihm allezeit ein frischer Labetrunk Weines, fröhliche Gesichter, Reigentanz und bäuerlicher Hoppaldeia um die Linde. Dort haben wir, wie es fünfzehnjährigen Jünglingen ziemt, oftmals, wenn die Angelruten abgestellt waren und der Weinkrug aufgestellt, geschwärmt von ewigen Banden der Freundschaft und Taten der Zukunft und minnigen Augen der Frauen, und als ich einst krank daheim auf

dem Schragen liegen mußte, hab' ich meinem Freund einen lateiniſchen Erinnerungsſang gefertigt und hinübergeſchickt; der fand viel Beifall und lautete alſo:

Laetitia silvestris.

Silvae nigrae corde toto
Qui devinctus sum, aegroto
Distans in exilio:
Quondam falco perbeatus,
Iam deterrime mutatus
Tristis vespertilio.

Ubi stas, vetus sodalis
Cuius vultus amicalis
Hilarabat oculum?
Scisne quoties laetabundi
Visebamus finem mundi
Blumnegg, florum angulum?

Cominus saltus proclives
Eminus alpinas nives
Sol illustrat occidens;
Subtus arva per fecunda
Susurranti ruit unda
Wutach, aqua furiens.

Tunc per rupes prominentes
Et convallia descendentes
Scisne, quo tetendimus?
Septus hortis et pomeris
Portus adnuit quietis
Achdorf, pagus rusticus.

O dulcissimam tabernam,
O rosaceum pincernam,
Rusticas delicias!
Vinum tilia sub frondosa
Haurit filia gratiosa
Marigulta — Springmitdemglas!

. . . Die Muhme Petrissa, die damals mit Spinnrad und Kunkel aus ihrem Eckfenster herübergesiedelt war an meine Lagerstatt, sprach kopfschüttelnd, da ich's auf langen Pergamentstreifen geschrieben: „O weh uns, ist das der verborgene Schatz, den ihm die Wasserelfen verheißen? Mit lateinischem Bacchantenlied wird kein Platz unter den Heiligen Gottes und keiner unter des Kaisers Ritterschaft gewonnen; von bösem Elementargeist rührt, was in dir steckt." Und sie schickte, ohne daß ich's erfuhr, ein frisch geschossen Reh in den Pfarrhof zu Geysingen, daß gebetet werde für Aenderung meines Sinnes.

Die Marigutta Springmitdemglas aber mit ihrem krispen Haar hat mir es nicht angetan, und der kühle Lindenschatten von Achdorf auch nicht . . . von einem anderen stolzeren Krauskopf blitzenden Augs kam Leides viel über mich und über den Diethelm.

Oftmals wenn wir in der Vakanz, die Armbrust umgehangen, durch die Baar streiften, Federwild zu erjagen, kehrten wir beim alten Markwart von Almishofen an, dessen fester Ritterhof aus der Tiefe des Donaurieds die breiten Giebel reckte, ein freier Herrensitz, vor dessen Tor das vierfach geteilte Wappenschild mit der Almishofer Blume im Feld rechts grüßend herabwinkte. War ein fadengerader rauher alter Herr, von dem die Leute scherzweise sagten, es stecke ein Scheit Tannenholz in seinem Rücken, wenn er im Sattel sitze, aber viel Löbliches von ritterlicher Art und Pflicht stund von ihm zu erfahren, und hatte einen reichbesetzten Harnischsaal, die zahlreichen Männer des Geschlechts, das in ihm den Senior ehrte, zu waffnen, denn der Almishofer waren viele, weit herum seßhaft in der Baar, in Hüfingen und an der Wutach und drüben zu Ymmendingen, wo allzeit ein Jüngerer des Stamms als Kirchherr seiner Pfründe genoß.

Uns aber zog es meistenteils bald aus Stube und Waffensaal hinaus in den großen Baumgarten, wo wir des Alten drei Töchter trafen. Und wenn das Jagdglück ein Wildentenpaar beschert oder einen guten Trappen, brachten wir jenen die Beute, waren in guter Kurzweil mit ihnen zusammen und spielten das Kinderspiel: „Weih, Weih, was klopfest du?" Da mußte der Diethelm als Weih mit heiserem Raubvogelgeschrei uns umschwirren, die drei Edelfräulein duckten sich wie die Küchlein ängstlich zusammen oder flohen im wilden Reimlauf und ich mußte zu ihrer Verteidigung den Feind kampflich bestehen.

Die erste der Töchter hieß Lintgard, zu der sagten wir kurzweg Luggi; die zweite der Töchter hieß Ymgard, zu der sagten wir kurzweg Ymi; die dritte hieß Rothraut, der gaben wir keinen Beinamen.

Die Rothraut war nicht wie ihre Schwestern: jene schlank, hochgewachsen in ihres Vaters Art, gutmütig, scheu und sittig . . . sie minder groß, minder schön, fesselnd durch unergründbar Spiel der Seele im großen dunkeln Auge . . . ungleich im Wesen, oft ausgelassen wild, dann wieder verschlossen und verträumt und niemanden anschauend als die Fischlein im Becken des Donauquells . . . zumeist einherwandelnd wie eine Katze, die sich ihrer samtweichen Sauberkeit freut und stets bereit hält, mit scharfem Sprung den harmlos sie umhüpfenden Vogel zu erkrallen . . . so ging sie mit unnachahmbarem und keckem Wurf des Hauptes durch die Leute, mit niemanden Freund, selten um ein spitzig Wort verlegen und dennoch vielen wohlgefallend. Wenn ihre Vettern geritten kamen, der Bikk von Almishofen von der Neuenburg am Ganchenbach, der Hug von Almishofen, dessen Haus zu Opferdingen stand, und Symphorion, der Kirchherr von Ymmendingen, den sie Symphorion den Dusler nannten, so drängten sich alle um Rothraut, mit ihr zu reden und zu spielen, und die Schwestern gingen leer aus.

Wenn die sich am Spinnrocken und mit Arbeiten der Frauen die Zeit kürzten, huschte die Rothraut bei ihres Vaters Falkenmeister herum und ließ sich unterweisen, wie der Stoßvogel auf der Hand zu tragen, wie ihm die Kappe abzunehmen und wie er mit sicherem Wurf in die Luft zu schwingen . . . oder sie streichelte das Schimmelfüllen, das im Baumgarten weiden durfte, und sprach: „Bis das groß geworden, bin auch ich groß und hab' ein Jagdkleid mit braunem Scharlach und einen Sattel mit klingenden Schellen, dann muß mir der Vater das weiße Roß schenken und ich reite mit euch ins Ried und reite durch Strauchwerk und Gräben und Sumpfesgefahr auf die Reiherbeize, hussa ihr Klosterlateiner, seht zu dann, wie ihr mir folget!"

So hielten wir etliche Sommer lang Vakanzeinkehr im Almishofer Ritterhaus, bis die Rothraut so emporgewachsen wie wir selber. Dann ward unser Kinderspiel: „Weih, Weih, was klopfest du?" fürder nicht mehr gespielt, denn als einsmals der Diethelm wieder den Weihenruf anstimmte, riß die Rothraut eine Stange aus dem Boden und ging selber auf ihn los, statt

sich zu ducken wie ein Küchlein, und setzte ihm tapfer zu mit Hieb und Stich, daß er fliehen mußte und ihr Kranz von Herbstastern, den sie um das Haupt geschlungen trug, in des Kampfes Hitze aufgelöst und zerzaust zu Boden fiel.

Wie ich mit dem Diethelm wieder eingeheimst saß im Rheinauer Klosterschulsaal, ward es ein schlimmer Lernwinter uns beiden. Nur lässig stunden meine Gedanken zu dem erwählten Tugendvorbild Hermanns des Lahmen: ich vermeinte, es sei frischer und manneswerter, ein Roß zu tummeln und mit Speerbrechen und Schildzerhauen um Minnepreis zu werben ... der lateinische Hymnenton, der sonst oft mit Stromesrauschen durch die Seele scholl, verstummte; minder ernste Reimklänge fuhren mit irrlichtelndem Aufzucken um mich auf und nieder:

crines eius adamavi
quoniam fuere flavi*

oder

O sagissima virago,
erre Palladis imago
dixi le conspiriens ..**

so daß Tannastus, unser Lehrer, kopfschüttelnd sprach: „Pax Dei, Gottfried mein Sohn, du gefällst mir nur noch halb." Zu meinem Stubengenossen aber sprach er: „Diethelm, Galea Populorum, du gefällst mir gar nicht mehr."

Er mochte recht haben. Mein großer fröhlicher Herzbruder ward täglich stiller und schweigsamer und floh seine Gesellen ... es war zur Fehde kommen zwischen ihm und der Freude. Oberhalb des Felix Regula Kirchlein beim Badeplatz auf grünem Damm stund ein alter Weidenstamm morsch und hohl, die Höhlung dem Talweg des Rheines zugekehrt. Dort störten wir ihn oftmals auf, daß er sich eingenistet hatte und vom hohlen Bamm umschildet hinabstarrte in die kräftig strömenden Rheineswellen, wie ein in Sorgen Schwebender, und den Ruf des Glöckleins überhörte, das zur Lernstunde mahnte oder zur Vespermahlzeit.

* Ihre Haare mußt' ich lieben,
Denn blondgolden waren sie.

** Jungfrau klug und zauberhaftig,
Pallas Ebenbild leibhaftig
Schaut ich, als ich dich erblickt.

Keinem verriet er, was ihn drückte. Da fiel nächtens einmal der Mondschein voll in unsere Stube und brach mir den Schlummer. Die Augen öffnend seh' ich den Diethelm auf seinem Lager aufgerichtet knien; um die Brust trug er allzeit eine große silberne Kapsel, seiner Mutter Geschenk, eine Heiligenreliquie dreingefaßt . . . wie er die Kapsel öffnete, ersah ich, daß er eine welke Herbstaster dreingelegt hatte, und er küßte sie und netzte sie mit rinnenden Tränen. Leise stand ich auf, schritt zu ihm hinüber, schlang den Arm um ihn und sprach: „Diethelm, Trautgesell, was weinest du?" Er aber stieß mich unsanft zurück und rief drohend: „Was kümmert's dich, Juniperus, apage, geh schlafen!"

Nachdem er aber wegen Einschneidens eines großen Abuchstabens in die Holzdecke eines Psalterbuches eine Strafe mit Ausschließung vom gemeinsamen Tisch, Wasser und Brotkost erduldet, wachte ich nächtens wieder auf und sah ihn halbangekleidet von seinem Lager weggehen, das Fenster aufreißen und sich hinausschwingen. „Wohin, Diethelm?" rief ich betroffen. „Fort, Juniperus, auf Nimmerwiederkunft," gab er zur Antwort und saß schon im Geäst der Ulme, die vom Rhein zu unserem Fenster emporragte, und ließ sich hinabgleiten, sprang in das Wasser und schwamm wohlgemut über an das rechte Ufer.

Deß war ich sehr betrübt, und es summte mir an jenem Tage lange eine lateinische Reimfügung durch den Kopf, die endigte:

non est unda tam profunda,
vis amoris furibunda
nos immergit fluvio.*

Dachte dabei nicht, daß bald auch an mich die Reihe kommen sollte, gleiches zu erproben.

Aber von sehnendem Weh befreit nicht Heilkraut noch Gebet. Und in all mein Denken stellte sich der Rothaut wohlgetane Gestalt, ihr Mund rosigrot, ihr Haar goldblond und lauter, ihrer Hände Paar fein und weißblank.

Und vier Wochen darauf trug derselben Ulme Geäst mich selber aus dem heimlich geöffneten Fenster hinab zum Rhein,

* Stärker als der Wogen Strandung
Reißt der Minne wilde Brandung
Uns in Strom und Strudel fort.

und ich sprang in das Wasser und schwamm hinüber auf das rechte Ufer, desselben Pfades, den mein Diethelm geschwommen.

Valeas, magister rare,
Rhenum rogor pernatare,
Coenobitas desero,*

rief ich aus den Fluten, da ich von des guten Tannastus wohlbekannter Zelle sein Lichtlein durch die Sommernacht schimmern sah.

Wie ich, in die nassen Kleider eingeschlüpft, durch die Waldstille am Schwabenegg dahin schlich und das Turmpaar der Abtei fern und ferner zurückwich, da konnt' ich freilich die Tränen nicht bannen und dachte: „Du gute, gute Rheinau, darin ich so viel gelernt und so viel an mir emporgebessert, wenn sich's nun ließe und kein Frevel wäre, daß ich jenes andere R, das mich hinübergezuckt wie der Magnet den Eisenspan, herbeiholte und mit ihm einziehen und leben dürfte in deinen Mauern, nimmermehr wollt' ich dich verlassen haben! . . ."

Auf der Neuen Hewen hub sich wieder ein böses Kopfschütteln an, da ich heimgelaufen kam. „Heilige Kummernis!" rief die Muhme Petrissa, „da haben wir's!" Der Vater brummte eine Weile, dann sprach er: „Die Schulbank hat noch achtzehnjährige rotbackige Kraft in dir gelassen, daß du in ritterlichem Handwerk dich einüben magst." Da hub ich an, in Stall und Waffenkammer mich umzutun, kam tagelang nicht aus dem Sattel, ritt, daß die Heerstraßen stäubten, jagte, daß die Hunde zurückblieben, tummelte mich in allem, was einem Garzun zu lernen geziemt, und die lateinischen Buchstaben und Reimverse schufen mir fürder nicht viel Sorgen. Unser Herr zu Hewen aber sagte willig zu, mich als Schildknappen mitzunehmen, wenn er die nächste Heerfahrt tue.

Jungfräulein Rothraut war damals oft bei ihres Vaters Schwester auf der Burg zu Lansen über dem Rheinfall. Zu ihr ritt ich eines Tages hinüber, bracht' ihr ein weißes Pärlein aus meiner Muhme Taubenschlag und stand mit ihr auf dem Söller hoch über der wellenumschäumten Klippentiefe des durchfurchten

* Teurer Lehrer, Gott befohlen!
Durch den Rhein schwimm' ich verstohlen
Und verlaß' euch Klosterherrn.

Rheinbettes und deutete rheinaufwärts und sagte: „Rothraut, ich bin kein Klosterlateiner mehr, bin ein Rittersknab und reit' in Eisengewand und reite auf die nächste Heerfahrt mit unserem Herrn, den Rittergürtel zu erstreiten und ein trauliches Heim, darin Mann und Weib Platz finden . . ."

Da fiel sie mir lächelnd in das Wort: „Gestern ist der Diethelm bei uns eingekehrt, der hat mir das gleiche gesagt."

Und wie ich einen schwermütigen Blick auf sie richtete und sagte: „Und all das tue ich um eine, deren Name hebt mit dem Buchstaben **R** an, und möcht' wissen, ob sie es gut heißt, daß ich mich in ihrem Dienste nicht sparen und ihr zu Lohne fahren will, wohin sie mir gebietet, mag's auch nach Babylonien sein . . ." Da lachte sie wieder und sprach: „Auch das hat der Diethelm zu mir gesagt; besinne dich auf was Neues, Juniperus, und schau dir einstweilen Berg und Tal an!"

Es gefiel ihr, die Landschaft durch ein Stück roten Glases zu betrachten, das aus dem Mantel des heiligen Christophorus im wohlbemalten Chorfenster des Burgkirchleins herausgebrochen war. „Gelt," sprach sie, „das schaut anders drein?"

Mir grauste, wie ich durch das rote Glas gesehen, und ich sagte: „Was dem einfachen Auge mild und freundlich erscheint, das wird unter deinem Glas, o Rothraut, wild und unheimlich: fahl rötlich schäumt mir der Rheinfall, im Feuerglanz die sonst weißglänzenden sonnebeschienenen Häuser des andern Ufers, und die grauen Wolken flammen und glasten, als wenn unterirdisch Feuer, emporbringend aus den Tiefen der Erde, durch Fels und Berg und Wiesengeländ durchschimmere und am entgegengesetzten Himmel seinen infernalen Schein widerspiegle . . ."

„Eben darum ist's schön!" sprach sie mit kaltem Lächeln . . . „und so wird's aussehen am Vorabend des Tages, da die Posaunen strafender Engel erklingen und das jüngste Gericht heraufbricht über alternde Erde und Menschheit."

„Frevle nicht, Rothraut, werde milder!" sagte ich . . . aber sie warf ihr Haupt stolz zurück: „Gerade so sprach der Diethelm gestern; o ihr lateinische Seelen!" lachte sie und ließ mich stehen, huschte in den Hof und spielte mit ihren Hahnen, denen hatte sie Glöcklein von Erz um die Hälse gebunden, und hetzte sie umher, daß der Schellen Tintinnieren und der Hahnen Gekräh seltsam durcheinander töute.

Da ritt ich betrübt heim. Folgenden Tages sandte ich einen

Knaben nach Blumenegg mit einem Zettel, darauf hatte ich in heimlicher Notenschrift, wie einst wir Klosterschüler sie in Uebung hatten, geschrieben: „Diethelm, kannst du von dem Buchstab R lassen?"

„Neinâ!" war Diethelms Antwort.

Gleich darauf kommt ein Bote des Blumeneggers mit einem Zettel, darauf steht in gleicher Schrift: „Juniperus, kannst du von dem Buchstab R lassen?"

„Neinâ, Diethelm!" war meine Antwort.

Da brach harte Zeit für uns zweibeide an, die wir bis dahin gute Gesellen und Herzbrüder gewesen.

Nun begab es sich im Lenzmonat des eilfhundert acht und achtziger Jahres, daß mit großem Zulauf aus nah und fern in Almishofen die Fastnacht begangen ward. Gastlich hatte der alte Markwart sein Haus aufgetan, viele Edle und Rittersleute aus der umliegenden Bertholdsbaar und dem nahen Schwarzwald kamen zu Kurzweil und Mummenschanz geritten, denn dort in Schwaben wird um diese Zeit viel Fröhlichkeit geübt mit Schneckenessen, Umtrunk und Reigentanz, und wer vermummt Gassen und Häuser durchlaufen will, der steckt sich in das weiße, figurenbemalte schellenbehangene Gewand des Heini Narrô, legt die Holzlarve Scheme vor das Antlitz, zieht die mit Blumenkranz und Fuchsschwanz verzierte Kapuze darüber und rennt hüpfenden Schrittes, hellauf „Narrô!" rufend und Aepfel und Nüsse unter die Kinder auswerfend, durch die fröhliche Menge.

Auch die Muhme Petrissa hatte ihr Turmfenster verlassen und ritt mit mir und etlichen reisigen Knechten zum Fest. Anlangend trafen wir auf gleicher Heerstraße die Blumenegger; die kamen in großer Sippe, alle in weißen Narrenlinnen zu Rosse, ein seltsam stattlicher Zug. Alsbald hielten sie, schüttelten allzusamt die Riemen mit den Metallschellen, daß fernhin die Fensterscheiben erklirrten . . . und einer der Vermummten, dessen Stimme ich wohl kannte, sang, wie es der Hansel Brauch und Recht, den Spottreim:

Wo aus, wo ein, Wachholderbusch
Vom Turm zu Benenhewen?
Gell, bei der Almishofer Blum'
Wär's lustiger zu leben? Narrô!

Da hub auch ich mich im Bügel und gab, wiewohl ich kein Mummkleid trug, dem Recker als Antwortreim:

Wenn Blumen blühten auf Blumenegg,
Wie sie ein Herz begehrte,
Wüßt' ich auch einen, der kurzweg
Im Trab nach Hause kehrte. Narrô!

So ritten wir zusammen in Herrn Markwarts Burgfrieden ein. Es war kein guter Anfang des Tages.

In der holzvertäfelten Halle hub sich groß Gedräng und Durcheinanderwogen. Als Wirt des Hauses schritt der alte Markwart durch die Reihen, seine weiße Zipfelkappe als Narrenhelm auf dem Haupte . . . bei ihm, wohlgetan in blühender Jugend, die drei Töchter. Und sie empfingen die Gäste nach höfischem Brauch, hießen sie mit schönem Verneigen willkomm und küßten von den Alten und Vornehmen, wen ihr Vater sie bat zu küssen.

Wie war die Rothraut stolzstrahlend jenes Tages! In anschmiegend niederwallendem braunem Gewand, die fliegenden Zöpfe mit Goldfaden durchwoben, einen ehernen Reif um das Haupthaar geschlungen, glänzte sie neben den Schwestern . . . aber, als ob des Schönen Vollklang ohne zugemischten Mißton nicht sein möge, statt eines Straußes erster Lenzblumen trug sie die blattlosen mattroten Blütenzweige des giftigen Zylandstrauches, der als unheimlicher Frühlingsverkünder dortlands unter dem Ersten erscheint, was nach verschwundener Schneedecke aufblüht.

Mein Blick begegnete dem Blick Diethelms, der seine Holzlarve abgenommen, die Maid zu begrüßen. Sie aber hatte wenig Auge und wenig Sinn für uns, und wie ich vor sie trat, als sei ich grüßenden Kusses gewärtig, hielt sie mir mit vornehmem Wink ihren Strauß an die Lippen und sprach: „Narrô!" Ich aber sagte: „Rothraut, das sind nicht die rechten Blumen, dich zu schmücken; schön sind sie, aber giftsüß und tückisch zugleich: will das Aug sich ihrer Pfirsichblütfarbe ergötzen und der Geruch sich ihres Hyazinthenduftes laben, so endet's mit einem wehen, kranken Haupt."

Da lachte sie ihr bekanntes Lachen und sprach: „Was ich dir reiche, Juniperus, du sanfter Fisch ohne Gräten, das soll dir recht sein!" und wendete mir den Rücken.

Und meine Sehnsucht nach ihr, trotz geringschätzenden Gebarens und giftrötlicher Zylandblüte, ward stark und stärker und war mir zum Troste nur, daß sie auch dem Diethelm lachend mit dem Strauß durch das Antlitz fuhr.

Einem aber reichte sie gemessen und minnig den Kuß des Empfanges, das war in grünblauschillerndem Seidenrock, darauf das Wappenzeichen der drei roten Schilde im silbernen Feld kunstreich gewirkt, Reinald von Urselingen, den Sohn des tapfern Urselinger Konrad, den unser Kaiser Rotbart seiner Feldhauptmannstugend auf italischer Heerfahrt wegen mit der Herzogswürde von Spoleto beliehen.

War ein unschlanker, aber gutmütiger Gesell, der sich viel auf seine Kenntnis höfischer Sitten einbildete und sein großes Haupt schwer und unbehilflich trug. Sie hießen ihn darum und ob seines Wappenrockes Farbenschiller Reinald den Eisvogel.

Der Rothraut aber mochte alles, was sein Mund sprach, lieblich und höfisch dünken, denn sie lächelte ihm mit ihrem süßesten Lächeln zu und sprach, was sie sonst nur ungern tat, in Franzosensprache: a bien venianz, gentil Rainald! und wiegte ihr Haupt auf dem schlanken Hals, als wolle sie ihm deuten, es sei wohlgeschaffen, dereinst zur Seite dem seinigen herzoglichen Kronreif zu tragen.

Wie sie einmal wieder an mir vorbeistreifte und in meiner Augen trübnisschwerem Blick lesen mochte, wie wenig ich davon erbaut, sprach sie leichthin: „Weißt du auch etwas von Spoleto, Juniperus? Von Spoleto im Land Italia, wo der Himmel blau und die Aepfel golden?"

„Bin ein arm jung Blut, Rothraut," gab ich zur Antwort, „und habe noch keine Heerfahrt getan dorthinüber. In der Schule lernt man, daß der Weg nach Rom dort vorbeizieht, es stehen im Itinerarium zwei andere Orte in der Nähe verzeichnet, der eine heißt der Narr, der andere der Tod* und in Spoleto werden in Sommerszeit die Hunde wütend. Spoletaner aber gibt es, sind eigentlich in Urselingen drüben bei Rottweil daheim, wo man den Ostwind Heubergerluft und den Nordwind Kniebisluft heißt."

Da schlug sie mir einen Schlag mit dem Daphnestrauß auf die Wangen und ließ mich abermals stehen.

* Narni und Todi, zwei Bergstädte des ehemaligen Herzogtums Spoleto. „Vom Narren zum Tode" lautete der scherzhaft wegweisende Pilgerspruch der Romfahrer.

Die Alten und Matronen nahmen bei dampfenden Schüsseln von Fleisch und Kraut Platz und schlürften die wohlgekochten Schnecken aus ihren Häuslein und sogen schmalzend des kriechenden Wildbrets Fettsaft, denn die Fastnacht wäre nicht rechtmäßig gefeiert, wenn dieser Leckerbissen fehlte, und meine Muhme Petrissa hätte keinen Fuß gerührt von ihrem Eckfenster herüber, wenn die Schneckenmahlzeit nicht lockend ihr vorgeschwebt.

Die Jungen sammelten sich auf dem grünenden Anger des Baumgartens, und wiewohl die benachbarten Berge noch mit beschneiten Häuptern dreinschauten, war es ein sonnig milder Vorfrühlingstag.

Dort ordnete Reinald von Urselingen den Tanzreigen an und hub sich buntfarbig Gemisch von Vermummten und erlesen höfischen Gewanden, wie die Paare, mit zierlicher Verschlingung der Hände sich geleitend, in Kranichsschritten dahinschritten. Jener aber tat sich etwas zu gut auf seine Führerkunst und hielt es für Amt und Dienstpflicht, als erfindungsreicher Vortänzer den Reigen nicht nur in den gewohnten Geleisen, sondern bei steigender Lust des Tollens auch über Tische und Bänke und anderweit zu führen.

Und weil am Ende des Baumgartens, von steinerner Umrandung sauber gefaßt, der große Almishofer Quell aussprudelt, der sein gesteinfrisches Wasser mit den andern Donauquellen vereinigt, fügte es Herr Rainald, daß die im Reigen paarweise Dahinwandelnden am Wasserbecken halt zu machen hatten. Flötenspieler, Sackpfeifer und Tamburer waren hinbestellt, die erhuben Getös und tönenden Festschall. Auf ihr Zeichen mußte, wer von den Tänzern vorüberkam, einen Sprung tun in die klar aus klarem Bodensand aufquillende Flut, und die Mundschenken eilten herzu und reichten einen gewaltigen Weinpokal, den mußte jener, bis zum Knie im Wasser stehend, leeren und zu Ruhm und Preis der Jungfrau, die mit ihm im Reigen schritt, einen Spruch sprechen. Dann hub sich wieder Musik; die Kehle vom Rheinwein, die Füße vom Donauwasser gefeuchtet, durfte der doppelt Genetzte in die Reihen zurückkehren; schallend Gelächter war sein Dank.

Anmutig zog sich Herr Rainald aus seiner Narreteiverpflichtung. Er führte in jenem Gang des Hauswirts ältestes Töchterlein, die Liutgard. Als zweites Paar folgte ich mit der Ymi; der Blumenegger führte die Rothraut. Wie die Floitirer

und Tamburer das Zeichen gaben, sprang der von Urselingen wacker hinab, griff den Becher, nickte vergnüglich mit dem großen Eisvogelhaupt und sprach: „Im Reifenglas den rheinischen Wein, den Donauquell zu Füßen, soll hier der Preiß getrunken sein, der Wonniglichen, Süßen. Der Becher leider klein ist, darin der gute Wein fließt, das Wasser quillt ohn' Ende: wüßt' ich's in Wein zu kehren, den ganzen Quell zu leeren, spräng' ich hinein behende."

Damit verdiente er denn vollen Beifall, und als er mit geleertem Pokal wassertriefend zurückschritt, hub sich Zurnf und Händeklatschen, und wer am meisten klatschte und ihm ein Zweiglein ihres Straußes zuwarf, war die Rothraut, so daß der Diethelm an ihrer Seite ungeduldig mit dem Fuß aufstampfte. Rainald der Eisvogel nahm dessen nicht wahr, unbemerkt von ihm entschwand der Zylandzweig in der Quellflut. Das hatte auch mir die Gedanken erregt und gewirrt . . . immer die Rothraut . . . überall die Rothraut . . . und alles, was süß-leidenschaftlich die Gedanken dachten, in lateinischem Tonfall die Seele durchschütternd . . . Als die Reihe an mich kam, vergaß ich ganz, daß als Tanzgefährtin ihre Schwester, nicht sie, an meiner Seite schritt, und vergaß, daß lateinisch nicht deutsch ist, sprang in die Flut, hob den Zweig auf, den die Rothraut dem Rainald zugeworfen, steckte ihn an die Brust, griff den Pokal, da ihn der Mundschenk hinabreichte, und rief:

O formosa sed spinosa
Rotraud Almishovae rosa
Te salutant hospites!*

Ehe ich aber den Pokal an die Lippen setzen konnt', war der Diethelm mit großem Sprung in den Quell gesprungen, hielt meinen Arm gepackt und sprach: „Wie magst du wagen, für die zu sprechen, die ich im Reigen führe, Yrmi heißt dein Tanzgespons und nicht Rothraut!" Und er strebte mir den Pokal aus der Hand zu winden und rief: „Der Spruch soll gelten, aber Diethelm von Blumenegg ist's, der das Wohl der Almishofer Rose trinkt!" Ueber die Brüstung schalt Herr Rainald zu mir

* Dornentragende, schöne, lose,
Rothraut, Almishofens Rose,
Alle Gäste grüßen dich.

herunter: „Ist das courtoys, des Tanzes Brauch und Ordnung brechen? Und ist das courtoys, mit Namen zu nennen, wen ritterlich man ehrt? Und ist das courtoys, in Minnesache Pfaffensprache?“ Oben am Quell stand gekränkt Irmi, meine gute blauäugige, sanft sich anschmiegende Tänzerin . . . das Antlitz verfärbt vor Röte und darüber strömenden Tränen. Den Strauß vor die Lippen haltend, kalt mit durchbohrendem Blick sprach die Rothraut zu ihr: „Ist ein Klosterlateiner, wird zeitlebens kein ritterlicher Minner . . .“ So stürmte es von allen Seiten wider mich los.

Der gröblichste von allen war des alten Markwarts Vetter, der Bikk von Almishofen, der auf der Neuenburg an der Gaucha seinen Sitz hatte; der rief: „Holet Strick und Eisenkette, daß wir den pfäfflichen Ritterknaben gefesselt in sein Kloster zurückschicken, dem er zu Unrecht entronnen . . . die lateinischen Schnäbel taugen nicht zu uns!“

So stund ich, ein Unseliger, im Quell und senkte das Aug' auf den weißen Sand, den das klar aufsprudelnde Gewässer quirlend emporhub. Den Diethelm ließ ich den Pokal nicht gewinnen, drehte ihn um, daß der goldene Wein ungetrunken verströmen mußte in das Donauwasser, dann stieß ich den Angreifer zurück: „Wem nicht gefällt, was ich getan, sprech' ich, dem will mein Schwert Antwort stehen! Hier aber sind minnige Frauen und gastliche Wirte . . . Vergebung, wenn es zu Unrecht war. An der Fastnacht ist jeder ein Narr in seiner Art, Narrô!“

Und ich winkte den Spielleuten, daß sie mit Musik einfielen, und stieg heraus, mich wieder zu meiner Reigengefährtin zu gesellen.

Da unterbrach eine fremde Erscheinung den Tumult.

Auf einem Esel sitzend war ein weißbärtiger Alter in den Baumgarten eingeritten, den hielten die andern Gäste erstlich auch für einen Faschingsgast; entblößten Hauptes, den Leib in einen groben Sack gesteckt, welcher der Arme Bewegung kaum freiließ, lenkte er sein Tier; zur Seite schritten zwei Knaben, die trugen wie Kirchenfahnen gemalte Bilder an Stangen. Wie man aber näher zuschaute, war auf dem ersten Bild der Heiland gemalt, den geißelte und schlug ein Sarazen, so daß sein Antlitz blutrünstig war . . . und auf dem zweiten stund das heilige Grab zu Jerusalem zu sehen, das war von Saladins Reitern zerstampft, verunreint, zu einem Stall umgewandelt.

Der Alte auf dem Esel war der Bruder Berthold von Gnadental, der drüben in der Scharte des Längenberges hinter Neidingen sein Klausnerhäuslein hatte. „Wehe," rief er, „wehe! in Sack und Asche klage dich, o Christenheit! sehet euern Herrn und Heiland an, wie ihn Muhammed der Lügenprophet mißhandelt; sehet sein Grab, für das unsere Väter ihr Herzblut gaben, wie trauert es itzo geschändet! Vernehmet die Botschaft des Jammers und der Schmach!" Der Bischof von Konstanz hatte ihm Briefe mitgegeben, von den Christen jenseit des Meeres in ihrer schweren Bedrängnis an den Papst und ihre abendländischen Brüder um rettenden Beistand geschrieben . . . itzt wollt' er den Trauerbericht vorlesen über der Tempelherrn Untergang vor Tiberias, über des heiligen Kreuzstammes Verlust, über des Königs von Jerusalem und seiner Ritter Gefangenschaft und all den unsäglichen Jammer, der dem Papst Urbanns das Herz gebrochen.

Aber das tanzreigenlustige Völklein war nicht gewillt, von Kreuzfahrt und Sarazenenlärm sein Fest stören zu lassen, und der Gnadentaler Einsiedel, dem die großen Jagden so manches gute Stück Wildbret auf den Herd seiner Klause jagten, war allen zu wohl bekannt, als daß er Ehrfurcht erregte.

In anderer Zeit als Fastnacht hätten sie geweint bei seinen Worten, sich zu seinen Füßen geworfen und begeistert das Kreuz sich an die Brust geheftet, aber ein Schwab läßt sich die Fastnacht nicht stören. Bald war er umringt von lustigen Gesellen. „Narrô! Bruder Berthold," rief ihm der Bikk von Almishofen entgegen und brachte ihm das volle Reisenglas zu, „seid um drei Tage zu früh ausgeritten, Aschermittwoch kommt später, Narrô!"

„Nehmet hin den Saladinszehnten," rief Diethelm von Blumenegg und verlängerte seine hölzerne Narrenschere, daß sie schwirrend mit einem Stück Rehbraten dem Prediger unter die Nase fuhr.

Der greise Bruder aus dem Gnadental ließ sich so leicht nicht abweisen. „Wendet und kehret euch," rief er im Sattel aufgerichtet, „tut von euch den sündigen Mummentand, vernehmet . . ."

„Wollen nichts vernehmen heut außer diesem," rief Rainald von Urselingen und pfiff den Flötierern hinüber, daß sie ihre unterbrochene Tanzweise weiterspielten. „Narrô!" schrie ein Trupp Vermummter und sang schellenklirrend den wohl-

bekannten Narrenmarsch. „Sacrilegium!“ rief ein anderer, „wir sind gute Christen, aber auch gute Schwaben, und kommt uns ein Pfaff auf die Fastnacht geritten, soll er Predigen lassen sein.“

Derweil hatte mir der Bruder Berthold klagenden Blickes eines seiner Pergamente gereicht, das war der ausführliche Brief eines Ritters vom Hospital, der mitgefochten in der großen Schlacht am Berge Hittin, an Archimbald den Hospitalmeister in Italien, und stund genau drin erzählt, wie sich alles zugetragen . . . die Kampfnot auf der in Brand gesteckten dürren Heide, Rainalds von Chatillon Gefangenschaft und Mord, der Seestädte Fall . . . Da schien mir unbillig, solche wichtige Kunden den Anwesenden vorzuenthalten und mit tönendem Narrô dem Prediger den Mund zu sperren!

„Haltet ein, gebt Gott die Ehre!“ rief ich und suchte dem Bruder von Gnadental, den der Bikk mit seinem Schwarm in den Narrenumzug hineinreißen wollte, Luft zu machen.

Das war denn erwünschter Anlaß, den Streit mit mir fortzusetzen.

„Hat er sich wieder ein besonderes, der Lateiner?“ rief der Bikk von Almishofen. „Fahr in die Heiden, laß uns in Frenden!“ schrie der Diethelm, glühend von Wein und Zorn und verhaltener Eifersucht; und sie griffen ihre hölzernen Flamberge, wie sie die Hansel führen, und stürmten pritschend auf mich ein. „Narrô oder Ernst?“ fragte ich. „Wie du willt, Seehäslein!“ war des Bikken Antwort. Andere drängten den Bruder vom Gnadental samt Grautier und Bildfahnenträgern zu des Baumgartens Pforte. Vermittelnd warf sich Rainald von Urselingen dazwischen, es frommte nicht, Streit sollte sein! . . . Als der Bikk und der Diethelm wie in schwerem Buhurd auf mich den Ungewaffneten einhieben, rief ich: „Jetzo genug, Narrô ein Ende!“

Unter der Linde am Donaugnell stund in eiserner Nische ein Holzbild der heiligen Barbara, das hielt ein stumpfes Eisenschwert in Handen. Da wußt' ich mir anders nicht zu helfen, als der Heiligen ihr Schwert zu entreißen und Hieb um Hieb tauschend mich durch die Menge zu hauen . . . geängsteter Aufschrei der Jungfrauen schreckte die Alten von ihrer Mahlzeit . . . Verwirrung allum . . . dem Bikk zog ich einen flachen Streich über das Antlitz, daß er betäubt wich . . . den verfolgenden Diethelm schwang ich wie eine Garbe Haferstroh unter den Armen und

schleuderte ihn an einen Baumstamm, daß aller Trotz von ihm floh . . . grimmig rannt' ich in den Burghof: „Heda, Knappen, Hans Eisenhut, Rüdiger, Brun von Zimberholz, herbei, wer zu Hewens Stern gehört!" ... Drohend sammelten sich die Meinen, bald waren die Rosse gesattelt. Da taten sich oben die Fenster der Waffenkammer auf; wie ich in den Sattel mich schwinge, streift ein Bolzen zischend an meiner Seite vorbei in des Rosses Nacken, daß es gewundet sich aufbäumt . . . der Bikk hatte den Schuß getan und stand hohnlachend am Fenster, die Armbrust von neuem spannend. „Soll dir nicht vergessen sein, dir und deiner Neuenburg nicht!" winkt' ich hinauf. „Bin unwert hier worden, Herr Markwart," rief ich, zum bestürzten Wirt des Hauses mich wendend, „will Euer wacker Haus nicht zum Kampfplatz machen; von jetzt ab zwei Stunden lang halt' ich mit Schild und Lanze auf dem Anger jenseit der Breg; wer mich finden will, mag mich suchen, sorgt für die Muhme Petrissa!" Ohne Abschied entritt ich auf wundem Rosse mit den Knechten.

Draußen auf dem Anger hielt ich streitgerüstet . . . kein Widersacher kam . . . die Alten und der Klausner mochten geschwichtigt haben. Aber in mir schäumte und kochte es von erlittener Unbill und unbesonnener Jugend und Sehnen nach Rache . . . und als mein gutes Roß, da wir des Bikken Bolzen auszogen, zusammenbrach, sprach ich in Wut: „Aug' um Auge. Zahn um Zahn! wohlauf, ihr Knechte, dem Schädiger einen Gegenschaden!"

Das todwunde Roß schleppten wir in sichern Gewahrsam, stellten die andern Rosse dazu und suchten auf wohlbekannten Schleichwegen selbsieben den Gauchabach, in dessen verborgenen Schluchten der Bikk auf seiner Veste Neuenburg horstete.

Und mein Anschlag war, meinem Roßverderber seine Burgmühle in Brand zu stecken, daß ihm ein Rachefeuer entgegenleuchte, wenn er heimgeritten komme vom Gelag.

Von jener Stunde an war ich Gottes und seiner Heiligen nicht mehr eingedenk.

Sonst, wenn ich über die Höhen von Tekkingen kam, hielt ich bei einem hölzernen Kreuze, darob das Bild des Erlösers in das Grün der Tannenwälder schaut, betete ein Paternoster und tat einen rundschauenden Blick über das wildschöne Land. Noch steht alles wie ein reiches Farbenbild vor meinem Aug': die Hochebene mit den eng hinabgeklüfteten Spalten des Bodens,

durch welche der Wildbach Gaucha auf dem Eillauf zu seinem Hauptfluß sich durchgefressen und schäumend zum Tal rennt . . . jenseit der mühlenbesetzten Schluchten lange Rücken dunkler Tannwälder, den dem Rhein entgegengekehrten Wutachlauf zeichnend, darüber klar und duftig, Wandersehnsucht und Hochgebirgsverlangen in der Seele wachrufend, die helvetische Alpenferne! In der guten Klosterzeit hatte ich zu Ehren jener Schluchten eine Cantilena angefertigt — sie begann:

e caligine nocturna
prominet arx taciturna,
fortis, soli aria* —

und hatte die ganze Landschaft bis zu den mit scharfem Umriß in die Himmelbläue sich einzeichnenden Gipfel des Mönchs und der Jungfrau in das Gedicht verwoben . . . jetzo stieg ich durch den Tekkinger Eichwald, die einst besungene Burg mit Feuer und Schwert zu schädigen.

Und weil mir jener Tag mit allem, was geschah, unverlöschlich in der Erinnerung haftet, so erlaubet, daß ich auch den Weg schildere, der zum Ziele des Ueberfalls führen sollte: es sind böse Pfade, die einer im Schwarzwald zu schreiten hat, wenn er Fehde anhebt.

Ein hoher senkrechter Felsvorsprung trägt die Neuenburg. Rings umschließt und umtürmt steilste Felswand das enge Bett des Wildbachs . . . in verborgenem Winkel am Ufer geht das Rad der Burgmühle . . . ein Steg führt über das Gewässer.

Unvermerkt die Mühle zu beschleichen, mußten wir Tiefe und Bach gewinnen. Erst ging's über schwindelnd am Saum des Abgrundes niedersteigenden Fußpfad; von gefrorenem Schnee überlastet zwang er uns, in wildem Rutsch, mit Einstemmung der Lanzen das Gleichgewicht haltend, talab zu fahren.

In eine Seitenschlucht drangen wir ein, dort überraschte gespenstiger Anblick: Dunkel der Steinwand, rings kahle Bäume, wenig Tageslicht von oben einfallend, aber gegenüber der Talkessel von gefrorenem Wasserfall ausgefüllt; kristallhell übereist

* Nächtig dunkeln Abgrundschauer
Überragt mit starker Mauer
Einsam trotzig eine Burg.

breitete sich der Fels, und zur Rechten an der Höhe, starr unbeweglich wie ein Toter im Sterbelinnen, lehnte ein zweiter in Eis verwandelter Waldbach.

Feucht und schneidig kam es aus der beeisten Wildnis wider uns geweht, daß Rüstung und Gewaffen tauig anlief: hei des kühlenden Ganges nach Narrenhitze und Narrenstreit! So einer in bösem Sinnieren des Weges zieht, ist dort ein Anlaß gegeben, sich des Näheren zu bedenken. In Sündersweise schlug der alte Waffenknecht Rüdiger an die Brust, ein Gebet murmelnd, und der Brun von Zimberholz, der sonst den Teufel in der Hölle zu knebeln sich vermaß, sprach zwinkernden Auges: „Jungherr, es wird wilde!"

Ich aber war allzu zornmütig, abzulassen.

Je weiter wir dem Bache nachdrangen, desto enger ward der Uferraum, desto steiler sprang die Kalkwand entgegen. Endlich verbaut sie den Pfad ganz. Aus dichtem Geäst des noch nicht grünenden Buchwaldes ragte jenseit der Neuenburg Turm, in der Tiefe der Burgmühle breiter Giebel. Vor uns Tosen der Gaucha. „Klappre mir mit den Zähnen nicht!" rief ich dem alten Waffenknecht zu, der abermals sein Gebet murmelte, und schritt watend, die Waffen hochgehalten, durch das schäumende Gewässer. Schier hätt' es wie Steingeröll uns fortgerissen.

Drüben angelangt schleichen wir schweigsam, gezückten Schwertes wider den Steg. Da sitzt unbefangen einer im weißen Faschinggewand als Heini Narrô auf der Holzbrücke, läßt seine Beine schaukelnd herabhangen und sonnt sich. Auch wie er uns kommen sieht, bleibt er unverwundert sitzen. „Stich ihn herab," rief ich dem Brun zu, der die längste Hallparte trug . . . Der rennt mächtig vor, da steht der weiße Narr langsam und lächelnd auf, fährt mit dem Finger spöttisch deutend nach der Stirn, als wolle er sagen: „Was fällt euch ein, ihr Männer?" greift sein Hörnlein und bläst anmutig den ersten Absatz des allbekannten Narrenmarsches; der klang fremdsonderbar, der Seele unvergeßlich durch die einsam wilde Schlucht; aber eh' der Widerhall an den Steinwänden melodisch verklungen, stürmte von allen Seiten, auf Mühlweg und Burgweg, ein Narrenschwarm heran, alle im weißzwilchenen Pickelheringgewand, aber statt hölzerner Flamberge und Pritschen mit scharfen Bauernspießen gewaffnet.

Und sie besetzen den Brückensteg, wälzen Wurfsteine heran, schütteln die kreuzweis übergehangenen Riemen mit den Metall-

glocken, daß furchtbares Schellengetös das Waffengeklirr übertönte, und singen den Spottgruß:

Willkomm, willkomm am Mühlebach
Fremde Spieß und Stangen:
Heini Narrô ist auch schon da,
Euch wacker zu empfangen! Narrô!

Unser Anschlag war verraten. Holzhauer, die einen Tannenbaum fällten auf der Höhe, hatten unsern Wasserpfad erlauscht und waren hinübergesprungen in das große Dorf Bachheim, wo der Burgmüller mit seinen Mühlknappen äpfelauswerfend des Narrenlaufes pflag, und hinüber nach Unnadingen, wo die von der Burghut in Mummenschanz den Wein tilgten, und hatten den ganzen Schwarm mit „Waffen, Narro!" aufgejagt, daß sie keine Zeit mehr nahmen, in Streitgewand zu fahren . . . selbst das Bauernvolk war dem Bikk zugetan, denn auch des Geplagtseins und Gepacktseins alte Gewohnheit kann Neigung begründen.

Wie ein losgelassen Wespennest summten sie mit Uebermacht herzu.

Da entspann sich wüster Raufhandel um den Brückensteg . . . ein ritterliches Fechten war es nicht, aber ein merkwürdiges, wert auf Pergament gemalt zu sehen: in tannendüsterer Wildnis die von sinkender Sonne rotgolden umstrahlte Brücke . . . der Streitenden Fastnachtanzug . . . quellendes Blut auf weißen Narrenjacken . . . Niedergestochene mit Schellengekling in die Fluten der Gaucha versinkend . . . und dazu des Mühlrads einförmig weitergehend Geplapper, des Wächters Alarmhorn vom Turm, herbeieilenden Volkes die Waldschlucht durchtönend Geschrei . . . verzeih mir Gott, daß es mir nicht mißfiel.

Als der Abendstern am Himmel aufging, war es uns nicht gelungen, des Bikken Mühle in Brand zu stecken. Aber sein Müller samt dem Mühlknappen schwamm erschlagen talab und aus vielen Wunden floß neuenburgisch Blut.

Selbfünft zogen wir uns in das Waldesdickicht der Wutachberge flüchtend zurück und heim.

. . . Drei Tage darauf, als noch mein wundes Haupt von dem Essig schmerzte, damit die Muhme Petrissa es gewaschen, jagte von des Wächters Turmgemach mitternächtiger Hornstoß

uns vom Lager . . . eh' wir gewaffnet hinausspringen konnten, Feuerschein und lohender Strohdachbrand auf einem der Häuser der Vorburg . . . jammernd kamen Weiber und Kinder gelaufen; Haus und Fruchtscheuer, darin der Herrschaft Kernen und Roggengilten gespeichert lagen, stund in Flammen . . . enteilender Hufschlag tönte von der Geysinger Straße.

Das war des Bikken von der Neuenburg und des Diethelm von Blumenegg einstweilige Antwort. Sie hatten uns das gebrannte Leid angetan und einen Burgmann, im Schlaf überfallen und geknebelt, manuraubend mit fortgeschleppt.

Da sprach ich zu meinem Vater: „So darf es weiter nicht spinnen, daß unser Handel den Landfrieden bricht und unsere Lehenherren wider einander in die Waffen ruft; was ich angefangen, sei von mir allein zu Ende gefochten."

Etliche Weile später sollte zu Schaffhausen eine ritterliche Hochzeit begangen werden mit Ringelrennen, Speerschaftbrechen und mannigfachem Waffenspiel. Die Rothraut war wieder bei ihres Vaters Schwester auf der Burg am Rheinfall. Da wußt' ich, daß der Diethelm bei jenem Fest nicht fehlen würde.

Ritt also aus, zu mildem wie scharfem Fechten wohlgewaffnet, von niemanden begleitet, zum Schlimmsten entschlossen.

Wie der hohe Randen hinter mir lag und schon Schaffhausens Munot aus seiner Tiefe heraufragte und zur Rechten in dumpfer Ferne der Rheinfall rauschte, da erschau' ich auf nachbarlichem Waldweg einen Reiter traben, gewaffnet wie ich in Eisengewand, um den Helm ein Kränzlein mit Frühlingsblumen geschlungen. Ich kannte des Blumeneggers Abzeichen, hielt mein Roß, rief ihn mit dem Kampfruf „Inniperus!" hart an und legte den Speer in die Seite. Der Diethelm verstand den Zuruf. „Rothraut!" antwortete sein Krîe, den Speer eingelegt, sprengte er heran. Da tyostierten wir so gewaltig wider einander, daß mein Schaft ihm den Schild mit den roten Balken und blauen Wolken mitten durchbohrte, den Arm zerstach und den hintern Sattelbogen wegriß.

Aber auch ich mußte durch seinen Stoß erlernen, was Fallen sei. Beide stunden wir, ab den Pferden gehoben, im frischgepflügten Ackerfeld . . . nun ward der Schwerter nicht vergessen, triefend in Schweiß und Blut droschen wir auf einand, als stünde Christ und Sarazen im Streit; dem Diethelm war nur ein Fetzen des Schildes noch verblieben, da erklang's an

beiden Helmen, da trafen, wie erst die Lanzen, beide Schwerter gleichzeitig ihr Ziel. Ueber das Haupt gehauen, taumelte ich nieder; der Diethelm, vom Sturz schon betäubt, sank meinem ungefügen Streich . . . stöhnend lagen wir in des neugebrochenen Ackers Furchen.

Es war ein einsamer Ort und Abendstille, niemand Kampfzenge, als die dunkeln, blaugrauen, von schwerem Gewölk überzogenen Häupter der fernen Alpen. Die Wipfel des Bergwaldes durchkrachte Gewitterwind.

Mählich klärte sich da und dort der Himmel. In zerrissenem Gewölk ging die Nacht auf. Betaut von Regen und Blut lag ich auf dem Rücken, über mir unbekannte klare Sterne, die Landschaft tief schwarz, jenseit um den fernen Schwarzwald aufzuckend elektrisch Leuchten, von hellen Blitzen durchschnitten. Auch am Boden unfern von uns hub sich zuckend Schimmern, daß Helm und Harnisch vom Sankt Elmsfeuer umsäumt glasteten.

So lag ich, ein wunder Mann, eingetaucht in der Erde phosphorisch blaulenchtenden Dunst, des Himmels siderische Ruhe zu Häupten. Und auf dem finstern Waldweg scholl ein Glöcklein und schritt mit vorgetragener Kienfackel der Leutpriester von Moerishausen, einem Sterbenden die letzte Wegzehrung bringend.

Da kam fremde Kraft und fremdartig Denken über mich. Schwerfällig schob ich mich zum Diethelm hin, löste den Dolch Misericordia aus dem Gürtel, kniete an dem Schwergewundeten empor und rief ihm seinen Namen in das Ohr. Er schlug die Augen auf. „Stoß zu!" stöhnte er.

„Magst du noch immer vom Buchstab **R** nicht lassen?" fragte ich.

„Neinâ!" sprach er matt und trotzig, „stoß zu! Ich hab's verdient. Nicht um dich: der Rainald . . ."

„Um Gottes willen," schrie ich und hielt die Hand abwehrend wider seine Lippen, „ich will nicht wissen, was du dem Rainald getan . . ." Den Dolch stieß ich in die Scheide zurück. „Schau, Diethelm," sagte ich, „alte Brüder und Lerngesellen, wie wir, sollten einander nicht mit Dolch und Gnadenstoß das letzte Fahrwohl sagen. Des Streites wäre genug. Wenn wir nicht auf freiem Felde verenden und wieder heil werden . . ."

. . . „müssen wir wiederum fechten auf Leben und Sterben!" fiel Diethelm ein.

„Müssen wir?" unterbrach ich seine Rede, „sieh zu, alter

Gesell, ob wir müssen. Eins bleibt wahr, solang keiner von uns den Buchstab R vergessen mag, ist einer von uns zu viel auf der Welt . . ."

„So ist es!" seufzte der Diethelm.

„Aber nicht unsere Hand soll Rann schaffen, Diethelm," sprach ich; „Blutschuld am Freund mag nicht um Minne werben. Ein anderer soll das Urteil fällen!" Ich wies nach dem Rhein, der grollend durch die schweigsame Nacht seines Falles Brausen ertönen ließ. „Wollen jenen zum Schiedsrichter machen," fuhr ich fort, „ihn, durch den wir dem Kloster entschwommen, da jene Unsegensminne die Herzen zu umstricken begann, unsern alten guten treuen Rheinauer Rhein! wollen wieder eintauchen in seine Flut, nicht gegen ihn, mit ihm, da wo er, der Rothraut Söller nahe, über Klippen und Felsen tobend hinabstürzt. Dort im Lausenfall sprüht der Tod so sicher wie von unserer Schwerter Schneide; dort laß uns hindurchsausen! Wem der Rhein durch seine Fälle Paß gestattet, der mag die Rothraut freien; wen es zerschmettert, gut, der läßt es sein."

. . . Bauern aus der Nähe hatten unsere Rosse eingefangen und fanden uns im Felde liegen. Schreiend kamen sie mit Tragbahren, uns nach der Stadt zu schleppen.

„Eingeschlagen!" sprach der Diethelm, da wir auseinander kamen, „eingeschlagen, mein Leben ist verwirkt, im Rheinfall sehn wir uns wieder!" . . .

Und was ich jetzo zum Schluß meiner Geschichte zu erzählen habe, ist schwere Aventiure. An meinem Krankenlager erzählten sie, der Rainald liege auf den Tod geschossen auf der Urselinger Burg, wisse nicht von wem.

Es dauerte lang, bis unsere Wunden heil waren. Aber als der Mai die Wiesen zu blümen begann, erhielt ich vom Diethelm die Frage: „Bist du bereit, Juniperus?" und gab zurück: „Ich bin's, Diethelm." Stumm, das Geheimnis in der Brust verschlossen, einen Zweig vom alten Turmwachholder an der Jägerkappe, verließ ich die gute Neuenhewen.

Ich habe sie nicht wiedergesehen.

Und am Morgen des fünften Maien — da wir stürmten am Fluchtturm war der Jahrestag — knieten wir in der Kirche des Allerheiligenklosters oberhalb Schaffhausen, taten eine christliche Beicht für alles Vergangene und machten Frieden mit Gott.

Der Diethelm zitterte, wie er von dem Priester kam. Ohne unsern Vorsatz zu offenbaren, schritten wir zum Rheinstrand. Jeder hatte seinen Kahn bereit, mit Rudern und einem Fähnlein, das sein ritterlich Wappen trug.

Auf das Laufenschloß über dem Fall hatten wir einen Boten gesandt mit der Botschaft: „Wenn Rothraut von Almishofen heutigen Morgens den Söller nicht verläßt, mag sie auf dem Rhein Aventiure erschauen." Der Bote hatte nicht verraten, von wem er komme.

Mit fest ausgepolstertem Lederwams taten wir uns zu der Fahrt an. Zwei ungleiche Halme in der Hand verschließend, bat ich den Diethelm zu ziehen, wem auf rechter, wem auf linker Stromseite zu fahren zufalle. Er zog für sich die linke Seite. Wir umarmten einander lang und schweigend.

„Ohne Groll!" sprach er endlich.

„Ohne Groll!" sprach ich. „Im Namen Gottes, ab!" . . .

. . . Gleichzeitig stießen wir vom Lande und ruderten nebeneinander an Schaffhausens Mauern und Türmen vorbei. Laut und lauter begann das Herz zu schlagen. Es ging dem Rheinfall entgegen. Des Frühlings Hochgewässer hatten ihn geschwellt, daß er stärker toste denn gewöhnlich.

Einmal war's, als bringe der Wind Zitherspiel durch die Lüfte, hoch über uns, auf dem Söller des Laufenschlosses stand ein Kreis von Frauen; ich erkannte der Rothraut braunes Gewand, das sie um Fastnacht getragen.

Schon rissen die Wogen schneller die Boote. Wie sein Los bestimme, steuerte der Diethelm nach der linken Stromseite, zwischen dem Laufenschloß und dem dunkeln Fels, der in Mitte des Stromes schief emporragend den Fall in zwei Hälften teilt. Er hatte sein Ruder niedergelegt und stand aufrecht im vorwärts schießenden Nachen, in seiner Rechten flatterte das Fähnlein mit Blumeneggs roten Balken und blauen Wolken im silbernen Feld.

Ich ruderte zur Rechten. Im offenen Eisenhammer am Ufer hämmerten die Schmiedknappen ein glühend Eisen platt, Funken stiebten um die dunkle Halle.

Einen letzten Blick warf ich hinüber zum Söller . . . o daß meine Augen blind geworden und mein Herz zerbrochen wäre für immerdar! . . . Die Rothraut zog in diesem Augenblick ihr rotes Glasstück aus der Tasche, damit der Strom und was in ihm

vorübertrieb, sich farbenwilder ausnehmen möge . . . und sie schaute unbeweglich durch.

Da legte auch ich mein Ruder nieder, kreuzte die Arme über der Brust und ließ dahintreibend dem Strom sein Recht.

Jetzt schwankte und tanzte zuerst des Diethelms Boot und schoß wie ein Pfeil in die Stromschnelle; fortgerissen tauchte es unter, noch einmal hob es aufbäumend sich empor, noch einmal schwang Diethelm sein Fähnlein, dann von Gischt und Schaum und der Wellen tobendem Zusammenschlag überströmt, sank Mann und Schiff.

Durch meinen Nachen fuhr schütternd ein Stoß. Wasserwirbel riß ihn wie einen Taumelnden; hinausgeschnellt flog Ruder, flog Wappenfähnlein in die Flut . . . ich fühlte der Strömung gähes Vergabschießen . . . schaummmzischt hob ich noch einmal den Blick, da sah ich nichts mehr rundum als tauig aufsprühenden Wasserschwall, durchglänzt von regenbogenfarbener Spiegelung und hoch über mir Gottes blauen Himmel . . . als wollte er Zeuge sein des vermessenen Schauspiels, hielt gerade ein Gabelweih unbeweglich droben im Aether und schwebte, die krummen Fittiche ausgebreitet, ruhig und starr über der Brandung. Jetzt krachte und schütterte ein zweiter Stoß . . . angeprallt an verborgenem Fels barsten des Nachens Planken . . . bogenförmig hinausgeschleudert flog ich in die milchweiß aufschäumende Sturzflut . . . hochauf pochte das Herz, als sterb' es und sei schon gestorben, und um die Ohren toste ein Getöse, als wenn tausend Schmiedehämmer schwer einschlagend niederdonnerten auf eiserne Ambose und wenn tausend Blasbälge zischend in die Glut schmelzenden Eisens hineinbliesen, prasselnde Wassergüsse drauf strömend, ausdampfend, lärmend, unfähig die Glut zu löschen . . . so von infernalem Gebraus das arme Haupt durchtobt . . . Himmel, Erde, Wasser, Feuer, Donner Gottes und Qual der Hölle, alles mit Schnelle des Blitzes um den Versinkenden wirbelnd . . . so durchsauste ich des Rheines gräßliche Schrecken und fuhr kopfüber hinab zum Tale, wo auf zerspültem Kalkfels die Bretterwände einer Fischerhütte friedlich emporschauen in den tosenden Strudel.

. . . Wie ich weiter schwimmend mich hindurchgearbeitet, weiß ich kaum. Als mein geschwunden Bewußtsein wieder aufzuleben begann, war ich in der alten Klosterschulheimat Rheinau. Fischer vom Rohl hatten den Dahintreibenden aufgefischt.

In die Vorhalle der Büßer hatten mich die Mönche gelegt . . . Kloster und der Kirche Inneres dem Sünder sperrend.

Wie ich die Augen aufschlug, brannten Lichter in dem Vestibulum; von den Steinpfeilern schauten der vier Evangelisten Säulenbilder auf mich hernieder, vor mir stund der Abt Heinrich von Wartenberg und ließ seinen strengen Blick auf meinem zitternden Körper haften, besprengte ihn mit geweihtem Wasser und sprach:

„Ihr habt Gott versucht mit eurem Stromordal, du und jener andere, den der Rhein verschlungen. Und wer im Frevel üppigen Herzens die Schwelle des Todes überschritt und vernahm, wie die Donner der Unterwelt über ihm zusammenschlugen, der soll als ein neuer Mensch aus Gottes Stromtaufe zum Leben erstehen.

Gottfried von der Neuenhewen, auf daß die Bürger dieses Landes nicht mit Fingern auf dich deuten und sprechen: der hat an seinem Schöpfer gefrevelt! sollst du Buße tun als ein echter und rechter reuiger Büßer, sollst kein farbig Gewand mehr tragen und die Waffen nur gegen der Christenheit Erbfeind, sollst fasten bei Wasser und Brot jeden Mittwoch und jeden Freitag, und wo du in einer Kirche zu Gott beten willst, sollst du barfuß sie betreten und eine Rute in der Hand halten.

Von der schwäbischen Erde sollst du dich abscheiden, sollst deines Namens vergessen und deines Standes, sollst von heute ab zwei Jahre lang kein Wort mehr über die Lippen bringen und dich als der niedrigste der Knechte Gottes seinem Dienste stellen, sobald die Drometen rufen zum Streite für des heiligen Grabes Befreiung.

Gottfried von der Neuenhewen, sei gebannt von heute an und abgeschieden aus der Gemeinschaft deiner Kirche und deiner Heimat, ein schweigender Mann, bis deine Buße gelöst!"

Grabtiefen Tones stimmten die Brüder einen Psalm an, ich aber warf mich dem Abte zu Füßen und küßte reumütig den Saum seines Gewandes und legte die Finger auf die Lippen, Schweigen gelobend und Heerfahrt des Kreuzes. Des Gehens wieder fähig, fuhr ich in Knechtsweise von dannen. Vale dulcis patria, suavis Suevorum Suevia! Ein Brief des Abtes wies mich nach Reinhardtsbrunn, das mit Rheinau durch gemeinsame Beobachtung hirsauischer Ordensobservanz verbrüdert ist.

Das weitere, werte Herren und Streitgenossen, wisset ihr.

Am Tage, da ich euch zur Seite auf Akkons Wall in die Heiden schlagen durfte, war meines Schweigens Frist abgelaufen.

Und also lief des Juniperus Weg vom Berg Neuenhelven im Hegau zum Berg Karmel im gelobten Lande."

Anmerkungen.

Die von Heven.

Die ehemalige Herrschaft Hohenhewen in Hegau, deren Grenzen, Dörfer und Höfe Kolbs Lexikon des Großh. Baden I. p. 83 einzeln aufzählt und J. Baders Badenia I, 105 landkartlich verzeichnet, erscheint, soweit geschichtliche Nachweise reichen, als unmittelbare Reichsherrschaft.

Ihre ersten bekannten Besitzer, die Herren von Hewen, nach Ueberlieferung der Familie gleicher Abstammung mit den alten Gaugrafen von Ziegenhain in Hessen, zählten zu den edelsten und ältesten Geschlechtern des Landes. 877 Gotfrid von Heven prepositus in coenobio Pussen-Buron (?) S. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, XVII, 85 not. 1. Die fabulierenden Aufzeichnungen des Rüxnerschen Turnierbuches machen beim ersten Turnier zu Magdeburg im Jahr 938 einen „Karl, Herrn zu Hohenhewen, Turniervogt des Landes in Schwaben" und einen zum Grieswärtel erwählten „Herrn Marquarden von Hewen" namhaft. Urkundlich verbürgt treten diese mächtigen Edeln seit dem XII. Jahrhundert auf.

1189. Bertoldus de Hewin, Stifter von Gütern pro memoria sui suorumque an das Kloster Reichenau. Zeitschr. I, 323.

1207. Rudolfus et fratres eius nobiles dicti de Hewen verzichten auf Güter in Chelntal zugunsten Conrads von Neuenhausen. S. Fickler, Quellen und Forschungen zur Geschichte Schwabens und der Ostschweiz, p. 72, Mannheim 1859.

Ohne Jahrzahl: Bertholdus de Meinewanc miles qui postmodum factus et conversus in Salem „domino suo Walthero nobili viro de Hewin" resignavit pratum quoddam in loco Undiraichi et ipse ad peticionem eius dedit ecclesie Salem. Zeitschr. I, 329.

1224. Vir illustris Rudolfus dominus de Hewen tritt eine

Huba in Mowinhain, quam Bertoldus miles de Almishoven de manu eius iure tenuit, quasi per concambium an Reichenau ab. Zeitschr. II, 87.

1226, 17. Aug. Rudolfus homo nobilis de Hewen, Bürge in einem Vergleich zwischen dem Kloster Kreuzlingen und dem Grafen Albert von Rotenburg. S. Schmid, Monumenta Hohenbergica, p. 12, Stuttg. 1862.

1251. Rudolfus et Rudolfus nobiles de Hewen milites, Schirmvögte sankt blasischer Besitzungen, in Fehde mit dem Kloster. M. Gerbert, historia nigrae silvae, St. Blas. 1783. tom. III. p. 156.

1258. Rudolfus et Rudolfus fratres nobiles de Hewen bezeugen und gewähren die Schenkung eines Hofes zu Nagolt: „in Nagelte in nostro situm territorio," an das Kloster Kilchperg. Schmid, monum. Hohenberg. Nro. 39.

Urkunden des Cisterzienserstiftes Salem tun ihrer noch mehrfach Erwähnung. Zeitschr. III, 66.

1330 u. 31. Herr Rudolf von Hewen, „dez diu alte Hewen ist," Oheim des Grafen Rudolf von Hohenberg. Mon. Hoh. Nro. 301. 319. 336.

1355. Peter Herr zu Hewen, Schwager der Hohenberger, ib. Nro. 517.

1377 ward „Her Hainrich von Hêwen" Burger zu Constanz „und swur funf jar burgerrecht ze haltend und gewärtig ze finde mit sinen vestinen die er inne hat, sie sitzen gar sin oder halb, als die îm werdent . . ." Zeitschr. IV. 142.

1381. Hainrich und Hans Herren von Hewen Gebruder, Neffen des Grafen Eginо von Freiburg. Zeitschr. XVII. 84.

Viele zeichneten sich im Kirchendienst aus. 1252. Burkart von Hewen, Abt in der Reichenau. 1270. Burcard de Hewen rector ecclesie in Haiterbach, mon. Hohenberg. Nro. 58. 1387 bis 1398 Burkhart von Hewen, 1436 bis 1462 Heinrich von Hewen, Bischof von Konstanz. Ihr gemeinsames Grabdenkmal im Kreuzgang des Domes zu Konstanz, von Bischof Heinrich sich und seinem Vorfahr errichtet, s. bei Bergmann, Merkwürdigkeiten des Großh. Baden, Bd. I. Heft 1. Konstanz bei Ruegg 1825. Die Sarkophagumschrift lautet: Vita functi domini de Hewen Burchart anno 1398 et Henricus 1462 epi. Constant. hic pie quiescunt amen.

Im XVI. Jahrhundert Verena von Hewen, Äbtissin des Frauenklosters Paradies ober Schaffhausen. 1484. Anna von Hewen, Äbtissin in Zürich. 1518. Heinrich von Hewen, Bischof zu Chur.

1570 ging als letzter des Geschlechtes Albert Arbogast, Land-

vogt zu Mömpelgard, Sohn des berühmten 1542 im Türkenkrieg gefallenen Jerg von Hewen, Herrn zu der hohen Trüns in Graubündten, mit Tod ab.

In der kleinen Kirche des heiligen Martinus zu Engen ist der Familie Erbbegräbnis, leider, seit Verwendung der Kirche zum Magazin für Schienen und Schwellen der neuerbauten Eisenbahn, gänzlicher Zerstörung ausgesetzt. Das Kloster Lichtental bewahrt als Erinnerung an hewensche Damen ein Reliquienkästchen aus vergoldetem Silber mit der Umschrift: „dieses Pazem hat lassen machen Fraw Adelhait von Hoewen geborene zu Eberstein und Fraw Bertha, Grefin von Sultz geborene von Hoewen." S. Krieg v. Hochfelden, Gesch. der Grafen v. Eberstein, p. 294.

Die Herrschaft „die vesten Althewen, die vest und stat Engen und die vest Hewnegg" mit aller Zubehör wurde um 1398 von den Brüdern Peter und Wolvelin schuldenhalber dem Herzog Leupold von Oesterreich für 28 800 fl. auf Wiedereinlösung verkauft. 1399 mußten die Bürger von Villingen ihrem gnädigen Herrn von Oesterreich zu diesem Ankauf tausend Gulden schenken. S. Quittung in Zeitschr. VIII, 383. Sie wurde dann von den Grafen von Lupfen, welche Forderung an die Kaufsumme hatten, eingenommen, kam nach deren Aussterben an die Marschälle von Pappenheim, dann durch Heirat an die landgräflich stühlingische Linie des Fürstenbergischen Hauses.

Die Herren von Hewen selbst erwarben nach dem Verkauf ihrer Stammgüter Besitzungen in Rhätien, z. B. 1498 durch Kauf von denen von Castelwart Stadt, Schloß und Grafschaft Werdenberg, welche jedoch schon 1517 Wolfgang von Hewen, Domherr zu Straßburg und Konstanz, und Georg von Hewen an die Landgemeinde von Glarus für 21 500 fl. wieder verkauften. S. J. G. Schlehens Eygendtl. Beschreibung der Landschaft unterhalb St. Lucis Staig, p. 5. Ems 1616.

Das hewensche Wappen, ein schwarz und gold quer geteilter Schild, der im obern schwarzen Feld einen sechsstrahligen silbernen Stern trägt, wird von Rüxners Turnierbuch p. XIX, einer Wappenrolle der Bibliothek zu Donaueschingen Nro. 150, wie an dem Konstanzer Bischofsdenkmal gleichartig abgebildet. Es stimmt in dieser Form vollkommen überein mit dem Wappen der Grafschaft Ziegenhain in Hessen, welches in Kuchenbekkers Analect. Hassiac. colectio III, p. 48 und collect. VII, p. 126 beschrieben ist. S. Falkenstein, thüring. Chronica, II, 644. Erfurt 1738. Heraldiker, welche Gott mit freier Zeit gesegnet hat, mögen übrigens nähere Untersuchungen darüber anstellen, denn an der Urkunde von 1207 im Archiv

Allerheiligen zu Schaffhausen führt das Rundsiegel des Herrn Rudolf von Hewen einen Schild, in welchem drei belaubte Lindenzweige quer übereinanderlaufen, welches Wappen mit dem der benachbarten Freiherrn von Bodmann identisch wäre, und an der Urkunde von 1381 im Landesarchiv Karlsruhe trägt das sigillum domini Hainrici de Hewen in der untern Hälfte des Wappenschildes ein „kaum sichtbares Bäumchen". Zeitschr. XVII, 85.

Die Stammfeste auf dem durch Gipslager mit versteinerten Schildkröten auch geologisch bemerkenswerten Hohenhewen, unweit Engen, wurde auch die alte Hewen genannt. Der dreißigjährige Krieg brachte ihr gelegentlich der Belagerung von Hohentwiel durch die Bayern die Zerstörung für immer. „Anno 1639 den 6. Juli ist der Vorhoff auf Hochwiell von Kaiserischem Volkh ingenommen und verbrendt worden. Gleich hernach den 12. dis das Schloß Hewen auch verbrendt worden." Eintrag im Hüfinger Anniversarium.

Von Althewen aus wurden, vermutlich in früher Zeit, die Nachbarburgen Hewenegg und Neuenhewen erbaut. Urkundliche Nachrichten über die durch ihre Fernsicht berühmte, 2898' über den Spiegel des Mittelmeers sich erhebende, im Volksmunde immer das „Stettener Schlößlein" genannte Burg Neuenhewen, deren 70' hoher massiver Turm in seinem Schatten alljährlich bergfröhliche Schwärme von Besuchern rasten und zechen sieht, sind ziemlich spärlich. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts war dieselbe nicht mehr im Besitz derer von Hewen, und im Beginn des vierzehnten, als Meister Burkhart von Fritke mit der Genauigkeit eines Kameralbeamten des neunzehnten dem Haus Oesterreich seine Rechte an „Leut und Gut, Nutz und Gült" in Schwaben, Schwarzwald, Elsaß u. s. w. verzeichnete, war sie bei Oesterreich, das sie durch Kauf vom Grafen Albrecht von Haigerloch erworben.

LVI. OFFITIUM HEWEN.

Dis sint nutze unde reht, die din hêrschaft hat an liuten und an guote, die mit der burg ze der Niuwen Hewen koufet sint umbe grâven Albrecht von Heigerlôch.

Bi der burg ze der Niuwen Hewen diu der hêrschaft eigen ist, lît ein akker der giltet der hêrschaft ein malter kernen. Da lît ouch ein brüel der giltet ze dem meisten IIII souder höwes, bî dem minsten II souder höwes. — In der Vorburg ligent ouch VI hiuser, ein schiure, zwô riutinen unde X garten; die geltent VI vierteil kernen unde II vierteil roggen unde XXXI hüenr.

Dâ ligent ouch XIIII$^1/_2$ juchert an ruitinen, die geltent alle mitenandren ze zinse VII müt und ein vierteil roggen. Ze Zimberholz lit ein schuopôs die ouch zuo der burg hoeret, diu giltet ze zinse ein malter kernen. Dâ ligent ouch hofstette und endriu güetlin diu an sant Martin hoerent, diu geltend ze vogtrehte II malter unde II vierteil roggen . . .

S. Habsburg-österreichisches Urbarbuch, ed. F. Pfeiffer, p. 288. Stuttgart 1850, erläutert bei Schmid, Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenburg, p. 594 ff. Stuttg. 1862.

Durch welchen Erwerbtitel Neuenhewen an die Grafen von Hohenberg-Haigerloch gelangte, ist nicht klar ermittelt. Schmid a. a. O. p. 13 und Beilage 4 „Ueber das Dynastengeschlecht von Hewen" vermutet Verwandtschaft zwischen beiden Häusern infolge einer Heirat im dreizehnten Jahrhundert und nimmt als möglich an, Neuenhewen mit Zubehör könne als Widerlage der Mitgift einer Hohenberger Tochter an dieses Haus gekommen und es könne Herr Rudolf von Hewen mit einer Schwester des Grafen Burkard III. von Hohenberg, Herrn zu Nagold, vermählt gewesen sein. Es kann aber auch anders zugegangen sein, denn trotz der Aufzeichnung des Kaufes im habsburg-österreichischen Urbarbuch wurden noch 1315 von Rudolf von Hewen dem Jüngeren Ansprüche geltend gemacht:

1. Mai 1315 . . . Ich Rudolf von Hewen — das ich minem herre kunig Fridrich von Rome — gesworen han ze dienen mit zehen helmen wider herzog Ludwig von Beyern und alle sine helfer und soll ouch ihm bereit sin mit mînen vesten . . . Umb denselben dienst gibet mir min herre drey hundert und zehen march silbers kostenser gewîhtes und haben mich ingewiset uf ir gült zu Mülhusen, darumb haben wir uns, ich und min sun, verzihen alle des rehten und aller der ansprach die wir heben und gehebt haben . . . uf die Newenhewen und swaz darzu gehort und lizzen daz vrî und ledig unserm herrn und sinen brudern.

Geben ze Lindowe an unsers herrn usert tag. Mit dem Siegel des Ausstellers, S. Rudolfi iunioris de Hewen. — Original im Archiv zu Karlsruhe.

Wegen solcher und ähnlicher Ansprüche fand im Jahr 1336 nach den Berichten des Johannes Vitoduranus schwere Fehde zwischen beiden Häusern statt. S. Böhmer, Regesten K. Ludwigs 118 u. ff.

„Als Graf Heinrich von Hohenberg von den böhmischen Feldzug 1336 heimkehrte, brach zwischen ihm und einem Herrn von Hewen Fehde aus. Zwischen diesem Geschlecht und dem Hause Hohenberg bestand seit geraumer Zeit Feindschaft, welche

sich nun in Angriffen auf Eigentum und Menschenleben Luft machte. Jeder fiel mit bewaffneten Haufen in die Herrschaft seines Gegners ein, trieb Herden und Zugvieh weg und brannte die Wohnungen der Einwohner nieder. Und zwar fügte der Herr von Hewen dem mächtigeren Grafen größeren Schaden zu, da dieser, wegen seiner Tyrannei verhaßt, von seinen Mannen nicht gehörig unterstützt wurde.

Nachdem man sich mit Rauch und Brand viel geschädigt hatte, versöhnten sich endlich beide Teile. Ein besonders gefürchteter Feind der Hohenbergischen war ein gewisser Sedulo ch gewesen, der in Diensten des von Hewen stand. Im wilden Kriegshandwerk aufgewachsen und wohl erfahren, dabei tapfer, listig und lokalkundig, leistete er seinem Herren ausgezeichnete Dienste und wurde von diesem nach beendigter Fehde reich belohnt. Schmid, a. a. O. p. 246. Die weiteren Geschicke berichtet Fickl ers Fortsetzung von Münchs Geschichte des Hauses Fürstenberg IV, 264. Von Oesterreich gelangte Burg und Herrschaft Neuenhewen an Haug von Kürnegg, mit dem Verfall dieses Geschlechts an die Herren von Neuenegg, von welchen mit Bewilligung Herzog Leopolds 1375 Hans der Schnabel von Reischach die Pfandschaft erwarb. Als im 17. Jahrhundert auch dies Geschlecht der allgemeinen Verarmung nicht entging, wurde die Herrschaft durch das fürstenbergische Amt Hüfingen für die Pfandgläubiger verwaltet, deren Recht Friedrich Rudolph von Fürstenberg-Stühlingen und sein Sohn Maximilian zum Teil an sich brachten. Diese Ansprüche und mit ihnen den fürsorglichen Besitz des Schlosses schenkte letzterer 1665 für geleistete Dienste dem Johann Friedrich Ebinger von der Burg, von welchem Geschlecht es 1751 käuflich um 28 000 fl. und 100 fl. Douceur an den Fürsten überlassen wurde.

Heutigentages ist die Pracht der Fernsicht das einzige am „Stettener Schlößlein", was unversehrt geblieben, und auf dem von basaltigem Gestein roh zusammengefügten Turmklotz schwankt im Lufthauch als einziger derzeitiger Insasse der Burg des deutschen Bergwalds Balsamstaude, der Wacholderstrauch.

Abtei Rheinau.

Augia Rheni — Rînowe — Rheinau, $1^1/_2$ Stunden unterhalb Schaffhausen auf einer Insel, die der Rhein bald nach dem Fall in seltsamer Krümmung bildet, indem neben der Insel auf beiden Seiten eine langgedehnte Halbinsel herläuft. Römische Altertümer und Reste alter Waldverschanzungen auf der Halbinsel Schwabenau — Suabova — bekunden die Wichtigkeit der Position in den Grenzkämpfen der Römer und Alemannen am Oberrhein.

Die Stifter des Gotteshauses waren welfischen Stammes. Ein Diplom Ludwigs des Deutschen, dessen Echtheit aber fraglich ist, meldet, daß das Kloster von Welfhard, Sohn Rudharts, einem Grafen von Kyburg, um 778 gestiftet und von Karl dem Großen 780 zu Konstanz bestätigt sei. Ein echtes Diplom nennt als Vollender einen „Wolvene, dessen Vater und Großvater gleichen Namens den Bau begonnen." Berühmt ward Rheinau durch den Aufenthalt des irländischen Asketen Findan, der, nach einer ziemlich gleichzeitigen aber sehr fabelhaften Biographie aus seinem Vaterland durch normannische Seeräuber entführt, auf einer der orcadischen Inseln ihnen entfloh und von da nach Ablegung des Gelübdes einer Wallfahrt nach Rom „trockenen Fußes" übers Meer ging. Nach langem Pilgern durch Gallien, die Lombardei und Rom verband er sich zu geistlichen Uebungen vier Jahre lang mit einem edeln Alemannen und trat in das demselben angehörige Kloster Rheinau. Hier begann er nach fünf Jahren das Leben eines Reclusus, das er zweiundzwanzig Jahre unter den härtesten Entbehrungen fortsetzte. Die tägliche Brotportion verkürzte er sich immer mehr, um das Erübrigte den Armen zuzuwenden. Bei den häufig berichteten Visionen geschieht die Unterredung in seiner vaterländischen altirischen Sprache; die Formeln haben nicht immer eine Uebersetzung, also ein Beweis, daß die Biographie zu einer Zeit verfaßt ist, wo das Kloster noch irische Mönche zählte.

Schwierig ist nur die Chronologie, da das Leben dieses Heiligen bald in den Anfang, bald in das Ende des neunten Jahrhunderts verlegt wird. S. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. II. 125. Göttingen 1848. Die Biographie des Heiligen bei Mabillon Acta S. Ben. saec. IV, 1. 377. Goldast rerum Aleman. script. tom. I, 2, p. 203 und Mone, Quellensammlung zur bad. Landesgeschichte tom. I, p. 54. — S. auch Grimm, Weistümer I, 285.

Des Klosters Millenarium feierte Moriz Hohenbaum van der Meer: Kurze Geschichte der tausendjährigen Stiftung des freien Gotteshauses Rheinau. Donaueschingen 1778. Es war dem einstmals unmittelbaren freien Reichsstift nicht vergönnt, sein elfhundertjähriges Jubelfest zu begehen. Nachdem es schon 1455 unter den Schutz der sieben alten Orte der Eidgenossenschaft getreten und später der Landeshoheit des Kantons Zürich unterstellt war, wurde von der Züricher Regierung die Aufhebung und Umwandlung in ein Kantonshospital verfügt und vor wenig Jahren ausgeführt. Es mag ein rührender Abschied gewesen sein, als die letzten zwölf greisen Konventualen mit ihrem Abt Leodegar aus den rheinumrauschten Zellen auszogen auf Nimmerwiederkehr.

Der Schreiber dieser Zeilen, der im Jahr 1858 bei den zahlreichen Handschriften der Bibliothek und den wohl geordneten Truhen des Archivs manche lehrhafte Stunde verweilte, bewahrt ihrer Gastfreundschaft dankbares Andenken. Unter den Pergamenthandschriften, damals in besonderem Schrank verwahrt, jetzt wahrscheinlich nach Zürich übertragen, zogen, nach der Numerierung des rheinauischen Kataloges, durch Alter wie Inhalt besonders an:

Nro. 30. missale antiquissimum. saec. IX.

Nro. 32. homiliae diversorum patrum de tempore et festis. saec. X.

Nro. 33. Honorii Augustodunens. speculum ecclesiae sive sermones. saec. XII.

Nro. 34. psalterium antiquiss. cum canticis et aliquibus hymnis. saec. IX.

Nro. 54. Udalrici Cluniacensis de consuetudinibus Cluniacensibus liber 3 tius de obedientiis saec. XI.

Nro. 59. Directorium vetustum chori Rhenoviensis saec. XII.

Nro. 62. Prudentii Psychomachia. Ausonii Mosella und viele lateinische Hymnen.

Nro. 73. Adamani abb. hiensis libri III de locis errae sanctae ex relatione Arculfi episc. Galli. Item Itinerarium dictum Antonini. saec. IX.

Nro. 79. Liber de meteoris. saec. XIII.

Nro. 98. Gaufridi Vitriacensis glossae literales et historicae in libros Alexandridos Gualteri de Castellione saec. XIII.

Nro. 114. Rituale pervetustum. saec. XII.

Nro. 116. Visiones de poenis alterius vitae. saec. XIII.

Nro. 139. Ordo probandi homines de crimine suspectos per ignitos vomeres, candens ferrum, aquam fervendem et frigidam. saec. XI.

Nro. 147. Poetica quaedam Theodoli, Thebaldi et Prudentii. Item expositio rituum ecclesiae. Item ordo probandi homines de crimine suspectos. saec. XIII.

Nro. 159. Visiones alicuius inclusae german. idiom.

Auch ein Traktat über Alchemie mit geheimnisvollen, chemische Prozesse in Kämpfen, Verbindungen und Zerstörungen symbolischer Figuren darstellenden Malereien, des Kataloges Nro. 172, war näherer Ansicht wert.

Für diejenigen gelehrten Leser, welche vielleicht mit Behagen sich eines Hauchs lateinischer Klosterschulatmosphäre erfreuen, folge ein Auszug aus dem Beda Venerabilis de arte metrica liber. Diese Anleitung eines „angelsächsischen Aesthetikers aus merovingischer Zeit" trägt im Katalog die Nro. 120, ist im XI. Jahrhundert geschrieben, 69 Pergamentblätter in kl. Quart, und handelt u. a. folgende Hauptstücke ab:

p. 3. de verborum et adverbiorum. p. 6. de coniuncionum preposicionum et interieccionum. p. 8. de pedibus. p. 10. de metro dactilico. exametro et pentametro. p. 13. que sit optima carminis forma. p. 17. de scansionibus sive cesuris versus heroici. p. 20. de synalipha. p. 25 de episynalipha vel dieresi. p. 33. quod auctoritas sepe et necessitas metrica decreta violat. p. 35. Ub prisci poëtae quaedam aliter quam moderni posuerunt. p. 37. de metro Falleucio. p. 38. de metro Sapphico. p. 39. de metro tetrametro catalectico. p. 41. de metro iambico exametro. p. 43. de metro iambico tetrametro. ib. de metro Anacreontico. de metro trochaïco tetrametro. p. 44. de rithmo. p. 46. quod tria sunt genera poematis.

Schluß: „Haec tibi dulcissime fili et collevita Gudberhte diligenter ex antiquorum opusculis scriptorum excerpere curavi et que sparsim reperta ipse diutino labore collegeram, tibi collecta obtuli, ut quemadmodum in divinis literis statutisque ecclesiasticis imbuere studium, ita et in metrica arte que divinis non et incognita libris te solliciter instruerem. Cui etiam de figuris vel modis locucionum que a grecis scemata et tropi dicuntur, parvum subicere libellum non incongruum duxi. Tuamque dilectionem sedulus exoro

ut lectioni operam impendas illarum maxime literarum in quibus nos vitam habere credimus eternam.

Explicit de metrica arte liber 1. Incipit secundus de scematibus et tropis."

Die von Blumenegg.

„Wo die Wutach von ihrem östlichen Laufe in einer großen Beugung nach Süden abweicht, eine Meile oberhalb Stühlingen, bei dem Dorfe Blumeneck, durchströmt sie eine ungeheure Felsschlucht. Zu beiden Seiten steigen fast senkrecht weite Kalksteinwände empor, von deren Zinnen schlanke Tannenbäume kühn in die schauerliche Tiefe schauen, wo sich der wilde Bergfluß zwischen Gehölz und Felsschutt schäumend hindurchdrängt.

Rechts zunächst bei dem Dorfe hat sich von der Kalkwand ein großes Stück losgetrennt und ragt vereinzelt, in drohender Richtung, gegen die Kluft hinab.

Auf diesem Klotze, dessen oberer Raum nicht unbeträchtlich gewesen sein muß, ehebevor sich auch von ihm wieder einige Stücke getrennt hatten, stehet noch die nördliche Seite eines gevierten Turmes von starker Bauart. Da dieselbe mit dem Felsklotze die gleiche schiefe Richtung hat, so muß sich dieser erst später gesenkt haben, welches vielleicht die Ursache vom Zerfallen der Burg war. Noch von Jahr zu Jahr lösen sich solche Stücke los, wie die ungeheuren Steintrümmer beweisen, welche am Fuß der Talwände hingelagert sind.

Das Ganze gewährt einen seltenen, höchst imposanten Anblick. Es ist, als hätte sich hier ein Kalkberg seiner Länge nach gespalten und wäre die Kluft mit dem herabrollenden Schutte bis zu einer gewissen Höhe angefüllt und so das Felstal gebildet worden.

Die merkwürdige Gegend war schon den Römern bekannt; eine ihrer Straßen zog sich jenseits der Wutach, von Stühlingen oder Schleitheim, längs dem Fuße des Randen nach Hüfingen. Sie mochten in der Nähe von Füezen, dem sog. „Altdorf", eine Station haben. Man fand daselbst verschiedene römische Gefäße

und der Name Füezen selbst deutet auf die lateinische Benennung der Felsschlucht: ad fauces. Es könnte also wohl der Turm auf dem Klotze von Blumenegg ursprünglich von den Römern herrühren, wie so manche Ritterburg unserer Heimat." —

Diese treu nach der Natur gezeichnete Schilderung, Badenia II. p. 28, mit welcher als neuester Tourist Schnars Führer durch den Schwarzwald, Freiburg 1865, p. 223 verglichen werden mag, möge dartun, wie das Eigenartige dieser Wutachlandschaft anerkannt wird. Der Altertumsforscher Leichtlen setzt den Ortsnamen Blumenegg in Beziehung zu dem römisch-gallischen Juliomagus, den er für gleichbedeutend mit dem deutschen Stromnamen Wutach hält. Forschungen p. 36.

Anfänge und Herkommen des blumeggischen Geschlechtes sind dunkel. Suevos ignorat qui Blumeggensem prosapiam nescit, sagt ein sankt blasischer Geschichtschreiber, ohne seinen Satz näher zu begründen. In nicht großer Entfernung bestehen jenseit Thengen eine Burg und Herrschaft Blumenfeld sowie am Randen Burg und Herrschaft Blumenberg, Blomberg, „die alte Blumberg," deren frühere Besitzer den Blumeneggern stammverwandt waren und das gleiche Wappen führten. Auch die auf Stahelekk und Tanekk waren gleichen Stammes. Ob nun für diese sich benachbarten Blumenegg, Blumenfeld und Blumenberg gemeinschaftlicher Namensursprung als „feste Niederlassung bei angeblümtem Ackerland" anzunehmen ist, oder ob lange vor den urkundlich verbürgten Zeiträumen ein Geschlecht, das den Eigennamen der „Blumen" oder „Blomen" trug, als kleine Dynasten in diesen Burgen sich feßhaft gemacht und weiter verzweigt hat — wer gibt heute Aufschluß?

Merkwürdigerweise finden sich auch in dem fernen Walgau unweit Feldkirch bei Sankt Gerold, Thüringen und Ludesch, ehemals zur Grafschaft Bregenz und dem Bistum Chur gehörig, eine alte Burg und Herrschaft Blumenegg. „Es ist aber diß Walgow diser zeyt gemeinlich Teutscher sprach, doch habend die fürnämsten flächen gemeinlich alte Rhetische namen als Puris . . . Pludentz . . . Nuziders . . . Es sind auch etliche schlösser darinn Teutscher nammen, villeycht eintweders aus uralter verlassenschaft der ersten Germanier vor dem eynisten der Rhetier da wonhafft, oder hernach durch die vermischeten Teutschen aufkommen, als Sonnenberg, Blumenegk ꝛc. ꝛc." Stumpf, Schweizer Chronik X, 31. Die walgauischen Blumeneggen führten dasselbe Wappen wie die schwarzwäldischen, nämlich in regelmäßig wechselnder Aufeinanderfolge drei rote Querstreifen und drei weiße Querstreifen mit blauen

sogenannten Wolken (Kürsch) und als Helmzier ebenfalls, wahrscheinlich bischöflich churische Vogteirechte andeutend, die bischöfliche Infnl. S. Schlehe, Hystorische Relation oder eygendtliche Beschreibung der Landschaft underhalb St. Luzis Staig ꝛc. ꝛc. pag. 56. Embs 1616, und C. von Mayers heraldisches ABC-Buch, Tafel LXI. Nro. 5. München 1857. Ein erhaltenes sigillum Cunradi militis de Blumenberg an einer Urkunde von 1316, s. Zeitschr. XII, 234.

Die schwarzwäldische Herrschaft bestand außer Dorf und Burgstall Blumenegg noch aus Dillendorf dem Turm, Füezen dem Dorf, Grimmelshofen der Vogtei, Lansheim dem Dorf, Ewatingen Dorf und Burgstall, Aselfingen, Opferdingen und Eschah, wozu später Achdorf und Ueberach kamen.

Sie blieb nur bis zum Jahr 1366 im Besitz der Familie, wurde von Heinrich von Blumenegg, der mit Gräfin Udelhild von Fürstenberg vermählt war, angeblich in hochherziger Opferwilligkeit, um zerrütteten Vermögensumständen seiner jugendlichen Schwäger und Lehensherren aufzuhelfen, an Egloff von Wolfurt verkauft, fiel nach ostmaligem Wechsel der Besitzer schließlich durch Kauf an das Gotteshaus Sankt Blasien und gehört zur Zeit zum badischen Bezirksamt Bonndorf.

Aus den von Tr. Neugart, Cod. diplom. Alem. tom. II. und Gerbert, hist. nigrae silvae, sowie von der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins mitgeteilten Urkunden sind namhaft zu machen:

1290. Heinrich und Cunrat von Blumenegge, vom Grafen Egino von Fürstenberg mit sieben andern seiner Verwandten und Dienstleute der Stadt Villingen zu Bürgen eines Sühnbriefes gestellt. Graf Egino nennt sie „sine Oheime". Original in Villingen, s. Gerbert II, 17 und von Schreckenstein, wie kam die Stadt Villingen vom Haus Fürstenberg an Oesterreich, p. 17. Wien 1865.

1294. Chunradus de Bluomenegge auf Burg Tannegg im Albgau, Schirmvogt sankt blasischer Besitzungen. Zeitschr. VI, 229. Vermittler in einem Streit zwischen dem Abt von Reichenau und dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, Gerbert II, 18. 1313. Käufer einer Wein- und Korngilt zu Amoltern. Zeitschr. XII, 88. S. dort nota 2.

1316. Herr Johans von Blumenegge Ritter schließt mit seines „Vettern seligen elicher Wirthin, Frau Elyzabethun, Herrn Cunrats seligen von Blumenegge" einen Vertrag „umbe daz nüwe gut ze Lenzkilch, daz min aigen ist, daz da hoeret zu der Burg ze Ura." Zeitschr. XII, 228.

1336. Frau Elyzabeth von Bysingen macht eine Jahrzeitstiftung zu Ehren ihres verstorbenen Gemahls „Hern Cunrats von Blumenegge, Herrn zu Lenzkirch". Zeitschr. VIII, 120. Rengart II, 432. 311.

1364. Rudolf von Blumenegg, vermählt mit Sophia, des Freiherrn von Lutold von Krenkingen Tochter. Gerbert II, 18.

1365. Heinrich von Blumenegg verkauft Lenzkirch mit Bewilligung seiner Gattin Udelhild, Gräfin von Fürstenberg, und seiner Söhne an die Schnewlin von Freiburg.

1366 verkauft derselbe die Herrschaft Blumenegg an Egloff von Wolfurt. Mitteilung der Zimmernschen Chronik, s. Badenia II, 26.

Von da ab kommt die Familie auf Gütern im Breisgau, zu Schliengen u. s. w. vor. S. Zeitschr. XVI, 242. XVII, 103. 105. 109. X, 126 u. a.

1405. Dietrich von Blumenegg, Rat des österreichischen Landvogts Grafen Hans von Habspurg, Herrn zu Laufenburg. Zeitschr. VI, 380.

1449. Baltasar von Blumenegg, als Genosse des Hans von Rechberg, Thomas von Falkenstein, Hans Thum von Neuburg beim Ueberfall der Stadt Rheinfelden auf Befehl Herzog Albrechts VI. von Oesterreich verhaftet. Zeitschr. III, 450, s. Seb. Münsters Cosmographey, p. 580. Basel 1592.

1465 ist derselbe Schiedsmann in Streitigkeiten des Klosters Sankt Blasien mit den Waldleuten. Zeitschr. VI, 482 und 1467 bei Verzeichnung der sankt blasischen Grenzen und Rechte. Zeitschr. VI, 235.

1512. „Eyner, genannt Blumeneck," Befehlshaber von Fußknechten im Sold des Königs von Frankreich. Zeitschr. XVI, 444.

1513. Rudolf von Blumneckh, rötelnscher Landvogt und Kayf. Majestät Rat in Oberelsaß. Zeitschr. XVII, 115. 312.

1577 stirbt das Geschlecht mit Gregor Gaudenz von Blumenegg auf Dachswangen aus. Badenia II, 33.

Weibliche Mitglieder, deren Gedächtnistage gefeiert wurden, verzeichnet das Anniversarienbuch des Klosters Mariahof bei Neidingen, ed. Fickler, Donaueschingen 1845. p. 27. Lucia von Blumnegg, p. 29. Gisell von Blümnegg. p. 35. soror Katharina von Blumnegg. p. 36. Beatrix von Bluemnegg geborn von Landenberg. p. 40. Mechthild von Blumnegg. II. p. 7. Udelhilt von Blumnegg geborn von Furstenberg ain graefin.

Die zu Ehren der wildschön und weltab gelegenen Burg im Wutachtal und des Achdorfer Lindenschattens lateinisch verfaßte Kantilena würde, in freier Weise verdeutscht, also lauten:

Aus des Schreibsaals dumpfem Gähnen
Fliegt zum Schwarzwald all mein Sehnen
Und das Herz strebt stark hinaus . . .
Dort ein Falk in reinen Lüften,
Gleich ich hier der scheu in Klüften
Eingeknaulten Fledermaus.

Denkst du noch, o Lerngefährte,
Wie mit freundlicher Gebärde
Du dich oft dem Freund gesellt?
Wie wir froh gefischt, geschwommen
Und dein Heimathaus erklommen,
Blumenegg, das End' der Welt?

Um die Burg, um Schlucht und Wipfel
Und schneeferner Alpen Gipfel
Floß der Sonne letzter Strahl:
Unten tief durch Trümmerschatten
Und durch tauig feuchte Matten
Sprang die Wutach wild zu Tal.

Wenn wir dann durch Kluft und Schrunden
Kletternd uns bergab gewunden,
Denkst du noch des Abends Rest?
Wohl umpflanzt von Hag und Bäumen
Zeigt mit ländlich schlichten Räumen
Achdorf sich als Ausruhnest.

Süß winkt dort Getränk zum Nippen
Und ein Schenk mit Rosenlippen
Lacht zu Scherz und Schülerspaß;
Aus der dichtverzweigten Linde
Rufen wir dem schmuckſten Kinde:
Marigutta — Springmitdemglas!

Almishoven.

Allmannshofen — Almashofen — Almishofen — in jetziger Schreibung Allmendshofen, eines der ältesten Dörfer in der Baar, zwischen Hüfingen und Donaueschingen gelegen, am linken Ufer der Breg. Neuere Ausgrabungen lassen bei dem benachbarten Städtchen Hüfingen die Römerstation Brigobanne erkennen; auch Almenshofen war den Römern bekannt; in Gärten des Dorfes wurden Silbermünzen von Nero und Domitian gefunden. S. Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins XIV. 270.

Spuren vorchristlicher Götterverehrung weist die dunkle Ueberlieferung, daß das Frauenkloster bei Neidingen hier seinen Anfang gehabt und erst später nach Hof verlegt worden sei — Kolb, Lexikon I, 15, sowie die Sage von Ruchtrut von Almishofen, welche nachts durch einen Hirsch mit leuchtendem Geweih nach der Kirche von Mistelbrunn begleitet und deren Leichnam von zwei des Joches ungewohnten Ochsen zur Begräbnis dahin verbracht worden. Mistelbrunn aber, dessen Flurbenennungen schon im XIV. Jahrhundert von der „verödeten Kirche" reden, und dessen Kapelle in einer Votivtafel noch heute diese Sage erhält, mag ebenfalls schon der vorrömischen Bevölkerung dieser Gegenden bekannt gewesen sein. Ein Streitbeil von Bronze wurde 1846 im Mistelbrunner Ackerfeld gefunden, und den benachbarten Wald umschwebt geheimnisvoll die Sage von einer untergegangenen Stadt Laubenhausen, auf alten Karten Laubenhausen Olim benannt, in deren Bezirk ein ganz abgegangenes Heidenschloß gestanden haben soll. S. Fickler, Anniversarienbuch des Klosters Mariahof bei Neidingen p. 20 not. 4 und Schriften der Altertums- und Geschichtsvereine zu Baden und Donaueschingen 1848, III. Jahrgang p. 187. — Kolb, Lexikon, Art. Laubenhausen.

Untersuchungen, welche der Schreiber dieser Zeilen mit einem vorzeitkundigen Freund auf einem der nach dem Bregtal unweit der Ruine Sindoltstein sich herabsenkenden Bergrücken an einem heißen Sommertag im Schweiße seines Angesichtes anstellte, ergaben das Vorhandensein eines keltischen Ringwalles, mit welcher in Waldesdüsternis eingesunkenen Tatsache sich denn damals die forschenden Bergsteiger beruhigten, ohne dem geschichtlichen Rätsel der untergegangenen Laubenhäuser und Mistelbrunner und der seligen Ruchtrut von Almishofen weiteres Kopfzerbrechen zu widmen.

Das quellumsprudelte Almenshofen im torfigen Wiesengelände war der Sitz eines in der Baar weitverbreiteten Adels, der auch Güter in Hüfingen, Donaueschingen, Opferdingen, den Burgstall und die Höfe zu Bruggen an der Bregach, die Neuenburg an der Gaucha mit Bachheim, die Hälfte von Ymmendingen u. a. besaß. Sie zählen zu denjenigen landsäßigen Familien, die, ähnlich einer Ammonitenbank im Grunde des Jurameeres, das den Boden der heutigen Baar gebildet hat, auf der Scholle, wo sie zuerst sich angesiedelt, gelebt, sich vermehrt und ihr Ende genommen haben. Auswärtige Taten stehen von ihnen nicht verzeichnet; die männlichen Mitglieder der Sippe waren versorgt auf ihrem Besitz, der zur hegauischen Rittertruhe steuerte, jüngere Söhne als Pfarrherren, unverheiratete Töchter als Nonnen im Kloster zu Neidingen, wo aller Gebeine ruhen.

Ihr Wappen, ein weiß und rot vierfach geteilter Schild, in dessen oberem weißen Felde rechts eine fünfblättrige rote Blume am grünen Stengel, ist an mehreren Urkundensiegeln erhalten (s. z. B. Zeitschrift VII, 167) und in der Donaueschinger Wappenrolle abgebildet.

Dokumentiert treten dieselben seit dem XIII. Jahrhundert auf.

Herr Hugo von Almenshofen urkundet 1256 den Verkauf der Burg Dunsel an den Grafen Konrat von Freiburg, Zeitschr. IX, 335 not. 7, verschenkt 1273 seine Leibeigene Adelhaidis an das Kloster Sankt Georgen, Zeitschr. VII, 167, bezeugt 1280 Freiburg eine Kaufverhandlung und verkauft selber 1281 „dur sins Herren Grave Heinrich Hant und Willen von Fürstenberg" ein Gut zu Allmendshofen dem Johanniterhause zu Villingen. Zeitschr. IX, 335.

Ulricus de Almishoven miles ist 1259 Zeuge, als an offener Heerstraße, in strata publica, der Abt von Salem den Villinger Bürgern einige Güter verkaufte, s. Fickler, Quellen und Forschungen ꝛc. p. 91, und 1273 Zeuge, als in Haigerloch der Freiherr Berthold von Falkenstein dem Kloster Offenhausen einen Hof schenkte, s. Schmid, monumenta Hohenbergica. No. 66. Stuttg. 1862 — scheint aber später ins Kloster gegangen zu sein, denn 1276 bezeugt mit dem Prior und der ganzen „Samenunge" (d. h. dem Convent) von Schuttern auch „Harre Ulrich von Almenshoven" ein Geschäft mit den Brüdern vom deutschen Hause. Zeitschr. XI, 250.

1324 helfen die von Almenshofen mit Diethelm von Krenkingen und andern dem Grafen Heinrich von Fürstenberg in seiner Fehde mit der Stadt Villingen. S. Roth von Schreckenstein, wie kam die Stadt Villingen an Oesterreich, p. 27. Wien 1866.

1379 Bikk von Almshofen Bürge für Heinrich von Fürstenberg. Villinger Stadtarchiv.

Im XV. Jahrhundert lebten und fanden bei den Nonnen von Reidingen ihr Totengedächtnis: „Hainrich von Allmashoffen der alt zu der Nuwenburg und Hainrich von Almashoffen sin sun und Anna von Almashoffen geborn von Ertzingen sin eliche hussraw und Hans Ulrich von Almashoffen und Anna von Wil sin eliche Hussraw." S. Anniversarienbuch, ed. Fickler, I. Abt. p. 41, not. 3 II. Abt. 1846, p. 7, wie auch 1438 als Austräger eines Streites der Johanniter zu Villingen mit dem Armenspital „Hainrich von Almishoven von der Nuwenburg" namhaft gemacht wird, Zeitschr. VIII, 243, und 1453 der „fromme veste jungher Heinrich von Almisshoven der elter zu der Nuwenburg" mit Anhängung seines Insiegels den Bürgern zu Hüfingen ihre neue Stadtordnung beurkundet, Zeitschr. XV, 426.

1410 bis 1451 duldet sein Bruder Hugo von Almishofen als Abt von Rheinau vielfache Verfolgung und Kränkung, s. Hohenbaum v. der Meer I. cit. pag. 114.

1473. Hainricus, Johannes Ulrich et Georius armigeri de Allmenshoven fratres in novo castro. Verkaufen jedoch 1489 ihren Besitz, die Neuenburg und Bachheim, an Reinhart von Neuneck. s. Anniversar I, p. 20, not. 4, sowie 1498 Georg von Allmendshofen Weiler und Burgstall Bruggen (Brugga) an der Brege an Heinrich von Fürstenberg veräußert. S. Kolb, Lexikon I, 175, s. v. Bruggen.

Jüngere Söhne des Geschlechts, Herrn „Fridrich von Almashoffen, Kilcher zu Yunedingen", Herrn „Hans von Almashofen, Kyrchherr zu Wolterting", Herrn „Bikk von Almshofen, ein sant Johanser riter" und viele andere, sowie die zahlreichen weiblichen Mitglieder, die beinahe massenhaft das Kloster Mariahof bevölkerten, soror Katherina von Almashofen die alt, soror Margareta und soror Anna, soror Dorothea Almashofferin conversa, soror Brid, soror Catherina, soror Frena, soror Anastasia, die „syben Schwestern von Almashofen" und viele andere macht das Reidinger Anniversarium namhaft. Am 22. März feierte man das Gedächtnis einer „Luggi", am 28. Oktober einer „Luggart" von Almashoffen.

Als die meisten Besitzungen verkauft waren, wendete sich der Almenshofer Mannsstamm, bevor er gegen Ende des XVI. Jahrhunderts ausstarb, noch in moderner Weise der Industrie zu, und 1523 verlieh Graf Friedrich von Fürstenberg erblich an Philipp von Allmenshofen zu Immendingen und Genossen sein Bergwerk zu Hammereisenbach und Vallenbach samt Wasser und Wald zu Gewinnung aller Metalle.

Die bergmännisch interessante Urkunde s. Zeitschrift XII, 399.

Eine soror Anna von Almatzhofen war noch im XVII. Jahrhundert Nonne zu Neidingen. Anniversar I, p. 41.

Die im Allmenshofer Ried aus klarem Sandboden bewegt und klar aufquirlenden Quellen streiten mit den Flüßlein Brigach und Breg, welche laut Sprichworts die Donau zuwegbringen, sowie mit dem stillen, wohlummauerten Quell im Schloßhofe zu Donaueschingen um die Ehre, des Donaustroms echter Ursprung zu sein.

Seit dem Vater der Geschichtschreibung, Herodot, der von den Quellen des Ister bei der Keltenstadt Pyrene fabelte, und seit Tiberius, der nach der Bodenseeschlacht wider die Vindelizier als bewaffneter Tourist denselben nachspürte, bis auf den Kaiserlichen General Grafen Marsiglio, der den Bregachursprung bei Furtwangen in der österreichischen Herrschaft Triberg für den echten Donauquell erklärte, und bis auf des Schwarzwaldsklosters Sankt Georgen verordneten Vicarius perpetuus F. W. Brenninger, der 1719 in seinem „fons Danubii primus et naturalis oder Urquelle des Weltberühmbten Donaustroms" als guter Württemberger mit Leidenschaft nachwies, daß selbiger „in dem Reich der Natur, nicht zu Don-Eschingen, sondern anderswo, nämlich auf den Grenzen, wo sich das österreichisch und württembergisch Territorium miteinander auf das genaueste benachbarn", am Hirzwaldplateau im Ursprung der Brigach zu suchen sei — ein Satz, dessen Prüfung hinwiederum den Dr. U. G. Bucher 1720 bewegte, den Ursprung des Donauflusses „bei dem Durchlauchtigen Hause Fürstenberg zu erhalten," — seit diesen und andern bis zu streitbarer Erregung geführten Untersuchungen ist bekanntlich die Frage noch immer eine offene. S. Fickler, die Donauquellen und das Abnobagebirge der Alten, Karlsruhe 1840, und Walchner in Westermanns Monatsheften VII, 521.

Was nun die Quellen von Almenshofen und ihre Rangordnung unter den andern Donauquellprätendenten betrifft, so fühlte sich selbst der Vicarius perpetuus Brenninger genötigt, per parenthesin zu bekennen: „wann ich Don-Eschingen pro patria zu veneriren hätte, deme man ja alles schuldig ist, und wann weder Brig noch Breg daherumströmeten, mir aber allein die gesunde Vernunft noch übrig wäre, so müßte ich diese Quelle zu Almetshofen vor den eigentlichen Ursprung der Donau erkennen" 1. cit. p. 329 — wie er auch als alte Ueberlieferung der Einwohner vermeldet, „vorzeyten habe dieses Flecklein Almetshofen Donauhofen geheißen, und wie man jetzt von Eschingen sage, daß die Donau da entspringe, so habe mans von

Almetshofen gesagt. Nachdem aber Don-Eschingen angewachsen, groß worden und Herren drein kommen, so habe man, weil auch ein schöner Brunnen drinnen sei, angefangen denselben vor der Donau Ursprung auszugeben, und damit es desto besser aufkomme, ihrem Flecklein von da nicht mehr Donau-, sondern Almetshofen geschrieben und gesagt, und den Ausfluß ihrer Quelle den „Brunnbach" genennet."

Und bestätigend erzählt Bucher im Ursprung der Donau p. 27: „Nachdem sich zwischen denen Besitzern des Dorffs Allmenshoven und denen von Doneschingen deßwegen ein Streit erhoben, weil jene ebenfalls eine bei Allmenshofen stark fließende Quelle einfassen lassen und vor den Donauquell ausgegeben, solchem nach unserm Doneschingen die Ehre, den Donauquell bey sich zu haben, disputirlich gemacht, sei durch hohen Ausspruch die in dem Donaueschinger Schlosse gefaßte Quelle für den ächten Donauursprung erklärt worden."

Trotz des wider sie ergangenen Machtsprnches sprudeln übrigens die Almenshofer vier Quellen noch immer kräftig und lebensfröhlich auf, und „wann es auff den Umfang der Quelle, die Größe und Vielheit des Wassers ankommt, so ist," — wie der Vicarius von Sankt Georgen energisch wiederholt, „diese Almetshofer unter denen drei Hauptquellen die vornehmbste." — Wer jedem das Seinige gönnt, der wünscht indes weder dieser harmlosen Frage vom Donauquell, noch jenen weltbewegenderen Fragen, die an den Donaumündungen des Austrags harren, Lösung durch das „Recht der Stärkeren".

Die in hohes Altertum hinaufreichende Sitte, den Ursprung eines Stromes, dessen Wasser als besonders heilig und heilsam galt, durch Hineinspringen und Untertauchen zu verehren (siehe Runge, der Quellcultus der Schweiz), ist bezüglich des Quells im Schloßhofe zu Donaueschingen schon im 17. Jahrhundert als „alter Gebrauch" dokumentiert und hat, im Charakter jener Zeit ausgeführt, zu manch derbem Scherz Anlaß gegeben. Die Fürstliche Bibliothek bewahrt einen braungebundenen Folioband in Goldschnitt, genannt das „Donauprotokoll", welches Landgraf Ferdinand Friedrich († 28. Aug. 1662) im Jahr 1660 neu gestiftet hat, „demnach durch daß im Teutschlandt langwüriges verderbliches kriegswesen zu deme in dieser Gräffl. Fürstenberg Residenz Donauweschingen entspringenden weit berüembten Flus gehörendes Protocollum, worinnen Ertzhörtzogen, Hertzogen, Fürsten, Marggrafen, Grafen, Herren und Edle, welche altem gebrauch nach zu ainem Willkom und Ewiger Gedachtnus in disen Brun gesprungen, mit aigen hannden sich angeschriben, verlohren worden."

Dies Donauprotokoll aus den Jahren 1660 bis 1665 enthält in deutscher und französischer Sprache eine Reihe lustiger, meist gereimter Einträge solcher, die den festlichen Willkommsprung getan und gleichsam noch triefend und frierend vom kalten Donaubad ihre Empfindungen bei diesem Abenteuer der Nachwelt aufzeichneten. Mit Doppelhaken oder Pistolensalven und Böllerschüssen wurden die Gäste, auch in kühler Zeit des Vorfrühlings, zum Sprung animiert, ein Tusch von Trompeten und Heerpauken begrüßte die Hineingesprungenen, ein stattliches Stengelglas, genannt die „Sackpfeife" und gefüllt mit „ehrlichem" Moslerwein, wurde den Frierenden zu innerer Erwärmung hinabgereicht und von ihnen auf das Wohl des edeln Hauses am Donauquell geleert. Im Torhäusel hinter dem Ofen war den also Getauften und vor Frost Zitternden Gelegenheit geboten, wieder in trockene Kleider zu fahren und einen Reim zum Eintrag in das Protokoll zu ersinnen.

Die von Urslingen.

Ursilinga — Urselingen — Irslingen, Dorf und Burg nordöstlich von Rottweil am Bach Schlichem, Stammsitz der freien Herren von Urslingen.

Die Bewegung, welche während der hohenstaufischen Reichskriege in Italien so manches oberdeutsche Adelsgeschlecht erfaßte und tapfere Degen von der heimischen Scholle hinweg in neue Wirkungskreise versetzte, eröffnete auch den Urselingern eine unerwartete Laufbahn. Siehe Uhland in Pfeiffers Germania I, 317.

Aehnlich wie sein Waffengefährte Markwart von Annweiler, welchem hohenstaufischer Dienst die Würde eines „Seneschall des Reiches, Herzog von Ravenna und Romaniola, Graf von Molisi" eintrug, wurde Konrad von Urselingen vom Kaiser Friedrich Rotbart 1183 zum Statthalter von Spoleto erhoben und mit der Herzogswürde bekleidet. Unter Kaiser Heinrich VI. Reichsverweser in Sizilien, nach dessen Tode 1198 von der päpstlichen Partei, der er vergeblich eine Abfindungssumme anbot, nach Deutschland zurückgedrängt, vererbte er seine glänzenden, aber unsicheren Ansprüche auf seine Söhne Rainald und Berthold, welche in engem Anschluß an den Hohenstaufen

Friedrich II. große Anstrengungen machten, ihr „Herzogtum Spolit" wieder zu erkämpfen, und es auch wirklich vorübergehend wieder erlangten. Als Friedrich II. sich 1228 zum Kreuzzug bereitete, ernannte er für seine Abwesenheit Rainald, den Herzog von Spoleto, zum Reichsverweser in Unteritalien. Sein Bruder Berthold war 1226 Statthalter in Tuscien.

Nach dem Untergang der Hohenstaufen definitiv aus Italien vertrieben, führten die Nachkommen dieser Brüder auf ihrer kleinen Stammherrschaft im Schwarzwald ihren Herzogstitel fort. Wie im XIV. Jahrhundert Werner von Urselingen als „Duca Guarnieri, gefürchteter Führer der großen Kompagnie, Feind Gottes, des Mitleidens und der Erbarmung", in Welschland hauste und die Vertreibung seiner Ahnherren mit Krieg und Raub zu rächen suchte (1342), ist bekannt.

Ebenso das schicksalernste Herabsinken des einst so romanhaft emporgestiegenen Geschlechtes, dessen letzter Rainald nach des Geschichtsschreibers Tschudi gröblichem Ausdruck „als ein armer verdorbener Bettelherzog zu Schiltach am Schwarzbach saß", seine Zeit in kleinlichen Fehden, Freibeutereien und Händeln mit seinen schwarzwäldischen Nachbarn zubrachte und um 1446 als ein bei den kaiserlichen Landgerichten vielverklagter und vielverurteilter Mann mit Helm und Schild zur ewigen Ruhe einging. S. Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins VI, 474. XIV, 225.

Wer sich vollständig und urkundlich über die Urselinger zu unterrichten wünscht, findet reiche Literatur:

S. Fickler, die Herzoge von Urslingen, und Herrn von Rappoltstein in Kasts Archiv für Geschichte, Genealogie u. s. w. Stuttgart 1846.

F. X. Bronner, Abenteuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen. Nebst einer Geschichte der Herzoge von Urslingen, Aarau 1828.

Ihre Regesten von 1163 bis 1242, s. bei Stälin, wirtemberg. Geschichte II, §. 33, welchen aus Urkunden des Klosters Tennenbach noch eingereiht werden können:

1179. März 7. in castro Riegel. Egilolfus de Ursilingen.

1187. o. D. Straßburg. nobilis quidam de Ursilingen Egilolf.

1218. Novemb. 23. Malberc Reinaldus dux Spoleti.

S. Schriften des bad. Altertumsvereins, III. Jahrhundert, pag. 189 u. ff.

Die vom 26. Mai 1284 datierte Urkunde des Klosters Alpirsbach, welchem „Hainrich der Herzoge und ich Rainolt sin bruder, Herren von Vrselingen" Kastvögte waren, von Ger-

bert, hist. nigr. silvae II, 162 für verloren gehalten, s. in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrh. IX. 375 u. ff. —

Das Wappen der Urselinger, drei rote Schilde im weißen Felde, welches noch heutigen Tages ihre einstige Residenzstadt Schiltach führt, ist identisch mit dem der Freiherrn von Rappoltstein im Oberelsaß und mit dem der Freiherrn von Weinsberg. S. Wolfg. Lazius de migrationibus gentium, Basil. 1572 p. 141. — Zeitschrift IX, 431. XI, 247. XIII, 101.

Die eigentümliche Helmzier, ein bärtiger Mannskopf mit wallendem Hauptthaar und hoher phrygischer Mütze, an die beliebte Herleitung der altfränkischen Geschlechter von den Trojanern erinnernd (quando iam nemo von Troiana sibi antiquitate atque origine placet . . . W. Lazius), fand der Schreiber dieser Zeilen auf einem urslingischen Grabstein ohne Inschrift im weltverborgenen Schwarzwaldklösterlein Wittichen, dessen „erbarn gaistlichen Frowen" im Jahr 1365 „Herzog Rainalt von Urslingen und fraw Beatrix von Teckhe sine eheliche hausfraw und herzog Cunradt Ir beeder Sune" zollfreie Durchfahrt an ihrem Zoll in Schiltach bewilligten. S. Fickler in Kasts Archiv, p. 28. not. 60. — Die Urselinger betrieben auch die Erzgruben um Heibach und bei Wittichen.

Reiſebilder

Inhalt.

	Seite
Vorwort	77
Aus den rhätischen Alpen	81
Aus dem Hauensteiner Schwarzwald	111
Brief aus Venedig	151
Ein Gang zur großen Kartause in den Alpen der Dauphiné	155
Avignon	169
Ein Tag am Quell von Vaucluse	194
Skizzen aus dem Elsaß	227

Vorwort.

In einer Sammlung von Scheffels Werken dürfen die „Reisebilder" in Prosa nicht fehlen, die der Dichter in sehr verschiedenen Stadien seiner Laufbahn auf Grund frischer Reiseeindrücke zur Veröffentlichung in Zeitschriften verfaßt hat. Er selbst hat die zerstreuten Aufsätze zwar nie zum Buche vereinigt, jedoch in seiner letzten Lebenszeit sich mit der Absicht hierzu getragen. Als sein getreuer Jugendfreund Schwanitz, damals noch Oberamtsrichter in Ilmenau, ihn zum letztenmal in Radolfzell besuchte, sprach Scheffel, angeregt von der Würdigung, die ich gerade kurz vorher diesem damals sehr wenig bekannten Zweige seines Schaffens im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" gewidmet hatte, öfters von seinem Vorhaben. Bald nach dem Hingang des Dichters wurde es von dem Verleger seiner Werke aufgenommen; mir selbst fiel die Aufgabe zu, für den neuen Band „Scheffel" das einleitende Vorwort zu schreiben.

Damals wirkte die Gabe für die große Mehrzahl der Vielen, die Scheffel um seiner Dichtung willen verehrten und liebten, als Ueberraschung. Was gleichzeitig die biographische Forschung enthüllte, fand in den farbenfrischen Schilderungen aus den rhätischen Alpen, dem Hauensteiner Schwarzwald, aus Venedig, den Tridentinischen Alpen und dem südlichen Frankreich, die einst in dem Zeitraum von 1851 bis 1857 in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, im Cottaschen Morgenblatt, im „Frankfurter Museum" und in Westermanns Monatsheften erschienen

waren, durch Scheffels eigene Feder ganz unmittelbare Bestätigung. Wie und wo, unter welchen Umständen die einzelnen Aufsätze entstanden sind, das findet der Leser dieser Gesamtausgabe in der Biographischen Einleitung (Bd. 1, S. 33—43, 63—67) und eingehender noch in den beiden Ausgaben meiner Scheffelbiographie, auseinandergesetzt. In jener Einleitung, S. 65, ist auch zu lesen, warum die Schilderungen aus dem Tridentinischen Tirol, die 1856 im „Frankfurter Museum" erschienen, zugunsten des „Tobliner Gedenkbuchs", das in die „Episteln" (siehe Bd. 4) gehört, für die folgende Zusammenstellung in Wegfall kamen; sie waren nur eine kürzende Bearbeitung des für den Heidelberger „Engeren" verfaßten „Gedenkbuchs". Welche Anregungen Scheffel auf diesem Gebiete seines Schaffens dem von W. H. Riehl in „Land und Leute" gegebenen Beispiel und Ludwig Steubs köstlichem Werk „Drei Sommer in Tirol" zu danken gehabt hat, findet sich gleichfalls in der Biographischen Einleitung angedeutet.

In ihrem Zusammenhang bilden die „Reisebilder" Scheffels ein diesen Büchern, Heines „Reisebildern", Gregorovius „Wanderjahren in Italien" ebenbürtiges Werk. Das subjektive Element in ihnen macht sie zu Fragmenten einer Selbstbiographie des Dichters; ihr objektiver Gehalt gibt ihnen einen bleibenden kulturhistorischen, ethnographischen und geographischen Wert.

Leicht lassen sich in den drei Reisebriefen aus den rhätischen Alpen und den Kultur- und Charakterbildern aus dem Hauensteiner Schwarzwald, dem Säkkinger Hinterland, reiche Spuren des Weges entdecken, auf dem der Dichter zur Gestaltung seiner Säkkinger Trompeterdichtung wie des Romans „Ekkehard" gelangte. Das ihm von den Eltern vererbte Interesse für die Kulturarbeit der Heidenapostel und Benediktinerbrüder im Gebiete der alemannisch-schwäbischen Ahnenheimat, die schon im Vater lebendige Vorliebe für die Landschaft des Oberrheins, die Sympathie für urwüchsig germanisches Volkstum im Gegensatz zu dem keltischen, die Freude an starker und großer Natur, der Alpenherrlichkeit in Nähe und Ferne, sind schon hier Grundelemente seiner geistigen Wesenheit. Neben den frischen Nachklängen des tiefen Anteils, mit welchem der Dichter die patriotische Erhebung des achtundvierziger Jahres und die Enttäuschungen vom Jahre 1849 erlebt hatte, ist das energische Aufklingen von neugewonnenen Stimmungen und Ueberzeu-

gungen vernehmbar, die dann im „Ekkehard" eine Form dauernder als Erz gewannen. Oft blitzt der in den Liedern und Episteln für den Heidelberger „Engeren" mit sprudelnder Laune gepflegte Humor aus dem Ernst der Belehrung in echter Feuchtfröhlichkeit auf. Der „Brief aus Venedig" ist gleich Abschnitten aus dem „Tobliner Gedenkbuch" im Laufe des Jahres 1856 im „Frankfurter Museum" erschienen. Dieser Brief läßt uns ahnen, mit welcher Begeisterung Scheffel an die Ausführung des Planes gegangen war, das Venedig Tizians zum Hintergrund eines neuen kulturhistorischen Romans zu machen, in dem einem Deutschen eine Hauptrolle zugedacht war; wir sehen den Dichter, den 1852 der Glaube an den eigenen Beruf zur Malkunst nach Rom getrieben hatte, vor den Gemälden Tizians und Paul Veroneses zu der Erkenntnis gelangen, daß das Malen „kein Kolorieren von Kartons" ist, sondern ein „eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes" Denken und Schaffen. Am Schluß des Briefes kündet sich mit der trüben Zweifelfrage: „Was ist in all dem bunten Schattenspiel von Welt und Geschichte das Bleibende?" die düstere Melancholie an, die nach der schweren Erkrankung in Meran über des Dichters einst so heiteres Gemüt für lange Zeit ihre schwarzen Schleier senkte. Diese skeptische Geschichtsauffassung begleitete ihn im folgenden Jahr in die Alpen der Dauphiné, auf dem Gang zum Kloster des Schweigens, der Großen Karthause, nach der Rhonestadt Avignon, wo einst sieben Päpste in siebenmal zehn Jahren residierten, nach dem Quell von Vaucluse, wo er im Rückblick auf Petrarcas glänzendes Dichterlos mit Humor und Satire den eigenen Kleinmut bekämpfte, der an der Zukunft seines Dichterloses verzweifeln wollte. Die „Skizzen aus dem Elsaß", 1872 für „Ueber Land und Meer" geschrieben, führen den Leser dann in die Stimmung patriotischer Befriedigtheit ein, die den nun so erfolgreichen Gaudeamusdichter nach den großen deutschen Waffensiegen beseelte, welche dem geliebten Vaterland die ersehnte Einheit und den „verloreuen Sohn", das Elsaß, der Mutter wieder zurückbrachten.

Scheffels Reisebilder sind aber auch in poetischer Beziehung eine wertvolle Ergänzung der von ihm selbst herausgegebenen Werke. Auch wenn der Dichter zum Forschen in die Berge zog, begleitete ihn nicht nur das Wissen eines kenntnisreichen Historikers und Ethnologen, der Geist eines über die Probleme der Menschheit nachsinnenden Humanisten, der Beobachtungs-

sinn eines Naturkundigen, dem der Hammer des Geologen im Rucksack nicht fehlte, sondern vor allem doch auch sein beim Anblick schöner Landschaft stets froh aufjubelndes Herz und zwei klare Augen, die durch die scharfen Brillengläser mit der Schönheitsliebe des Poeten und der Schönheitskunde des Malers in die Wunderwelt der Schöpfung schauten. Die Begeisterung für die Großartigkeit der Alpennatur, die ihn zum Dichter der Säntiskapitel im „Ekkehard", zum Sänger der „Bergpsalmen" machte, die Sehnsucht nach dem Süden, die aus seiner Seele in die Jung Werners überging, der historische Sinn, dem sich überall die Baudenkmäler der Vergangenheit mit dem Leben ihrer Blütezeit füllten, standen bei Scheffel stets im Bunde mit jener urdeutschen Wanderlust, wie sie schon die fahrenden Schüler und fahrenden Sänger im Mittelalter beseelt hat. Und während das in seiner Jugendzeit erst zur Entfaltung gelangende Eisenbahnwesen dem Verkehr der Menschen auf Reisen eine Fülle poetischen Reizes entzog, erhob er mit immer größerer Ausschließlichkeit zum Gegenstand seines Dichtens die Poesie des echten, abenteuerfrohen Wanderns zu Fuß über Berg und Tal, ohne viel Gepäck und ohne ängstlich eingehaltenes Ziel — „in die weite Welt", wie's im Volksmund heißt . . .

„Mag lauern und trauern
Wer will hinter Mauern —
Ich fahr' in die Welt!"

Diese Wanderlust ist auch seiner Reiseschilderungen in Prosa klingende Seele.

Johannes Proelß.

Aus den rhätischen Alpen.

(1851.)

Die Abendglocken waren verklungen, und das leise Glührot, das von den fern aufsteigenden Spitzen der Rhätikonkette ins Tavetscher Tal grüßend herübergelenchtet hatte, war in das Nebelgrau der Dämmerung übergegangen, als wir von den Höhen von Chiamut und Rüäras herab im alten Dissentis einzogen. Wer über die gefährlichen Pässe der Oberalp herübergeklommen ist ins Bündner Land, der denkt des Abends, nicht minder als an rauhe Schönheit zurückgelegter Gebirgspfade, auch an sichere Herberge zur Pflege der müden Knochen. Diese findet er aber zu Dissentis am Fuß der weitaufsteigenden Klostermauern in hinreichender Fülle.

Bei würzigem Valtelliner Wein, in dessen Unvermeidlichkeit in diesem Gebirgsstrich sich der Wanderer gerne fügt, und bei zartem Gemsenbraten, der ersten Beute der am 1. September eröffneten Jagd, verschwinden die kniezerbrechenden Erinnerungen, und bei der Wärme des primitiv geformten Ofens läßt sich, wie am heimischen Winterabend, von alten Geschichten plaudern.

Dissentis selbst und der bis jetzt durchwanderte Teil des Oberlandes geben hinreichenden Stoff hiezu.

Leider haben die Kämpfe der französischen Revolutionszeiten hier die urkundlichen Quellen alter Klostergeschichte vernichtet.

Als 1799 der Bündner Landsturm gegen die Franzosen auszog und die unberufenen Gäste aus dem ganzen Vorder-Rheintal bis gegen Chur hinab gejagt hatte, wurden zu Dissentis gefangene Soldaten von den Landstürmern niedergemacht. Noch zeigt man die enge Gasse.

Des zur Sühne zog Lecourbe wieder herauf und ließ Dorf und Kloster in Asche legen. Dabei ist auch alles, was die Bibliothek an alten Handschriften besaß, zugrunde gegangen.

Aus den unvernichtbaren Urkunden der Geschichte — Orts- und Leutenamen — läßt sich aber noch mancherlei entziffern.

Daß in diesen hintern Gründen des Rheintals bis in die Anfänge christlicher Zeit Wildnis und Wüstenei gewesen, in die nur der keltische Urbewohner jagend oder viehhütend vordrang, zeigt der Name des Klosters — Disertina — Einöde, sowie die Namen der talab gelegenen Dörfer Sumvix und Surrhen (summus vicus und summum Rheni), deren Häuser einst die letzten Vorposten der Talbewohner waren, bis der unvergleichlich sichere Blick der ersten Diener der Kirche diese Wildnis auswählte, um von hier aus dem Kreuze und christlicher Kultur auch die Quellen des Vorder-Rheins und die wilden Seitentäler am Fuß der Cornera und der Medelser Hörner dienstbar zu machen.

Manche Ansiedelung hier ging von den Mönchen zu Disentis aus, und die Kolonen waren des Klosters untergebene Leute. So heißt heutigentages noch der Landamman dieser Dörfer im Oberländer Romansch: Mistral (Ministerialis). Der Urbewohner aber, der schon vor der christlichen Einwanderung Bergen und Tälern hier den Namen gab, war sicherlich keltischen Stammes. Wer an dem Ausbau altkeltischer Geschichten, dessen Aktien neuerdings seit Mone, Keferstein, Brosi ꝛc. merklich in die Höhe gestiegen sind, mitarbeitet, der möge diese Namen einer nähern Prüfung unterziehen. Die zackigen Kuppen des Sixmadaun und Badüs, das Horn, in dem der Gletscher von Medels liegt, der Bernatsch, das von grünem Grasboden benamsete Tal Tavetsch, die Orte Sedrun und Rüäras ꝛc. haben weder germanische noch romanische Taufpaten gehabt.

Auch der heutige Graubündner Oberländer ist noch großenteils mit keltischen Familiennamen behaftet. Der Kelte nannte seine Geschlechter nach dem Haus, das sie bewohnten, daher die vielen mit Ca (Haus) anfangenden Eigennamen; so heißen die, welche zum Haus des Vornehmsten, des Herrn, gehören, Casisch (flisch belgokeltisch = Herr); die, deren Hütte im Moorboden (risch) stand, die Carisch (daher auch der emsige Forscher Professor Carisch zu Chur schon vermöge seiner Abstammung zu den Graubündner Sprachstudien berufen ist, deren Resultate er in seinen romanischen Wörterbüchern und Grammatik niedergelegt hat) —

ähnlichen Wortbildungen haben die Caduſch, Cameniſch, Carim ihre Namen zu danken, und in ſpätern Zeiten, als ſchon romanische Vornamen ins Tal gekommen waren, wurden die, ſo im Haus des Jakobus oder Albertus ihren Unterſchlupf hatten, in altkeltiſcher Analogie die Cajakob und Cadelbert geheißen.

Denjenigen, die in keltiſche Studien ſo innig verliebt ſind, daß ſie antike und moderne Welt vor den Verdienſten des keltiſchen Urvolks um „Lebens- und Staatsweisheit" in vollſtändigen Hintergrund ſetzen, überlaſſen wir den Nachweis, daß auch die einfache Dorfſchafts- und Gemeindeverfaſſung, die ſich in den verſchiedenen Graubündner Föderationen zu einem ſo eigentümlich gelungenen politiſchen Ganzen zuſammenbildete, in dem keltiſchen Blute der Ahnen der heutigen Cajakob und Caſſiſch ihren Urſprung hat, da ja das Streben nach „geſetzlicher Freiheit und Volksherrlichkeit, geordnetem Gemeindeweſen und Eigentumsrecht" — wie uns Broſi in ſeinen Kelten und Alt-Helvetiern, Solothurn 1851, ſattſam belehrt — der Grundzug keltiſchen Weſens ſein ſoll.

Unten im Wirtszimmer ſaß der junge Führer von Rüäras, ein ſchmucker, ſchwarzgelockter Burſche, der Kelten und alte Mönchsgeſchichten ruhig dem Totenſchlaf überließ und ganz andere Dinge ausheckte, wenigſtens ſang er mit einem Gefährten ein feines Liedchen im Tavetſcher Romaniſch von einer „zarten, ſchönen und roſenfarbigen" Maid (una zarta, bialla cotschna), bei der ein kecker Burſche zu „Kilt" gehen will, aber mit derſelben ſchnöden Antwort abgewieſen wird, wie der deutſche Buhle in jenem Volkslied:

„Geh du nur immer hin, wo du geweſen haſt,
Und binde deinen Gaul an einen dürren Aſt."

— und Wechſelſang tönte neckiſch in die gelehrte Unterhaltung herüber, als wolle er allen ſprachlichen und geſchichtlichen Studien zum Rückzug blaſen.

Nach feſtem Schlummer, wie er einem, der über die Oberalp geſtiegen, ziemt, und ohne Traum von Beſtien der Wildnis oder den Geiſtern der keltiſchen Talbewohner, wurde des andern Tags eine Umſchau in Kloſter und Kirche gehalten.

Im Kloſter, wo zur Zeit nur zehn Benediktinerpatres verſammelt ſind, waren überall noch die Spuren des Brandes er-

sichtlich, der vor wenig Jahren dasselbe wiederum heimgesucht hatte. In Zellen und Refektorium war emsiges Arbeiten von Schreinern und Zimmerleuten; auch waren Sachkundige beschäftigt, die Zellen mit den eigentümlich alttraditionellen Oefen zu versehen, die wohl, außer im Graubündner Oberland, nirgends vorkommen.

Auf kurzen Steinfüßen werden gewaltige granitähnliche Platten zu einem länglichen Würfel zusammengefügt und mit einer mächtigen Oberplatte gedeckt, so daß der Ofen einem antiken Sarkophag gleicht, und wenn etwa an den Seitenwänden noch einige Reliefs von fabelhaften Tiergestalten angebracht wären, wie sie über Tor und Fenstern an den Engadiner Häusern so grotesk sich finden, so läge dem Antiquarius die Versuchung nahe, altrhätische oder etruskische Reminiszenzen aufzufrischen und den Uebergang vom Sarg des Lucumonen in den Oberländer Ofen der Gegenwart nachzuweisen.

Die nicht alte Klosterkirche, vom letzten Brand zwar nicht versehrt, hat an Architektur oder Denkmälern nichts Bedeutendes.

Grauer Wolkenschleier hing von allen Bergkuppen ins Tal herab, als wir, dem jugendlich brausenden Vorder-Rhein entlang, den Weg gen Ilanz und Reichenau hin antraten, und die guten Freunde vom Abend zuvor, der vielgezackte Sixmadaun und der hochaufstrebende Crispalt im Rücken, sowie die ferne Rhätikonkette gerühten unsichtbar zu sein.

Der Weg bis Trons ist von wilder Schönheit im einzelnen. Chaotisch übereinandergehäufte Felsstücke erinnern daran, daß auch die Höhen der Gebirge alt werden, verwittern und talabwärts stürzen; über malerischen Steintrümmern, die oft bis in den Rhein herein gehen, wächst die Tanne und das feinstgeformte Nadelholz, die Lärche; einfache Brückenstege führen über die Bergwässer, die aus allen Ritzen und Spalten herab dem jungen Rhein neuen Zuwachs bringen; eine Reihe von Studien für den Landschaftsmaler, die er an den gewöhnlichen Malerplätzen in Tirol und dem bayerischen Hochland so gewaltig nicht vorfindet. Am Fuß des Medelser Gebirgsstockes, auf rechtem Rheinufer, braust aus der Schlucht Conflons hervor ein stärkeres Gebirgswasser, mit Unrecht als „Mittel-Rhein" den beiden andern Rheinanfängen gleichgestellt. An dessen Pfaden zog einst fränkische Heeresmacht unter Pipin ins Leventinertal und nach Welschland hinüber.

An vielen Punkten des Weges ist die Vegetation von maf-

sigem Steingeröll und Gefelse überschüttet; gegen solche Erd- und Lawinenstürze schafft sich der Talbewohner durch Brustwehren und Mauerwerke nur spärlichen Schutz und wird selbst oftmals ein Opfer des Bergfalls.

Ueber Compadiels, wo im spitzbogigen alten Kirchlein mannigfache Votivtafeln zum Dank für glückliche Errettung aus Todesgefahr und Lawinen aufgehängt sind, und über Sumvix erreichen wir das Dorf Trons.

Links an der Straße vor dem Dorf steht eine Kapelle und neben ihr ein ehrwürdiger Zeuge alter Tage, ein verwitterter Ahorn. Mark und inneres Holz sind längst verschwunden, aber in ungeheurem Umfang wurzeln noch die äußern Rindenwände des hohlen Baumriesen in der Erde — Zigeuner haben vormals hier innen hinreichenden Platz zum Nachtlager gefunden, jetzt hat neuere Pietät ihn mit schützendem Gitter umzogen. Krone und Aeste sind abgestorben, aber aus einer Seite ist ein knorriger Sproß herausgewachsen und umlaubt mit frischem Gezweige den greisen Stamm.

Daß wir hier am Grütli der Graubündner stehen, ist an der nahen St. Annakapelle in Wort und Bild zu lesen.

Deutsches Lehenswesen hat seit karolingischen Zeiten auch in den wilden Tälern des rhätischen Oberlandes Wurzel gefaßt. Als kaiserliche Grafen und Lehensträger des Bischofs von Chur herrschten neben dem Abt von Disentis deutsche Herren von ihren Burgen aus über das romanische Land.

Sämtliche Trümmer der gebrochenen Burgen tragen deutsche Namen: Saxenstein, Rinkenberg, Pultlingen ꝛc. Im Tal des Vorder-Rheins aber und auf den Höhen der Gebirge saß in kleinen Dörfern oder abgelegenen Sennhütten das rhätisch-romanische Landvolk. Schwerer Druck der Herrschaft drang zu den wenigsten durch.

Seit gotischen oder fränkischen Tagen waren hier ein einfaches Gemeinwesen und Verbindungen einzelner Gemeinden emporgewachsen. Jedes Dorf schuf sich seine Satzung selbst, die der Dorfmeister vollzog; einzelne Ortschaften, durch den kirchlichen Verband zur Pfarrgemeinde geeinigt, setzten sich einen Ammann, der mit Geschworenen die kleinen Händel schlichtete; zum Austrag größerer Streitigkeiten, Aburteilung der Verbrechen und Beförderung allgemeinen Friedens einigten sich mehrere Gemeinden zu einem Hochgericht — eine Föderation,

die kein Resultat künstlich abstrakten Systems, sondern unmittelbar aus dem Wesen und den Bedürfnissen solchen Gebirgslebens herausgewachsen war.

Zur Zeit, als jenseits der Bündner Alpen in Schwyz, Uri und Unterwalden die Landvögte grausam herrschten, lieferten auch die Herren in Rhätien Musterstücke von Plackung des Landmanns. Ob etwa germanische Melancholie gegenüber den Wildnissen der Bergschluchten und einem in anderer Zunge redenden Landvolk, genährt vom fremd duftenden welschen Wein, den deutschen Herren Spleen und abnorme Gelüste verursachte — das hat leider noch kein Romantiker zur Ehrenrettung derselben dargetan.

Der Kastellan der Bärenburg bei Andeer, der des Mittags seinen Bauern in die Suppe spuckte, der Landvogt von Guardavall im Engadein, der die Tochter Adams von Camogask entehren wollte, Donat von Satz und andere Biedermänner aus den Bündner Alpen finden hoffentlich ebenso gut noch ihren Dichter, welcher ihr „ungeeignetes Benehmen" in einem ungeheuren Seelenschmerz derselben mit gleichem Pathos tragisch begründet, wie weiland Herr Golo für seine Aufführung gegen Genovefa, die fromme Herzogin in Brabant, an Hebbel seinen Apologeten gefunden hat.

Der rhätische Landmann aber, der zwar im Schreck des Bergsturzes und im Winterssturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister verehren lernte, aber auch in seinem mühsam der Bergwildnis abgerungenen Leben sich zu rauhem und trotzigem Selbstgefühl zusammenfaßte, hatte weder Resignation noch Romantik genug, um an den Roheiten seiner Kastellane Geschmack zu finden. Wie Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht, also erschlugen auch im Engadin und Schamser Tal die Bauern ihre Zwingherren, Guardavall, Fardün und Realt wurden gebrochen, und der Vogt der Bärenburg mußte die Suppe selbst aufzehren, die er dem Jan Caldar gewürzt hatte.

Hier im Oberland aber verfuhr der Landmann loyaler. Als Streit zwischen den Herren ihn gefährdete, als der Bischof von Chur gegen die Stadt sich um österreichische Hilfe bewarb, da stiegen die Männer von den Gebirgen des Vorder-Rheins hernieder zum Wald von Trons, und unter dem alten Ahorn wurde der Bund zu Aufrechterhaltung gemeiner Freiheit beredet. Ihren Herren aber entschickten sie — schlicht und gemäßigt — Abge-

ordnete, die sie, wie die Chronik sagt, „freundlich erinnern sollten, Ungerechtigkeit, Gewalt und schändliche Ausgelassenheit aus den Grenzen ihrer Herrschaft zu verbannen, mit dem Bedeuten, dafern sie nicht gutwillig Richter zu Handhabung und Beschützung der Gerechtigkeit setzen wollten, so werde das gemeine Volk die zügellose Bosheit nicht länger ertragen, welches doch sonst bereit wäre, ihnen in ihren ehrbaren und billigen Dingen zu gehorchen." Leider war eine Graubündner Zeitung nicht vorhanden, welche zum energischen Einschreiten gegen sotane Anmaßung raten konnte — die Herren willigten zum Bund ein; ob in wirklich girondistischem Anflug oder mit einem Seitenblick auf den Hintergrund der Sturmpetition, das verschweigen die Chronisten.

Also kamen im März 1424 der Abt von Disentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren Brun von Rhäzüns zum Ahorn von Trons angeritten und schwuren den Dorfmeistern und Ammännern der Hochgerichte Schutz, Schirm, Entsagung des Faustrechts, Abwehr der Gewalt und getreue Eidsgenossenschaft, „so lange Grund und Grat stehen," in die Hände Herrn Peters von Pultlingen, Abts von Disentis, und was sie schwuren, haben sie redlich gehalten.

Das war der obere oder graue Bund — la lia grischa — umfassend das Rheintal bis Reichenau, mit den Seitentälern von Medels, Lugnetz und Savien, bis hinab wo aus den Gletschern des Rheinwalds der Hinter-Rhein entströmt und das Misoxer Tal sich gen Welschland hinstreckt. Und der gedieh in starker Mannhaftigkeit und hatte guten Klang ringsum — ein Vorbild für die spätern Unionen des Gotteshausbundes und des Bundes der zehn Gerichte im Prättigau und Davos.

Des zum Gedächtnis trägt die Kapelle neben dem Ahorn an beiden Seiten des Eingangs, zwei Freskobilder: die Stiftung des Bundes und die letzte Wiederholung des Schwures im Jahre 1778, wo freilich die Epigonen in Perücken und dem geschniegelten Rokokoanzug einen leibhaftigen Kommentar zum alten Reimspruch geben, der in kerniger Weise die Entstehung des Bundes preist und am Ende sagt:

Von diesem Freiheitsbund
Sind wir in wahrem G'nuß;
— Wie's sonst noch mit uns steht,
Mach' jeder selbst den Schluß.

Daß die von einem Meister Kühlental renovierten Bilder einen Sachkenner weniger an moderne Historienmalerei als an die Art, wie man, den Fliegenden Blättern zufolge, in Breslau Wandmalerei treiben soll, erinnern, darf hier nicht gerügt werden, da auch die Kunst einige tausend Fuß über der Meeresfläche dem Schicksal der italischen Einwanderer in den Alpen unterliegt: durch die Gegend selbst verwildert werden. („Quos loca ipsa efferarunt." Liv.)

Der Bund von Trons ist, wie die andern Bünde, seither zu Ende gegangen, aber noch steht „wie Grund und Grat der Alpen" der alte Ahorn, vom Landvolk ringsum in abergläubischer Verehrung gehalten, und wenn die Oberländer Schützen talab nach Chur oder ins eidgenössische Lager von Thun ziehen, unterläßt keiner, sich einen grünen Zweig davon aufs Käppi zu stecken.

Wenn der alte Strunk seinen neuen Sproß als Symbol für das neue bündnerische und helvetische Staatswesen frisch hat aufgrünen lassen, so wird er, der seit den Tagen der Freiherren von Rhäzüns und Sax sich im stillen manche Erfahrung gesammelt haben mag, wohl wissen, warum er's getan hat, und es soll nichts dagegen eingewendet werden, wiewohl es im allgemeinen für durchaus unpassend erklärt werden müßte, wenn sich auch die Bäume Demonstrationen erlaubten.

Inzwischen hatte der Himmel seine Schleusen geöffnet und schüttete so intensiv, daß beim homerischen Ziegenbraten im Wirtshaus der Entschluß reif wurde, den Weg zu Wagen fortzusetzen, wiewohl erst in Ilanz eine sogenannte Poststraße beginnt. Daß auch Fuhrwesen und Roffelenker in diesen keltischen Talgründen sich eines primitiven Zustandes erfreuen, sollte uns bald klar werden.

Ein zwischen Wagen und Karren die glückliche Mitte haltendes offenes Fahrzeug war bald herbeigeschafft — in Form und Konstruktion wohl wenig von jener Essеda unterschieden, auf der in der Schlacht von Sentinum, nach Livius, dereinstmals die keltischen Gallier „unter Schnauben der Rosse und Getöse der Räder" zum Schreck der Römer mitten ins Reitergefecht hereingefahren kamen.

An einfacher Deichsel wurde ein Klepper angeschirrt; die Stelle des Leitseils vertrat ein aus roher Ochsenhaut zugeschnittener Lederriemen. Dieser aber ruhte in den Händen des würdigsten aller Wagenlenker — Joseph Antony hieß der Biedere.

Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigentümliche, spitz gegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis ans Knie, grobe, blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohlen bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antonys Frack: spitz ausgeschnitten und mit langen, ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Es ward uns vollständig klar, daß in diesem Frack noch ein Stück Urgeschichte verborgen lag: es war dies sicherlich jenes „eigentümlich verlängerte Kamisol der keltischen Handkärrner", die Carikella, die schon dem römischen Imperator dereinst, ob seiner Vorliebe dafür, den Spottnamen Caracalla eintrug.

Das Institut der Peitsche war bis hieher nicht vorgedrungen; Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto! alto! hé bougre!" rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu, und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja ins Engadin eingefahren, begannen wir die Fahrt. Kein Zwischenfall konnte den Alten außer Fassung bringen, höchstens machte er in den Lauten des Oberländer Romansch, der „Schalauer" Sprache, wie sie in anderen romanischen Tälern spottweis genannt wird, seinen Gefühlen Luft. „Schliatt' aura, Schliatt' aura" (schlecht Wetter), sprach er kopfschüttelnd, wenn Regengüsse der Dachtraufe des Hutes entströmten, und wenn der Gaul still zu stehen drohte, brummte er etwas von einem „liderlich cavaigl" — „liderlich Kerli", woraus wir mit Befriedigung entnahmen, daß die Fülle der Schimpfwörter im Romansch auch der deutschen Sprache wesentliche Bereicherungen verdankt. Soll ich weiter erzählen von der holperigen Fahrt über Stock und Stein und von jener eigentümlichen Stimmung, die sich bei völliger Durchnässung und halbzerbrochenen Knien so harmonisch ausbildet? Infandum regina jubes. An Tavanasa, an der auf der Höhe des Berges stehenden, mitten im Romanischen deutsch redenden Gemeinde Waltersberg, an der Mündung des schauerlichen Panixerpasses, auf dem einst Suwarow seine Russen das Bergsteigen lehrte, vorüber führte der

Pfad in die „erste Stadt am Rhein", nach Ilanz, allwo der Wirt zum Kreuz mit dem vollen Selbstgefühl eines Posthalters auf unser Fuhrwerk herabschaute.

Warmer Valtelliner und eine riesige Lachsforelle im dortigen Gasthof versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde auf das Wohl unsers Fuhrmanns ein Glas geleert. Wenn die Welt draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umsponnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony. Wenn aber auch die Eisenbahnen anderwärts schon zu den Altertümern gerechnet werden und in Luftballonen ein neues Reisen im Gange ist, dann dringt vielleicht auch der Schienenweg noch bis in die letzten Winkel des Rheintales, und der Urenkel Joseph Antonys ruft der Lokomotive etwa als Heizer sein Alto! hé bougre! so intensiv zu als sein Ahn heute unserm Rößlein. Solche Perspektive in die Wechselgänge der Weltgeschichte suchten wir dem biedern Antony zu eröffnen; er aber schüttelte sein greises Haupt trämmerisch und ging nach dem Stall.

Den grauen Mauern und Türmen von Ilanz schenkten wir keine Aufmerksamkeit. Einen Blick in die Einfachheit der Formen, in welchen heutigen Tages die Demokratie im Bündner Oberland gehandhabt wird, gewährte das Fremdenbuch des Gasthofs. Zwischen den dünn gesäeten Namen der Reisenden erscheint hie und da ein Eintrag des Inhalts, daß sich aus den Hochgerichten des grauen Bundes die Abgeordneten dahier eingefunden und die auf zwei oder drei Jahre verfassungsmäßig bestimmte Wahl der Funktionäre am Bezirksgericht, der Geschworenen u. s. w. vorgenommen hätten. Sodann sind das Resultat der Wahl, die Zahl der für die Gewählten abgegebenen Stimmen und Namen der Gewählten verzeichnet und der Akt abgeschlossen; das Fremdenbuch ist somit zugleich öffentliche Urkunde und Wahlprotokoll.

Der Fahrweg zieht vom linken Ufer des Vorder-Rheins bei Ilanz seitwärts dem Gebirge zu, in gewaltigen Windungen bergansteigend. An zwei hellen kleinen Seen liegt das Dorf Lax mit altertümlichen Herrenhäusern. Daß der Adel, der sich hierlands erhielt, in späteren Zeiten der schwäbischen Ritterschaft zugeteilt war, zeigt eine Wappenschrift am Hause weiland Herrn Johann de Corays' von und zum Sebien von 1617, der sich als „Kavalier

des heiligen römischen Reiches und der Ritterschaft des Viertels am Neckar, Schwarzwald und der Ortenau" kundgibt.

Bei Flims hat sich ein vom Tschingelshorn herabkommender Bach sein Bett durch eine wilde Bergschlucht gewählt und braust, tief unter der Straße, dem in engem Tal fließenden Vorder-Rhein entgegen.

Noch eine Wendung — an den alten Mühlen von Trins vorüber — und auf steilem Felsgrat steigen die Trümmer der Veste Hohentrins auf, einst als Anhalt und Schutz für lombardische Heereszüge vom Franken Pipin erbaut.

Das Dorf schmiegt sich terrassenförmig an den Berg, und tief unten öffnet sich das Tal, durch welches der Hinter-Rhein vom Splügen her kommt, um sich bei Reichenau dem vordern zu einen. Eine prachtvollere Umschau als von hier hat Graubünden nicht.

Rückwärts ragen die hohen Hörner glarnerischer und Oberländer Alpen über das vordere Rheintal, das sich hier mächtig ausweitet; in der Tiefe vor uns glänzen die hellen Dächer von Reichenau, nordöstlich schaut Chur aus dem Seitental der Plessur herüber, überragt vom fernen Seesa Plana, üppige Felder und Waldungen ziehen sich in dem von beiden Rheinarmen gebildeten Delta an die weißgrauen Nagelfluhhöhen hinüber, von denen herab sich die Mauern des alten Schlosses Rhäzüns (Rhætia ima) im Hinter-Rhein spiegeln, und über Rhäzüns hinüber streift der Blick in das burgenreiche Tal Domleschg, das sich gen Thusis hin zusammenzieht bis an die durch zusammengepreßte Felswände weiter zum Splügen führenden Schluchten der Via mala. Die wilden Berghöhen ringsum, die reiche Vegetation an den Ufern der beiden Rheine, wo jetzt neben düstern Arvenstämmen Kastanie und Nußbaum gedeihen, Dörfer und Schlösser in der Ferne und als Vordergrund das gewaltige Hohentrins — alles wirkt hier zu einem Landschaftsbild zusammen, des farbenkundigsten Meisters ein würdiger Stoff.

Steil ab über Tamins fällt die Straße nach Reichenau herunter. Im schönen Garten des Schlosses der Herren von Planta Reichenau läßt sich die Einigung von Vorder- und Hinter-Rhein, die beide hier von alten Holzbrücken überbaut sind, nochmals überschauen.

Die Geschichten von Ludwig Philipps erstem Exil dahier, der als Mr. Chabaud 1793 Mathematik lehrte, den auf breiter Heerstraße am calandabedrohten Dorf Felsberg vorüber nach

Chur führenden Weg, Chur selbst samt seinem kürzlich entdeckten Mosaikboden überlassen wir andern Schilderungen, nehmen von Joseph Antony von Trons wehmütig Abschied und brechen weiter auf — engadinwärts.

Von Chur südostwärts steigt die Straße gen Malix hin und führt durch kühle Fichten- und Lärchenwälder bald in das Gebiet des Zehngerichte-Bundes. Hiezu gehört, am Fuß des Rhätikon und an der Grenze des vorarlbergischen Montafun, das Prättigau im Tale der Landquart bis zu deren Mündung in den Rhein, wo in der Herrschaft Maienfeld und Malans der goldgelbe rhätische Rheinwein kompletter (— et quo te carmine dicam, rhaetica vitis?) von der Sonne ausgekocht wird; ferner das Schalfiker Tal an der Plessur und das in die Klüfte des Scaletta und der nach dem Engadin herabfallenden Berghöhen sich einbuchtende Davos.

Die zum Teil auch germanischen Landeinwohner hatten auf gleichen Grundlagen wie die Oberländer sich eine Dorfschafts-, Gemeinds- und Gerichtsverfassung geschaffen, die sich weiter zum Zehngerichtebund föderierte, einst Herrn Friedrich von Toggenburg untertan, nach dessen Tod in den Wirren des Erbstreites sich schlau von der Herrschaft losmachend (1436). Auf dem Rücken der Berge, die rechts über Malix aufsteigen und sich nach dem Domleschg herabsenken, stößt das Land der Zehngerichte mit dem des grauen und Gotteshausbundes zusammen — grüne Alpen und Triften, von Ziegen und Rindvieh beweidet, strecken sich bis zur Höhe der beschneiten Felsgipfel hinauf.

Bei Churwalden, wo neben der alten Kirche ein burgartiges Gebäu mit Zinnen und Erker als trefflicher Vordergrund die Landschaft abschließt, streift der Blick zum letztenmal über das Schalfiker Tal hinüber zu den Massen des Rhätikon und der über andern Schneefeldern und Kuppen sich aufgipfelnden höchsten Spitze, dem Seesa Plana.

Wer in romantischer Pietät Lust hat, mag in der Kirche am Grabmal Freiherrn Donati von Vatz', zubenannt der Grausame, ein Paternoster beten. Ihm war im vierzehnten Jahrhundert ein groß Stück von Graubünden untertan, und noch jetzt leben einzelne Züge von ihm: wie er gefangenen montfortischen Kriegsknechten, die vor nahem Hungertod um Erbarmen riefen, erklärte, „solcher Singvögel Gesang klinge ihm äußerst angenehm," und wie er in physiologischen Studien drei trunkenen Untertanen

den Leib aufschneiden ließ, um die Wirkungen des übermäßig genossenen Weines zu ergründen — mit Grauen in der Sage des Volkes, die den anderweitigen Umstand, daß er sonst „gelehrt in geistlichen und weltlichen Rechten war," völlig unberücksichtigt läßt.

Auf bergiger Hochebene liegt das saubere Alpendörfchen Parpan, dem bayerischen Partenkirchen nicht unähnlich.

Ueber die Heide, in deren torfigem Sumpfboden grünweiße Seen die Spitzen des Gebirges abspiegeln, ist die Höhe des Gebirgskammes, 5000 Fuß, bald erreicht; zugleich auch wieder ausschließlich romanisches Sprachgebiet, dem Dialekt des Oberlandes unähnlich und mehr dem Ladin des Engadins verwandt.

Kurz ehe man nach Lenz hinabsteigt erschließt sich eine weite Umschau ins Oberhalbsteiner Tal hinab. Links ragen die schneeigen Häupter der Tiefenkastener Alpe empor und die Kette des Piz Err, der sich bis an den Julier-Paß und nach dem Quell von St. Moriz im Engadin hin erstreckt; rechts der hohe Suntail, Grenzscheide zwischen Oberhalbsteiner und dem von der Via mala durchschnittenen Schamser Tal; warme volle Abendbeleuchtung lag auf den Spitzen der Gebirge und schnitt die schneeweißen Umrisse klar aus der Himmelsbläue heraus; von der Mitte der Berge an, in die Tiefe des Oberhalbsteiner Tales herab, zog sich ein herbstlicher, durchsichtig dunkler Duft.

Unten im Oberhalbsteiner Tal, das so ziemlich der Mittelpunkt aller rhätischen Täler ist, steigt zwischen grünen Wiesen und Höhen der Kirchturm von Vazerol auf. Hieher zogen im Jahre 1741 die Boten der Gemeinden und Hochgerichte aller drei Bünde, hier wurden der Verein deren von der Lia Cadé (Gotteshausbund), der Lia Grischa (graue Bund) und der Lia dellas deschdretturas (Zehngerichtebund) beredet und im Vazerolschen Bundesbrief die drei Föderationen eng und fest zusammengefügt und solche Einigung mit Handschlag und Schwur für alle Zeiten bestätigt.

Hiemit war das Föderativsystem, das in Graubünden wie nirgends seine organische Entwicklung gefunden hat, zu seiner letzten Spitze aufgebaut, und die späteren Kriege und die Schlacht in der Malser Heide, wo 20 000 Graubündner das feste Lager der Tiroler stürmten und die Landsknechte Kaiser Maximilians dauernd von ihren Grenzen abtrieben, zeigten, welche Kraft sotaner Union in ihren Anfangszeiten innewohnte.

Wir marschierten auf dem von Lenz seitab führenden Pfade, dem Davoser Landwasser entlang, am Fels, der die Trümmer von Belfort trägt, vorüber, in der Abendstille nach Dorf Alveneu. Der Ortsname „Alba nova" erinnert, daß wir schon in den Regionen angelangt sind, wo etruskische Einwanderer, einst aus Furcht vor dem Gallier oder Hannibals Scharen in die Alpenwildnis geflohen, sich eine zweite Heimat gründeten.

Zu solchen Erinnerungen gehören auch, außer dem, was Engadin, das klassische Etruskertal, bietet, im nicht fernen Scharans das alte Rhätusbild, das die Linde umarmt, und die Namen mancher Familien, z. B. die an der Scheide des Julier und Septimer in Stalla hausenden Catilinas.

Unten im Tal der Albula glänzten die Lichter des Bades Alveneu, dessen Räume für heute Labung und Herberge gewährten.

Alveneu gehört, sowie Fideris im Prättigau und der Sauerbrunn von St. Moriz im Engadin, zu den bedeutendsten Bädern Graubündens; aus reichhaltiger Schwefelquelle, in der weißliche Schwefelansätze wie Polypen ihre Arme zitternd ausstrecken, wird das Wasser zum Baden und Trinken geschöpft. Draußen „im Reich" scheint dies Bad, das freilich auf seiner Bergeinsamkeit auch manchem Schweizerreisenden unentdeckt bleibt, noch nicht bekannt zu sein; die Liste der Badgäste weist nur Engadiner und Kranke aus den benachbarten Tälern auf. Mangel chemischer Kenntnisse verhindert uns, durch Analyse der Quelle den Leidenden einen Fingerzeig nach Alveneu zu geben, und das, was in der „Beschreibung der berühmten Bäder in der Schweiz" unter den günstigen Zeichen der Alveneuer Gesundbrunnenkur angeführt ist, nämlich außer „allgemeinem Wohlbehagen" und andern Symptomen auch „starker Badausschlag", „Oeffnung verborgener Schäden, Wiedererscheinen vertriebener Husten, Schmerz einzelner Teile," klingt für den Laien etwas stark uneinladend.

Den Komfort anderer Bäder sucht man in Alveneu vergebens; es erglänzt kein Konversationssaal im tausendfach strahlenden Licht der Gaskandelaber, es klingt keine Roulette und kein „le jeu est fait, rien ne va plus!" — kleine Zellen geben dem Badegast notdürftigen Raum, und die einfache Tafel, wozu übrigens die Albula gediegene Forellen liefert, schafft hinlänglichen Lebensunterhalt. Ersatz für andern Defekt gewährt aber die würzige Alpenluft und dem, der die Augen dafür offen hat, der

Blick in die nahe Gebirgswelt, wo das Rothorn und der Erosastock, Züga und Silberberg, Tinzenhorn und Surawa aufsteigen.

Dem Wildbach Albula entlang, am romanischen Filisur vorüber, waren wir bald an den Bergwerken von Bella Luna. Schacht und Schmelzhäuser aber stehen verlassen; das Glückauf der Bergknappen ist verstummt, und nur wenige Erzstufen vor den Fenstern eines Hüttenverwalters mahnen an den dereinstigen Silberbau. Jetzt, nachdem der schlesische Graf Renard vergeblich und mit großen Opfern das Werk wiederzubeleben versucht hatte, wird nur noch spärliches Eisen gewonnen.

Enger und wilder rücken die Felswände auf beiden Seiten der Albula zusammen, die gewaltige Felsschlucht, der Bergünerstein — an die St. Gotthardsstraße bei der Teufelsbrücke erinnernd — beginnt. Ein kecker Weg, seit Jahren durch den Felsen gebrochen, führt durch diese Klamm, senkrecht fallen die Felswände ab und 600 Fuß tiefer braust die Albula.

In dieser Oede war ein passender Ort, abermals Herrn Donati von Vatz' zu gedenken, der mit Hilfe der Waldstätte hier dereinst die Streitmacht des Stifts von Chur und derer von Montfort aufs Haupt schlug und die Ueberwundenen in Schlucht und Tiefe der Albula versprengte, so daß, wie der treffliche Chronist Guler von Wynegg erzählt, noch zu seiner Zeit Streitkolben, Morgensterne, Sturmhauben und Spieße allda ausgegraben wurden.

Jenseits des Bergüner Steins wird's lichter. Ein grüner Hügel steigt inmitten des Tales auf mit zwei Steinsäulen, die aber, wie vielleicht auch die zwei Säulen am Julier, weder römische Meilenzeiger noch dem Sonnengott Jul geweihte keltische Steindenkmale sind, sondern einfach das Attribut des Hochgerichts von Bergün, der Galgen. Und wie schön erglänzen hüben und drüben die Schneespitzen im Sonnenschein! Zu dieser Landschaft als Staffage gehört notwendig ein Zug des peinlichen Hals- und Malefizgerichts, der unter Glockenläuten vom Bergüner Turm einen armen Sünder, etwa ein Zigeunerlein, so den roten Hahn aufgesteckt, oder einen versprengten biedern Landsknecht aus dem Schwabenkrieg, der nach alter Gewohnheit marodiert und die Sprache der Täler mit den schönen Worten „mordriar" und „plündriar" bereichert hatte, zum letzten Gang hinausführt. 's muß manchem, der unterwegs zum blauen Himmel hinaufdachte:

„Wie bist du doch so schön, du weite, weite Welt!" das Sterben am Bergüner Galgen gar bitterlich gewesen sein.

Solcherlei leichtfertige Gedanken hörten im düstern Wirtshaus zu Bergün gänzlich auf. In der getäfelten Stube saßen zwei alte Frauen, die Großmutter des Hauses und ihre Schwester, schwarz angetan, die wir beim Eintritt aus ihrer Andacht aufstörten. Auf dem Schrank oben standen, wie in den meisten Engadiner Häusern, die schwer eingebundenen Folianten der Bibelübersetzung in die Sprache des Tales, sowie die ganze kirchliche Literatur von Gebetbüchern, geistlichen Gesängen und Psalmen, wie sie von glaubenseifrigen Pastoren des Unter-Engadin im 16. und 17. Jahrhundert geschafft worden war. Die zwei alten Sibyllen hatten sich ein deutsches Erbauungsbuch, Sammlung altprotestantischer Kirchenlieder von weiland Pfarrherrn Schmidli zu Wezikon herabgenommen und, des nahen Todes gedenkend, ein zum Absterben vorbereitendes Lied gelesen, das da anfängt:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
Der Abend kommt herbei;
Es ist gefährlich stehen
In dieser Wüstenei.
Kommt, stärket euren Mut,
Zur Ewigkeit zu wandern,
Von einer Kraft zur andern,
So ist das Ende gut.

Dies seien, wie die Großmutter selbst sagte, seit Jahren ihre Lieblingsgedanken; was sie jetzt noch lebe, sei nur Vorbereitung zum Tode!

Das ganze Gebaren der zwei Frauen hatte etwas unmittelbar Imponierendes: einfach, starr, streng saßen sie unter ihren romanischen Bibeln und Erbauungsbüchern; hier war noch ein Stück althugenottisches Wesen, und unwillkürlich gemahnten die beiden Alten mit ihren scharf ausgeschnittenen Gesichtszügen und ihren schwarzen Gewändern an jene Zeiten, wo die Bekenner Calvins, trotz Druck und Verfolgung, in den Höhlen der Cevennen nächtlich den Predigern der neuen Lehre lauschten und dem Martyrium freudig entgegensahen.

In diesen Tälern lebt unverfälschter, echter Protestantismus. Seit 1525, wo im rauhen Tal Sankt Antonien im Prätti-

gan zuerst die Messe abgeschafft worden, waren die Schüler Calvins im Ober- und Unter-Engadin und selbst im Gotteshausbund unermüdlich in Verbreitung der neuen Lehre tätig gewesen, und nach harten Disputationen, die oft ein Ende nahmen wie weiland die Räubersynode, entschied sich das Landvolk ringsum für den Glauben der Reformatoren und hielt ihn dann mit der eigenen Zähigkeit des Gebirgsbewohners in Kampf und Not späterer Tage fest.

Die Verschwörung des Abtes Schlegel von St. Luzien und des Bischofs von Chur mit den Medizeern zur Ausrottung der evangelischen Lehre kostete ersterem das Leben durch Scharfrichters Hand; aber auch die Wiederholung Parisischer Bluthochzeit, die ums Jahr 1620 von Mailand aus im Valtellin, Puschiav und bis ins Engadin heraus organisiert wurde, brachte die reformierten Bündner nicht zum alten Glauben zurück; und so sind sie jetzt der einzige Teil romanischer Stämme, der vom Beginn der Reformation an ihr hartnäckig zugetan blieb.

Wer an einem Sonntag durch eines dieser Täler wandert, der erstaunt, wie starr puritanisch die Sonntagsfeier beobachtet wird. Da sind keine Gruppen auf den Straßen, kein Fuhrwerk darf des Weges fahren, außer es brächte fern gelegene Talbewohner zur Kirche, und der Fremde hat Mühe, an solchem Tag Roß und Wagen zu erhalten, und wenn die Glocke zur schmucklosen Kirche ruft, versammelt sich die ganze Gemeinde, die Frauen meist im schwarzen Sonntagsgewand. Wir selbst erinnern uns gern noch des einfach friedlichen Eindruckes, den der Sonntagsgottesdienst einst im Kirchlein zu Samaden im Engadin auf uns machte.

Getrennt saßen Männer und Frauen; erst wurde eine jener feierlich strengen Weisen des altprotestantischen Kirchenlieds gesungen, während der die Männer noch das Haupt bedeckt hielten, dann erschien der Geistliche im schwarzen Talar auf der Kanzel, und nach den üblichen Gebeten predigte er über den Psalmvers „Saigniur Diu, ti ess nos rifuggi saimpre e saimpre“ (Herr Gott, du bist unsere Zuflucht immer und allezeit), und beim klangvollen, langsamen Predigtton war der Inhalt seiner Worte auch dem ins Romanisch nicht tief Eingeweihten verständlich — ein einfaches Lob des Herrn Himmels und der Erde, der das Menschenkind durch alle Fährlichkeiten des Lebens und aus dem „torrent della temporalité“ dem „wilden Sturzbach der Zeit-

lichkeit" zum guten Ausgang leitet. Ein Choral schloß die Feier ab, und mit der Gemeinde verließ auch der fremde Besucher erbaut das Gotteshaus.

Hier ist das protestantische Wesen nicht Formalismus, sondern in Fleisch und Blut eingewachsen; Geschichtsforscher mögen diese Erscheinung bei romanischen Sprossen tiefer ergründen, als seither geschehen, wo sie von Unberufenen auf „das kalte und unwirtbare Klima der Gegend zurückgeführt wurde."

In langen Winterabenden, wo aus den schweren, mit versilbertem Schloß versehenen Bänden Psalmen und geistlicher Zuspruch in der Landessprache gelesen werden, da wird auch noch von den alten Zeiten erzählt, wo die Ahnen mit ihrem Blut die neue Lehre festeten, und in mehr als einer alten Bibel findet sich als Anhang ein vergilbtes geschriebenes Blatt, „die Liste der im Julius und August 1620 im Valtellin ermordeten Protestanten" — ein kahles Namensverzeichnis von mehreren Hunderten, aber sprechender als alle Glossen.

Die hugenottische Großmutter in Bergün gestattete freundlich die Durchmusterung ihrer Bibliothek, die so ziemlich die ganze Literatur der romanischen Sprache umfaßte; denn außer den Bibelübersetzungen und Gebetbüchern, einigen Kalendern und heutigentags natürlich der unvermeidlichen Zeitung ist wenig gedruckt.

Hier in Bergün wird schon Engadiner Sprache gesprochen; außer der Bibel in der „lingua rumanscha d'Engadina bassa" war aber auch eine im Oberländer Idiom, im languaig rumonsch de la ligia Grischa", gedruckt zu Chur 1718, vorhanden — zu Nutz und Erbauung der Oberländer Dienstboten des Hauses.

Wie groß der Unterschied zwischen beiden Idiomen ist, dafür mag als Probe die Uebersetzung des Anfangs vom ersten Buch Moses dienen. In der Oberländer Sprache beginnt die Genesis folgendermaßen:

Vers 1) Enten l'antschetta ha Deus scaffien ilg Tschiel a la Terra.

Vers 2) Mo la terra fora senza furma a vida, ad ei fora scür sin la bassezia. Ad ilg spirt da Deus schaschera sin l'aura.

Vers 3) Lura schet Deus: „Ei daventig lgisch!" (Es werde Licht!) ad ei fò lgisch.

Im Engadiner Ladin aber heißt es also:

Vers 1) In il principi creet Deis il Tschel è la terra.

Vers 2) Mo la terra eira üna chiaussa sainza fuorma e vocda. E scurezas eiran sur la fatscha dal abiss, e il spirt da Deis s' muveiva sur la fatscha dallas aquas.

Vers 3) E Deis diss: „Saia la lgüm!" e la lgüm fuo u. s. w.

Daß das Unter-Engadiner entschiedener und mit andern romanischen Sprachzweigen verwandter klingt als das mit germanischen Ansätzen ziemlich stark legierte Oberländer Idiom, das z. B. statt des echten creare für erschaffen „scaffir" sagt, wird hieraus ziemlich klar, wiewohl in Bünden selbst noch heftiger Streit über den Primat der einzelnen Dialekte geführt wird und diesseits und jenseits der Berge jedes Tal das schönste, wohlklingendste und gemütlichste Romansch besitzen will.

Nach freundlichem Abschied von den greisen Wirtinnen stiegen wir durch wilde Schluchten und einsame Eichenwälder, über reißende Wildbäche, meist der Albula entlang, hinauf zu deren Quelle. Zwei Stunden über Bergün, 6282 Fuß über dem Meere, liegt ein kleiner durchsichtiger Bergsee, dem die Albula entfließt, und neben diesem, von einer kahlen, hellen Felswand benannt, das kleine Wirtshaus zum Weißenstein.

In dieser Oede des Gebirges, wo kaum noch auf spärlichem Grasgrund zwischen den Felsen ein versprengter Hirtenknabe die menschliche Gesellschaft repräsentiert, lernt das germanische Gemüt die Wohltat eines Wirtshauses tief schätzen.

Mit ähnlichen Empfindungen wie Kolumbus, als er den Fuß zuerst auf die Küste von San Salvador setzte, überschritten wir die Schwelle der Herberge. In dieser haust ein schlichter Graubündner Oberländer aus Trins, der durchaus nicht von den Reizen seines Aufenthalts erbaut war. Er erzählte, wie er in den Anfängen seiner Ansiedlung mit seinem Trinser Romanisch sich den benachbarten Engadinern kaum verständlich machen konnte; wie es bei ihm oben des Jahres neun Monate Winter und drei Monate kalt sei; wie seine Hütte oft wochenlang vom Winterschnee umtürmt werde und die Gemsen bis zum See herabgestiegen kämen, um ein paar Grashalme abzuscharren, so daß er sie von seinen Fenstern schieße.

Wir nahmen Anteil an seinen schlichten Klagen und versicherten ihm, daß, wofern etwa draußen im flachen Land ein Buchhändler auf den Gedanken kommen sollte, Zimmermanns

Buch über die Einsamkeit in vermehrter und verbesserter Auflage herauszugeben, er durch seine Studien hier oben unzweifelhaft berechtigt sei, als Redakteur empfohlen zu werden. Die Perle des Sees am Weißenstein sind die gewaltigen Forellen, von denen der Wirt zwei kaum zu bewältigende Exemplare vorsetzte. In dem unmittelbar vom Gletscherwasser genährten See gedeihen sie zu einer Würze und Schmackhaftigkeit, die unerreicht bleibt und uns eine wirklich dem Grund des Herzens entspringende Hochachtung abnötigte.

Rechts vom See ragen drei gleichgeformte, pyramidal aufsteigende, gewaltig zerklüftete Hörner auf, die Spitzen des Albulaberges; an deren Fuß und zwischen den gegenüber ansteigenden kahlen Felswänden durchwindet sich der Albulapaß bis zur Höhe von 7238 Fuß überm Meer, wo eine unförmliche Steinhütte Schutz vor Lawinen und Steinsturz gewährt. Die letzte Spur von Vegetation hat hier aufgehört, der Moorboden ist von einem Chaos von Felsgeröll, gewaltigen Granit- und Kalksteintrümmern wie übersäet; mit Recht ist die Schlucht hier Teufelstal geheißen, und der Tourist Schultze, von dem in manchen Fremdenbüchern an der Gotthardsstraße der geistreiche Spruch eingetragen steht: „Es muß alles verruiniert sein," könnte dies mit gutem Fug hier in eine Felsplatte eingraben.

Unheimlich graue Schneewolken hielten den Himmel umschleiert, Massen frischgefallenen Schnees lagen seitwärts der Straße, die ganze Gegend erschien als entschieden scheußlich, und wenn Hexen oder Lemuren aus einem Felsspalt aufgestiegen wären, so hätte man sie als die für solche Wildnis geeignetsten Persönlichkeiten begrüßen müssen. Die verwitterten Bergstöcke ringsum hatten alle Farbe verloren, die fernen schneebedeckten Spitzen, die aus dem Engadin heraufwinkten, und die des Piz Err rückwärts erschienen nicht mehr im duftigen Violett der Abendbeleuchtung — in schwarzem Dunkel hoben sich ihre Felsen von den Schneefeldern ab, und zwischen Schwarz und Weiß war Grau die einzige Vermittlung; mit der Vegetation ist auch die bunte Welt der Farben erstorben, und der solcher Eindrücke nicht gewohnte Wanderer schaut mit dem unheimlichen Gefühl in diese kahle Oede hinaus, wie wenn totale Sonnenfinsternis ihren fahlaschgrauen Schein über die Gegend breitete.

In solcher Lieblichkeit, der wir als entschiedenen Protest von Zeit zu Zeit einen kräftigen Schluck aus der Feldflasche entgegen-

VICTORIA COLLEGE

setzten, streckt sich der Albula noch ein gerammes Stück talabwärts, bis wieder spärliche Lärchenbäume die Höhen umsäumen. Dann aber geht's in raschem Bergabsteigen dem gelobten Land Engadin zu, und mit Befriedigung sahen wir die weiße Linie des Inn, der vom Silser See her landab strömt, das Tal durchziehen und die freundlich weißen Steinhäuser von Madulein und Ponte aufsteigen.

Im stattlichen Wirtshaus zu Ponte neben der Innbrücke wurde das Lager aufgeschlagen; ein fremder Gast aus Neuchâtel wußte unserem Lob des Albulapasses ein gleiches des Julier und Septimer, die er überstiegen hatte, anzureihen. Aus den romanischen Lauten aber, in denen sich die in der Wirtsstube zechenden Oberengadiner unterhielten, klang wie ein Gruß aus der Heimat das träumerische Lied:

Wenn ich am Fenster steh
Und in die Nacht hin seh,
So muß ich immer, immer weinen,

mit welchem die Wirtin ihr Kind in der Wiege in Schlummer sang. Sei gegrüßt, altes Etruskertal, rätselvolles Engadin!

Wer im Ober-Engadin recht heimisch werden will, dem raten wir, sein Hauptquartier in der Krone zu Samaden aufzuschlagen. Stattlich ragte dies alte, ehemals von Salissche Herrenhaus mit seinen sauber geweißten Steinmauern und tiefen eisenverkremsten Fenstern am Eingang des großen Dorfes hervor, und im wohlerhaltenen altertümlichen Gastzimmer weht noch ein spezifisch engadinischer Geist den Fremden an. Seit den Tagen des Herrn von Salis, der vor just 200 Jahren sich allhier einrichtete, ist nichts verändert. Die schweren eisernen Beschläge an der Tür, das unförmliche, aber in vielfachen Verschränkungen kunstreich vom lombardischen Meister gefügte Türschloß; die von schwarzbraunem Nußbaumholz getäfelten Wände, die mit kunstreichem Schnitzwerk verzierte Decke des Gemachs, an der unter doppelter Helmzier die Salissche Weide und ein gekreuzter Pfeil als Wappen des Hausherrn und seines Ehegemahls noch wohl erhalten sind; der schwere säulen- und arabeskenreiche Wandschrank, in welchem die alten Bibelfolianten und engadinischen Psalmen und Gebetbücher als herkömmliche Hausbibliothek nicht fehlen dürfen: alles gemahnt hier, daß in die stillen Alpentäler

wechselnder Drang leichtfertiger Mode nicht eingedrungen ist, und daß, was die Vorväter solid geschaffen, auch den Enkeln noch genügt; und über dem gebrännten wappengezierten Ehebett flüstert's wie von alter engadinischer Liebe aus den Tagen, da der „Großvater die Großmutter nahm". In diesem ehrwürdigen Gelaß sollte sich einmal ein sinniges germanisches Gemüt einnisten, sich mit Gemsbraten und Murmeltier redlich ernähren, aus altem Pokal den Valtelliner schlürfen und aus den vergilben Codices Herrn Gulers von Wynegg, des würdigen Graubündner Feldhauptmanns und Chronikschreibers, und Herrn Ulrich Campbells, des gelehrten Pastors von Süß, die verklungenen Geschichten rhätischer Alpen seit König Noah, der ja, nachdem die Sündflutgewässer verlaufen waren, im Engadin noch etliche Zeit residiert haben soll, herausklittern.

Heute aber war blauer Herbsthimmel über das Tal ausgespannt, und eine kräftigend frostige Septemberluft lockte ins Freie, dem König der Engadiner Alpen, dem kolossalen Bernina entgegen, der samt stattlichem Hofstaat und Gefolge an der Grenzscheide von Engadin und Valtellin sein Hoflager aufgeschlagen hat.

Bei der etruskischen Reiterkolonie Celerina, wo einstmals die Celeres auf engadinischer Hochebene für Roß und Mann Raum genug fanden, italienische Reiterstücklein weiter zu kultivieren, geht der Pfad seitab nach Ponte resina.

Gewaltige Bergmassen hüten rechts und links den Eingang in dies Seitental, durch welches ein Saumpfad — der in den nächsten Jahren schon zur großen Heerstraße und gewichtigen Verkehrslinie umgeschaffen sein wird — am Bernina vorüber gen Tirano und Sondrio, lombardischen Rebgeländen, Maulbeer- und Feigenbäumen entgegenführt.

Bei dem alten Gemäuer einer in den einfachen Formen romanischen Rundbogenstils erbauten, an die Bergwand angelehnten Kirche lohnt sich's, noch einmal ins Engadinertal zurückzuschauen. Da heben sich die hellen, sauberen Häuser von Celerina und der schlanke Turm der dortigen Kirche gar fein vom dunkeln Tannenhintergrund der Vorberge ab, hinter welchen der Sauerbrunn von St. Moriz beim grünen Bergsee hervorsprudelt, und hoch auf türmt sich über der Landschaft der Piz Ursina, in dessen Felsschluchten blendend weiße Schneefelder an die Himmelsbläue anstreifen; gen Norden aber steigen aus dem grünen Wiesengeländ der Hochebene die Dörfer Samaden, Bevers, Ponte,

Madulein und am jenseitigen Innufer Camogask auf, ein freundlicher Gegensatz zu den kahlen, grangelben Felsrücken, die vom Albula und Skaletta herab sich talwärts senken.

Das Tal des Inn verlassend, kommen wir dem Alpendörflein Ponte resina näher. Schon aus der Ferne hatten zwischen den Tannen- und Lärchenwäldern, die das rechts von der Berninastraße einbiegende Tal von Rosegg umschließen, einzelne blendend weiße Kuppen und Spitzen geisterhaft herausgeblickt; vor Ponte resina aber treten die Säume der Wälder zurück, und vor uns liegt in unverhüllter Majestät das Schnee- und Eisfeld des Roseggiogletschers, dessen letzte Ablagerungen bis tief ins Tal herunter ihre grauen Arme herabstrecken, während im grellen Silberglanz die sonnbeschienenen Höhen das Auge blenden. Dieses gewaltige Eismeer, dessen erstarrte Ströme sich im Rücken der Bergstämme, die das Roseggtal vom eigentlichen Berninastock trennen, mit den Massen des fast unmittelbar von der Straße bis zu 13 872 Fuß hohen Spitze ansteigenden Berninagletschers vereinen und einen 16 Stunden weiten Raum mit ihrer Wildnis erfüllen, war das Ziel der heutigen Fahrt.

Vor deren Beginn aber wird billig im Adler zu Ponte resina Rast gemacht, um Mundvorrat und Führer mitzunehmen.

Aus dem dortigen Fremdenbuch ist zu erschauen, wie selten den Wundern dieser Täler und Höhen vom Reisenden die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Hie und da zeigt sich ein versprengter Tourist — oder der unermüdliche Zugvogel durch Gebirg und Ebene, der Heidelberger Student; der Engländer erscheint sehr spärlich; auch daß ein germanischer Käfer- und Pflanzensammler hieher vorgedrungen, um das „leiziton areticum“ zwischen Eis und Gesetse wegzubotanisieren, melden die Blätter.

Zwischen hinein aber klingt's mit wildem Trompetenton und Trommelschlag evviva l'Italia libera! morte al traditor Carlo Alberto! morte ai barbari Tedeschi! und seitenlange Deklamationen in Prosa und Versen melden, daß im August 1848 ein Heereszug von Crociati und lombardischen Bersaglieri, weniger angezogen vom Duft der Gletscherwelt, als abgezogen durch die Kunde von Mailands Wiedereroberung, für gut fand, dem Vaterland und den Barbaren den Rücken zu kehren und im stillen Tal von Ponte résina die letzten Salven — ins Fremdenbuch abzufeuern. Selbigesmal kamen von den Höhen des Splügen

und des Stilfser Jochs herab, auf der Berninastraße und dem unwegsamen Gebirgspfad, der über den Bussalora nach Zernetz führt, über 8000 Italiener ins Engadin herabgestiegen, und zwar — wie böse Zungen vermelden — noch bevor ihnen ein österreichischer Soldat auf den Fersen war.

Dem mag nun also sein oder nicht; einem schlichten Sinn will's aber nicht einleuchten, warum nach glücklich vollbrachtem Rückzug noch so viel Heldenmut und Berserkerwut im Fremdenbuch entwickelt, und warum hinter der Schußlinie noch ein dulce et decorum patria mori! so laut in die Alpenruhe hinausposaunt wird. Es ist übrigens noch in viel andern Schweizer Fremdenbüchern unendlich viel Tinte verschrieben, um die Scharten von Custozza und Somma Campagna wieder auszuwetzen — uneingedenk, daß unter sotanen Umständen Reden nur Silber, Schweigen Gold ist.

Als Führer zum Gletscher stellte sich Jan Colani von Ponte resina ein, der Sohn des großen Nimrods Jan Marchiett Colani, der 1837 das Zeitliche segnete, nachdem er von seinem 20. bis 65. Jahr, benebst mehreren Bären, Steinböcken und Hirschen, mehr als zweitausend Gemsen das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Jan Marchiett, dem alten, hat die deutsche Literatur das Schlimmste angetan, was einem Graubündner seit Sebastian Münsters Cosmographey passieren kann — er kam noch bei Lebzeiten gedruckt in deutsche Blätter. War so im Jahr 1830 ein deutscher Reisender in die Engadiner Berge gefahren, der ihm lange zusetzte, bis er ihn mit auf die Gemsjagd nahm, allwo er aber mit vornehmem Jägerhumor den fremden Sonntagsjäger also postierte, daß er nicht zum Schuß kam, während Jan Marchiett, der alte, ihm die Gemsen vor der Nase wegbirschte. Zum Dank hiefür hat ihn dann jener unberufene Gemsentöter im Morgenblatt verewigt * und wahrscheinlich im Glauben, daß in diesen Bergschluchten die Gesetze historischer Treue zugunsten des Mythus unbeschadet verletzt werden dürfen, dem alten Jan Marchiett ein so romantisches Relief gegeben, daß er nach den Begriffen des gewöhnlichen Lebens, die im Engadin noch sensibler sind als anderwärts, als eine zwar sehr interessante, aber auch sehr zuchthausreife Persönlichkeit abkonterfeit war. Da wurde erzählt, wie er bereits einen Tiroler erschossen und dessen Jagdwaffen als Trophäe aufgehängt habe; wie er in Bigamie

* Siehe Morgenblatt für 1830, Nr 168: „Die Gemsenjagd in den Schweizeralpen"

lebe, ihm jedoch der Versuch, beide Frauen bei sich unter einem Dach zu haben, weniger als dem frommen Grafen von Gleichen geglückt sei; wie er, ein zweiter Freischütz, sich dem Teufel verschrieben und überhaupt noch erkleckliche Schandtaten begangen haben solle.

Nach Jahr und Tag drang die Kunde von jenem Artikel ins Tal von Ponte resina und erregte gewaltigen Rumor. Bekannt ist, wie eines Tages bei der Redaktion in Stuttgart ein Brieflein mit dem unbekannten Poststempel Samaden eintraf, worin Vater Colani gegen jeden romantischen Nimbus entschieden protestierte und die Tonristenschilderung, wofern sie nicht bewiesen würde, für „leichtfertige Verlästerung" erklärte. Auch am Fuß des Bernina wirkte das unselige Schriftstück nachzitternd fort und erzeugte noch einen Verleumdungsprozeß zwischen Colani und dem andern Wirt auf dem Bernina, der selbige Gerüchte dem literarischen deutschen Gemsjäger aus Brotneid aufgebunden haben soll; nach mannigfachem Zeugenverhör wurde der Beklagte vom Dorfgericht Samaden schuldig gesprochen und hatte mehr als dreihundert Franken Kosten zu bezahlen.

Colani, der alte, wurde aber nimmer und nimmermehr ganz beruhigt, und es steht zu vermuten, daß sein letzter Gedanke beim Sterben ein stiller Fluch auf die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Stuttgarter Blätter insbesondere war, weshalb wir sämtlichen Korrespondenten in betreff engadinischer Jäger und Jagdstücke größere Genauigkeit dringend anempfehlen.

Unser Führer — der, wie seine Schwester, von Jugend auf den Vater auf die Jagdzüge begleitet hatte — war eifrig bemüht, Wahrheit und Dichtung vom Ruf des Verstorbenen auszuscheiden, sprach sehr despektierlich von jenem Schriftsteller und ließ allerlei Andeutungen fallen, daß er demselbigen, falls er wiederum in Ponte resina Gemsen jagen wolle, einen ganz eigentümlichen Empfang bereiten werde. Im übrigen erwies er sich als einen trefflichen, mit allen Fährlichkeiten der Bergfahrt vertrauten Führer, der auch mit scharfem Weidmannsblick in das Treiben und Schaffen der Gebirgsnatur hineinschaut und an den Gletschern, deren Vorrücken, Schwinden und mannigfachen Umgestaltungen viele selbständige Beobachtungen gemacht hat, die etwa von einem Sachverständigen zu Nutz und Frommen der Gletscherwissenschaft noch verwertet werden können.

Da das Tal von Ponte resina selbst schon mehr als 5000 Fuß

über der Meeresfläche liegt, so war das Steigen bis zum Gletscher kein beschwerliches. Wir wanderten rüstig durch das einsame Roseggtal demselben entgegen. Nur wenige Sennhütten stehen da und dort an dem Bach, der aus dem Gletscher sein eigentümlich bleiweißfarbiges Wasser erhält. Bergamaskische Hirten, abenteuerlich welsche Gestalten mit gelben Gesichtern, das lange schwarze Haar zu großen, vorne herabfallenden Locken zusammengedreht, in malerisch zerlumpter Kleidung, führen hieher, wie ins ganze Engadin, ihre Schafherden während der Sommerszeit, um sie dann wohlgefüttert von der Alp nach der Lombardei heimzubringen. Einem derselben, der vermutlich aus Zerstreutheit ohne Bezahlung des Weidegeldes mit der Herde hatte heimwärts ziehen wollen, war dieselbe soeben vom Dorfmeister zu Samaden mit Beschlag belegt worden, weshalb er, lebhaft gestikulierend, auf seinem Maultier im Galopp talabwärts sprengte, um hiegegen Protest einzulegen.

Colani, der junge, erzählte manches Anmutige — von alten Sagen, wonach das Tal einst von „wilden Menschen" bewohnt gewesen, deren Ansiedelung aber durch Bergsturz und plötzliches Vordringen des Gletschers gänzlich zerstört worden, zum Gedächtnis sei in altkatholischen Zeiten, lang bevor die „riforma" nach Ponte resina kam, dort jährlich eine Seelenmesse für die Verschütteten, la messa di Rossèdi, gehalten worden; ferner vom Namen des Gletschers, den er von ros, Tau, also der „Tauige, Dustige" ableitete; auch wußte er die Namen aller umliegenden Höhen und Klippen sorgfältig zu nennen. Schon die Sage von den wilden Menschen, die einst hier gehaust haben, lenkte unsern historischen Verdacht auf keltische Urbewohnerschaft vor etruskischer und späterer Einwanderung. Dieser aber wurde merklich bestätigt durch den Namen des riesenhaften Hornes, das allmählich aus den Eisfeldern des Roseggiogletschers, im Rücken des Bernina, schneeig aufglänzte, seither von dem davor liegenden Piz Cierva verdeckt. Der Führer benannte diese Höhe „Mittelhorn", sein echter Name aber sei „Agaglocks", und als wir ihn befragten, ob dies im Engadiner Romansch irgend eine Bedeutung habe, erwiderte er nein, romansch würde der Berg „piz da mezz" heißen, das sei aber nicht gebräuchlich, man heiße ihn eben Agaglocks, ohne zu wissen warum.

Da aber, wie aus Mones keltischem Wörterbuch zu ersehen, clock, clocks ein weitverbreitetes keltisches Stammwort ist und

Fels bedeutet, aga, ago aber stark, gewaltig heißt, so durften wir sofort den ehrwürdigen Agaglocks als Zeugen lang verklungener keltischer Tage begrüßen, als Namensgenossen unserer Oberländer hohen Freunde keltischer Zunge, des Badüs und Sixmadanu im Tale Tavetsch. Wer überhaupt in solchen Seitentälern emsig streift und bei Hirten und Jägern sich Ortsnamen einsammelt, der wird ein absonderlich Register zusammenbringen, das zwar nicht in Karten und Reisehandbüchern verzeichnet ist, aber dem Freund keltischer Sprache großen Ohrenschmaus bereitet.

Hinter der letzten Sennhütte, bei der wir nach mehr als zweistündigem Marsch angelangt waren, hören die Tannenwälder und alle größere Vegetation auf; und im kahlen Rahmen der Felswände des Piz Cierva zur Linken und des Mortièl zur Rechten erscheint die weite, unermeßliche Eiswelt des Rosegg.

Beschwerlicher Fußpfad führt nun über Steintrümmer, in deren Ritzen die Mountanella (das Murmeltier) mit schrillem, eintönigem Pfiff sich die Langeweile musizierend vertreibt; an der sonnigen Berghalde aber sprießen aus dem Moorgrund noch würzige Alpenblumen, buntfarbige Gentianen, wuchernde Alpenrosen, das wie ans Filz zartgewobene Edelweiß, und die graue kamillenähnliche Achillea moschuta, die der Engadiner Yva nennt und zu herzwärmendem Likör künstlich verarbeitet, in reicher Fülle auf, und der elegante Schmetterling Apollo flattert noch vergnügt in den Lüften.

Bald standen wir am Fuß des Gletschers; die bis ins Tal vorgeschobenen, kuppelartig sich wölbenden Eismassen sind mit Felsgeschiebe und Geröll an der Oberfläche bedeckt, die Spalten waren offen und nicht durch Schnee tückisch maskiert, so daß man diesmal „wie auf einer Poststraße" hinansteigen konnte.

Ein dreiviertelstündiger Marsch, ohne Eishacken und ohne das sonst obligate, um den Leib geschlungene Seil, bloß mit Hilfe des Alpenstocks ausgeführt, brachte uns ziemlich in den Mittelpunkt dieser Gletscherwelt. Nicht jedem, der am 8. September zu Berge gefahren, ist wohl mit weniger Mühe ein wildschönerer Anblick zuteil geworden.

Unmittelbar vor uns stiegen wie Felseninseln aus diesem Eismeer die ganz schneebedeckten Häupter des keltischen Agaglocks und die feinausgezackten Spitzen des Rougg- und Mortèl-Hornes auf; zwischen dem Agaglocks und den erst jetzt zur Linken sichtbar

gewordenen Höhen des Bernina, der nach neuesten Messungen dem Montblanc um wenig mehr als tausend Fuß nachsteht, brach der zu Eis gewordene Strom des Ciervagletschers (vadrett da Cierva) herunter. Hier ist das Eis keine kompakte Masse, sondern ein zerrissenes Meer von einzelnen Blöcken und Trümmern, ähnlich dem Anblick, den unser heimischer Rhein bietet, wenn unter dem Andrang des Eisgangs im Frühling die Eisdecke geborsten ist und die schwimmenden Blöcke sich übereinander getürmt haben. In den feinsten bläulichen und grünlichen Tönen schimmert dies Chaos von Eis ineinander; von der rechten Seite des Gebirgskammes kommen die Eiskolonnen des Mortèlgletschers (vadrett da Mortèl) in gleicher Pracht herangerückt und einigen sich mit dem Ciervagletscher zu einem erstarrten See, der die ganze Schlucht ausfüllt und bis zu den über den Rücken des Bernina noch vorpostenartig vorgeschobenen Ausläufern des Berninagletschers sich hinstreckt.

Tief unter uns dehnt sich noch der gewölbte Rücken des immer vordringenden Gletschers grausarbig und von viel klastertiefen Spalten durchklüftet bis an die Wiesen des Tals, und zwei große Schuttwälle, die Moränen, die das keine fremden Stoffe auf die Dauer in seinen Tiefen behaltende Eis ausgeschieden hat, ziehen sich, in dunkler Grenzlinie vom Gletscher abstechend, ebenfalls hinab; in weiter Ferne aber grüßen durch Tannendunkel die Häuser von Ponte resina, kaum noch sichtbar, in diese Unwirtsamkeit herüber.

Der wackere Führer wälzte sorgsam einige Steinblöcke als Sitz und Tischplatte auf die zur Rast bestimmte Eisdecke, allwo sie in Bälde solid anzufrieren begannen, legte hernach die mitgebrachten Flaschen Rotweins in eine wunderfam eisgrün glänzende Spalte, um einen unzweifelhaften Valtelliner à la glace zu bereiten, und sorgte für die einfache Mahlzeit.

Die Sonne schien warm und alpenvergnügt auf die Eisluft herab, die sie mit ihren Strahlen nicht zu schmelzen, nur zu vergolden vermag, und sogar fremdartige Touristen wurden noch zu einem Ausflug in diese Höhen verleitet; ein Bienlein und eine Hummel kamen schüchtern zu uns heraufgeflogen. Colani, der Führer, der in diesem Bergrevier wie zu Hause ist, erklärte selbst den Tag für ausgezeichnet, während er dagegen schilderte, wie eine Gletscherfahrt bei Nebel und Schneesturm eine ganz eigentümliche „Art von Wirkung" auf den Menschen ausübe,

so daß er mit Gewalt gegen das Gelüste ankämpfen müsse, sich auf das Eis niederzulegen und zu stillem Todesschlaf zusammenzugefrieren.

Mit seinem Fernrohr, das der Gemsenjäger stets bei sich trägt, zeigte er am fernen Schneeabhang des Piz Mortèl die Fährten von einem Rudel Gemsen, das soeben darüber hinweggestreift war, und erzählte zur Würze des Mahls aus eigener Praxis ein paar halsbrechende Stücklein von Gemsjagd, deren tollkühnes Wagnis neuen Beweis ergab, daß das Engadiner Volk die feinen Künste der etruskischen Ahnen in diesen Bergen längst verlernt und sich grobem martialischem Handwerk zugewendet hat.

Ein guter Deutscher aber darf, auch wenn er achttausend Fuß über dem Meere seinen Wein trinkt, den Charakter tiefer Innerlichkeit dabei nicht verleugnen; hat ja selbst der Verfasser der Wanderblätter aus dem Orient auf König Schufus' Pyramide oben Hieroglyphen und Göttersagen vergessen, dagegen mit innerer Weihe seine Flasche Marsala geleert und ein helles Lied in die Wüste hinausgesungen. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, mit den ehrwürdigen Berghäuptern ringsum nähere Beziehungen anzuknüpfen, und tranken dem Bernina und Agaglocks, sowie dem Piz Mortèl, in Anerkennung ihrer hohen Verdienste jeweils einen guten Schluck Valtelliner vor, und tief unten in den Gletscherspalten krachte und dröhnte es, als wenn die Eiswelt wohl damit zufrieden wäre, daß zwei deutsche Wanderer vom Rhein in engadinischer Pietät ihrer gedachten. Es mag wohl eine Zeitlang dauern, bis ihnen da oben eins vorgetrunken wird und bis die Rauchwölklein einer gediegenen Havanna den alten Schneeriesen wiederum lieblich entgegendufteten.

Bläuliche Schatten schmiegten sich, als die Sonne allmählich verschwand, um die vorher rötlichweißen Schneewände, gespenstiger und fahler färbte sich der Gletscher, bis aus allen Spalten und Felsritzen die leichten Nebel der Abenddämmerung aufstiegen und den Agaglocks mit seinem ganzen Eiszauber verhüllten.

Wer seine Gletscherstudien noch weiter ausdehnen will, der findet eine halbe Stunde oberhalb Ponte resina ein anderes Tal, in welchem der vom Scheitel des Bernina bis fast an die Straße vorgedrungene Berninagletscher noch gewaltigere Eismassen entwickelt als der im Tale Rosegg.

Die Ersteigung aber ist mit großer Mühseligkeit verbunden und gewährt nirgends so umfassenden und prachtvollen Anblick wie die des letzteren. Wir lassen ihn daher unbestiegen und kehren — um ein schönes rhätisches Alpenbild reicher geworden — nach Samaden zurück.

Aus dem Hauensteiner Schwarzwald.

(1853).

Es ist wohl ein schön Stück deutschen Landes dort zwischen Mainz und Köln, und mancher zehrt noch in alten Tagen an der Erinnerung, wie er dereinstmals auf grünem Rhein an Burgen, Kirchen und alten Städtlein vergnüglich vorbeigefahren, etwan auch zu Rüdesheim oder Assmannshausen sich an köstlichem Trunke gelabt, und wie er hoch auf dem Lurleifelsen die schönste Jungfrau erschaut oder erträumt hat — „ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar" — und wie er gern so bitterfüß dort ertrunken wäre wie des Pfalzgrafen Sohn. — Aber damit ist auch der meisten Wissenschaft vom Vater Rhein abgeschlossen; wenn's hoch kommt, schaut man noch gelegentlich bei einer Schweizerfahrt seinem tollen Jugendsturz über die Schaffhauser Felsen zu, und dann hat's ein Ende. 's ist nicht von jedem zu verlangen, daß er dem Gewaltigen nachziehe bis an seine Wiege, wo er am eisgrünen Rheinwaldgletscher oder am Crispalt und Badüs

— „im verschwiegene Schoos der Felse heimli gäbohre,
An de Wulke g'säugt mit Duft und himmlischem Rege,
Schloft, e Bütscheli-Chind in sim verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt.

Und doch ist noch viel wahrhaft Schönes nicht nur an seinen Anfängen in der rhätischen Gebirgswelt, sondern auch in dem Strich Landes, den er von Konstanz bis Basel durchläuft, zu entdecken, und wenn's bei Bingen an Bischof Hattos Turm gehörig zwischen den Felsen braust, so tobt, abgesehen von Schaffhausen,

im Strudel bei Laufenburg und im Rheinfelder Hacken der Oberrhein noch ein erkleckliches stärker, und wenn ein weinkundiger Wandersmann in den kühlen Trinkstuben am Grenzacher Horn bei Basel oder in Hallau bei Schaffhausen sich einen aus jener Gegend des Kellers vorsetzen läßt, wo „die schwarz Katz sitzt", so wird er vollständig darüber klar werden, daß der oberrheinische Stoff auch nicht überzwerch im Faß liegt, und ob er noch Zeit findet, des Rüdesheimer Weißen oder Asmannshauser Roten heimwehsehnsüchtig zu gedenken, ist zum mindesten ein zweifelhaft Problem.

Außerdem aber sitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwaldes sich bis ans Ufer vorschieben; und namentlich dort oben, wo durch ein paar tausend Fuß Höhe der Mensch vorerst vor dem Hinauslecken der modernen Kultur gesichert ist und in frischer Bergluft selber frisch bleibt, ragen noch eigentümliche Gruppen in zäher Abgeschlossenheit und Besonderheit, als noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volkstums in die Gegenwart herüber.

So wir aus der alten Stadt Basel, wo die reichen Kaufherren wohnen und wo, wie böse Nachbarn meinen, es den Leuten nicht wohl ist, wenn's nicht recht langweilig hergeht, aufbrechen und dem Rhein, der dort ums Eck fließt, entgegenziehen, auf der großen Heerstraße, auf der weiland der Römer nach der nahe gelegenen Augusta Rauracorum geritten, so sind wir bald im Bereich der vier „Waldstädte" und können füglich in der ersten derselben auf deutschem Gebiet, in Säckingen, der Stadt des irischen Apostels Fridolinus, deren Mauern und Türme sich anmutig im Rhein abspiegeln, Einkehr nehmen. Und so wir dorten an einem schönen Sonn- oder Feiertag, etwa am Fest des heiligen Fridolinus, der als Patron der Gegend weitum in hoher Verehrung steht, Umschau halten auf den Straßen, insonderheit auf dem Platz vor der Stiftskirche, wo das Gewimmel der ländlichen Festbesucher am dichtesten wogt, so werden uns allerlei Leute zu Gesicht kommen, in deren Kostüm und Gebaren nicht ganz die Art und das Gepräge des modernen Kulturmenschen zu erschauen ist.

Neben dem Bürgersmann in halbstädtischer Tracht bewegen sich da langsam und gemessen die Insassen des Rheintals und aus dem benachbarten aargauischen Fricktal die Männer in

langem, bis fast an die Knöchel reichendem Rock, Strümpfen und Schnallenschuhen und einem in altem Stil aufgebauten Filzhut, die Frauen in dunklem Gewand, zum Teil mit weißer, eng anschließender Halskrause und einer großen doppelten, flügelartig sich ausbreitenden Bandschleife an der Haube, und sind meistens ruhige, etwas lederne Leute, mit Anlage zu stiller Gemütlichkeit und zu einem Kropf, und haben auch noch viel keltisches Blut in ihren Adern, und so man fragt, wo sie her sind, heißt's: aus Mumpf oder Buns oder aus Wehr oder Rollingen, und wenn man sie nach ihrem Namen fragt, so klingt er meist wesentlich keltisch, z. B. Denz, Motsch, Dede 2c. und nur selten findet sich ein Sprosse der germanischen Urfamilie Maier oder sonst ein bekannterer unter ihnen.

Aber aus der Menge ragen noch andere Gestalten spezifisch hervor: Da steht so eine Gruppe „Mannsbilder" beisammen: große, gedrungene Leute; ein kurzer, bis ans Knie gehender Sammetschoben ohne Kragen und Knöpfe, vorn über der Brust durch ein geneseltes Band zusammengehalten, ist ihre „Montur"; anstatt der Weste tragen sie ein rotes, beinahe ebensolanges „Fürtuch" oder „Brustlatz", so mit Sammetstreifen verbrämt ist und wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muß. Den Hals umschließt ein gefälteltes Hemd, oft mit großem, in künstlich verschnörkeltem Faltenwurf sich auslegendem Kragen versehen; eine Pluderhose, Falte an Falte übereinander gelegt, reicht bis ans Knie, weiße Strümpfe mit Lappenschuhen oder große Stiefeln mit hellen Lederkappen schließen den Mann nach seinen unteren Beziehungen ab. Auf dem Haupt trägt er entweder die sommers und winters gleich obligate Pelzkappe oder einen für alle Jahreszeiten gleich üblichen spitzen, aufgekrempten, schwarzgefärbten Strohhut mit breitem Samtband. Auch das kurze „Tubakpfifli" im Mund darf nicht vergessen werden.

Und neben dem Alten mit eisgrauem Haar, der wie träumend dem Menschengewimmel zusieht, steht manch schmucker junger Bursch, oft ein wahres Prachtexemplar von Mensch:

„Chrüsi Löckli hat er g'ha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi kräftige Glieder,"

und aus seinem Dreinschauen und Auftreten kann einer ohne Mühe herauslesen, daß der des Bauernsprnchs „Selbst ist der

Mann" wohl bewußt ist, auch wohl eine solide Ranserei wie ein Dessert zur ordinären Mahlzeit aufzunfassen pflegt, somit in engster Geistesverwandtschaft zu jenen Streithähnen im Land Tirol steht, deren würdigsten Repräsentanten, den „Brunnhäußer", Ludwig Steub einst im Hinterdnxer Wirtshaus antraf, als er erst zu seinem Vergnügen wie ein Stier brüllte, später aber dem „Mezger von Gossensaß" den Hut „antrieb".*

So wir aber, ohne weiteren Reflexionen über die Philosophie des altertümlichen Kostüms nachzuhängen, uns nach Herkommen und Stamm dieser wohlkonservierten Bauersmänner erkundigen, so erhalten wir die Auskunft: das sind „Hotzen", und erfahren — wir bitten alle englischen Leserinnen um Entschuldigung, aber es ist Tatsache — daß die künstlich gefältelte Pluderhose dieser Bergbewohner, die oft zehn bis zwölf Ellen Tuch absorbiert und mehr kostet als eine aus Hnmanns Atelier zu Paris, dem Flachland so imponiert hat, daß ihre Träger hievon nach dem Grundsatz pars pro toto benamst wurden.

Bei näherer Erkundigung erfahren wir sodann, daß diese Hotzen auch „Wälder" genannt werden, und daß sie von den Höhen des Eggbergs, der über Lankingen seinen finstern Rücken erhebt, bis hinter Waldshut an die Grenzen des Klettgaus hin, die Marken der alten Grafschaft Hauenstein bewohnen, ihrer Abstammung nach reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheintalischem Keltismus mehr an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez, Strittmatter, Gottstein, Frommherz u. s. w.

Lassen Sie uns diesen Hauensteinern, den Freunden Hebels, der in betreff „gesunder Nervenkraft" seine Leute herauszufinden und zu schätzen wußte, etwas näher nachgehen und in Sitte, Leben und Geschichte dieser Biedermänner einen Blick tun, so gut ihn einer tun kann, der zwar das mikroskopisch feine Auge H. W. Riehls nicht mitbringt, wohl aber selber manch gute Stunde im Hauensteiner Wald dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Diskurs" des „Aetti" und seinen Mären aus alten Zeiten gelauscht hat.

Von dem Hauptstock des Feldbergs strecken sich zwei Gebirgsarme bis hart an die Ufer des Rheinstroms vor und bilden mit

* Siehe Steub „Drei Sommer in Tirol," pag. 531.

diesem ein spitzes Dreieck. Der östliche endet bei Waldshut und ist abgegrenzt von der Schwarzach, die aus dem dunklen Schluchsee ihr Wasser der klettgauischen Wutach und dem Rhein zuträgt; der östliche endet bei Säckingen, ihm zur Seite fließt der wilde Gebirgsfluß Wehra, der in einem, von hohen, zerklüfteten Felsen umschlossenen, schaurig engen Tal von dem Wallfahrtskirchlein zu Todtmoos an sich mühsam und in jähem Fall seine Bahn dem Rhein entgegen wühlt, auch die an seinem Ufer hinführende Straße erst kürzlich in einer wilden Stunde gänzlich vernichtet hat. Von der Höhe des Feldbergs bis an den Rhein rechnet man acht, von der Schwarzach zur Wehra sechs Wegstunden. Dieser Flächeninhalt von etwa acht Geviertmeilen umfaßt die Hauensteiner Landschaft, in mehr als 150 Dorfschaften von etwa 30 000 Menschen bewohnt. Nur wenige Orte, z. B. das finstere Städtchen Hauenstein, der alte Einungssitz Dogern, stehen als vorgeschobene Posten unten am Rhein, alle andern liegen auf der Höhe des Gebirgs, dessen mittlerer Teil ein ziemlich mildes Hochland bildet, durch das viel brausende Bergwasser ihren Lauf nehmen. Aus den Bernauer und Menzenschwander Einöden her fließt an den Mauern des Klosters St. Blasien vorüber die Alb, durchschneidet mit ihren Talschluchten das Hochland und schäumt, an dem dunklen Tiefensteiner Fels vorüber, dem Eisenwerk Albbruck zu, wo sie in den Rhein fällt. Von dieser erhielt das Land einst den Namen Albgau. Von dem 3000 Fuß hohen Rücken des „öden Landes" kommt die forellenreiche Murg herabgeströmt, dort wo aus finsterem Tannenwald die Trümmer der Burg von Wielandingen trotzig nach den fernen Schweizeralpen hinüberlugen und in tiefem Abgrund der Waldbach kaum noch erschaut wird. Je mehr aber die Hochebene gegen den Feldberg sich hindehnt, desto höher, rauher und unergiebiger wird der Boden, öde Heiden und Steinfelder wechseln mit den dunkeln Nadelholzwäldern, Sturm und Wind sausen über die Bergrücken hin, und im blütenreichen Monat Mai, wie schon wieder im Oktober, schneit's dort oben nach Herzenslust. Nur mühsam wird noch etwas Hafer und Gerste gepflanzt, die Kartoffel will nicht mehr gedeihen, die Wiesen sind nicht so ergiebig, daß ein reicher Viehstand Ersatz für andern Mangel geben könnte, ein angestrengtes Arbeiten liegt ohnedies nicht in der Intention jener Bergbewohner, und so sind's der Mehrzahl nach arme Leute, die dort hausen, während unter den von der Natur mehr begünstigten

Gemeinden auf den vordern Abhängen der Berge manche durch vernünftigen Acker- und Wiesenbau und durch Beschäftigung mit Haudindustrie, namentlich mit Weberei, Seidespinnen und Seidekämpeln, sowie verschiedener Posamentierarbeit für die großen Seidebandfabriken, die unternehmende Schweizer hier innerhalb der Grenzen des Zollvereins betreiben, sich zu einem mittleren Wohlstand aufgeschwungen haben.

Steigen wir einmal hinauf, um dem Hauensteiner oben in seiner Hütte einen Besuch abzustatten. Am schönsten ist's, an einem duftigen Herbsttag die Berge hinanzuklimmen; da wallt und wogt ein dampfender Nebel über dem Rhein auf und ab und verhüllt Dächer und Turmspitzen der alten Waldstädte, geisterhafte Wolkengestalten werden vom Wind zu den schweigsamen Tannen des Bergwaldes heraufgetrieben, wie die wilde Jagd zieht's vorüber, und mit Hebel möchte man fragen:

„Isch denn d'Sunne g'storbe, aß sie nit cho' will?"

Wenn aber die Höhe erstiegen ist, sind wir über dem Nebel, die Sonne bricht durch und treibt ihn vollends auseinander, und dann schweift der Blick weit über den Rhein und die stumpfen Vorberge des Aargaus bis hinüber zur fernen Jungfrau und dem ganzen verschlungenen Berggewimmel des Berner Oberlandes.

Auf der Hochebene aber schauen vergnüglich zwischen den Tannen die Strohdächer der Wälderhäuser hervor; hier wohnen unsere Freunde — discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus, placuit — (Tac. Germ. c. XVI.); fast bis auf den Boden herunter reicht das große historische Strohdach, das trotz aller Feuerschauverordnungen noch immer nicht dem unbequemeren Ziegeldach gewichen ist; und unter derselben Dachfirst befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall und die Scheuer, hier zu Land der „Tenn" geheißen, zu welchem auf der Rückseite des Hauses auf untermauertem breitem Fahrweg, dem sogenannten „Einfahr", die Frucht- und Heuwägen unmittelbar hineingeführt werden können. Vor der Wohnstube ist ein freier Raum, über den sich das Dach noch herüber wölbt, zu Aufbewahrung von allerhand Hausgerät — der Wälder heißt ihn den „Schild" — und neben diesem, vor den Stallungen, wo der Brunnen sorgsam im Schutz von Dach und Wand angebracht ist, damit er im Winter nicht zusammenfriere, ist die sogenannte „Laube".

Die niedere Wohnstube, durch deren Fenster nur das notdürftigste Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos; ein paar möglichst buntfarbige Heiligenbilder hängen an der Wand, und über der Tür ist etwa ein Schränklein angebracht, wo die „Papier, Briefi und Handschriftlyn", die Quelle so manchen unnötigen Prozesses, sorgsam verwahrt sind. Ein ehrwürdig Institut aber darf nirgends fehlen, das ist der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken. Dieser Ofen hat eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Ofenbank heißt nicht umsonst die „Kunst" oder „Chunscht"; auf ihr liegt der Wäldler der edeln und freien Kunst des Nichtstuns und Schnapstrinkens ob, auf ihr brütet er seine feinsten Pfiffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume. Mag der Elfe in stiller Mondnacht auf schwankem Blatt des Farnkrauts sich schaukeln oder aus dem Kelch der Glockenblume den Tautropfen schlürfen, mag der Romantiker in der Waldeinsamkeit fernen Waldhornklängen lauschen: das alles ist kein Standpunkt gegenüber der Hauensteiner „Kunst".

Adolf Stahr in seinen Pariser Briefen behauptet zwar: „der Ofen ist Prosa und nur der Kamin ist Poesie"; — aber ein Winteraufenthalt zu Herrischried im Wald würde ihn vielleicht belehren, daß noch mancherlei irdische Dinge seinen Kategorien nicht vollkommen adäquat sind, daß unter anderm auch hier in behaglicher Ofenwärme reale Poesie sprießt. Hier summen, wie die Mücken, viele gute Gedanken um den Wälder Träumer, hier liegt — als unbewußter Pfleger historischer Sitte (ceterum intecti totos dies juxta focum atque ignem agunt, Tacitus Germ. c. XVIII.) — der „Hans Jörg" „de lange Weg überem Ofen" und stützt sein Haupt mit dem Ellenbogen; hier schwebt die Erinnerung an sein „bunderschiessiges Maidli", ans Vreneli mit den kastanienbraunen Zöpfen, um ihn, und er macht den Schlachtplan, wie er das nächstemal schlauer zu ihr zu „Kilt" gehen will, daß es niemand im Dorf merkt, und wie er auch einen handfesten Prügel mitnehmen will, um dem Nebenbuhler, wenn er ihm wieder am Weg steht, Red und Antwort zu geben. Hier sitzt — denn die Ofenbank ist hierarchisch abgegliedert — am besten Platz der Aetti und „schnätzlet seinen Tubak", und wenn der Lichtspan angezündet, dann rücken die Frauenzimmer („Wybervölker" heißt eigentlich der Hauensteiner seine Damen)

— „'s Chüngi, und 's Anne Bäbi, und 's Marei,
Mit „de Chnukle" ans Liecht, und spanne d'Saite und striche
Mittem Schwärtli 's Rad und zupfen enander am Ermel,"

und dann wird am Großvater gebettelt, daß er 'was Schönes erzähle, und wenn der Alte 's Pfifli mit Bedacht gefüllt und am Lichtspan angebraunt hat, dann läßt er sich auch bewegen und erzählt ihnen eine jener wundersamen Geschichten vom „Karfunkel" oder vom „Statthalter zu Schopfheim", die Hebel so getreu und wahr der Kunkelstube abgelauscht hat — oder er weiß von schlimmen Tagen, „Pestilenz und Kriegsläuften" zu berichten, und was schon längst im Winterfrost der Zeiten erfroren und begraben lag, das wird am Wälder Ofen wieder zum neuen Leben gewärmt — Lebenserfahrungen, Sagen, Lieder — und sie merken erst, wenn der Wächter draußen Mitternacht ruft, daß es schon Zeit zum Heimgehen ist.

Das ist die „Kunst" — der Mittelpunkt des hauensteinischen sozialen Lebens. Möchte es dem trefflichen Meister Kirner in München, der aus jungen Tagen so manches Hauensteiner Stücklein in seinen Mappen besitzt, einmal gefallen, der großen Welt die Hauensteiner Spinnstube und das Leben um die „Kunst" vor Augen zu führen.

Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in notdürftiger Kommunikation mit dem Rheintal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohl konserviert geblieben; er ist von alten Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der so ziemlich „außer, neben und hinter der Welt" sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheintal, wo seit Cäsars Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heiraten mit Rheintalerinnen oder Schweizerinnen finden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Ansehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab, und

schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner Rebellionen gegen St. Blasien und Oesterreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. Der Neustadter und Furtwanger Uhrmacher, der Lenzkircher Strohhuthändler sind Gestalten, die, wie der Zillertaler und Pustertaler Handschuhtiroler, in der ganzen Welt bekannt sind. Dadurch kommt natürlich auch viel weltläufiger Schliff unter die Leute und jene Schwarzwälder „Engländer", die in der Post zu Bonndorf oder sonst die Times lesen und sich von ihren Handelsverbindungen in der neuen und alten Welt unterhalten, haben weder Zeit noch Stimmung, in vergilbten Briefen und Pergamenten nach alten „Rechten und Privilegy" zu forschen.

Der Hauensteiner dagegen sitzt auf seinen Bergen fest; die Heimat mit ihrer Rauheit und Oede, mit ihrer winterlichen Schneelast und ihrem schwermütigen Tannendunkel ist ihm lieber als die ungewisse Fremde; höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber just nichts zu tun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wallfahrtet er hinüber nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich" umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Bericht über verschiedene Wunder mit heim und tut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolierung zu erhalten.

So ist, wie die Hauensteiner Sprache und Kleidung um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, auch in Sitte und Lebensgewohnheit manches beibehalten, was unmittelbar in das Gebiet der deutschen Rechtsaltertümer gehört und zu dessen rechtlicher Beurteilung etwa die lex Alamannorum aus weiland König Chlotarii Zeiten schon eben so sichere Anhaltspunkte gibt als die Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts. „Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimat freilich nur das Hochland ist, trägt noch manche ganz das Gepräge der mittelalterlichen Sym-

bolik," schreibt ein badischer Geschichtschreiber.* Zu dieser „mittelalterlichen Symbolik" gehören namentlich die bedeutenden Leistungen des Hauensteiners im Gebiet der Rauferei. Der seit etlichen Jahren über das Land verhängte Kriegszustand und das Schreckbild der „Kasematten" hat hierin zwar namhafte Schranken gezogen; in früheren Tagen aber fühlte man sich oft an jene im alemannischen Gesetz geschilderten Zustände erinnert, wo der Titel de rixis, quae saepe fieri solent in populo, den Fall abhandelt, so ein Streit zwischen zwei Mannen auf der Straße oder im Feld angehoben und der eine den andern erschlagen hat, und so hernach die Vettern des Erschlagenen den Gegner in sein Haus verfolgen und ihn hinwiederum dort ebenfalls totschlagen 2c. — Und wenn's auch nicht gleich aus Totschlagen ging, so wuchsen doch an Sonn- und Festtagen die einfachen und qualifizierten Prügel auf dem Wald wild wie die Rosen des Feldes.

„Isch was gange?" (gegangen) fragt der Alte seinen Sohn, wenn dieser spät abends von der Kirchweih heimkommt, und wenn der antwortet: „'s isch nüt gange," so schüttelt der Alte das Haupt und meint, in seiner Jugend sei's anders gewesen. Daß aber, wenn etwas „gegangen" war, und einer ein paar ordentliche Blessuren davongetragen hatte, die Sühnung der Tat lediglich Sache der beteiligten Sippen sei, das hält der Wälder noch bis in unsere Tage fest, und es will ihm nicht einleuchten, daß auch der Staat Notiz davon nimmt. Regelmäßig traten die Familienväter der jungen Streiter zusammen und taxierten als Sachverständige die Bedeutung der Wunden und des Schadens. Die alte Probe, ob das Stück des zerschlagenen Knochens so bedeutend war, daß es, über die Heerstraße auf einen Schild geworfen, noch hellen Klang gab, wurde zwar nicht mehr vorgenommen, doch unterschieden sie technisch, ob der Schlag ein einfacher „Chlapf" oder ein „Mordchlapf" gewesen, und setzten das Wehrgeld des Schädigers fest. Hiemit war aber auch die Sache abgetan, oder wie der technische Ausdruck auf dem Wald heißt, „abgeschafft" („componere"), und wenn sie wegen Störung des öffentlichen Friedens noch vors Amt zitiert wurden, so brachten sie gewöhnlich das Dokument über die Abschaffung durch die Familienhäupter mit und wunderten sich höchlich, wenn sie hie und da noch „im öffentlichen Interesse" auf einige Wochen ins Gefängnis wandern mußten.

* J. Baader, Badenia, B I S. 27

Der enge Zusammenhang der Familie oder Sippe und ein altertümlicher Brauch der Trauer zeigt sich auch noch, wenn einer das Zeitliche gesegnet hat. Da wird die ganze nähere Verwandtschaft eingeladen, und wenn einer auf viele Stunden entfernt etwa im „Heuet" oder in der Ernte schafft, so wär's ein „Affrunt", wenn man es ihm nicht ansagen ließe; und außerdem, daß beim Toten Wache gehalten und gebetet wird, wird auch ein solenner Leichenschmaus abgehalten, und unter den Beerdigungskosten figuriert oft ein Posten für Wein und Branntwein von einer Bedeutung, die auf eine zahlreiche Trauerversammlung oder auf eine sehr intensive Trauer nicht ohne Grund schließen läßt.

Auch in Wald- und Feldordnungen, beim Ausmessen der Grenzen, beim Setzen der Mark- und Malsteine, beim Bezeichnen der Grenztannen haben die hauensteinischen Agrimensoren viele altertümliche, geheimnisvolle Formen, die jedoch dem Uneingeweihten um keinen Preis mitgeteilt werden; und die Unverletzlichkeit und Heiligkeit jener Zeichen wird durch die Mär von jenen, die bei Lebzeiten die Marksteine verrückt haben und nach dem Tod als Irrwische oder „füürige Männer" auf den Feldern schweifen müssen, den Gemütern eingeprägt und wird vorderhand durch die „odisch magnetische" Erklärung jener Phänomene noch nicht erschüttert werden.

In alten Zeiten übten die Markgenossen allerhand kleine Polizei und Schabernack über das, was einem Mitmärker zulieb oder leid geschehen, und so sind auch verschiedentlich sonderbare „Bräuch" auf dem Hauensteiner Wald zu erklären. So mochte es hin und wieder zutreffen, daß einem, der sich von seiner Frau schlagen ließ, die First am Dach eingehauen und ein Stück abgedeckt wurde, so daß ihm unversehens die Sonne vom blauen Himmel herab in die Stuben schien: ein Brauch, über den man sich in Jakob Grimms Rechtsaltertümern (S. 723) für vorkommende Fälle nähern Rats erholen kann. Und in verschiedenen Wälderakten lassen sich die Klagen junger Damen nachlesen, die vermutlich wegen allzu großer oder allzu geringer Sprödigkeit sich ein Mißtrauensvotum von der männlichen Dorfjugend zugezogen, so daß ihnen „am letzten Maitag ein „Schandmaien" vors Haus gesteckt wurde, bestehend aus einem Rottännlein, woran ein Besen und viel alter Lumpen, zu unterst aber zwei Strohwisch gehangen."

Ob auch der sehr schwunghafte Brauch, daß man einem, gegen den man mit Grund einen Span hat, oder einem Maidli, das dem Burschen die Liebe abgesagt, oder einem Schulmeister, der zu hochdeutsch spricht, zur Nachtzeit vors Haus rückt, sämtliche Fensterscheiben einschlägt („înekeit") und viel anmutige Feldsteine in den Gaden wirft, zu jenen ehrwürdigen gehört, die das Gepräge „mittelalterlicher Symbolik" an sich tragen, darüber schweigen die Geschichtsquellen. Unmittelbar an die Aeußerung des Tacitus: „Aleam sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate et de corpore contendant," schließt sich aber jener Vorfall an, worüber der Rößlewirt von Girsbach nähere Auskunft geben kann: daß nämlich in sotaner Wirtsstube einstmals zwei Bursche miteinander des Kartenspiels gepflogen und der eine, als alles Geld und sogar der „Heckenpfennig", der alte Mariathereſiasechsbätzner verloren war, schließlich seinen Ohrlappen eingesetzt, worauf ihm, als er auch diesmal verspielt, der Gewinner ruhig, als ob sich's von selbst verstände, denselben abschnitt. „Ea est in re prava pervicacia, ispi fidem vocant." Germ. c. XXIV. — Noch über Tacitus hinaus, bis an den alten Homeros selber und der Trojer und Dardaner blutige Feldschlacht gemahnen aber die Fehden der streitbaren Jugend einzelner Dörfer gegeneinander, und zwischen Altenschwand und Bergalingen und hinten bei Herrischried sind schon ob untreuer Helena nicht minder schwere Kämpfe ausgefochten worden als auf dem Blachfeld am Seamander und Simois, „und grausvoll brüllte der Schlachtruf". Freilich ist die Gegenwart undankbar, und statt eines Homeros finden die Kämpfer nur einen Kriminal- oder Polizeiinquirenten vor, die Untersuchungsakten werden ihre Ilias, und unbewundert verhallen die Streiche, die „Johann Fromherz, des grauen Hausen Langer," oder Josef Küezi des Alexis" hochtrotzenden Muts im Gewühle der Streiter geschlagen.

Auf Zeichen und übernatürliche Erscheinungen hält der Wälder nach Art seiner Altvordern und im guten Bewußtsein, daß der Menschenwitz nicht überall hinreicht zur Ergründung der Wahrheit, noch immer ein Erkleckliches, und wenn auch der Hausvater nicht mehr in heiligen Nächten die Mistel vom Baum schneidet und damit die Gottheit prüft, so haben wir doch selber noch von einem charakteristischen Ordale vernommen. Ein

alter „Salpeterer" (wir werden deren nähere Bekanntschaft in einem späteren Briefe machen), der seither die Lehre seiner Sekte von Nichtanerkennung der badischen Landeshoheit aufgegeben und ein guter Staatsbürger geworden, erzählte, das sei so gekommen: Als seine Genossen wegen ihres passiven Widerstandes viel Verfolgung auszustehen hatten, auch der eine oder andere bereits zu näherem Nachdenken in das Freiburger Arbeitshaus versetzt war, da kamen doch einige Skrupel über sie, und in nächtlicher Versammlung auf dem Felde bei Dogern wurden zwei geweihte gleich große Kerzen angebrannt, die eine für die Regierung des Großherzogs von Baden, die andere für die „gute" Sache der Salpeterer, und welche Kerze länger brenne, die solle recht haben. Selbigesmal sei aber das Salpetererlicht zuerst erloschen, und von da an habe er sich mit seinem Gewissen abgefunden und den „alten Rechten vom Grafen Hans" den Abschied gegeben.

Daß der Hauensteiner in kirchlichen Dingen nicht auf Seite der „modernen Wissenschaft" steht, wird nach diesen Zügen klar sein. Er hält streng und treu an seinem (katholischen) Glauben. 's hat lang gedauert, bis seine Ahnen sich zur Annahme bequemten. Als der heilige Fridolinus aus Irland herüber kam und auf der Rheininsel Sacconium der christlichen Kultur eine Stätte bereiten wollte, da saßen die Hauensteiner noch als schnöde Heiden auf ihren Bergen, und die Legende weiß böse Dinge darüber, wie sie dem Apostel des neuen Glaubens mitgespielt. Noch steht beim Münster zu Säckingen die Linde, unter der der irische Dulder ein Obdach suchte und von deren Aesten die mit Gold gefüllte Tasche sich zu ihm herabneigte, als ihn die Heiden höhnisch aus der Herberge gejagt, vermeinend, er könne die Zeche nicht bezahlen; und mit Mißhandlungen trieben sie ihn später als einen explorator und insidiator pecorum von hinnen.

Nachdem sie aber christlicher Lehre sich zugewendet, hielten sie seither mit aller Zähigkeit und Treue, die den Bergbewohner überhaupt auszeichnet, daran fest, und das Unrecht der Ahnen am heiligen Fridolin ist längst dadurch gesühnt, daß er jetzt als Schutzpatron und fürnehmster Heiliger auf dem Schwarzwald wie im Rheintal verehrt wird, und daß sich's an seinem Kirchenfest im März kein Wälder nehmen läßt, nach Säckingen, wo seine Gebeine ruhen, herabzusteigen und der feierlichen Prozession, die mit den Reliquien des alten Heiligen gehalten wird, sich

anzuschließen. Der Protestantismus hat sich in unmittelbarer Nähe von Hauenstein festgesetzt; Lörrach, Schopfheim, das Wiesental, alles, was früher zur Markgrafschaft Baden gehörte, ist meist protestantisch; der Hauensteiner aber ist dadurch nicht berührt; er ist stolz auf seinen katholischen Glauben und will dessen Kultus mit allen Aeußerlichkeiten, mit Prozessionen, Bittgängen, Wallfahrten streng durchgeführt.

Vom Dogma weiß er im Grunde wenig oder nichts; sein kirchliches Leben ist ihm aber zugleich Sitte, Kunst, Lebensgewohnheit, und das läßt er sich nicht nehmen. Daher hat er einen tiefen Haß gegen alles, was einer Neuerung auf diesem Gebiet gleichsieht; ein neuer Katechismus oder neue Schulschriften flößen ihm einen „schaudervollen Schrecken" ein, deutsch-katholisch und rongisch sind ihm von rechtswegen mit nichtsnutzig identisch, und als gleichzeitig mit den kirchlichen Bewegungen im Jahre 1847 die Kartoffeln anfingen krank zu werden, sagte der Hauensteiner: „Sie sind halt auch rongisch geworden." Die badische Landtagsopposition, die damals die politische Gleichstellung der neuen Religionsgesellschaften durchsetzen wollte, hat diese Seite am Bauer ganz ignoriert, und man war nicht wenig erstaunt, als in allen Tälern und Bergen des Schwarzwaldes es sich regte und in Petitionen und Adressen ein förmlicher „schwarzer Landsturm" gegen sie losbrach und von männiglich freudig erklärt wurde, daß man „an der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt in unzerbrochener Treuheit festzuhalten gedenke". Diese Erklärungen wurden aber hierlands nicht etwa durch Pfarrer und Schulmeister oktroyiert, sondern sind ehrlich aus dem innersten Wesen des Landvolks hervorgegangen.

So hat auch jene moderne, humane und mit einem Anflug von Rationalismus versetzte Richtung, welche der unter Wessenberg herangebildete katholische Klerus vor einigen Jahrzehnten zu vertreten suchte, nie Eingang beim Hauensteiner gefunden; er schaute immer mit Verdacht darauf, wenn nur das geringste Beiwerk am Kultus geändert werden sollte, und die Renitenz, die viele Gemeinden entgegensetzten, wenn das Rosenkranzbeten oder die Wallfahrten nach Einsiedeln hinüber nicht mehr so häufig stattfinden, oder wenn das Glockenläuten zur Bannung eines heraufziehenden Gewitters abgeschafft werden sollte, hat manchem Pfarrherrn trübe Stunden verursacht. Der Wälder will in allem Kirchlichen entschieden „Farbe bekannt" haben;

darum neigt er sich auch mit Vorliebe den neuerdings aufgetretenen Jesuitenmissionen zu. Die gewaltige Redekraft der Missionäre, das ungeschminkte Ausmalen der Sünde und ihrer Folgen, die breite Schilderung der höllischen Strafen in allen Abstufungen, all dies trifft den Punkt, von dem aus sein Herz zugänglich ist, und er sieht seinem einheimischen Geistlichen scharf auf die Finger, ob dieser etwa den Kopf über die neuen Gäste geschüttelt. Wer den Hauensteiner kennt, dem ist auch die ungeheure Wirkung erklärlich, die seinerzeit der „Kalender für Zeit und Ewigkeit", den so mancher moderne Kulturmensch naserümpfend aus den Händen legt, in den Hütten des Landmanns hervorgebracht hat. Der Ton, der dort angeschlagen wird, geht mehr in Mark und Bein als die Süßlichkeiten der Basler Traktätlein oder nüchterne Erbauung im Tone der Stunden der Andacht. — Wem freilich die Volksmoral am Herzen liegt, dem bleibt manche eigentümliche Bemerkung vorbehalten; ist es doch vor kurzem vorgekommen, daß ein paar fromme Wälder, die ein großes Schmuggelunternehmen aus der Schweiz herüber vorhatten, vorher eine Wallfahrt nach Einsiedeln unternehmen ließen, um einen günstigen Ausgang zu erbeten. So einer jedoch gesehen hat, wie intensiv der Hauensteiner seinen Kultus feiert, so einer etwa am Allerseelensonntag einem Gräbergottesdienst anwohnt, wenn beim Läuten der Glocken alt und jung von allen Berghalden herab zum Friedhof hernieder steigt, mit brennenden Kerzen einen Umgang um die Gräber hält und dann in stiller Andacht der Dahingeschiedenen gedenkt, dem klingt's vielleicht selbst wie ein Ton aus alten Zeiten durchs Herz, und es wird ihm deutlich, daß hier die religiöse Uebung zugleich „altheilige Sitte und Poesie" ist, und daß sie angreifen oder modernisieren zugleich an der Verwilderung des Bauern arbeiten heißt.

Dem modernen Staat steht der Hauensteiner etwas seltsam gegenüber. Was anderwärts vom deutschen Bauer überhaupt gesagt ist: „seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baum der Erkenntnis gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus," gilt ganz besonders hier. Sein Staatsbegriff datiert noch von den Zeiten seines bäuerlichen Selfgouvernements, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landsgemeinde tagten und die Redmannen mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldpropst die

Angelegenheiten des Waldes austrugen. Seither ist die alte Verfassung geschwunden, der Hauensteiner ist, ohne daß eine klare Vorstellung von den welterschütternden Ereignissen im Beginn unseres Jahrhunderts zu ihm hinausdrang, badischer Untertan geworden, und die Gesetze, Verordnungen und Reskripte des neuen Staats stehen immer noch wie eine fremde Welt vor ihm; er respektiert sie aber und die passive Renitenz kam nur bei einer kleinen Sekte, den Salpeterern, die wir später kennen lernen werden, entschieden vor. Er ist überhaupt ein Mann der Autorität in allen Dingen.

In einer der Waldstädte ist ein Wirtshaus, wo die Hauensteiner seit Jahren ihre Einkehr halten, und wenn beim goldgelben Markgräfler Wein oder beim Remmetschwyler Bier die Hochländer Gäste in ihre „mittelalterliche Symbolik" zurückzufallen drohen und ihre Erörterungen aus dem Stadium parlamentarischer Entwicklung zum friedegefährlichen Dreinschlagen mit Stuhlbein und Stock gedeihen, so tritt der Wirt, mit einem der neunschwänzigen Katze sehr ähnlichen Instrument bewaffnet, auf den Tisch und erteilt von olympischer Höhe den streitenden Männern fühlbare Winke zum Frieden. Das findet aber der Wälder so in der Ordnung, daß er, weit entfernt, die Schwelle eines Hauses wo ihm ein solches Frühstück serviert wird, nicht mehr zu überschreiten, vielmehr sagt: „Respekt vor dem Wirt, der ist ein fester Ma, der zeigt's einem!" — und er kehrt das nächstemal wieder dort ein.

So erkennt er auch — si parva licet componere magnis — die Autorität der Staatsgewalt an und ist namentlich damit einverstanden, daß strenge Ordnung gehandhabt und mit strengen Strafen im Notfall dreingefahren werde. Wenn er auch nicht ganz auf dem Boden Hegelscher Anschauung steht, wonach die Strafe „die Negation seiner eigenen Negation" ist, so fügt er sich, wenn er wirklich etwas Unsauberes getan hat, mit Resignation den Folgen, sucht etwa die Haft sich dadurch zu versüßen, daß er im Stiefel eine Speckseite, unterm Arm das Tubakspfifli verbirgt und den Leib mit Rollen unsäglichen Tabaks umgürtet, sich zur Straferstehung stellt; wenn's aber vorüber ist, so nimmt er nicht Abschied vom Richter, ohne sich für die „gnädige Strof" bedankt zu haben.

Allein bei der Resignation hat's auch sein Bewenden; verstehen kann der in seinen alten Erinnerungen lebende Bauers-

mann den modernen Staat nicht, die Gesichtspunkte eines halb bureaukratischen, halb konstitutionellen Staatssystems sind nicht die seinigen. Das Konskriptionswesen, die Ablösung des Zehnten mit ihrer verwickelten Berechnung, die zentralisierte, unter Kontrolle der Schreibstube gestellte Gemeindeordnung, die die Bewirtschaftung von Forst und Feld streng regelnden Gesetze, und namentlich der Angriff, den die Polizeiverordnungen gegen seine alten harmlosen, aber ihm teuren Sitten und Gebräuche unternommen haben: zur Beurteilung von all dem fehlt es ihm an der nüchternen Verständigkeit, wie an der Einsicht in die Gründe solcher Institutionen; er fühlt, daß sie kein Fleisch von seinem Fleisch, kein Blut von seinem Blut an sich haben. Darum denkt er mit unbestimmten Wünschen an die gute alte Zeit zurück; es ist ihm unbehaglich, er verhält sich stumpf, indifferent, in vielen Fällen hartnäckig, eigensinnig, trotzig gegen die neuen Formen. In den Vorhallen der Amtsstuben, wo dem Wälder in langem Warten allerlei Gedanken durch den Kopf fliegen, finden sich oft Inschriften, in denen sich eine sonderbare Kritik Luft macht: bei ganz unparlamentarischen Aeußerungen, z. B. „wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das Amthaus in Erdboden hineinverschlüge!" auch der Ausdruck eines naiven Mißbehagens, das da fühlt, wie ihm die Weisheit der Schreibstube seinen eigentlichen Boden unter den Füßen hinwegnimmt. „Die Welt ist so voller Eitelkeiten," schrieb einst ein Wälder Kritiker, der wahrscheinlich in Konflikt mit irgend einer ihm unbekannten Verordnung geraten war, „daß man zuletzt nicht mehr weiß, wie man auf die Füß muß stehen; der gute Euseb Völkli macht sich, wenn es möglich, zum Ländli hinaus."

Eine Heranziehung des Bauersmanns durch Hingabe an seine Originalität, durch Ergründung seiner eigentümlichen Art und Gewohnheit, im Sinn der von H. W. Riehl neuerdings so überzeugend vertretenen Bauernpolitik, kann in dieser Beziehung noch manche Runzeln auf der Hanensteiner Stirn glätten helfen, während das „Einzwängen in die geraden Linien eines Staatsideals" bei diesen scharfkantigen Menschen immer ein unfruchtbares Beginnen bleiben wird.

So ist auch dem Wälder der Begriff des konstitutionellen Staats ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Seine zähe Erinnerung reicht noch in die Zeiten hinauf, wo der Kaiser im Weltlichen, der Papst im Geistlichen die Angelegenheiten der

Welt lenkten, und er weiß, daß gerade damals seine bäuerliche Einungsverfassung entstanden ist; der Mechanismus des konstitutionellen Systems, wo nicht seine Interessen, sein Stand als solcher repräsentiert sind, ist ihm fremd, und zudem weiß er, daß es die Hauptursache der vielen neuen Gesetze ist, die ihm so sehr zu schaffen machen, ohne daß er sie ganz verstehen kann.

In den dreißiger Jahren, als es im badischen Land für eine gewaltige Ketzerei galt, an den Prinzipien der konstitutionellen Staatsweisheit zu zweifeln, sah sich ein alter Hauensteiner veranlaßt, zu Nutz und Frommen seiner Söhne ein politisches Testament aufzusetzen. Benedikt Tröndle hieß der Wälder Politiker, dessen Namen wir um so weniger verschweigen dürfen, als ihm heutzutag, „nach dem Ende des parlamentarischen Lebens auf dem Festland", die Anerkennung gewichtiger Parteien an der Spree wie anderwärts nicht fehlen wird. Dasselbe endigt aber also: „Und ist hienach mein Schluß: Gott, der römischen Kirche und der Monarchy treu zu bleiben, noch lieber mein Haupt durch die Schärfe des Schwerts lassen, als mit freiem Willen untreu werden. Mit der landesständischen Verfassung will ich nichts zu schaffen haben, denn die Erfahrung hat mich zur Belehrung gebracht: wie mehr Hirten, wie schlechter gehütet, und wie mehr Unheil unter Hirten und Herde entsteht. Lochmatt, am 24. Novembris 1834. Benedikt Tröndle."

Bei solchen Ansichten über Kirche und Staat ist erklärlich, daß der Hauensteiner zu den revolutionären Bewegungen in Baden sich durchaus negativ verhielt. Er hatte sich vor hundert Jahren im Kampfe um seine „alten Recht und Privilegy" die Finger empfindlich verbrannt, um so weniger rührte er sich für Geschichten, die nur eine Weiterbildung von dem sein sollten, mit dessen Anfängen er bereits nichts mehr zu schaffen haben wollte. Dazu hatte sich der Wälder aus den früheren Weltereignissen, soweit er ihnen von den Höhen seiner Berge zuschaute, die Erfahrung abstrahiert, die so manchem Wirtshaus- und Winkelpolitiker ganz abhanden gekommen war, daß schließlich „die großen Potentaten doch all die kleinen Händel fertig machen". Und als im Mai 1849 so viele, ohne zu wissen warum, der Revolution und der provisorischen Regierung zujauchzten, da sagte man in Benedikt Tröndles Heimat und anderwärts: „Die Maikäfer fliegen nur bis zum Juni."

Deshalb wurde auch den revolutionären Gewalten nur

gehorsamt, soweit der unmittelbare Zwang dazu nötigte, und oben auf dem Walde wurde manche ungeheuer tatsächliche Kritik des neuen Gouvernements geübt. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes, nehm' jeder seinen Mann!" sprach der Bürgermeister eines Wälderdorfes, als ihn ein neugebackener Zivilkommissär und ein neugebackener Kriegskommissär, denen natürlich weder Schärpe noch Schleifsäbel fehlten, mit bewaffneter Macht abführen wollten, weil er das erste Aufgebot des Dorfes nicht abmarschieren ließ, und Kriegs- wie Zivilkommissär samt Eskorte, samt Schärpe und Schleifsäbel wurden von unbewaffneten Hauensteiner Fäusten die Rathaustreppen in solchem Flug hinabgefördert, daß sie unterwegs wohl kaum Zeit hatten, über das Verhältnis bäuerlicher Reaktion zur Revolution die geeigneten Glossen zu machen.

Auf der Hochebene, die sich auf dem Rücken der dunkeln Berge zwischen Säckingen und Laufenburg wellenförmig ansteigend gen Norden hinzieht, jenseits der freundlichen Wälderdörfer Rickenbach und Hottingen erhebt sich eine Hügelreihe, die eine förmliche Grenzscheide bildet. Auf dem mittleren Hügel, um den der von keiner Bergwand eingeschränkte Wind der Hochebene saust, stehen ein paar knorrige alte Buchen und ein Kruzifix; den „toten Bühl" nennt das Volk bezeichnend den Ort, und was zur andern Seite des toten Bühls liegt, das nötigt selbst dem eingebornen Wälder eine Art Mitleid ab. 's ist der rauhste Strich, jener hintere Wald, noch von Schnee umlastet, wenn diesseits schon die primula veris ihr Haupt fragend erhebt; die Ansiedelungen der Menschen sind noch elender und noch mehr aufs Minimum reduziert wie diesseits, und eine stille Kritik hat sich in den Beziehungen der jenseitigen Gegenden Luft gemacht; „elendes Löchle" heißt ein Wiesengrund, und ein Bergrücken seitwärts, wo noch bei ein paar versprengten Felsstücken und Tannenbäumlein eine einsame Kapelle steht, heißt das „öde Land" oder „letzte Land", worauf denn schließlich alles aufhört.

Der tote Bühl hat deshalb auch in den Vorstellungen der Eingeborenen etwas Schreckhaftes; böse Geister gehen dort in mitternächtigen Stunden um, und noch nicht alte Kriminalakten wissen zu berichten, daß einstmals bei einer schwunghaften Diebsbande die Zusammenkünfte zur Aufnahme neuer Mitglieder nachts bei den Buchen des toten Bühls stattfanden und der Neophyt beim Kruzifix dort seinen Anteil an der ewigen Selig-

keit verschwören mußte, ehe er in das ehrenwerte Kollegium rezipiert wurde.

Jenseits des toten Bühls geht man dem St. Blasischen zu, nach Niedergebisbach und nach dem Hauptdorf des Waldes, nach Herrischried, wo der Mensch nur durch tiefere Empfindungen des Herzens mit dem Defekt der Natur versöhnt werden kann.

„'s kommt mer nüt uf d'Gegnig (Gegend) an
z'Herrischried im Wald"

singt Hebel. Zu den Glanzpunkten am toten Bühl gehört auch das Dörflein Hochschür, übel berüchtigt im Munde der Nachbarn; denn so einem in der Umgegend nachts in den Keller gebrochen und Kartoffeln geholt, oder so ihm das frischgeschlachtete Schweinlein aus dem Kamin ausgeführt wird, so heißt's: es wird den Weg alles Fleisches nach Hochschür gegangen sein. Es hat deshalb schon mancher freundnachbarlich den Wunsch ausgesprochen, man sollte das ganze Nest in die Luft sprengen und eine Warnungstafel hinsetzen mit der Aufschrift: „Hier stand Hochschür!" denn der Bauer hat für alles, was ihm unbequem ist, so wenig sentimentales Mitleid als der Kaiser Rotbart dereinst für Mailand oder Cremona.

Seitwärts von Hochschür steht ein einsames Wirtshaus. Der Wind hat schon allerlei Defekte in Dach und Fensterscheiben geblasen, was jedoch an letzteren durch sachgemäße Papierverklebung wieder geflickt ist. Den Schild zieren die drei Könige aus Morgenland und ein abgestorbener Lindenbaum steht trübselig und wie mit gebrochenem Herzen nebenan. Diesem zu Ehren heißt auch das Wirtshaus, im Geist der jenseits des toten Bühls üblichen Benamsungen, der „dürre Ast".

In rauhen Apriltagen war mir's beschieden, mich mit einem Gefährten in diese Region des Waldes zu verirren. Nachdem wir vom toten Bühl vergnüglich in die jenseitigen Gefilde geschaut und eine Vergleichung mit der gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder ein Tannenbaum, dann hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt, nicht zu unterdrücken vermocht, überschritten wir die Schwelle des „dürren Asts". Der Wirt selber war abwesend, er war auf den Viehmarkt zu Thiengen gegangen, vermutlich um im Rößleintausch oder Kuhhandel mit den Hebräern den Grund-

satz des römischen Rechts: in emtionibus et venditionibus jure naturali se invicem decipere licet, unbewußt, doch streng zu befolgen.

Dagegen machte sein Vetter die Honneurs, schüttelte jedem von uns nach Landesbrauch mit gewaltigem Druck die Hand und sprach: „Gottwilche!" (Willkomm). Selbiger Vetter war ein Wälder in mittleren Jahren, von dessen proportioniertem Durst die rötlich strahlende Nase hinlänglich Zeugnis gab, wie denn auch ein leeres Schnapsgläslein am Platz, wo er gesessen, auf seine Bestrebungen in der Gegenwart hinwies. Wegen seines Gesichts hieß man ihn den „füürigen Alexander".

Auf die Forderung eines Mittagsmahls und eines guten Trunks Wein geriet der „füürige Alexander" einigermaßen in Verlegenheit und gestand, daß sie eigentlich auf die Einkehr von „Herren" nicht gefaßt seien; auch seien schlechte Zeiten, die Kartoffeln schon aufgezehrt, Gemüse wachse nicht hier oben; wenn's nicht zu spät wär', so würde er indes gern nach Herrischried, der Hauptstadt, hinübergehen und beim Herrn Pfarrer ein „bizzele Sunrkrut für die Herren vertlehnen". Als ihm jedoch erklärt wurde, daß man sich ganz in die landübliche Küche füge, begann Alexander den Tisch zu decken. Hier entspann sich eine große Frage. Die Kleinodien des „dürren Asts" bestanden aus einem einzigen silbernen Besteck, das nach Fasson und Alter füglich einmal von einem „frummen Landsknecht" hier oben als Kriegsbeute vertrunken worden sein konnte. Dieses wurde hervorgeholt; da aber Alexander nicht recht entziffern konnte, wer von beiden Gästen der fürnehmste sei, und es ihm ein Affront schien, wenn er einen allein mit dem Ehrenbestecke bedachte, so kostete dies einiges Kopfzerbrechen, bis er den gordischen Knoten dadurch löste, daß er dem einen Platz das silberne Messer, dem andern die silberne Gabel zuteilte. Infolge des totalen Mangels an Gemüse und Beilage bestand die Mahlzeit im „dürren Ast" in einem Stück Rindfleisch und Speck; der Wein war so wehmütig zusammenschnürend, daß einem minder starken Charakter die Versuchung zum Schnaps sehr nahe gelegt war.

In der Wirtsstube am Ofen saß ein Maidli, das emsig Kleidungsstücke anfertigte, und bei ein paar Gästen aus Hochschür war ein alter Schuster mit der Konstruktion eines Paars Wälder Stiefeln beschäftigt. Der „füürige Alexander" erklärte uns wehmütig den Zweck dieser Arbeiten. Die große Not in

diesen Waldgegenden, das Ueberhandnehmen eines bäuerlichen Proletariats ohne allen Grundbesitz und ohne die Möglichkeit, in dieser Abgelegenheit durch Handarbeit etwas zu verdienen, hatte die Staatsregierung veranlaßt, eine Auswanderung der Bedrängtesten nach Amerika auf Staatskosten zu organisieren. — Es war damals auf dem Wald große Bewegung; in Herrischried wurde in verschiedenen Ateliers geschneidert und geschustert, um die Betreffenden zur Fahrt übers „große Wasser" gehörig auszustaffieren. Unter denen, die von der Gemeinde als die Auswanderungswürdigsten vorgeschlagen waren, befand sich auch unser Wirt-Stellvertreter. Er warf einen Blick voll später Selbsterkenntnis auf seine Jugend zurück und erklärte, wie er von jeher lieber auf der „Kunst" herumgesessen und Tubak geraucht habe, als 'was Ordentliches gearbeitet; wie es ihm früher geschienen, „lieber ein leerer Darm als ein müder Arm", und wie er in allen Wechselfällen des Lebens dem Grundsatz: „g'soffe muß doch sy!" treu geblieben. So sei er allmählich um sein Gütlein gekommen, und außer dem roten Gesicht habe sich auch eine Art Verwirrung im Kopf, eine eigentümliche „Kopfsinnierung" bei ihm eingestellt, so daß er jetzt hier „nüt mehr nutz" sei. Zum Heiraten hatte es Alexander nicht bringen können. Dagegen stellte er uns das schneidernde Maidli am Ofen als seinen Schatz oder, wie auf dem Wald in herber Roheit die armen Personen heißen, die ohne die Weihe der Ehe mit Kindern gesegnet sind, als sein „Wybertier" vor, das er jetzt mit nach Amerika nehme und drüben zu heiraten gedenke.

Die Notwendigkeit des Auswanderns erkannte er mit Resignation an und sprach sich dankbar über den Staat aus, der ihm die Möglichkeit dazu gab; wie denn überhaupt beim bäuerlichen Proletariat jener schäbige verbissene Haß, den der moderne Mann des vierten Standes gegen alles, was nicht ist wie er, ex officio hegen zu müssen glaubt, selten zu finden ist. Der „füürige Alexander" war sich im Gegenteil über den Grund seiner Verkommenheit klarer als alle, welche in gleichen Umständen ihn in der falschen Organisation der Gesellschaft suchen; und sogar als wir ihm eröffneten, wie er in den Vereinigten Staaten, um Arbeit zu finden, den Genuß geistiger Getränke abschwören müsse, und wie die Aufnahme in den Mäßigkeitsverein eine Hauptbedingung seines Fortkommens drüben sei, meinte er, er werde sich halt auch das gefallen lassen müssen, zumal da er in

der alten Welt noch für einige Jahre seines Lebens „vorausgetrunken" habe.

Von einer Sorge konnten wir unsern Freund im dürren Ast befreien. Er hatte einen stattlichen jungen Hund, den er nicht mit „ins Amerika" nehmen, auch bereits nicht mehr füttern konnte. Diesen kauften wir ihm für ein ansehnliches Geldstück ab. Da sich aber der Zweifel erhob, ob er bei den Leuten jenseits des toten Bühls auch gedeihen könne, so wurde vorgeschlagen, ihn vorerst „fest" machen zu lassen. Es sei, so wurde uns vertraut, ein alter Mann im Dorf, der „Oberibacher Seppli", der Wissenschaft von viel Geheimnissen und allerhand alte Bücher, zum Beispiel auch des Doctoris Fausti Höllenzwang besitze, und sei kein Zweifel, daß er gegen Wetter, Hagelschlag und Viehkrankheit einen guten Spruch wisse, sowie denn einer sogar behaupten wollte, er verstehe ein Gebet, mit welchem man seinem Feinde, auch wenn er weiter als eine Tagreise entfernt sei, unversehens eine Tracht Prügel auf den Hals beten könne. Da jedoch der Oberibacher Seppli nicht gern vor Herren seine Kunst zeigte, weil er fürchtete, das Bezirksamt möchte Notiz davon nehmen, und weil er in früheren Zeiten, als der den Geist „Astorus", dem alle Schätze auf dem Wald untertan sind, beschwören wollte, einmal von der Obrigkeit bös ausgewischt worden war, so wurde der Hund zu ihm geführt und in Bälde als „gefestet" wieder zurückgebracht. Dabei wurde eine auf dreieckiges Papier geschriebene Formel übergeben, die nach dem Rat des Festmachers dem Hund, wenn er je krank werden sollte, in blauem Band um den Hals gehängt werden müsse, worauf sich alles geben werde. In der Formel aber kamen neben vielen Kreuzen und Schnörkeln auch die bösen Worte: „Asrias," „Aestrias", „Sruss", „Srass", „Ateststooss" vor, und blieb uns völlig unklar, ob der Ibacher Seppli sie dem Keltischen oder Chaldäischen entlehnt hat.

Da in dem bisher im „dürren Ast" Erschauten einiger Beleg für den übeln Leumund zu finden war, dessen sich Hochschür erfreut — wird ihm ja nur von dem im Waldshutischen gelegenen Nest Segeten die Ehre des „Bestverleumdeten" streitig gemacht, wie dies der Volksmund ausdrückt: „Hochschür und Sägeten gibt Eine Trägeten" (Traglast, d. h. sie wiegen beide gleichschwer) — so schien es angemessen, nach den Ursachen solchen Verfalls zu forschen.

Aeußere Ungunst von Klima und Wetter, das in dieser 3000 Fuß hohen Hochebene um so rauher ist, da keine Berge, wie in höheren Schweizertälern, als Schirmwand sie umschließen, läßt dem Boden nur das Kärglichste abringen, und die Art, wie hier oben Feld und Wiese bebaut werden, gehört noch ins Gebiet der rohesten Empirie. Für die neuen technischen Hilfsquellen aber, die die Regierung in der wohlwollendsten Weise den Wäldern zugänglich machen wollte, war der Bauer hier wie anderswo mißtrauisch und unempfänglich zugleich und glaubte, es müsse „etwas dahinter stecken", daß die Herren vom landwirtschaftlichen Verein mit neuen Pflügen, Sämereien und Wiesenkulturarbeiten ihn, ohne daß er etwas dafür zahlen solle, eines Besseren zu belehren versuchten; er nahm zwar die ihm gratis gegebenen Vorräte sachdienlich an, im übrigen aber blieb er beim alten.

Da der Landbau seine Leute nicht sämtlich ernährt, verfiel ein Teil auf Industrie, z. B. Nagelschmieden; allein das war eine harte Arbeit, und als Beigabe hiezu kam das Schnapstrinken in Gang, mit welchem nicht nur der Verdienst, sondern auch die gesunde Kraft und das Selbstgefühl verloren gingen. Dazu kamen die vielen unehelichen Kinder, die überall ein zuverlässiger Grundstock für ländliches Proletariat sind. Leider ist auf dem Wald über allzu große Sprödigkeit des Weibervolks nicht zu klagen, und nur selten wird durch nachfolgende Ehe, wie in andern Gebirgsländern, das allzu vertraute Verhältnis wieder gutgemacht.

So waren denn verschiedentliche Insassen von Hochschür schließlich zu dem Resultat gekommen, daß es besser sei, andere für sich arbeiten zu lassen; und wenn ein anderer, der noch ehrlich geblieben war, ein Brätlein oder ein Stück Rauchfleisch im Kamin hängen, oder wenn er gar ein Schweinlein geschlachtet hatte, so fanden sich zur Nachtzeit gewöhnlich verschiedene Teilungsliebhaber ein, die zum Teil mit einer Feinheit, welche Hebels unsterblichem Trisolium, dem Zundelfrieder, dem Zundelheiner und dem Zirkelschmied, alle Ehre gemacht hätte, sich ihren Anteil expropriierten.

Die Honoratioren des Dorfes aber, sowie in manchen benachbarten, die „großen Bauern", gingen in einem andern Fache mit einem Beispiel voran, dessen schädliche Wirkung nicht scharf genug geschildert werden kann: sie prozeßten miteinander, bis

Hab und Gut den Advokaten verfallen war. Der Prozeßlöwe des Waldes war kurz vorher gestorben, und die im „dürren Ast" Anwesenden bemühten sich, das Material zum Nekrolog des großen Toten den fremden Gästen zu liefern. Und da mit Fug anzunehmen steht, daß der Verstorbene als der letzte Mohikaner seines Schlags — denn zwischen Herrischried und Niedergebisbach wird bald keiner mehr so viel zu verlieren haben, als er durchs Prozeßgewinnen verloren hat — in Mythus übergehen, auch als Gespenst noch in verschiedenen Amtsstuben um Mitternacht umgehen wird, so schien es uns passend, Akt davon zu nehmen.

Peter Gottstein, der alte, war ein reicher Bauer von Hochschür und nächst dem „Spittelhannes" von Niedergebisbach, der aber vom Geisterbeschwören aufs Münzfälschen verfallen war und deshalb seine alten Tage in einer Strafanstalt zubrachte, der pfiffigste Kopf unter den Mannen jenseits des Bühls, und Stücklein von ihm, wie er nicht nur die Juden von Thiengen, sondern auch Basler Kaufherren überlistet, von denen es doch im Sprichwort heißt: „es gehören neun Juden dazu, um e i n e n Basler dran zu kriegen," werden in der Nachwelt leben. Das wahre Diplom eines feinen Kopfes glaubt aber ein Wälder erst dann aufweisen zu können, wenn er einen Prozeß gewonnen hat und dies schwarz auf weiß und von rechtswegen besitzt. So kam er aufs Prozessieren, und landauf, landab, wo er einen Vertrag abschloß, brachte er auch gleich die Hintertür darin an, die zum Prozeß führte, und ob's um eine Sägmühle oder um ein Paar Ochsen ging, Peter Gottstein klagte beim Amt, und wenn sich der Gegner vergleichen wollte, sagte er: „'s muß usprobyrt sy," und wenn er's beim Hofgericht verlor, ging er ans Oberhofgericht nach Mannheim und sagte wieder: „'s muß usprobyrt sy," und wie er's auch dort einmal „verspielt" hatte, zeigte er noch die Appelation an „den höchsten Richter der Lebendigen und Toten" an, was aber nicht prozeßordnungmäßig war.

So war das „Streitpeterle", wie ihn seine Nachbarn nannten, allmählich immer unterwegs von einer Kanzlei zur andern oder zum Advokaten, und auf der Säckinger Amtsregistratur, wo die Akten nach den Ortschaften in Fächern liegen, wurde neben Hochschür noch ein besonderes Fach, das Fach „Peter Gottstein" angelegt, und in Waldshut, St. Blasien, Schopfheim und Basel war kein Schreiber bei Amt, dessen Protektion er sich

nicht erfreut hätte, und oft hatte er bei drei bis vier Tagfahrten zugleich zu erscheinen. Und wie's immer besser im Lauf war, schaffte er sich auch ein Landrecht und eine Prozeßordnung an und machte seine Schriftsätze wie ein Studierter, und den Amtleuten hatte er's auch abgelernt, wie man sein Geschäft im Laufenden erhält. Aus den vielen Aktenstücken, die ihm zugestellt wurden, legte er selbst eine Registratur an und verfügte das Geeignete darauf, Nro. für Nro.; z. B. wenn ihm der Advokat schrieb, jetzt müsse er die Kosten vorschießen, sonst bleibe die Sache stecken, so verfügte Peter Gottstein auf das Schreiben: „Beschluß: Ist nunmehr die braungefleckte Kuh zu verkaufen und dem Advokat die Hälfte von seinem Geld zu schicken. NB. mit der anderen Hälfte kann er warten."

All die gewaltigen Kosten waren ihm nichts gegen die Ehre, und er sagte oft selbstgefällig, er habe schon so viel Gerichtssporteln bezahlt, daß man den Beamten im ganzen Oberrheinkreis dafür goldene Knöpfe auf die Uniformen setzen könnte, und wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar guirlandenweise zusammengeheftet in seiner Hütte auf. Schließlich ging aber eine Kuh nach der andern aus dem Stall, die Kosten wuchsen ihm über den Kopf, und selbst das feine Stücklein, daß er einmal dem Akziser, der die Sporteln etwas unsanft von ihm gefordert hatte, einen Injurienprozeß anhing und gewann, ließ sich nicht zum zweitenmal machen. Eben sollte ihm der Gerichtsbote die Verfügung bringen, daß sein Haus versteigert werde, da ging er erzürnt fort, um diesem Schlag auszuweichen, und starb plötzlich. Seinen Nachkommen hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde.

Daß dieser würdige Hochschürer Jurist trotz alledem eine komische Figur gewesen, darüber war das Publikum im dürren Ast ziemlich einig, sowie man auch daran nicht zweifelte, daß Peter Gottsteins Geist wegen der unvollendeten Prozesse umgehen müsse, bis sie alle gewonnen seien. Es ließen sich aber ernste Erwägungen daran knüpfen; denn damals, als der Bauersmann sein hergebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstöße lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt in „qualmenden Schreibstuben" unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Prozeß-

krämer eine Unmöglichkeit, und Jakob Grimms Klagen über die Verdumpfung des Bauersmanns, den viel tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber,* fanden hier einen tatsächlichen Beleg.

„Bhüt Euch Gott, und im Willaringer Tannwald habt Sorg vor dem Meisenhart Joggi!" sprach der „süürige Alexander" zum Abschied. — Im Hauensteinischen gibt's nämlich auch aparte Geister, die nicht einmal in Görres Mystik, jenem Hof- und Staatskalender der Geisterwelt, nach Rang und Titel angeführt sind. Ein solcher ist der Meisenhart Joggi, der sich lediglich im Tannenwald auf dem Eggberg aufhält und dessen amtliche Stellung im Geisterreich darin besteht, heimkehrende Biedermänner irre zu führen oder sonst durch mannigfachen Schabernack auf die Verwirrung ihrer Begriffe hinzuarbeiten, was er denn mit Geschick und Humor tut, und wenn nur die Hälfte von der Meisenhart Joggi-Tradition ihren Grund hat, so existiert gar mancher, der seinen Schädel seitab vom Weg schon hart an die Willaringer Tannen angestoßen hat und zum Glauben an den Joggi bekehrt wurde. Und durch alle Ungunst der Zeiten und durch den Zweifel schnöder Rationalisten hindurch hat der Meisenhart Joggi seine Existenz behauptet, wiewohl niemand ergründen konnte, ob er als Unterstaatssekretär oder vortragender Rat, oder gar nur als Volontär in diesem Geisterdepartement arbeitet, und warum er seine soziale Position gerade zwischen Egg und Willaringen gefunden hat. Darum wär's auch ein frevelhaft Beginnen, den Hauensteinern dort jene Hebelsche Geistertheorie vorzutragen:

„Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
Stigt er Eim in Chopf und macht zerrüttete Sinne.
Seller Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
's geht mit Eim z'unterst und z'oberst, der Bode will unter Eim breche,
D'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, alles ist doppelt;"

um so mehr, als entschiedene Tatsachen vorliegen, daß auch solche, die nur ein „einzig Schöppli" beim alten Balthes zu Willaringen oder sonst getrunken haben, nicht ungerupft durchkamen.

Seither ist viel Wasser den Rhein hinab geflossen. Wir

* Siehe deutsche Rechtsaltertümer, Einl. S. XVI. XVII.

haben unsern Rückzug von Hochschür glücklich durchgeführt, ohne dem Meisenhart Joggi und ohne dem Geist Peter Gottsteins begegnet zu sein; der „füürige Alexander" aber ist mit ein paar hundert Leuten von jenseits des toten Bühls nach Amerika übergewandert. Wenn er je drüben am Arkansas sitzt und denkt, wie schade es dort um „den schönen Durst" sei, so möge es ihm in die Ohren klingen wie ein Rauschen der alten Tannen und ein Kichern des Meisenhart Joggi, und möge ihm leise zuflüstern, daß der dürre Ast bei Hochschür noch am alten Fleck steht und der rote Ochsen zu Herrischried auch noch, und daß Meister Albiez, der „Ochsen-Hannes", noch immer die größte Faust auf fünf Stunden im Umkreis hat, und daß er noch manchmal in stillen Abendstunden einen schlimmen Gast so prompt hinausspediert, daß kaum ein nebelhafter schwarzer Streif als Spur von der Kometenbahn des Unglücklichen durch die Wirtsstube zu erschauen ist.

Allen Hauensteiner Landeskindern aber, die seither das Erdreich um den toten Bühl mit dem der neuen Welt vertauscht haben, wünschen wir guten Tag drüben, und so einer, was indes kaum zu vermuten steht, ein Reis vom „dürren Ast" mitgenommen und jenseits in amerikanischen Boden gepflanzt hat, so möge ihm ein schattiger Baum drans erwachsen, worunter er, wie weiland Graf Eberhard im Bart unter seinem Weißdorn, in späten Tagen träumend sitzen mag.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Der Hauensteiner ist nicht von ungefähr eine so besondere Erscheinung, er hat auch eine besondere Geschichte hinter sich, die freilich etwas schief für ihn ausging. Den Urkantonen in der Schweiz, den Appenzellern, den graubündischen Unionen gelang es, sich zu unabhängigen Bauernstaaten zu entwickeln und in hartem Kampf zu behaupten; der Hauensteiner, der im Mittelalter unter einer kräftigen Einungsverfassung sich zu einer ganz respektabeln Bauernschaft zusammengeschart hatte, konnte sich dagegen aus den herrschaftlichen Netzen des Gotteshauses St. Blasien, in die er aus falscher Berechnung geraten war, nicht zu rechter Zeit losmachen, und als merkwürdigerweise erst in der

Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sonst wohl nirgends solche Emanzipationsbestrebungen im deutschen Bauernstand vorgekommen, vielmehr dumpfe Apathie längst über ihn eingebrochen war, es ihm endlich gelang, sich von St. Blasien loszukaufen, da wollte er auch noch den zweiten Schritt tun und sich der österreichischen Herrschaft gegenüber zur reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft emporringen. Allein vor hundert Jahren war ein Fechten mit Morgensternen und Streitkolben, wie es die Eidgenossen bei Morgarten und am Stoß mit Erfolg geübt, nicht mehr sachdienlich, und im Federkampf mit den Verfügungen des Reichshofrats zu Wien, im großen und kleinen Intriguenspiel am kaiserlichen Hofe, sowie im offenen Gefecht mit den ungarischen Grenadieren, deren Handgranaten ganz „wider die Abrede" waren, mußte der Bauersmann unterliegen und verlor seine Einungsverfassung samt der alten Landfahne, unter der er früher, anstatt Rekruten zu stellen, selber kriegsbereit ausgezogen war.

Jedenfalls ist es eine spezifische Erscheinung, daß zweihundert Jahre nach dem Bauernkrieg und ein halb Jahrhundert vor dem Zeitalter der „allgemeinen Menschenrechte", mitten in den großen Strömungen des österreichischen Successionskrieges, angesichts der am Oberrhein stehenden Heere, es einer Partei im Hauensteiner Schwarzwald einfiel, für die „angeblichen alten Rechte und Privilegy" der Grafschaft Hauenstein, die sie bis zum fabelhaften Grafen Hans von Hauenstein ins vierzehnte Jahrhundert hinauf datierten, in offenem Aufruhr gegen Oesterreich sich zu erheben, einer der stärksten Anachronismen, die in der Geschichte des deutschen Bauers vorkommen werden. Immerhin aber bleibt die Zähigkeit und Ausdauer, mit der diese Bauern ihre angeblichen Rechte nicht nur dem Kloster St. Blasien wie dem österreichischen Waldvogteiamt und der Regierung in Freiburg gegenüber, sondern auch durch autochthonische Diplomaten von Bergalingen und Dogern unmittelbar am Kaiserhof zu Wien durchzufechten suchten, der tragische Schluß, der die einen an den Galgen zu Albbruck, die andern von ihren Tannenwäldern weg in die Verbannung nach Siebenbürgen hin führte, und das Nachzittern dieser Geschichten in der Tradition und den Wünschen der Enkel selbst in der Gegenwart ein kulturgeschichtlich bedeutsames Problem. Sie haben sich freilich seit dem Mittelalter her eine gewisse Praktik in „gefährlichen Verbündtnuß und Zusammenschickungen, Ussruhr, Empör- und Rottierung" erworben und das

altalemannische Wesen scheint der Rauserei im kleinen und großen wesentlich Vorschub zu leisten.

Von alters her waren die Hauensteiner freie Leute, in ihren Einungen zu selbständigen Föderationen abgeschlossen; sie gehörten nach der von den fränkischen Königen gemachten Gaueinteilung zum Albgau, über welchen eigene Gangrafen gesetzt waren. Als dann in den Verwirrungen des frühen Mittelalters aus den Grafschaften da und dort die Anfänge einer Landeshoheit herauswuchsen, finden wir die Grafen von Stühlingen als erbliche Herren im oberen Albgau, während das Schicksal der Grafschaft Hauenstein bis auf Rudolf von Habsburg im Dunkel liegt. Dieser besaß die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigentum in diesen Gegenden und übte sie nicht mehr im Namen des Reichs, sondern kraft eigener Landeshoheit aus; Kaiser Albrecht aber führte dies vollends durch. In dem habsburgisch-österreichischen Urbarbuch, das der in diesen Regionen heimische Schreiber Kaiser Albrechts, „Maister Burkard von Frikk" (im benachbarten aargauischen Fricktal), zwischen 1303 und 1311 zusammenschrieb,* sind die officia zu Säckingen, Wehr, zu Waldshut „und ussem Walde" genau verzeichnet. Daraus geht bestimmt hervor, daß die Herzoge zu Oesterreich damals als „Grafen zu Habsburg", „Kastvögte zu Säckingen und des Gotteshauses von St. Blasien", und als „Herren zu Waldshut" Gülten, Nutzen, Stenern und allerhand Rechte von den Insassen des Hauensteins beanspruchten, auch über „Dieb und Frevel" richteten.

Da aber ein urkundlicher Nachweis über die Entstehung dieser landeshoheitlichen Befugnisse nie zu führen war, so war hier immer die partie honteuse des Hauensteiner Staatsrechts, und dem Bauer wollte die Verwandlung der alten, von „Kaiser und Reich wegen" gesetzten Grafschaft in erbliche Herrschaft des Hauses Oesterreich nie recht zu Kopf, und er knüpfte bei seinen späteren Bestrebungen immer wieder am „letzten Grafen" und am damaligen Rechtszustand an, ohne jedoch mehr als dunkle Tradition anführen zu können.

Da wo der Rhein über die Felsen des Laufensteins sich in wildem Strudel Bahn bricht, stehen die Trümmer der Feste derer von Habsburg-Laufenburg, die als „Vögte auf dem Wald von der gnädigen Herrschaft zu Oesterreich wegen" residierten, und

* S. Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. XIX.

im alten Schloß zu Hauenstein, das sich hart am Rhein an der Heerstraße nach Waldshut auf stumpfem Felsrücken erhebt, wurden die Waldvogteigerichte gehalten. In jenen Zeiten des Thronstreits zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau, sowie zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer, als Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, bildete sich im Hauensteinschen durch Einung der verschiedenen Tal- und Berggemeinden eine eigentümliche Bundesverfassung. Wie die Clans im schottischen Hochland, oder die Bünde in Rhätien und der Schweiz, traten die Waldgemeinden zusammen, „einander zu helfen in Frieden oder Unfrieden gegen männiglich, so sich wider uns setzet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Teile, Totnau und Schönau den vierten Teil, alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauses Oesterreich und der Abtei St. Blasien."

Acht Einungen bildeten den Kern dieses hauensteinischen Bauernstaates: ob der Alb Dogern, Birdorf, Wolpadingen und Hächenschwand; unter der Alb Görwyl, Rickenbach, Hochsal und Murg. Dazu kamen die zugewandten Vogteien Totmoos, Schönau und Totnau und der sanktblasische Twing und Bann. Jede Einung stand unter einem Einungsmeister; diese zusammen als „Acht-Mannen" wählten den „Redmann". Dieser führte die oberste Leitung aller Einungsgeschäfte und vertrat die Bauernschaft beim österreichischen Waldvogt wie beim St. Blasischen Waldpropst, schrieb Steuern aus zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben und zog mit dem Kriegsaufgebot unter flatternder Landfahne ins Feld oder wenigstens an den kaiserlichen „Landhag", der mit seinen Verhauen und Schanzen an den Hauptpässen das Land schützen sollte.

Die Einung hatte aber ein Element in sich, welches früh oder spät Konflikte unvermeidlich machte. Das war das Stift St. Blasien, das in der Einöde des Albtals vor allen andern Schwarzwaldklöstern Macht und Ansehen gewonnen hatte. Angezogen von den Vorteilen der Immunität („die höchste Spitze echten Eigentums hatte in den Augen der ärmeren Menge des freien Volkes minderen Wert als der breite Schatten, unter dem sich's im Schutze des Mächtigen ruht." Grimm), hatten im Lauf der Zeit viele der freien Bauern ihre etwas drückende Freiheit gegen die Stellung klösterlicher Zins- und Dienstleute von St. Blasien getauscht, insbesondere um dadurch von der Last

des Kriegsdienstes frei zu werden. Diese Zinsbauern waren aber immer noch freie Leute und durch das Vogteirecht der Abtei den eigentlich leibeigenen Leuten derselben keineswegs gleichgestellt. So unterscheidet das habsburgisch-österreichische Urbar die Leute auf dem Walde sehr scharf in „vrie Liute", „darkommen Liute" (d. h. die ihr Gut dem Kloster dargeboten hatten) und „Gottshusliute".

Das Gotteshaus aber machte zwischen den dargekommenen freien und seinen leibeigenen Leuten, die, wie z. B. die Talbewohner von Bernau und Menzenschwand, in Zwing und Bann des Klosters standen, nicht mehr viel Unterschied, dehnte auch seine Dinggerichtsbarkeit auf die ganze Grafschaft Hauenstein aus, wiewohl diese kaiserliche Bestätigungen ihrer Privilegien, daß sie freie Leute mit eigenem Gericht und freier Pirsch sein sollten, für sich hatte, und suchte mit mönchischer Schlauheit und wirklicher Verkennung der historischen Rechtsverhältnisse den Bauer unter den Druck der Hörigkeit zu bringen.

Auf die klösterlichen Urkunden und Schriften hatte daher der Wälder eine ebensogroße Malice, als er seinerseits viel auf seine eigenen „alten Handfesten und Privilegien" hielt, die freilich eigentlich nirgends existierten. Im Bauernkrieg gab's einmal Gelegenheit, das St. Blasische Archiv gründlich zu bereinigen; ein heller Haufen aus dem Hauensteinschen „verruinierte" damals die Bibliothek und Zubehör so durchgreifend, daß, wie der gelehrte Abt Gerbert klagt,* man damals bis an die Knie in zerrissenen Urkunden waten konnte.

Diese momentane Aufwallung, an der auch die Wiedertäufer und Meister Hubmeier in Waldshut schuld waren, abgerechnet, bestand der Verband der Waldbewohner mit der gefürsteten Reichsabtei St. Blasien durch alle Kriegsläufte des siebzehnten Jahrhunderts hindurch. Als aber 1725 das Kloster zu Auffrischung seiner alten Rechte und Leibeigenschaftsgefälle eine genaue Aufzeichnung aller Einwohner im Hauensteinschen vornehmen ließ, je nachdem sie frei oder stiftseigen waren, auf eigenen oder Klostergütern saßen, als aus den Listen über Zinsen, Fastnachthühner, Ehrtau und Leibfall das Gespenst der Leibeigenschaft selbst auch gegen die Freien wieder aufzusteigen drohte, wiewohl sie durch kaiserliche Verordnungen aufgehoben

* Historia nigrae silvae II. p. 348.

war, da rottierte sich der Wälder zusammen und legte sich seine alten Rechte nach eigenen Festen aus.

Damals trat an die Spitze derer, die sich der Leibeigenschaft zu erwehren suchten, ein Prachtexemplar von einem bäuerlichen Demagogen, Johann Fridolin Albiez, Einungsmeister von Birndorf, der zugleich den Salpeter im ganzen Hauensteinschen gewann, daher der „Salpeterhannes" geheißen, ein trotziger und frommer Mann, der ebenso kräftig zu fluchen, als den Rosenkranz zu beten verstand.

Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutioniert immer nur nach rückwärts, d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen vorhanden war, auch etwa durch „Briefs, Siegel oder alte Pergament" nachgewiesen werden kann; er will die „gute alte Zeit", während er für moderne Prinzipien keine Hand rührt. So ging der Salpeterhannes auf die alten Zeiten zurück, wo die Grafen von Habsburg-Laufenburg als Vögte über den Hauenstein gesetzt waren, und erfand die Mär, daß deren letzter Sproß, der Graf Hans von Hauenstein, als er ohne Erben starb, in seinem Testament verfügt habe, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und im alten Recht der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Nur der Kaiser sei der Schutzherr des Landes, und so wenig sie dem Hause Oesterreich als solchem gehörten, so wenig habe St. Blasien gegründete Rechte auf sie; die Leibeigenschaft aber sei ein Ansinnen des Klosters, das freien, reichsunmittelbaren Bauern nicht zieme.

Solche Lehren, in nächtlichen Versammlungen vorgetragen und durch altwiedertäuferische Ideen gesteigert, daß bald unter Gottes Leitung die alte Zeit zurückkehren werde, wo jeder frei ist, nur das Wort Gottes richtet, der Hausvater unter dem Baum vor seinem Hause die Angelegenheiten der Seinen schlichtet und „Herren und Soldaten totgeschlagen, die Güter der Gegner aber von den erwählten Brüdern geteilt werden," schufen dem Salpeterhannes bald einen gewaltigen Anhang.

Er begab sich hierauf selbst nach Wien, indes seine Freunde zu Haus ohne Entgelt seine Felder bestellten, seine Ernte einheimsten, um, getreu dem Wälder Grundsatz: „'s muß usprobyrt sy," vom Kaiser selbst Abhilfe der Klagen gegen St. Blasien zu erhalten. Und wiewohl er dort sofort ausgewiesen wurde, verbreitete er bei seiner Rückkehr die Mär von einem Gnadenbrief

zur Wahrung der alten Rechte, den ihm der Kaiser selbst unterzeichnet und besiegelt; er tobte mit seinem Anhang durchs Land, bis ihn die österreichische Regierung festsetzen und nach Freiburg bringen ließ, wo er in enger Haft starb.

Die Leute seiner Partei hießen die „Salpeterer"; während die Einsichtigen, Ruhigen, die ihnen gegenüberstanden, „Halunken" geschimpft wurden; die hauensteinischen Piepmaier aber, die ängstlich auf dem Speicher standen und zwischen den Dachsparren hinauslugten, ob die Salpeterer- oder die Halunken-Aktien höher stiegen und ob es Zeit sei, etwas mehr rechts oder etwas mehr links zu rücken, wurden in köstlicher Parteibezeichnung die „Sparrengucker" oder „Sparrengülksler" genannt.

Nach dem Tode des Salpeterhannes hatte seine Partei einen Märtyrer oder Heiligen an ihm. Der Bauernaufruhr währte fort; dem neuen Abt zu St. Blasien wurde die Huldigung, als er schon unter der Linde zu Weilheim auf dem für ihn erhöhten Throne saß, von allen acht Einungsmeistern verweigert; die alten Rechte vom Grafen Hans und Auflehnung gegen das Kloster waren die Parole des Tages, die „Halunken" wurden verfolgt und mißhandelt; mit Basler Advokatenschriften gespickt, ging eine Absendung von fünf Hauensteinern nach Wien, und erst als diese dort als Rebellen ins „Rumorhaus" gesperrt wurden und 1200 Soldaten im Wald einrückten, gab's einige Ruhe. Indes erreichten die Salpeterer das wichtige Resultat, daß St. Blasien selbst, des Haders müde, sich bereit erklärte, die Leibeigenschaft samt allen damit zusammenhängenden Gefällen ablösen zu lassen, worauf im Jahre 1738 alle Einungen für die Summe von 50 000 Gulden mit dem Kloster über den Loskauf übereinkamen.

Anstatt aber hiemit zufrieden zu sein, versuchten die Salpeterer nun, gestützt auf ihre Theorie von den alten Rechten, die österreichische Herrschaft ebenso abzuschütteln wie die St. Blasische. Es ist wahrhaft klassisch, mit welcher Schlauheit und Zähheit sie diesmal alle Hebel in Bewegung setzten. Mit einhundertundelf weißgekleideten, kranzgeschmückten Jungfrauen wallfahrtete Leontins Brutschi von Dogern nach Einsiedeln, um dem Salpeterhandel Glück zu erflehen; zwanzig Mann zogen wieder nach Wien, und da ihnen der Zutritt zu des Kaisers Majestät streng untersagt war, verfiel diese Wälderdiplomatie auf den raffinierten Gedanken, seinen Beichtvater bestechen zu wollen; auch

nahm sich der Pater Tönnemann wirklich ihrer an und brachte ihre Beschwerdeführung vor den Kaiser. Hans Fridli Gersbach von Bergalingen kehrte heim und verkündete auf der Landesgemeinde zu Görwihl die angeblichen Erfolge, nachdem er zuerst ein Vaterunser und ein Ave Maria hatte beten lassen. „Der Kaiser hilft uns," sprach er am Schluß. „Wer meine Briefe da" — auf die Tasche deutend — „lesen will, kann zu mir kommen; wer's nicht glauben will, hat hier" — indem er seinen Knorrenstock emporhob — „seinen Schulmeister. Ich, Hans Fridli Gersbach von Bergalingen, hab's gesagt, ich sterbe dafür. Es liegen Handschuhe hinterm Ofen (in der Wälder-Symbolik so viel als: es sind Unberufene in der Nähe), ihr versteht mich!"

Es half aber nichts. Auch diesmal wurde die Wiener Gesandtschaft festgenommen und nach Freiburg zur Bestrafung abgeliefert; kaiserliche Kommissäre mit sechshundert Mann trafen in Waldshut ein, und als nun der Wald in offene Rebellion ausbrach, machten die Handgranaten der kaiserlichen Grenadiere in kurzem Gefecht dem Bauerntumult ein Ende und die Haupträdelsführer vergaßen unter des Scharfrichters Schwert oder am Galgen von Albbruck die Mär von den alten Rechten und vom Grafen Hans von Hauenstein; andere wurden nach Komorn in Ungarn abgeführt (1739).

Im Jahr 1745 brach der alte böse Geist unter den Salpeterern noch einmal los; ein verkommener Advokat (sonst wie jetzt!), Dr. Berger von Lausenburg, ließ sich auf der Landsgemeinde zu Görwihl zum obersten Beamten der reichsfreien Grafschaft wählen, beeidigte den Redmann und die Einungsmeister auf die alten Rechte und zog erpressend und plündernd mit der alten Landsahne durch den Gau. Nun beschloß die österreichische Regierung eine durchgreifende Luftveränderung als bestes Heilmittel, und so wurden siebenundzwanzig von den Hauptsalpeterern samt Weibern und Kindern unversehens in Waldshut aufgegriffen und teils in das Banat, teils nach Siebenbürgen abgeführt, von wo seither keine Nachricht gekommen, ob sie gesund geblieben. Sollten jedoch da und dort an den Ostgrenzen der österreichischen Monarchie die Namen Gottstein, Jehlin, Albiez, Strittmatter, Gampp, Eby, Gersbach, Leber oder ähnliche vorkommen, so sind dies sicherlich Nachkommen jener hauensteinschen Salpeterer.

Die Quellen über diesen ganz eigentümlichen Nachtrag zum Bauernkrieg — aus welchem ein sachkundiger Mann Stoff und Gestalten zu jenem immer noch ungeschriebenen echten Bauernroman sonder Mühe ziehen könnte — fließen sehr spärlich. Aus dem handschriftlichen Umrisse der Geschichte der alemannischen Landgrafschaft Albgau oder Hauenstein, den der würdige Pfarrer L. Meyer von Gurtweil zurückließ, hat H. Schreiber 1837 eine Geschichte der Salpeterer auf dem südöstlichen Schwarzwald zusammengestellt. Viel Stoff ist in alten Urkunden und Untersuchungsakten enthalten. Auf dem Wald selbst sind noch mancherlei alte Papiere aus der ehemaligen „Einungslade" und den „Einungscopeybüchern" da und dort zerstreut, aber in ehrfurchtvollem Verschluß gehalten und dem Uneingeweihten nur durch Zufall zugänglich. In den Pfarrbüchern der Pfarrei Rickenbach, die sich noch im dortigen Archiv befinden, hat der damalige Pfarrherr manchem der in seinem Sprengel verstorbenen Salpeterer einen ausführlichen Nekrolog gesetzt, auch zum Jahr 1745 in kurzem Chronikstil die „maxima perturbatio in comitatu Hauensteinensi" geschildert.

In diesen ebenso hartnäckig als borniert durchgeführten Kämpfen hatte sich der Hauensteiner Bauer erschöpft; seither ist auf dem Walde „nüt mehr gegangen", und was draußen in der Welt vorfiel, das ging sie nichts mehr an. Die französische Revolution, Napoleons Kriege, die Auflösung des heiligen römischen Reichs, alles rauschte an dem Wälder vorüber, ohne seine Teilnahme zu erregen; seine eigentliche Geschichte ist mit dem Jahr 1745, als man seine Ahnen ins Banat abführte, abgeschlossen, und H. W. Riehls Wort: „die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für den deutschen Bauer ein weißes Blatt," trifft hier ganz besonders zu.

In zäher Erinnerung aber lebt die Geschichte vom Grafen Hans von Hauenstein und von den alten „Recht und Privilegy" bei den Nachkommen der Salpeterer fort, und in langen Winterabenden, wenn der Aetti auf der „Kunst" sitzt, und wenn der Bürgermeister oder Ortsdiener nicht um den Weg ist, beziehungsweise „wenn keine Handschuhe hinterm Ofen liegen", dann erzählt er vom Salpeterhannes und seinen Leuten, wie sie den Halunken bös mitgespielt und in hellem Haufen einst Waldshut berannt, und wie sie in Wien beim Kaiser eigentlich gut angeschrieben gewesen, und wie alles anders gegangen wär', wenn die

„kaiserlichen Gnaden und Freiheitsbriefe" nicht verloren oder von den Halunken unterschlagen worden wären. Und all die Gestalten von damals, die durch Tod oder Exil im fernen Ungarn einen mythischen Nimbus erhalten haben, der „Müller Thoma von Haselbach", das „Glasmännle von Niederalpfen", jener sächsische Landsknecht Michael Hartmann, der als Anführer bei Etzwyl gegen die Grenadiere gestanden und dann am Ort des Gefechts vom Scharfrichter aufs Rad geflochten worden, werden in des Großvaters Erzählung von den Toten auferweckt, und wenn er recht warm geworden ist, dann zuckt er wohl auch pfiffig mit den Augenwimpern und meint: die goldene Zeit könne doch noch anbrechen, wenn einmal der „Rechte" komme, und solange auch nur drei zusammenhielten, stehe es noch gut mit der Salpetererfache.

So geht die Bauernhistorie ihren eigenen Gang, unabhängig von der Weltgeschichte im großen, und als mit dem Uebergang der vorderösterreichischen Besitzungen an das Großherzogtum Baden auch die Grafschaft Hauenstein badisch und den Amtsbezirken Waldshut und Säckingen zugeteilt worden war, gerieten die badischen Behörden in nicht geringes Erstaunen, als auch jetzt noch der unvermeidliche Graf Haus von Hauenstein und die alten „Recht und Privilegy" ihnen in ähnlicher Art Schwierigkeiten bereiteten, wie weiland zu des Salpeterhannes Zeiten dem kaiserlichen Waldvogteiamt.

Das Aufhören der österreichischen Herrschaft gab den Epigonen der Salpeterer wieder Gelegenheit, an ihrer Tradition herum zu brüten; die politischen Ereignisse der Zeit und den jungen Begriff des badischen Staates in seiner neuen Ausdehnung konnte sich der Wälder nicht zurechtlegen; dagegen kam er auf den Gedanken, es würde den „Rechten" der Grafschaft etwas vergeben, wenn man den Uebergang in den neuen Staatsverband so kurzerhand als fait accompli annehme. Und als 1815 in Aegidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der Geist des Salpeterhannes erschienen war und ihn zum Nachfolger eingeweiht hatte, ein Anführer gefunden war, da fing der alte Salpeterhandel wieder an leibhaftig auf dem Wald zu rumoren. Da wurden wieder nächtliche Versammlungen abgehalten, kaiserliche Briefe und Privilegien der Landschaft vorgelesen und die Theorie des hauensteinschen Staatsrechts nun dahin formuliert: man müsse bei der alten Reichsfreiheit der Grafschaft stehen bleiben; nur

was der Kaiser als Reichsoberhaupt verfüge oder was die Landschaft sich selbst geordnet und gesetzt habe, sei Rechtens. Daher sei der neue Landesherr, nur insofern der Kaiser mit dem Uebergang des Landes an ihn einverstanden sei, anzuerkennen, und nicht als eigentlicher Landesherr, sondern als provisorischer „Meier" (Verwalter), bis das Land wieder ans „Reich" falle.

Um nun diesen vermeintlichen alten Rechten nicht durch Verzicht oder Stillschweigen zu präjudizieren, bildeten die Salpeterer, denen seit dem Galgen von Albbruck und der Abführung ins Banat die offene Widersetzlichkeit etwas bitter in die Erinnerung geschrieben stand, eine Theorie des passiven Widerstandes gegen alle Anordnungen der neuen Regierung aus, die sie mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche alles, was in diesem Fach anderwärts geleistet wurde, weit hinter sich läßt. Nicht nur, daß sie nicht huldigten, daß sie keine Rekruten stellen, daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, daß sie keine Akzise und Steuern zahlen wollten, bis die Exekutionsmannschaft kam, ihr System der Renitenz erstreckte sich auf alles und jedes, was überhaupt von oben angeordnet wurde. Und als die neue badische Feuerschauordnung verfügte, daß durch bestellte Schornsteinfeger die Kamine untersucht und gekehrt werden müßten, würde ein echter Salpeterer geglaubt haben, sich am Geist des Grafen Hans und der alten Rechte zu versündigen, wenn er einen neumodischen Kaminfeger in seinen Rauchfang hätte aufklettern lassen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Physikat von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmerie den neugeborenen Salpetererkindlein diese medizinische Wohltat spenden; und noch vor nicht langer Zeit, als in einer Wäldergemeinde eine neue Vermessung von Wald und Feld stattfinden sollte, erschien ein von einem Dutzend Salpeterer-Epigonen samt Weib und Kind unterzeichneter Protest, besagend: „Wir Unterzeichnete nehmen bezüglich der neuen Ausmarkung von Wald, Wiesen und Aeckern von der Gemeinde und dem Amt nichts an, sondern wir bleiben bei den kaiserlich königlichen Bundesakten stehen, wie sie vom Erzhaus Oesterreich der Grafschaft Hauenstein sind zugeteilt worden."

Die Gerichte beurteilten die Widersetzlichkeit dieser Leute, in richtiger Erwägung, daß der Anachronismus zu groß war,

um gefährlich sein zu können, und historische Beschränktheit den eigentlichen Dolus ausschließt, sehr mild, und wiewohl die Salpeterer, als gerichtlich gegen sie eingeschritten wurde, ein „Schiedsgericht von zwei gekrönten Häuptern, dem römischen Papst und dem Kaiser von Oesterreich," verlangten und ihre Verfolger in der Sprache des letzten Templer-Großmeisters zur Rechenschaft vor den Richterstuhl Gottes luden, so wurde keinem Gelegenheit zu unverdientem Martyrium gegeben, und die Sache ging allmählich in Vergessenheit über. Im gewöhnlichen Leben sind jetzt die Aeußerungen des Salpetererwesens verschwunden, verständiges Ignorieren hat sie sicherer in Schatten gestellt als strenge Bestrafungen. Nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, an die der Bauer überhaupt einen ganz eigentümlichen Maßstab anlegt, streckt der eine oder andere wieder das Haupt in die Höhe und schaut, ob die Raben noch fliegen.

Oben auf dem hohen Rücken des Eggbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheintal ins aargauische Fricktal hinüber öffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis ins Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesem steht, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Kruzifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Die Trümmer des Hauses werden nicht abgetragen. Dort hauste einst Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, der zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof viel feine Intriguen angezettelt und sich „Edler ab Egg" geheißen, schließlich aber, als der Rumor zu Ende ging, von der österreichischen Regierung am Kragen genommen und ins Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen und in seinem Hause nisten jetzt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß wenn einmal der „Rechte" kommen wird und das alte Reich und mit ihm die alten Recht und Privilegy, und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht.

Und als im November 1850 es wie das Echo eines fernen Kriegslärms über den Wald kam, und als plötzlich die Trommel schlug und die preußischen Regimenter unten auf der Heerstraße am Rhein aus dem Lande abzogen und es hieß, der Oesterreicher

werde jetzt einrücken, da kamen ein paar alte Hauensteiner von vier Stunden Entfernung her nach Egg und schauten — wiewohl es schon Winterszeit war — nach dem Apfelbaum bei des Eggbauern Haus, ob er etwa jetzo ein grünes Reis getrieben. Der Baum war aber noch dürr wie ehedem, und die Männer sind wieder heimgegangen.

Brief aus Venedig.

(1855.)

Ins venezianische Leben bin ich allmählich eingewöhnt und freue mich täglich von neuem, wenn ich durch die Säulenhallen des Dogenpalastes oder durch die ernsten, mosaikgeschmückten Räume der St. Markuskirche gehe. Venedig ist etwas Apartes, das weder in Italien noch in der Welt seinesgleichen hat; man versteht es erst, wenn man sich mit seiner Lage und der größtenteils dadurch bestimmten Geschichte vertraut macht. Auf einer Sandbank der Lagunen wachsen eben andere Verhältnisse empor als in einem Tal der Alpen oder an den Ufern des Tiber. Aber diese von der Natur zu einem Amphibienleben geschaffenen Insulaner haben aus sich gemacht, was zu machen war. Die Enge ihrer Heimat trieb ins Weite. Das Meer ward ihren Galeeren untertan, Handel und Erwerbung machten ihnen den Orient zinsbar — und so mahnt hier bei jedem Schritt ein Rest alter Zeit an diese gedoppelte Position, die nur einen Fuß hier hatte, den andern aber im griechischen Archipel, in Konstantinopel, in der Levante u. s. w. S. Marco ist größtenteils aus der Beute des Orients gebaut; wenn diese Säulen und Statuen ihren Heimatschein auf sich geschrieben trügen, würde die eine von Syrien, die andere von Konstantinopel, die dritte von Paros oder Naxos erzählen. — Die vier prachtvollen Bronzepferde auf der Balustrade sind aus dem Hippodrom von Byzanz und dorthin vielleicht aus Rom gekommen. Vor dem Tor des Arsenals hält ein riesiger Löwe Wache, der einst den Hafen Piräus bei Athen schmückte und dem in unbekannter Zeit nordische Seefahrer eine Runenschrift auf seinen Marmorrücken geschrieben. — So fahren die Kunstwerke in der weiten Welt herum.

Diese Verbindungen und Eroberungen müssen seinerzeit einen enormen Reichtum hier konzentriert haben; jeder Nobile, oder wenigstens die alten Häuser dieser Patrizier, waren Fürsten für sich; wenn man den Canale grande entlang fährt, spiegelt sich ein Palast nach dem andern im grünen Lagunenwasser, und einer schöner als der andere, von den spitzbogigen maurischen Balkonfenstern und Säulenhallen des 12. und 13. Jahrhunderts an bis zu den eleganten, der Antike nachgeahmten Fassaden, mit denen Sansovino und Palladio die Königin der Meere geschmückt.

Ein merkwürdiges Prachtstück ist der Dogenpalast, der aber schon in seinem Aeußern deutlich ausdrückt, daß ein Doge von Venedig kein seinen Launen und Vergnügungen raumgebendürfender Fürst, sondern der oberste Beamte einer finstern, strengen Republik war, die ihm diese Säle nur zur Verfügung stellte, wie etwa eine andere Stadt ihrem Bürgermeister den dritten Stock ihres Rathauses als Dienstwohnung; darum sind unter demselben Dach alle die Gemächer, wo die übrigen Behörden der Republik ihr Wesen trieben: der Rat der Zehn und die Staatsinquisition und die Prokuratoren und Avogadoren und der große Senat, zu oberst aber die Bleikammern und zu unterst die scheußlichen Gefängnisse der Pozzi, aus denen mehr Gefangene der Erdrosselung oder dem Ertränktwerden als der Freiheit entgegengingen.

Wer seinen Glauben an die Menschheit etwas herabstimmen will, muß die Statuten der venezianischen Inquisition lesen, um zu sehen, mit welchen Mitteln man eine durch Schreck und Furcht allzeit leichter als durch Humanität zu lenkende Menge regieren, zugleich aber auch allen Usurpationsgelüsten der Bevorzugten und Hervorragenden die Spitze abbrechen kann.

Man wendet gern seinen Schritt von der in jene Gefängnisse führenden, verdeckten Seufzerbrücke weiter. Die Kunst hat ja über Venedig ein so reiches Füllhorn ausgeschüttet und versöhnt mit dem finstern Getriebe der Gewalten, unter denen sie blühte.

In der Akademie der schönen Künste strahlt der Farbenglanz der alten venezianischen Meister in unvergänglicher Glut und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einen schier bedünken möchte, als wären die Pinsel all jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besonderen Zauber gefeit gewesen; von dem ernst einfachen Giovann Bellini bis zu dem glutsprühenden Tizian, dem graziös

sicheren Paris Bordone und dem anmutig kecken, lebenstreuen Paul Veronese eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Kolorieren von Kartons ist, sondern ein eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Komposition und alles andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind.

Was die Akademie in reicher Zusammenstellung hat, findet seine Ergänzung in den einzelnen Kirchen. Der heilige Zacharias macht einem den alten Bellini erst recht wert. In der reichen, mit Dogengrabmälern geschmückten Kirche S. Giovanni e Paolo hängt das Martyrium des heiligen Pietro, wohl das gewaltigste Werk, das Tizian geschaffen. Die Schola di San Rocco ist eine ganze Galerie von Bildern des fingerfertigen, phantasievollen Tintoretto, dem nur die Mäßigung und jene unerwerbbare Ader geistigen Adels fehlte, um es mit den ersten seiner Zeit aufzunehmen. — So bietet jeder Tag einen neuen Erwerb; und wenn sich der Mensch zur Abwechslung auch wieder am Spiel der Wogen und elementarer Kraft erfreuen will, dann trägt ihn die Gondel abends hinaus an den Lido, wo hinter weißen Sanddünen das adriatische Meer seine unendliche Fläche fluten läßt. Man wirft sich in die stärkenden Wellen und fährt erst in dunkler Nacht seinem alten Venedig wieder entgegen — und die Lagunen leuchten in einem gespenstigen Phosphoreszieren bei jedem Ruderschlag, als würde ein Gewimmel silberner Funken in der Tiefe wach, und die Seele möchte sich schier verträumen, wenn das Menschengelärme an der Riva degli Schiavoni und der klagende Marionettenkönig, der oft um 11 Uhr nachts seinen fünften Akt und seinen Tod noch nicht gefunden, sie nicht wieder in die Gegenwart zurückriefe. —

Oder stattet man einmal den ernsten Armeniern auf der Insel San Lazzaro Besuch ab; die passen mit ihren langen, schwarzen Talaren und Bärten und der orientalischen Ruhe im Antlitz trefflich aufs venezianische Pflaster und haben sich auf ihrer Insel eine reizende Einsamkeit geschaffen. — In ihrem Klostergarten mit seinen Zypressen und baumhohen Rosensträuchern kommt das aus Venedig schier verdrängte Grün doch auch wieder zu seinem Recht, und in ihrer Druckerei drucken sie armenische Bücher, und ich mußte es mir wohl gefallen lassen, daß mich der Pater für einen Ignoranten, statt für einen Gelehrten hielt; denn meine Sprachstudien waren übers Armenische so wenig im

klaren, daß ich ihn fragte, ob man ihre Schrift auch von rechts nach links lese, worauf er mir indigniert antwortete: „Signor, wir sind keine Juden, sondern gute Christen.“ Die schönste aller Inselfahrten aber führt nach dem entlegenen Torcello, dort liegt im kühlen Meeresgrund die alte Stadt Altino versunken, wo der Fischer dann und wann noch Marmorstücke im Netz herauszieht. Torcello selbst ist einsam und verlassen, auf dem ehemaligen Marktplatz wächst Gras; aber wie ehedem der Prätor hier Recht sprach, so steht der marmorne Lehnstuhl noch zwischen umgestürzten Säulenkapitälen. Das Volk nennt ihn die Sedia di Attila, zum Andenken an die Hunnen, die ihre Vorfahren einst zwangen, in diesen Inseln eine unzugängliche Zufluchtsstätte zu suchen; und die ehrwürdige Kirche San Fosca mit ihrem Achteck und der säulengetragenen Vorhalle, und der alte Dom mit seinen amphithetralischen Chorherrensitzen und düster ernsten byzantinischen Mosaiken ragen als Denksteine der Zeit, wo hier einst, wie jetzt in Venedig, ein dichtgedrängtes Stadtvolk wimmelte. Die einsamen, fremden Gäste steigen aber sofort aufs Campanile, um durch die durchbrochenen Fenster bei den Glocken zugleich nach den Alpen Friauls, den euganeischen Bergen bei Padua und dem Adriatischen Meer eine spähende Umschau zu halten.

Der Sonntagsfriede über diesen efeuumrankten Trümmern inmitten der Lagunen, und dann wieder ein Abend auf dem gaserleuchteten St. Marksplatz, wo die venezianische Eleganz in so dichten Reihen beim Schall der österreichischen Militärmusik promeniert, als wär's ein Ball im Freien und eben die Polonaise an der Reihe . . . Stoff genug zum Nachdenken für einen, der mitten drin nicht vergißt, daß auch der S. Marco samt aller Pracht und Marmorschöne dereinst öde und verlassen stehen wird, und der sich fragt: Was ist in all dem bunten Schattenspiel von Welt und Geschichte das Bleibende?

Ein Gang zur großen Kartause in den Alpen der Dauphiné.

Wer sich in den letzten Maitagen des Jahres 1856 zu Lyon befand, hat traurige Dinge zu erleben gehabt.

Die beiden Flüsse Saone und Rhone waren fürchterlich angewachsen, ganze Quartiere standen unter Wasser, die Rhone überschritt ihr linkes Ufer und demolierte ganze Straßen der Vorstädte les Brotteaux und la Guillotière, Menschenleben gingen zugrunde, Stadt und Land waren im Notstand, der Kaiser selbst kam unerwartet von Paris herüber und durchritt die überschwemmten Straßen, um Augenschein von dem Elend zu nehmen.

In dieser Zeit allgemeiner Katastrophe ward manches Reisenden Plan durch die Macht der Umstände durchkreuzt; jede Verbindung mit dem Süden war abgeschnitten, die ausgetretenen Gewässer hatten die Eisenbahn du Midi zerstört, die Dampfschiffahrt auf der Rhone war unmöglich, Diligencen standen keine zur Verfügung. Nur die Wege ostwärts nach den Alpen, wo die breite Heerstraße nach Turin hinüberführt, waren zum Teil noch praktikabel.

Um den trüben Bildern dieser Tage, wo der Mensch vergeblich wider die Macht der Elemente rang, zu entgehen, entschloß ich mich mit zwei getreuen Reisegefährten zu einem Ausflug in die von Touristen und Bergfahrern sehr wenig besuchten und gekannten Alpen der Dauphiné, dem ich eine Reihe der eigentümlichsten, für immer in der Erinnerung haftenden Eindrücke zu verdanken habe.

Eine zehnstündige Diligencefahrt führte uns durch die weite fruchtbare Ebene des linken Rhoneufers von Lyon dem Gebirge entgegen.

Schon vom Observatorium bei der Kirche Fourvières in Lyon hatte ich sehnsüchtig nach den fernen Alpen geschaut, namentlich nach einigen schneebedeckten Häuptern direkt östlich von jenem Standpunkt. Diese hoben sich jetzt, je länger die Fahrt auf luftiger Imperiale dauerte, immer deutlicher vor den Blicken, und trotz der Nachlässigkeit unseres Kondukteurs, der sich in Lyon einen jener wohlfeilen „Eisenbahnbibliothekromane", wie sie in allen französischen Bahnhofrestaurationen in reichlicher Fülle aufliegen, für einen Frank gekauft hatte und vorzog, den Katastrophen zu folgen, die Graf Raousset-Boulbon, der Abenteurer von Sonora und Verfasser der „Konversion", seiner Phantasie vorführte, anstatt auf Rosse und Wagen acht zu haben, kamen wir glücklich in Voreppe an.

Voreppe ist ein freundliches Gebirgsnest, überragt von hohen Gipfeln, deren einer, der pic de Chalais, in seinen Abhängen das Dominikaner-Klösterlein Notre Dame de Chalais birgt, das der Pater Lacordaire dort in luftiger Höhe gegründet.

Ein über mächtige Steinblöcke hinschäumender Bach mit einer alten Brücke, zur Rechten auf einer Felsterrasse das stattliche Pfarrhaus, dessen Garten im reichsten Blumenschmuck prangte, unweit davon der Kirchturm, aus den Zypressen und Pappeln des Kirchhofs herüberschauend — gewährten ein anmutiges Landschaftsbild. In Voreppe verließen wir den Eilwagen und gingen noch in kühler Abendstunde durch ein Seitental nach dem Alpenstädtchen Saint Laurent du point unweit bei der savoyischen Grenze.

Ich war angenehm überrascht, in diesen französischen Alpen dieselben Bergformen, dieselbe Vegetation, denselben Charakter vorzufinden wie an den südlichen Abhängen des Sankt Gotthard und am Comer See: langgestreckte Kalkwände von weichem, samtartigem Grün überwachsen, reicher Pflanzen- und Baumwuchs, keine langweilig eintönigen Tannenwälder, frisch rauschende, kühn überbrückte Gebirgsströme, Fernsichten in das überschwemmte Tal der Isère, genannt la vallée de Graisivaudan, als Staffage patrouillierende Douaniers, die die Grenze nach Savoyen gegen den reichlich getriebenen Schmuggel behüten — über allem aber eine würzig balsamische Alpenluft — das waren die unerwar-

teten Eindrücke des abendlichen Ganges nach Saint Laurent.

Ein gutes Gebirgswirtshaus nahm uns dort auf und spendete köstliche Forellen, savoyische Berghasen und gute Betten. Andern Morgens in dämmernder Frühe stand ein Führer bereit, und wir zogen in die Alpenwildnis ein, die nach der Grande Chartreuse führt. Dieser Weg, dem tobenden Wildbach Guiersmort entlang, gehört zu dem Großartigsten, was ich auf vielfachen Alpenwanderungen gesehen und kann sich an landschaftlicher Schönheit mit der Via mala und den Simplonpfaden messen.

Furchtbar einsam und wild ist's gleich anfangs bei einem Punkt, Les Fourvoiries genannt: ein rauchschwarzer Eisenhammer mit tief in den Mauern liegenden vergitterten Fenstern steht finster zur Rechten eines Wildbachs, aus dessen brausenden Fällen feuchter Duft zu den hundertjährigen Buchen und Tannen emporsprüht; eine aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke spannt sich keck darüber, auf beiden Seiten steigen gewaltige senkrechte Felsen empor, ein alter Torturm, über dessen Portal in Stein gehauen ein Kreuz auf der Erdkugel fußt, sperrt die schmale, in Fels gehauene Straße.

Stat crux dum volvitur orbis! steht an diesem Eingang geschrieben, den ehemals ein Klosterwächter besetzt hielt . . . es ist die „entrée du désert", der Weg zur Wildnis . . . Wer hinaufsteigt, um oben in der Klause als Büßer sein bleibend Quartier zu nehmen, mag zum letztenmal hier halten und der Welt hinter ihm Valet winken; jenseits dieses Tores beginnt die Wüste, und irgend ein Tourist oder einer der Landschaftsmaler, von deren Anwesenheit hierorts mannigfache von der Palette abgestrichene und am Fels vertrocknete Farbenreste Zeugnis geben, hat darum mit Bleistift die Dantesche Inschrift des Höllentores: per me si va nella città dolente u. s. w. an die Mauer angemerkt.

Weiter oben fällt dem Wandersmann ein Wasserfall in die Augen, der durch darüber gestürzte Felsen überbrückt ist, ähnlich dem Golinger im Salzburgischen . . . dann da, wo die Straße auf einer Reihe von kühn gewölbten mittelalterlichen Mauerbogen längs des Abgrundes hinzieht, der wie eine Nadel senkrecht und isoliert aufsteigende rocher de l'Oeillette und die malerischen Reste einer alten Befestigung — alles von üppigen, riesenhaften Buchen, Tannen, Platanen überschattet und allerhand Buschwerk und Schlinggewächs, wilden Rosen und Cytisus umrankt —

eine Vegetation, reich und kräftig wie in den amerikanischen Wäldern. Eines Landschaftsmalers Gemüt müßte hier warm werden und sich Wochen und Monate wünschen, um mit Malkasten und Leinwand hier zu arbeiten; es möchte wohl ein flottes Bild werden, dieser bergan sich windende Felspfad auf seinen Brückenbogen, mit dem querdurchschneidenden zinnengekrönten Mauertor und der einsam aufsteigenden spitzen Felspyramide ... auf der sonnenbeleuchteten gelblichten Bergwand im Hintergrund hebt sich das dunkle Gemäuer des kleinen Befestigungswerks pittoresk ab, vorn im Halbschatten, von einzelnen Streiflichtern der Morgensonne durchblitzt, das saftige Waldesgrün und die Tiefen des Abgrunds und als Staffage etwa ein Trupp calvinistischer Reitersmänner, so wie sie im Jahre 1562 unter des Barons Des Adrets Führung wider das Kloster ritten, oder die Kommissäre des Jahres 1792 in der trikoloren Schärpe, wie sie mit ihren Sansculotten die Ordensmänner gefangen aus der Einsamkeit abführen.

Nach dreistündigem Marsch führte unser enger Pfad in ein weites Wiesental; graue, seltsam geformte, ineinandergebaute Schieferdächer wurden zwischen den Bäumen sichtbar, lange Gebäude, Umfassungsmauern mit vorspringenden Ecktürmen, der Turm einer Kirche, eine Reihe einzelner wie Soldaten in Reih und Glied stehender Zellenhäuslein ... eine seltsam fremdartige Ansiedlung.

Wir standen vor dem Tore der grande Chartreuse, der großen Kartause, der Wiege des strengen, stillen Kartäuser-Ordens, darin jetzt noch über vierzig Ordensmänner in unwandelbarem Schweigen der Betrachtung göttlicher Dinge ein asketisches Leben weihen. — Eine einsamere Wildnis war auch schwer auszusuchen, um von der Welt ungestört ein Asyl der Kontemplation zu gründen. Von allen Seiten ragen senkrecht die noch von vielem Schnee umhüllten Alpenwände empor, reicher, gewaltiger Wald umschließt das Kloster und zieht sich weit bis in die Berghöhen empor ... und alles schweigt, nur die Nachtigall in den Linden des Vorhofs ist noch kein Kartäuser worden und singt lustig und klagend ihr schmelzendes Lied.

Man muß sich unbefangen in das Mittelalter mit seinen wild tobenden Leidenschaften und seinen friedebedürftigen Gemütern, in jene Welt voll Scholastik, Parteizank und Schisma zurückdenken, um die Motive zu verstehen, die einen Mann der

damaligen Kultur, wie Sankt Bruno, aus dem Strom der Weltlichkeit heraus in die Einsamkeit stießen. Er war ein echter Sohn seiner Zeit, dieser Bruno Hartenfaust aus Köln, dessen Name, wie einer seiner modernen Lebensbeschreiber sagt, eine sehr wenig romantische Physiognomie zu tragen scheint . . . ein germanisches Gemüt, das in die Tiefen der Wissenschaft eintaucht, um seinen Gott darin zu finden und festzuhalten, das dann in den Wirren und Kämpfen des Lebens von Enttäuschung zu Enttäuschung vorwärts gejagt wird und sich schließlich, abgehetzt und verbittert, ganz auf sich selbst und die stärkende Kraft einsamer Natur und einsamen Denkens zurückzieht, um aus ihr wenigstens ein Stück des verlorenen Friedens wieder zu gewinnen.

In jener unruhigen, von Schwertschlag wie von scholastischer Klopffechterei widerhallenden Zeit des elften Jahrhunderts verlief auch der geistlichen Männer Leben nicht so glatt und friedlich wie heutzutage. Ein wohlerzogener Sohn der Kirche, hatte der junge Bruno sein Trivium und Quadruvium durchlaufen, an den Klosterschulen zu Sankt Kunibert in Köln, zu Rheims und bei dem wegen verdächtiger Doktrin später so sehr verfolgten Berengarius von Tours; er hatte in den damaligen Wissenschaften und selbst in dem, was man damals Poesie nannte, seine Erfolge aufzuweisen; er hatte unter großem Zulauf in Stadt und Land gepredigt, und der Ruf seiner Tüchtigkeit veranlaßte den Bischof Gervasius von Rheims, den ehemaligen Zögling der dortigen Anstalt als Kanonikus und „Moderator" der Stadt- und Diözesanschulen an sein Stift zu berufen.

Aber daß die weltliche Herrschaft der Hierarchie, um sich zu behaupten, noch andere Künste und Mittel im Schwung führt, als die der apostolischen Zeit — darüber stund ihm noch bevor, seine bittern Erfahrungen zu machen. Manasses II. hatte durch List und Simonie den erzbischöflichen Stuhl zu usurpieren gewußt; der junge Kanonikus im Eifer eines noch nicht ergrauten Praktikers, der das Schweigen bereits gelernt hat, hielt es für Gewissenssache, seinem Prälaten entgegenzutreten, und erschien auf dem Konzil von Autun mit zwei andern Stiftsgeistlichen als sein Ankläger.

Manasses, der sich wohl gehütet, sich zu stellen, ward seines Amtes suspendiert, aber als seine Ankläger nach Rheims zurückkehren wollten, fanden sie ihre Häuser der Erde gleich gemacht, ihr Hab und Gut geplündert, ihre Präbenden verkauft — das

war des Erzbischofs Antwort auf die Klage, und wenn der geistliche Kampf des Kapitels mit seinem Oberherrn nach vielfachen Episoden und schließlich damit endete, daß dieser, abgesetzt und verbannt, landflüchtig werden mußte und im Elend verkam, so blieben derlei praktische Lebensstudien doch auch für die Sieger nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Sankt Bruno wenigstens begann seit jener Zeit tiefe Meditationen über die Eitelkeit aller weltlichen Dinge . . .

Es war im Jahr 1084, wie die Legende berichtet, da kam über Hugo, den Bischof von Grenoble, ein wunderbar Traumgesicht, das ihn aus seiner Bischofsstadt entrückte in die Wildnis des Gebirgs Chartreuse. Dort in der felsstarren, schneebedeckten Einöde vermeinte er einen prachtvollen Tempel zu erschauen, und sieben Sterne zogen am Himmel auf und hielten über den Kuppeln des Gotteshauses und strahlten in geheimnisvollem Schimmer darauf nieder. Des andern Tages erschienen sieben Pilgersmänner vor dem Bischof, warfen sich ihm zu Füßen und sprachen: Nehmt Ihr uns in Eure Arme auf und führt uns an den Ort der Zurückgezogenheit, dem unser Herz sich entgegensehnt.

Es waren Landuin von Toskana, Stefan von Bourg und Stefan von Die, ehedem Canonici zu Valence, Hugo der Kaplan, Andreas und Warin die Laienbrüder, an ihrer Spitze aber Bruno Hartenfaust, der Kölner, müde des Skandals und der Verderbtheit des Jahrhunderts. . . .

Und der Bischof von Grenoble geleitete die Pilger selber in die weltabgeschiedene Höhe seiner Alpen; die Axt klang oben im Tannwald, Holzhütten erhoben sich um einen dem Fels entspringenden Quell, eine Höhlung im Berg ward zum ersten Ort des Gebets geweiht . . . Der Grund zur Kartause war gelegt und bald weiteten sich die Blockhäuser dieser asketischen Pioniere der Alpenwälder zu klösterlicher Ansiedlung, die durch die Strenge ihrer Ordensvorschrift schnell einen Ruf in der Christenheit gewann.

Es ist ein eigen Verhängnis im Lebensroman des Stifters der Chartreuse, daß ihm auch hier nicht vergönnt blieb, die Freuden der Einsamkeit bis zu seinem Ende durchzukosten. Denn kaum waren vier Jahre verflossen, daß das einsiedlerische Häuflein sich in diesem Revier der Steinadler und Lämmergeier festgesetzt, so bestieg ein ehemaliger Schüler und späterer Kollega

Brunos aus dem Rheimser Domkapitel als Urban II. den päpstlichen Stuhl.

Schisma zerriß die Christenheit, Gegenpäpste erhoben sich, er fühlte das Bedürfnis, treue Parteigänger um sich zu scharen, und gedachte „der harten Faust", die unverwendet im Dienst der streitbaren Kirche in unzugänglicher Alpenwildnis Ruhe hielt. Ein Bote erschien in den Bergen der Chartreuse und brachte dem Stifter der geistlichen Ansiedlung den gemessenen Befehl des Oberhaupts der Christenheit, sich unverzüglich nach Rom zu begeben.

Es mag ein bewegter Abschied gewesen sein, da Sankt Bruno, die stella deserti, wie ihn seine Schüler nannten, wiederum hinabstieg durch die Engpässe der Berge, die ihn für immer von der Welt trennen sollten.

Und schwere Arbeit wartete dort seiner; es galt, die normannischen Eroberer Apuliens und Kalabriens an den päpstlichen Stuhl zu fesseln . . . am üppig chevaleresken Hof des Herzogs Roger, auf einer von Griechen, Sarazenen und normannischen Abenteurern bunt durchschüttelten politischen Schaubühne finden wir unsern Alpeneinsiedler wieder . . . vorgeschlagen zum Erzbischof von Reggio — als Stifter des Klosters La Torre in Kalabrien — als päpstlichen Delegaten auf verschiedenen Konzilien — im normannischen Feldlager vor dem von den Griechen verteidigten Capua — und endlich, an einem Herbstsonntag des Jahres 1101 in seinem süditalienischen Rückzugsort San Stefano del Bosco sein vielbewegtes, streitbares Leben beschließend. . . .

Nachdem wir mit der schweren ehernen Klinke ans Tor um Einlaß geklopft, tat sich der Eingang der unheimlich schweigenden Klosterhallen auf, ein dienender Bruder in brauner Kutte erschien und geleitete uns in das dem Empfang der Pilgersmänner bestimmte Hospitium.

Die Fremden werden, nach der alten kirchlichen Provinzialeinteilung, je nach ihrer Nation in verschiedenen Sälen empfangen, z. B. Burgunder und Aquitaner u. s. w. Da sich deutsche Wanderer so selten in diese Höhe verlieren, ist für sie nicht besonders vorgesehen, und wir wurden in den Saal der Franzosen geführt, nach ehrwürdig alter Klostergastfreundschaft sofort ein Feuer im Kamin angezündet und ein wärmend feiner Likör zum Willkomm dargebracht.

Nach Ruhe und Ausraſtung der müden Glieder erſchien der père Gérésime, dem die Sorge der Fremden obliegt, und brachte in einer verſchloſſenen Holzkiſte, ſo wie ſie jedem Ordensbruder mittäglich zum Schiebfenſter ſeiner Zelle hineingereicht wird, unſer Mittagsmahl: ein reichlich klöſterliches dîner maigre von Fiſchen, Mehlſpeiſen, Eiern, köſtlichen Südfrüchten und gutem Wein.

Inzwiſchen zogen ſchwere Regenwolken über die Berge, die Nebel wallten und ſpielten um die vergitterten Fenſter; — für uns Weltkinder, die ſeither nach genommener Mahlzeit in einem menſchendurchwimmelten, gasflammenerleuchteten Café am Rhonequai zu Lyon zu ſitzen pflegten, war's ein düſterer Eindruck, jetzt im feuchten Kloſterſaal die Füße ans Kaminfeuer zu ſtrecken und das einförmige Plätſchern der Springbrunnen im Hofe zu belauſchen, das vom Schall dumpf auf die Dächer niederſchlagender Regentropfen melancholiſch unterbrochen ward.

Der freundliche Kartäuſer bot uns von freien Stücken Nachtquartier im Kloſter an und lud uns zu einem Rundgang durch die weiten Gebäude ein.

Die Kloſterkirche hat über dem Eingang zum Chor eine ſchöne Gruppe einer Pietà; — an den Wänden eines Korridors, der zum Kapitelſaal führt, waren die Bauriſſe und Abbildungen ſämtlicher Kartauſen der Chriſtenheit zu ſehen. Der père Gérésime, der aus unſerer Sprache die Heimat erriet, zeigte, daß auch Deutſchland mit einer Kartauſe verſehen ſei, denn unter der Rubrik Germania fand ſich „Ittingen in pago Thurgow" konterfeit; aber wir bedauerten, ihm die Auskunft erteilen zu müſſen, daß der Kanton Thurgau ſeit einiger Zeit aufgehört habe, ein Beſtandteil des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation auszumachen, und daß nach der Behandlung, die den übrigen Klöſtern im Land Helvetien neuerdings zuteil geworden, wohl kaum anzunehmen ſei, daß die Kartauſe Ittingen ſich noch im geiſtlichen Stand befinde.

Der Kapitelſaal, in welchem ſich von Zeit zu Zeit die Superioren ſämtlicher Klöſter des Ordens zu Beratung gemeinſamer Angelegenheiten einfinden, enthält eine bedeutende Statue des heiligen Bruno von der kunſtreichen Hand Foyatiers, deſſen Spartacus wir ſchon im Muſeum zu Lyon geſehen; — um die Wände reihen ſich die Porträts der fünfzig erſten Ordensgenerale, eine Sammlung von Köpfen, bei deren ſcharfem Ausdruck ein

Physiognomiker viel lehrreiche Betrachtungen über die Umprägung des menschlichen Antlitzes durch fortgesetzte Askese anstellen könnte.

Der Hauptschmuck des Saales aber sind die Kopien von Enstach Le Sueurs berühmten Bildern aus dem Leben des heiligen Bruno, deren Originalien in Paris prangen.

Er hatte sich's nicht gedacht, der Meister Enstach Simon Vouets farbengewandter Schüler, da er unter den Mauern der Kartause von Paris den Degen zog, um mit einem übermütigen Edelmann einen Waffengang zu tun, daß er selber ein Kartäuser werden und seinen Pinsel fortan zur Verherrlichung des Ordensstifters führen werde . . . aber auch die Kunst hat ihre gewiesenen Wege zur Einsamkeit und Askesis.

Vom Kapitelsaal geht's in den großen Kreuzgang, in welchen die Zellen der Mönche ausmünden; diese Zellen befinden sich nicht im Zusammenhang eines großen Gebäudes, sondern eine jede ist ein selbständiger Anbau, ein Häuslein für sich, enthaltend zwei Gelasse, darin ein Raum zum Gebet und ein Studierzimmer eingeteilt sind; im untern Stockwerk aber, das ein kleiner Garten umgibt, eine Werkstatt, um durch die Anstrengungen der Handarbeit die schädlichen Folgen sitzender Lebensart fern zu halten. Eine Nische in der Mauer des Kreuzgangs bezeichnet den Platz, darin den Ordensbrüdern ihre magere Mahlzeit deponiert wird; über der Türe ist ein lateinischer Spruch aus der Bibel oder den Kirchenvätern angeschrieben.

Dröhnend hallten unsere Schritte durch den schweigeerfüllten Gang, aus dessen Mitte wir in den Kirchhof hinabschauten — der tägliche Anblick der Ordensmänner, wenn sie zur Kirche gehen. Ungeschmückte Grabhügel decken ihre sterblichen Reste, nur die Gräber der Ordensgenerale sind mit einfachen Steinkreuzen in Form eines zusammengefügten Baumstamms geschmückt.

Die Kapelle der Toten, die Kapelle Ludwigs XIII., das Refektorium, das an den Sonntagen die Brüder zu gemeinsam schweigendem Mahle vereinigt, die Bibliothek und noch manches andere wurde uns gezeigt.

Ein abendlicher Gang führte uns wieder aus dem beengenden Klosterbann hinaus in die wundervoll grünenden Wälder der Umgebung mit ihren Steinbrüchen, Wasserleitungen, Teichen, schattigen Zickzackwegen . . . zu der in abgeschiedener Waldeinsamkeit gelegenen Kapelle Notre-dame de Casalibus und dem auf tannumschattetem, steilem Felsen gebauten Kirchlein des heiligen

Bruno, dem Ort, wohin er sich, wenn es ihm beim Bau der Kartause unter seinen sechs einsiedlerischen Gefährten noch nicht einsam genug war, zurückzuziehen und beim Gemurmel einer nahen Quelle dem Gebet obzuliegen pflegte.

Ueber die Freskomalereien im Innern des Kirchleins sei in diesem Bericht ein streng kartäusisches Schweigen beobachtet. Aber ein lebendes Bild von eigentümlicher Wirkung mag es sein, wenn die sämtlichen Ordensbrüder, wie es im Sommer etlichemal zu geschehen pflegt, in ihren wallenden weißen Gewändern paarweise den Fußsteig heraufgewandelt kommen, um ihrem Stifter eine Messe zu halten — ein langer, schweigender Zug durch den grünen Wald.

Der Laienbruder hatte uns die Abschrift eines Gedichtes gegeben, das Herr von Lamartine einst hier oben improvisiert. Ich bin sonst kein schwärmender Verehrer jener auf hohem Kothurn schreitenden melancholischen Muse, aber hier war sie dem Ernst und der rührend gewaltigen Natur des Orts homogen.

. . . paisibles habitants de ces saintes retraites,
Comme au pied de ces monts, où priait Israel,
Dans le calme des nuits, des hauteurs où vous êtes,
N'entendez-vous donc rien du ciel?

Ne voyez-vous jamais les divines phalanges
Sur vos dômes sacrés descendre et se percher?
N'entendez-vous jamais des doux concerts des Anges
Retentir l'écho du rocher?

— Die Frage klang so einfach und natürlich, wenn das Auge sich emporwandte zu den hoch über dem schweigenden Wald in den Aether ragenden Alpenkuppen, daß ich selber, trotz der schlimmen philosophischen Impfung, die ein deutscher Organismus in seiner Jugend zu erdulden hat, nicht darüber erstaunt wäre, wenn ich auf den felsigen Wänden ob meinem Haupt die himmlischen Heerscharen auf- und niedersteigend erschaut und den verklingenden Widerhall ihrer Gesänge vernommen hätte . . . Ein reichliches Klostermahl versammelte uns in später Abendstunde wieder um das Kamin des Fremdensaales. Ein feiner piemontesischer Offizier leistete uns Gesellschaft; er war herübergereist, um einem Verwandten, der ins Kloster eintreten wollte, das letzte Geleit zu geben, und deutete uns dessen Geschichte an: das

Schicksal hatte es jenem zur Zeit jüngsten Novizen des Klosters gefügt, daß er einem Freund und Waffengefährten erst gegründete Ursache gab, an der Treue seiner Frau zu zweifeln, und ihn sodann im Zweikampf tötete . . . allerdings Grund genug, um reuig und schweigend sich für den Lebensrest ins Mönchsgewand zu hüllen.

Der leichte weltmännische Ton unseres Erzählers, dessen Wachstuchregenmantel, Firnisstiefel und elegante Handschuhe in scharfem Kontrast zu den Kutten und Sandalen unserer geistlichen Quartiergeber standen, versetzte uns aus der Klosterstille hinüber in das frivole Treiben der modernen Salons . . . das graziöse Liedchen „la donna è mobile", das aus irgend einer Verdischen Oper dem Turiner Kavalier bis hieher gefolgt war und das er unaufhörlich trällerte, klang wie ein Srienenton an der Stätte des ewigen Schweigens, von der sich übrigens unser piemontesischer Gefährte auch sehnlichst hinüberwünschte zu den Sängerinnen, Tänzerinnen und schönen Frauen seiner Hauptstadt.

Zum Nachtlager wurde jedem von uns eine Zelle angewiesen: vier kahle weiße Wände, ein rauhes Bett, ein Betpult mit Kruzifix und einem kleinen Schrank — und alles in strengem Schweigen, das war das Nachtquartier der grande Chartreuse.

Um Mitternacht aber tönte die Glocke, der père Gérésime erschien, uns zu wecken; wir wurden in die Emporkirche geführt, dem nächtlichen Gottesdienste beizuwohnen. In schwarzer Finsternis lag alles, nur ein leiser Schein der ewigen Lampe fiel auf die Marmorgruppe der Pietà, und eine Bewegung im Chor meldete die Anwesenheit der Ordensmänner. Dann hörte man eine rauhe Hand dreimal auf die Bank vor den Stühlen klopfen — und ein strenger, schauerlicher Gesang hub in dem finstern Chor an, als wäre die Unterwelt aufgetan und die Toten redeten von den Dingen der Vorzeit. Dann wurden die Laternen angezündet, und man sah die weißen Kutten, von der Kapuze das Haupt verhüllt, in ihren Chorstühlen sitzen und aus den großen Psalmbüchern ihre mitternächtlichen Antiphonien beginnen. Meist war es einer, der vorsang, die andern fielen im Chor ein: oft unterbrach ein viele Minuten andauerndes schreckliches Schweigen den Gesang, die Lichter erlöschten, Finsternis des Grabes und Todes deckte die Kirche, bis wieder eine klagende Stimme, wie die eines Rufers aus der Wüste, die Liturgie fortsetzte.

Es war ein gräßlich ernster, gespenstiger Eindruck; die

ewige Lampe warf ihre Schatten an die weiße Wand der Emporkirche und zeichnete oft in fratzenhafter Vergrößerung die Silhouette einer Mönchskapuze oder die Gestalt eines Fortwandelnden, der das Kreuz schlug.

Wir blieben über eine Stunde, dann suchten wir, fast geängstigt und gequält von dieser Mitternachtfeier, mit leisem Schritt unsere Zellen; noch lange schallte das monotone Psalmodieren der weißen Kutten durch die stillen Klostergänge und scheuchte den Schlaf.

In wachenden Traumbildern zogen die Eindrücke der letzten Tage an mir vorüber; vorgestern noch im Getümmel von Lyon, oben in der Bergstadt croix rousse, wo das Sausen und Hämmern der Webstühle aus allen Fenstern schallt, wo eine Bevölkerung von 40 000 Arbeitern ihre Lohn- und Frondienste tut und mit freudlosem Antlitz die prächtigen Seidenstoffe für Frankreichs elegante Damen schafft . . . und heute — in einer einsamen Klosterzelle, unter büßenden, schweigenden Anachoreten, die nichts mehr wissen von dem, was draußen die Gemüter bewegt, nichts von der Organisation der Arbeit und der sozialen Frage, von deren Lösung vielleicht um diese Stunde der Weber von Lyon träumt — nichts vom Kampf um Sebastopol, davon der heimgekehrte Zuave beim petit verre in einem Café jetzt vielleicht Wunderdinge erzählt — nichts vom rauschenden Faltenwurf der Krinolinenröcke und nichts von der neuen Gottheit des Tages, genannt credit mobilier . . .

Aber ob sie so unrecht haben, die Männer der grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: in silentio et spe erit fortitudo vestra? . . .

Ich gedachte der Kulturmenschen draußen in ihrem Ameisengewimmel, in ihrem vielgeschäftigen Nichtstun, in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen, und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochummwallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man Zellengefängnisse heißt — und ich wandte mein Haupt auf dem harten Holzschragen des Lagers und murmelte, als wäre ich selber bald reif für den weißen Kartäuserhabit, die Worte des Psalms: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüt haben."

Der folgende Tag führte uns wieder zu den Lebenden zurück. Im Reiseplan stand zwar noch die Besteigung des Grand-Som aufgezeichnet, jenes über der grande Chartreuse sich erhebenden Gipfels, von welchem aus eine prächtige Fernsicht in die von der Rhone durchschnittene Lyoner Ebene, bis weit zu den Bergen des Vivarais und der Auvergne, sowie eines der gewaltigsten Alpenpanoramen den Emporklimmenden überrascht. Der Gedanke war sehr verführerisch, in diesen kottischen Alpen eine rigiartige Umschau zu halten, die ganze weite Kette vom Monte Viso bis zu den Chamounybergen zu mustern und dem Montblanc der Dauphiné, dem riesigen, in ewigen Schnee gehüllten Mont Pelvoux, der dem wirklichen Montblanc an Höhe nur um 600 Fuß nachsteht, einen Gruß zuzuwinken.

Aber ein hartnäckiger Regen machte jeden Gedanken an weitere Bergersteigung zu Wasser.

Nach herzlichem Abschiede von unserem sanften, gastfreien Ordensmanne traten wir den Rückweg nach Grenoble an, der ein sehr schwieriger zu werden drohte. Der Oekonom des Klosters gab uns eine Flasche ihres trefflichen Likörs mit auf den Weg; dieser Likör, sowie das „Lebenselixier" der grande Chartreuse sind seit Jahrhunderten berühmt in Frankreich und werden vielfach als Heilmittel gegen Krankheiten verwendet; die Zubereitung aus den aromatischen Kräutern dieser Hochalpen ist Geheimnis der Kartäuser, die, nach den großen Vorräten zu schließen, einen nicht unbedeutenden Handel mit diesem Spezifikum treiben. Ohne diese Herzstärkung wäre der sechsstündige Marsch über le Sappey nach Grenoble hinunter sehr bedenklich geworden. Ein wahrhaft sündflutlicher Regen fiel unaufhörlich und machte es unmöglich, der großartigen Landschaft an dem durch einen Torturm abgeschlossenen Engpaß la porte du Sappey und jenseits derselben, wo eine Kapelle das „initium terminorum et privilegiorum domus Cartusiae" bezeichnet, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken.

Allmählich wurden Wege und Stege von brausenden Wildbächen erfüllt . . . so stundenlang marschierend oder vielmehr einherwatend, oft vom Wasser fortgerissen oder tief in den Schlamm einsinkend, dann und wann in einer Sennhütte rastend und die triefenden Gewänder auswindend, überzeugten wir uns aufs klarste, daß man auch durch einen Ausflug in die Alpen der Dauphiné der Ueberschwemmung vergebens zu entfliehen sucht.

Mut aufrecht . . . als endlich nach langem Bergabsteigen unerwartet die Regenwolken sich lüfteten und das herrliche Tal Graisivaudan mit seinen Wäldern und Rebhügeln und reichen, landhausbesetzten Gefilden zu unseren Füßen lag, und wir von der Höhe von Montfleury hinunterschauten auf die breit daherströmende Isère und die Mauern und Festungswerke von Grenoble und hinüber auf die sich hoch in den Wolken verlierenden dunklen Häupter des Mont Aiguille und des Pic de l'Obion — da war alles Leid vergessen, fröhlich zogen wir durch die Tore der alten Hauptstadt der Dauphiné und hatten noch Stimmung genug, im Vorübergehen den Ritter Bayard auszulachen, der ohne Furcht und Tadel, aber mit schlotternden Knien, als hätte auch ihn ein Gebirgsmarsch und Wolkenbruch zugrunde gerichtet, von der Place St. André als schmerzerweckend schöne Erzfigur in den Regenhimmel hinaufschaute.

Avignon.

(1857.)

Es war eine seltsame, beinahe bedenkliche Eisenbahnfahrt, die mich im Juni 1856 von Tarascon nach Avignon beförderte. In der Not der allgemeinen Ueberschwemmung, die sich damals über das mittägliche Frankreich verheerend und verwüstend ergoß, war auch der Schienenweg allenthalben zerstört; aber der Kaiser hatte seinen Willen ausgesprochen, daß die gewohnten Verbindungen sobald als möglich wieder hergestellt würden, und was Napoleon III. verlangt, das geschieht zur Zeit in Frankreich und mitunter auch anderwärts, ohne daß von Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten in der Ausführung viel die Rede sein darf.

So war auch die Bahnstrecke von Tarascon nach Avignon wenig Tage nach ihrer Zerstörung wieder in fahrbaren Stand gesetzt; wo der Damm auf weite Strecken hin vom Anprall der Gewässer fortgerissen und spurlos verschwunden war, hatte man in angestrengter, täglich und nächtlich ununterbrochener Arbeit, oft mitten in dem noch immer flutenden Wasser, einen Notdamm errichtet, dessen Grundlage aus vielen tausend und abertausend mit Erde, Sand und Steinen gefüllten Leinwandsäcken bestand; gleichviel ob diese Grundlage eine zweifelhafte: es muß gehen! hieß es, und darum ging es auch. Item, die Bahn war wieder fahrbar, wenn auch ein deutscher Techniker hinlänglichen Grund gehabt hätte, dem Wort „fahrbar" den Zusatz „aber fragt mich nur nicht, wie?" hinzuzufügen.

Niemals habe ich einen so vollkommenen Eindruck von sündflutlichen und nachsündflutlichen Zuständen davongetragen, wie auf dieser Fahrt, und mancher der Mitfahrenden schaute mit

hellen Tränen im Aug' oder laut wehklagend auf das weiland so schöne Land hinaus, dessen Kornfelder, Olivenpflanzungen und reich wie die Gärten angebaute Parzellen mit dem ganzen eben reifen Erntesegen — alles unter einem Schlamme begraben ruhten.

Kaum mag ein Schlachtfeld schrecklichere Bilder aufzuweisen haben als eine solche Walstatt elementaren Kampfes; — das waren nicht mehr die „schönen, liedervollen, wonnigen Provencertale", von denen Lenau singt:

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten,
Süßre Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten . . .

Das ganze Flachland längs der Rhone und der ihr entgegenströmenden Durance (die, nebenbei bemerkt, schon im alten provençalischen Volkssprichwort nicht zu den poetischen Zierden, sondern zu den drei Landplagen und Geißeln der Provence gerechnet wird, deren erste der scharfe, staubaufwirbelnde Nordwind Mistral, die zweite das Parlament) war in eine schlammüberzogene Wüstenei verwandelt, darüber giftige Miasmen, von dem in Fäulnis übergegangenen Wiesengras und Getreide erzeugt, lagerten. Die Poesie verstummte gänzlich vor dem Schrecklichen, was hier ausgebreitet war, aber ein Geolog hätte eigentümliche Beobachtungen über die Macht des Wassers und seine alluvialen Bildungen anstellen können; in regelmäßiger Schichtung waren da, wo die Gewässer bereits wieder abgelaufen, gröbere und feinere Schlammablagerungen zurückgeblieben und als Decke über die darunter begrabenen Felder gebreitet; oft weite Strecken entlang war diese Decke durch die darauf wirkende Junisonnenhitze in gleichförmigen Sprüngen zerborsten und bot dem Auge das Bild eines in mathematische Figuren geteilten Mosaikbodens . . .

An anderen Stellen hatte die Zerstörung wilder getobt und für Bilder gesorgt, geeignet von dem melancholisch dem Schauerlichen zugeneigten Pinsel Ruysdaels oder dem wildphantastischen Salvator Rosas zu bleibendem Gedächtnis fixiert zu werden. Malerisch zertrümmerte ländliche Behausungen, an deren vorwärts geneigten Mauern oft unweit des Daches noch eine feuchte dunkle Linie die Wasserstandshöhe bezeichnete, zusammenge-

schwemmte und übereinandergetürmte Bäume, da und dort ein ertrunken Pferd — eingesunkene Brücken mit den Resten des ehemaligen Bahndammes, ja an einer Stelle dieser Damm förmlich von Ort und Stelle geschoben und das Unterste zu oberst gekehrt, so daß die eisernen Schienen senkrecht aus Schlamm und Graus in die Höhe starrten und hinausragten wie Knochen vom Skelett eines hier zugrund gegangenen Riesentiers . . . solche und ähnliche Motive folgten in reicher Fülle aufeinander.

Es ist eines der traurigsten Vorrechte des Künstlers, daß er auch in dem, was anderen Jammer und Not bereitet, in Ruinenzusammensturz, Erdbeben, Feuersbrand und Wassersnot, gleichwie in den unseligen Katastrophen, die über ein Menschenherz zerstörend einbrechen, die interessante Seite herausfinden darf.

Unsre Betrachtung der wasserverwüsteten Landschaft wurde übrigens bald auf uns selber und das Schicksal unsers Bahnzugs zurückgeführt . . . immer langsamer und vorsichtiger fuhr die Lokomotive über den provisorischen Damm, und allmählich ward es selbst den lustigen Blauröcken vom „Sixième" der chasseurs d'Afrique, die in gleichem Zuge nordwärts fuhren und auf die Frage: woher? stolz geantwortet hatten: von Kinburn, nicht mehr ganz geheuer zu Mut. Es schien, als ob unser neuer, auf Kaisers Befehl so schnell hergestellter Damm etwas „aus dem Leim" gehen wolle, die Feuchtigkeit der Atmosphäre war in die in Leinwandsäcke verschlossene Erdgrundlage eingedrungen, der Damm zusammengeschrumpft, die Oberfläche schief geworden, die Schienen waren gesunken, so daß wir wohl zehn Minuten lang auf geneigtem Geleise, in geneigter Stellung der Wagen — sämtliche Insitzende als Ballast auf die abgekehrte Seite des Waggons gedrängt, in unheilgefaßter Spannung und jeden Augenblick des Umsturzes gewärtig dahinfuhren und bedachtsamere Reisende zu Behütung ihrer Zähne bei etwaigem Umgeschütteltwerden bereits die kurze weiße Tonpfeife ausgehen ließen und in die Tasche steckten.

Aber was der Kaiser anordnet, hat Glück und Erfolg, wenn es auch auf einem Fundament von feuchten Erdsäcken ruht; die Neigung zum Schiefen, die plötzlich über unsern Zug gekommen, verlor sich; Freudenruf aus erleichtertem Herzen erschallte, die kurzen Pfeifen wurden wieder angezündet, und ungebrochenen Halses kam unsre dampfgetriebene Arche, die erste, die seit der

Sündflut wieder auf dieser Bahnstrecke ausgelaufen, in Avignon an. —

Avignon! . . . Es ist eigentlich ein Anachronismus, mit der Eisenbahn in Avignon anzukommen! Wer in Avignon wirklich etwas „Zeitgemäßes" zu suchen hatte, der kam dereinst hoch zu Rosse, gepanzert und geharnischt eingeritten — oder auf langem, zeltbeschattetem Schiffsverdeck die Rhone heraufgerudert — oder getragen in behaglicher Sänfte; aber Avignon, die große Klerikerherberge, das trutzige, üppige, mittelalterliche Babylon . . . und das Reich der Schienen und des Dampfes: beide sollten von rechtswegen nichts miteinander zu schaffen haben.

Indes auch hier ist die moderne, alles auf gleichen Fuß setzende, dem Christen wie dem Heiden sein dîner zu drei Franks, sein déjeuner zu zwei Franks anrechnende Kultur Meister geworden, und ein Omnibus fährt längs der zinnengekrönten, von viereckig vorspringenden Türmen regelmäßig unterbrochenen Befestigungsmauer, die Hernandez de Heredia, Großmeister des Ordens der Johanniter von Jerusalem, einst als quadergefügten Gürtel um die Papststadt aufrichtete, die Ankommenden vom Bahnhof zum wohlbestellten Hôtel de l'Europe.

Und da denn das Schicksal die große Ueberschwemmung dieses Jahres als den roten Faden durch all meine französischen Reisebilder und Erlebnisse gewoben hat, so mußte auch das erste, was mir bei der Einfahrt in die Augen fiel, ein Stück zusammengestürzten Turmes und Mauerwerk sein, das fünf Jahrhunderte lang stand gehalten, um jetzo von den Fluten, die bis vor kurzem die Straßen der Stadt in schiffbefahrene Kanäle verwandelt hatten, angenagt, unterwühlt und eingerissen zu werden.

Das Wahrzeichen von Avignon war einst: sieben Päpste während siebenmal zehn Jahren hier residierend, sieben Hospitäler, sieben Brüderschaften von Büßern, sieben Männerklöster und sieben Kirchhöfe.

Hiemit ist denn auch der Grundzug dieser Stadt bezeichnet, denn was einmal eine gründliche Krummstabresidenz war, das nimmt zeitlebens, und mag die Weltgeschichte sich umgestalten, wie sie will, keinen wesentlichen andern Charakter mehr an. Wäre doch auch in deutschen Landen manch eine Stadt und Städtlein namhaft zu machen, deren Bewohner ein gewisses schwerdefinierbares Etwas wie einen nicht säkularisierten Alpdruck aus ihrer geistlichen Vergangenheit noch unverkennbar mit sich herumtragen,

wenn es auch unmittelbar nur noch in der Vorliebe für gewisse Fastenkarpfen und Fastenkrapfen und kühle Klosterkellertrinkstuben seinen Ausdruck findet.

Der erste Gang in Avignon konnte in historischer Pflichtschuldigkeit kein anderer sein als zum Schloß der Päpste.

Gewitterwolken zogen sich am Abendhimmel zusammen, ein scharfer, dem Unwetter vorangehender Zugwind blies durch die engen Straßen, frostig und kalt, trotz sommerlicher Jahreszeit, auf daß auch an mir erfüllt werde, was der alte Gedenkspruch sagt:

Avenio ventosa
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Durch dunkle Gassen emporsteigend, durch die „ruelle du Vicelégat", die mehr einem in den Fels gesprengten Festungslaufgraben als einem sanften Sträßlein glich, auf das vorbereitet, was da kommen sollte, stund ich endlich vor dem Ziel meiner Wanderung.

Es ist schwer, den Eindruck in Worte zu fassen, den diese kolossale Zwingburg, dieses ganze System von Türmen, Bastionen, Wällen hochgewölbten Palastgebäuden in der massenbeherrschenden, schwerfälligen Bauweise des vierzehnten Jahrhunderts auf den unbefangenen Beschauer ausübt. Vergeblich wäre es, ein architektonisch Gesamtbild mit der Schreibfeder entwerfen zu wollen, und leider ist die Photographie, die ich aus der Werkstatt Tourtins, des Avignoner Photographen, mitnahm verloren gegangen und kann diesem Bericht nicht beigelegt werden.

Gewaltig, aber unheimlich, stark, roh, fast brutal, wie ein Hohn für die Unterworfenen, wie eine Herausforderung an die Nachbarn, eine Festung, eine Zitadelle, ein wahres Kampfhaus der streitbaren Kirche — so ragt dieses päpstliche Kapitolium über die einst von ihm beherrschte Stadt; — ein verkörpertes Stück Mittelalter, dessen Anblick in betreff damaligen Verhältnisses der Kirche zum Staat und manch andrer schwieriger Punkte belehrender ist als Dutzende tiefsinniger Ausbrütungen gelahrter Stubenhocker.

Der Vatikan zu Rom, der doch auch mit stattlichen architektonischen Massen auf die Weltstadt jenseits der Tiber schaut, ist ein harmlos anmutig Idyll, verglichen mit diesem Twing-

Avignon. Dort schon Grazie, ich möchte sagen weltmännische Haltung, und aus allen Ritzen und Fugen die Kunst in neckischer Anmut hervorschauend . . . hier finsteres, soldatisch aufrechtes Wesen, Trotz und Hochmut in jeder Linie des Ganzen, häuslicher Komfort, Annehmlichkeit, Luxus — alles dem Zweck der Verteidigung untergeordnet; dort in offenen lustigen Hallen die jugendschönen Schöpfungen Rafaels, hier in finstern Inquisitionsräumen die starren, frostigen Reste von Giottos oder seiner Schüler magern Heiligenbildern — dort die humanistische, wenigstens künstlerisch freie Zeit Leos X. und seiner Nachfolger, hier der versteinerte Hauch einer Kirchengewalt, die den Panzer über dem geistlichen Gewand, den Eisenhandschuh über dem Fischerring St. Peters trägt, die gegen das Recht des Stärkern das des Stärksten in Anspruch nimmt, die flucht, bannt, Ketzer verbrennt, Kaiser und Könige wie Schulknaben abfertigt und in der unheiligen Barbarei ihrer geschichtlichen Erscheinung selbst treue Kinder der Kirche, wie jene englische Dame,* die neulich das Leben der Francesca Romana beschrieben, zu dem Geständnis zwingt, daß, würde ihr aufgegeben zu sagen, wann sie am wenigsten gern gelebt haben wollte, wann wohl am meisten ihr Glaube gefährdet und ihr Herz verwundet sein möchte, sie wohl am ehesten das Ende des vierzehnten und den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nennen würde.

Strömender Regen schlug nieder, als ich in den Hof des Papstschlosses eintrat. Es dient gegenwärtig als Kaserne der Besatzung von Avignon; der alte Kastellan lag krank und beauftragte einen geschniegelten jungen Korporal mit sorgfältig gewichstem Schnurrbart, uns herumzuführen und alles genau zu erklären . . . eine Aufgabe, welcher derselbe auch aufmerksam und nicht ohne geschichtliche Bestrebungen nachzukommen suchte.

Auch das Innere des Schlosses trägt den kriegerischen, bis an die Zähne bewaffneten Charakter; alles darauf berechnet, daß im Falle einer Belagerung nach Erstürmung der Tore in diesen innern Räumen der Kampf mit Erfolg noch fortgesetzt werden möge. Türme beherrschen den weiten Hofraum, Schießscharten bedrohen ihn . . . als letzter Rückzugsort der Besatzung ragt ein riesiger viereckiger Turm, die turris magna et quadrata Papst Benedikts XII., wo die damalige Architektur all ihre finstern Geheimnisse, mysteriöse sich plötzlich verlierende Treppen, eiserne

* Lady Georgiana Fullerton.

undurchdringliche Falltüren, Schlupftore, unterirdische Gänge u. s. w. in unheimlicher Fülle entwickelt hat.

Die inneren Teile haben von ihrer Gewaltigkeit dadurch verloren, daß sie, den modernen Kasernenzwecken entsprechend, vielfach verbaut, durch eingeschobene Wände und Halbierung der hohen Stockwerke in zwei niedere u. s. w. entstellt sind.

Die zahlreiche militärische Einlagerung, die während des Gewitters behaglich Tabak rauchend auf Pritschen und Matratzen herumlungerte, trug nicht zur Verbesserung der dumpfen Atmosphäre bei.

Ein Labyrinth von Gängen und Korridoren führt in den unheimlichen Steinmassen umher; allmählich kamen die Erinnerungen alter Zeit zum Vorschein: hier, wo an den Wänden wenige Reste von gemalten Trophäen erschaulich und jetzo ein schnurrbärtiger Schulmeister die Kinder des Regiments, eine köstliche junge Soldatenbrut, im Schreiben und Rechnen unterrichtet, war Arsenal und Waffensaal . . . dort in jener Turmkapelle, wo auf blauem, sternbesätem Grunde die strengen Heiligen und alttestamentlichen Weisen um den Thron Gottes stehen oder standen, denn der Kalkbewurf ist vielfach zerbröckelt und die Revolution von 1791 hat absichtlich manches vom Heiligenschein umflossene Haupt herausgehauen, so daß die Gelehrten wohl schwerlich mehr ins klare kommen werden, von welchem altflorentinischen Meister die Fragmente gemalt wurden — dort hielt das Officium der Inquisition seine Sitzungen, dort wurden, wie einer der Zeitgenossen sich einmal ausdrückt, „processus facti terribiles et sententiae fulminatae fortissimae."

Hier aber, was hat dieser sonderbar in spitzer Kuppelform gewölbte Turm zu bedeuten, der als hoher Kaminschlot zugespitzt hinausragt über die Dächer? „Wenn die Leute in Avignon aus diesem Schlot ein blaues Räuchlein aufsteigen sahen," sprach der Korporal, „schlugen sie ein Kreuz und sprachen: Gott sei seiner Seele gnädig! Die Inquisition war nicht für öffentliche Hinrichtungen, man tat es mehr häuslich ab. Schade, daß im Jahr 1791 alle Tortur- und Marterwerkzeuge, die im Schloß aufgehäuft lagen, in feierlichem Autodafé verbrannt wurden, es soll „une remarquable collection" gewesen sein!"

. . . da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine. . . .

Es ist ein schwüles Gefühl, auf einem Boden zu stehen, auf welchem dereinst zur Ehre Gottes Menschen geröstet wurden. Draußen blitzte und donnerte es.

S'il vous plaît, mr. le caporal, une autre salle, sprach ich. Er führte uns auf ein flaches Dach, um Uebersicht über das verwirrte Ganze der Papstburg und Stadt und Umgegend zu gewinnen, aber der Regen war so stark, daß wir es nur unter aufgespanntem Schirm in schnellem Geschwindschritt umkreisen konnten . . . eine wohltuende Abkühlung nach Besichtigung der Ketzerverbrennungsstätte.

Rückkehrend schritten wir durch einen dunkeln, geschwärzten, etwas baufälligen, übrigens durch nichts Besonderes ausgezeichneten Saal. „Voilà la salle brûlée!" sprach unser Führer, „une souvenir historique!"

Eh bien, mr. le caporal, was hat sich hier zugetragen in diesem verbrannten Saal?

„Sehen Sie," sprach der Korporal und drehte seinen Schnurrbart, „das war dazumal eine sehr sonderbare Geschichte. Da kommandierte hier im Schloß des Papstes Vizelegat Herr Peter von Luna, ein verteufelter Geselle, der lud eines Tages die ganze feine Welt von Avignon, Herren und Damen, zum Souper ein . . . und wie sie fröhlich hier beisammen saßen und schmausten, sprengte er den Saal mit der ganzen Creme der Gesellschaft in die Luft. Daher der Name."

Eine sonderbare Geschichte, mr. le caporal, sagte ich. Aber was veranlaßte den Herrn Legaten, seine Gäste zum Dessert in die Luft zu sprengen?

„Das war auch wieder eine sonderbare Geschichte. Sie hatten drei Jahre zuvor seinen Neffen an den Galgen gehängt."

Ei! Und warum dieses?

„Sehen Sie, auch das war eine sonderbare Geschichte. Dieser junge Mann pflegte als Neffe des Legaten, Sonntags in der Kirche gegen die vornehmen schönen jungen Damen so zudringlich zu werden und sie so gröblich zu insultieren, daß nicht mehr anders mit ihm auszukommen war, als man mußte ihn aufhängen."

Und der Herr Legat?

„Der Herr Legat ließ sich im Moment, da er Feuer an die Mine gelegt, durch eine Falltüre in den unterirdischen Gang

hinab, kam darin bis an die Rhone und unter der Rhone durch und rettete sich nach Villeneuve hinüber."

Es führt ein unterirdischer Gang unter der Rhone hindurch? sprach ich ungläubig. Aber der Korporal bestand fest darauf, zeigte uns im Hofraum den Eingang zu jenem Souterrain und rief seinen Schlüsselführer herbei, der bestätigte, daß er selbst mit einem Hauptmann vom Genie in den vierziger Jahren in diesen Gang so weit eingedrungen sei, daß sie die Rhone über sich brausen gehört.

Ich mußte diesen Gewährsmännern überlassen, für ihre Geschichte von dem in die Luft gesprengten Souper, wie für die Existenz eines solchen Tunnels einzustehen, der übrigens in Gedanken und Ausführung vollständig zu dem in diesen Verteidigungsbauten durchgeführten System passen würde und damals, da Villanova als zweite Papstfestung das rechte Rhoneufer beherrschte, als unterirdische Verbindung der beiden Schloßbesatzungen von einer der Beschwerlichkeit der Anlage schon entsprechenden Wichtigkeit gewesen wäre.

Es lag nun etwas Anmutendes darin, noch nach fünfhundert Jahren einen verwegenen Vizelegaten als Helden einer Kasernenüberlieferung lebend zu finden; meine Kenntnisse waren jedoch in jenem Augenblick nicht ausgerüstet genug, um historischen Kern und Mythus völlig auseinanderzulösen. Darum steht im damaligen Tagebuch die kurze Bemerkung: „La salle brûlée. NB. Unerachtet der ausführlichen Korporalserzählung zu Hause auch noch die vitae paparum Avenionensium von Stephan Baluze nachzulesen!"

Aber auch ohne vergilbte Folianten nachzuschlagen, war beim zweistündigen Gang durch die Papstburg eine Heerschar von Gestalten vor mir aufgestiegen, die mich an jenem Abend nicht mehr verließen. Es liegt ein eigener, die Vergangenheit wieder belebender Zauber über solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit . . . die Phantasie will Staffage zu dem Architekturbild sehen und ruft aus allen Winkeln und Gräbern die herbei, die einstmals dort gewandelt.

Und bei dampfender Zigarre der Abendfiesta wollte das ganze vierzehnte Jahrhundert lebendig werden . . . was damals, während der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon seine Rolle zu spielen hatte, kam heran: Tempelherrenschatten stiegen auf und beteuerten fruchtlos von dem vom Rauch meiner spani-

schen Zigarre umqualmten Scheiterhaufen herab ihre Unschuld ... subtile Scholastiker stritten darüber, wo die armen Seelen nach dem Tode des Leibes verweilten und welche Entwicklung die Menschheit genommen haben könnte, wenn nur Eva und nicht auch Adam vom Apfel gegessen ... Dominikaner, das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus unter dem Arm, wandelten in das Ketzerverhör ... Bettelmönche strenger und milder Observanz wüteten gegen einander, ob kurze und enge Röcke mit kleinen Kapuzen oder Kutten von weitem Zuschnitt zur Seligkeit dienlicher, ob Vorratshäuser und Keller am Kloster erlaubt oder nicht ... singende Geißlerprozessionen, murmelnde Lollharden, die mit Kreuz und Fahnen einander befehdenden Brüderschaften der weißen und der schwarzen Büßer ... üppige Kurtisanen, die schöne, leichtsinnige Königin Johanna von Neapel mit ihren Damen, provençalische Sänger und Ritter, verwegene, Gott und die Welt und alles außer dem eigenen Schwert verachtende Condottieri, Cola Rienzi, der Volkstribun, mit der römischen Deputation, Kardinäle und Antikardinäle, Päpste, Antipäpste, Pseudopäpste ... alle wandelten und ritten sie durch Avignons Gassen, und zwischen dem verweltlicht kirchlichen Volk dann und wann einer aus dem Gebirg drüben, ein waldensischer Mann, der mit ingrimmigem Hohn des Dante neunzehnten Infernogesang:

O Simon Magus, o ihr arme Blöde,
Die, was der Tugend ihr vermählen sollt,
Die Dinge Gottes, räuberisch und schnöde
Ihr euch verbuhlt durch Silber und durch Gold!

in den Bart brummt oder wie Katharina von Siena, die mystische Dominikanernonne, laut die Warnstimme erhebt zur Bußpredigt und zürnenden Mahnung zur Umkehr ...

Wenn das Schicksal einmal auf Jahr und Tag einen geschichtlich gesattelten, arbeitsfreudigen modernen Mann an diese Rhoneufer verschlagen würde: in den Türmen und Hallen und Inquisitionskammern der päpstlichen Twingburg auf- und niederschreitend, möchte sich ein eigentümlich scharfes und reiches Kulturbild jener auch in ihren Sünden und Torheiten merkwürdigen Zeit ausdenken und ausführen lassen. Requiescant in pace! Auch diese Schatten haben einst gelebt und gewähnt, Richtiges

und Großes zu denken und zu tun . . . — es blamiert sich ein jeder so gut er kann!

Einer der merkwürdigsten aber, die je das Pflaster von Avignon beritten und beschritten, ist eben jener Peter von Luna, von dem der Korporal so abenteuerlich Fabelwerk zu erzählen wußte. Ich habe seither den in der salle brûlée unvorsichtigerweise gefaßten Vorsatz, die Lebensbeschreibungen und Akten der Avignoner Päpste zu studieren, redlich ausgeführt: die Geschichte dieses streitbaren Kirchenhauptes ist eine mit starrem Ernst, aber auch mit schwerem Humor gewürzte Tragödie. Denn erst aragonischer Kriegshauptmann, dann von Gregor IX. mit dem feinen Wortspiel: „Caveas ne tua luna patiatur eclipsin" zum Kardinal und am 16. September 1394 in feierlichem Konklave zum Papst ernannt — anfänglich in friedlichem Einverständnis mit dem Gegenpapst Bonifazius IX. seine Würde behauptend, statt sie, wie bei der Wahl beschworen worden, zur Einlösung vom Schisma im erforderlichen Augenblick wieder niederzulegen, allmählich von den Königen von Spanien, von Frankreich und den eigenen Kardinälen verlassen, auf den festen Platz von Avignon reduziert und mannhafte Belagerung aushaltend, bis er als der letzten Verteidiger einer, den Degen in der Faust vor den Siegern durch einen jener maskierten Gänge entfloh — vom Konzilium zu Pisa und abermals vom Konzilium zu Konstanz seiner Würde feierlich entsetzt, aus Avignon verjagt, aus Perpignan vertrieben, auf nichts reduziert — aber trotz aller Konzilien und trotz des Abfalles der ganzen Christenheit fest und hartnäckig als Papst verharrend, zuletzt auf Peniscola, dem Schloß seiner Väter in Aragonien, von seinen Bauern noch redlich als rechtmäßig Oberhaupt der Kirche anerkannt und auf die abtrünnige Welt außer Peniscola seine Bannstrahlen schleudernd: so hat dieser Benedikt XIII., als er, sechzehn Jahre nach seiner Absetzung, erst mit dem Tode sein Papsttum aufgab und sterbend noch die zwei einzigen Priester zu Kardinälen ernannte mit der Bedingung, daß einer von ihnen der echte Nachfolger seiner und Petri sein solle, eine Ausdauer und Zähigkeit entwickelt, die, wenn sie auch vielfach an den Heldenmut des tapfern Ritters von la Mancha erinnert, doch als Beispiel der stählenden und für Unglück wappnenden Gewalt des theoretisch konsequenten Gedankens bemerkt zu werden verdient.

Selbst in das seiner Machtfülle sich so sicher fühlende Konzil

von Konstanz warf jener Turm von Peniscola seinen unheimlichen Schatten: der Kaiser Sigismund machte sich damals anheischig, durch persönliches Erscheinen bei dem hartnäckigen Aragonier ihn zu endlichem Verzicht zu bewegen — aber in siebenstündiger Rede bewies der scharfsinnige Alte dem vermittelungsuchenden Kaiser sein gutes Recht, und Sigismund schied von dem schier Achtzigjährigen unverrichteter Dinge. —

Hier in der festen Zitadelle von Avignon saß nun der hochwürdigste Herr Peter von Luna, den, wie seine Gegner damals schrieben, nonnuli in hoc miserabili schismate Benedictum XIII. appellant, zur Zeit, als ihm allenthalb der Gehorsam gekündet ward, in einer bösen Klemme. Die schlichte Relation eines Zeitgenossen über die damaligen Vorgänge gibt ein so plastisches Bild jener Tage des Kampflärms, daß ich mich nicht enthalten kann, ein Bruchstück daraus zur Berichtigung des vom Korporal erzählten Mythus und zu Nutz und Frommen aller, die Sinn für das Schmackhafte einer urkundlichen Schilderung haben, hier einzuflechten.

. . . „Im Jahr des Herrn 1398" — schreibt jener Augenzeuge * — „geschah auf königl. Befehl zu Paris eine Versammlung der Prälaten, Magnaten und anderen Kleriker des Reichs, in welcher unter Vorsitz der Herren Herzöge beschlossen wurde, unserm Herrn Papste zu Avignon fernerhin allen Gehorsam zu entziehen. Und wiewohl mancher Widerspruch erhoben, veröffentlichte doch der Kanzler des Königs von Frankreich nach dem ihm gewordenen Auftrag sofort das Edikt, wonach in allen Landen des genannten Königs bei Strafvermeidung dem Papste keine Anerkennung mehr zu leisten sei — unter Berufung auf dessen künftigen legitimen Nachfolger . . . und es wurden zwei Kommissarien ernannt, Robert Cordelerii, ein Doktor der Rechte, und Tristan de Bosco, Vorstand des Bistums von Arras, beide vom Parlament des Königs, welche am Sonntag den 1. September in Villanova bei Avignon die erwähnte Lossagung öffentlich bekannt machten und sämtlichen Untertanen des Königs, Geistlichen wie Laien, unter schweren Strafen aufgaben, vom Gehorsam, Dienst und Hofe des Herrn Papstes Benedikt zu weichen.

* Informatio seriosa eorum, quae nuper facta fuerunt Avinioni per Dominos Duces Franciae et alios ex diversis sumptis occasionibus, circa Dominum nostrum Papam Benedictum XIII

Bei Baluze, vitae papar. Avenionens. t. II pag. 1122 und ff.

Darum verließen sofort die Kapläne, Hofbediensteten, Auditoren und andere Offizialen Haus und Kurie des Papstes. Auch die Herren Kardinäle zogen nach Villanova hinüber, versammelten dort die Bürger von Avignon, schlugen sich nach gepflogenem Rat auf Seite des Königs, sagten sich feierlich von aller Obedienz an den Papst los, veranstalteten einen allgemeinen Aufstand unter der Bürgerschaft von Avignon, sowie in der Grafschaft Venaissin und allen Ländern des Papstes, und nahmen einen Kriegshauptmann, genannt Boucicaut (Bussicaldus), mit gewaffnetem Volk, wie sie sagten, zum Schutz genannter Stadt und Länder, in ihren Sold.

Dieser rückte auch mit seinen Kriegsleuten sogleich vor das Schloß Borbon unweit Avignon, wo einer der Kardinäle von Villanova mit ihm zusammentraf und nach geheimer Unterredung wieder zurückkehrte; worauf alsbald der genannte Feldhauptmann einen Abt aus der Umgebung des Papstes, der die Grafschaft Venaissin regierte und zum Besuch einiger Kastelle gekommen war, unvermutet auf grausame Weise niedermachen ließ.

Hierauf besetzten die Bürger von Avignon den Palast ihres Bischofs, die Kirche Unsrer lieben Frau de Donis auf dem Felsen, sowie die Kornspeicher des Papstes mit Kriegsleuten. Auch machten sie einen Schildknappen in päpstlichen Diensten, der nach altem Herkommen die Schlüssel der Stadt zu bewachen hatte, zum Gefangenen und nahmen ihm die Schlüssel hinweg.

Gleichzeitig zogen einige vom Gefolge der Kardinäle in die Stadt und vor das Hospitium, wo die Bullen ausgefertigt werden, führten mit Gewalt einen Bullenschreiber mit der Bulle des Papstes nach Villanova und lieferten ihn den Kardinälen aus, bei welcher Gelegenheit mehrere Dienstmannen des Papstes sowie andere von spanischer Abkunft verwundet, ihrer Habe beraubt und ins Gefängnis geworfen wurden. Auch verweigerte man dem Papst und denen, die sich mit ihm in seinem Schloß abgesperrt hatten, Lebensmittel, schnitt alle Zugänge mittelst Vergitterungen und anderer Befestigungen ab und postierte Bewaffnete in großer Menge ringsum.

Am Montag den 16. desselben Monats September ritt der Kardinal von Novo Castro, der in Villanova durch das Kardinalskollegium zum obersten Befehlshaber von Avignon ernannt worden, schon in die Stadt eingezogen war und im bischöflichen Palast sein Quartier genommen hatte, in öffentlichem Aufzug zu

Pferd durch die Stadt, im roten Gewand ohne Mantelüberwurf und Pallium, das Schwert umgürtet, einen Krummstab in der Hand, und indem er in diesem ziemlich unehrbaren Aufzug das Volk zur Rebellion aufstachelte, hielt er, unter dem allgemeinen Zuruf: „Es lebe das heilige Kollegium der Kardinäle und die Bürgerschaft von Avignon!" auf den Gassen und Plätzen Volksreden.

Hernach stürmte der genannte Boucicaut mit denen von Avignon den Turm, der auf Seite der Stadt sich oberhalb der Brücke erhebt und von einigen Dienstleuten des Papstes verteidigt war; sie legten Feuer vor die Tore und setzten ihm mit Minen, Ballisten und Bombarden dermaßen zu, daß die Besatzung, unvermögend ferneren Widerstandes, mit Erlaubnis des Papstes den Turm an die Bürger übergab, die ihn unter großem Jubel einnahmen, ihre Paniere auf der Spitze aufpflanzten und das päpstliche Schloß über alle Maßen beunruhigten.

Am Tag des heiligen Erzengels Michael aber, der ein Sonntag war, griff der genannte Kardinal von Novo Castro mit seinen Bombarden die apostolische Residenz gewaltig an, ließ durch Boucicaut und die andern ebenfalls angreifen, und einige Steinsplitter von der Steinkugel einer Bombarde, die aus dem kleinen Palast, wo der Kardinal sein Quartier hatte, abgeschossen wurden, trafen und verwundeten den Papst.

Am Dienstag den 1. Oktober jedoch wurde der genannte Kardinal, wie man glaubt, durch Gericht Gottes, von Geschwüren und Karbunkel am ganzen Körper befallen, verlor alle Besinnung und am Freitag, den sechsten Tag nach dem Fest des heiligen Michael, sein Leben — wolle Gott, nur das des Leibes und nicht auch der unsterblichen Seele.

Hernach wurden zwei große Kriegsmaschinen zu beiden Seiten des Schlosses aufgerichtet, welche Steine von mächtigem Umfang wider das Schloß schlenderten; — mit diesen und viel großen Bombarden, Pfeilen, Schlendersteinen und Vorrichtungen verschiedener Art setzten sie innerhalb vieler Tage die Belagerung fort und legten zugleich an 3 oder 4 oder noch mehr Orten ungeheure Minen unter die Türme und Mauern des Schlosses, wodurch diese Türme und Mauern, wie sie glaubten, da und dort zusammenstürzen sollten.

Am 24. Oktober, nachdem ein freies Geleite zwischen dem Papst und seinen Anhängern einerseits und den Kardinälen

außerhalb und ihrem Feldobristen Boucicaut andrerseits versprochen und zugesagt war, kamen aus dem Schlosse zu einer Unterredung behufs eines Friedensschlusses die papstgetreuen Kardinäle von Pampeluna, von Boyll und de sancto Adriano mit drei der gegnerischen Kardinälen in der Stadt zusammen; da sie sich aber durchaus nicht zu einigen vermochten und die erst bezeichneten Kardinäle zum Papst, der sie abgesandt, zurückkehren wollten, wurden sie durch genannten Boucicaut gefangen genommen, alsbald nach seinem Schloß Borbon abgeführt und dort gefänglich festgehalten.

Samstag den 26. desselben Monats schlichen der Admiral (magister portuum) des Königs von Frankreich und ein Ritter Richard, Boucicauts Waffengefährte, mit ungefähr sechzig Gewaffneten durch einen großen Abzugskanal heimlich in das Schloß ein und drangen bis in die Küche vor, wo sie durch ein göttliches Wunder aufgehalten, alle zusammen ohne bedeutenden Verlust der Schloßbesatzung gefangen wurden.

Die Belagerung wurde durch Boucicaut und die vor der Stadt noch lange fortgesetzt, aber die im Schlosse hielten männlich Widerpart, und wiewohl Feuer an die Minen gelegt ward, stürzte doch, unter sichtlicher Gnade Gottes, nichts von den Schloßmauern ein und die im Schlosse hielten nach wie vor ihre Mauern bewacht und abgeschlossen, und endlich wurde zwischen denen, die draußen, und denen, die drinnen waren, übereingekommen, daß ein Stillstand der Belagerung eintreten solle.

Es ist aber zu wissen, daß in währender Zeit der Belagerung viele von denen, die im Schloß waren, gestorben sind — einige an ihren Wunden, andere an Schwäche wegen Mangel an Speise und Arzneimitteln, die für solche Verwundungen und Schwächen notwendig sind, aber trotz vieler Bitten von draußen grausam verweigert wurden. Und so war, als nach beinah vier Monaten alle Vorräte ausgingen, denen, die im Schlosse waren, alle Hoffnung auf Hilfe aus dieser Not vernichtet . . ."

Leider geht das Belagerungstagebuch nicht bis zur Schlußkatastrophe, da das Schloß mit stürmender Hand genommen ward und der Papst durch einen unterirdischen Gang entweichen mußte . . . unser Berichterstatter erzählt nur noch von einem Entsatz, den päpstliche Parteigänger aus Spanien, zu Schiff die Rhone heraufsahrend, aber durch niedern Wasserstand am Vordringen gehindert, vergeblich versuchten, sodann von Austausch

der Gefangenen und verwickelten diplomatischen Verhandlungen . . . aber das Mitgeteilte reicht hin, um sich vorstellen zu können, was zu Peter von Lunas Zeiten Brauch und Art war, und wie der unbekannte Verfasser des Berichtes Grund hatte, an dessen Schluß zu befürchten, daß wenn Gott nicht bald ein gnädig Einsehen nehme, seine Braut, die Kirche, einer bösen Bedrängnis und der Glaube der Christenheit einem bösen Schiffbruch entgegen gehe.

Ich muß mir versagen, noch eine Reihe gleich anziehender Dinge nach den urkundlichen Denkmalen der Avignoner Zeit zu schildern. Zu viel Geschichte ermüdet . . . und im Grunde, wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die aller Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Heutzutage ist die Bewerbung um Petri Stuhl nicht mehr so hitzig, daß viel Gegenpäpste auftauchen werden, die Menschen diesseits der Alpen dienen häufiger dem Staat und den materiellen Mächten als der Kirche, die fratres liberi spiritus, die man damals verbrannte, wandern nach Amerika aus, und Bombarden heißen itzo Kanonen; immerdar aber dasselbe Schattenspiel: die einen Hammer, die andern Amboß, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältnis! —

Für Kunsthistoriker sei übrigens noch die Notiz beigefügt, daß die Baugeschichte des Palatiums zu Avignon unter Papst Klemens VI. (1342—1352), der den Bauten seines Vorgängers Benedikt XII. den Abschluß gab und insbesondere die capella major, die audentia und die terraciae superiores zufügte, sowie die von ihm angeordnete Ausschmückung des Konsistoriums mit passenden Figurenbildern und Sprüchen (der Papst selber verlangte, daß „sub cujuslibet effigie seu figura, aut in rotulis quos suis gestare videntur in manibus seu dicta seu scripta . . . literis grossis et legibilibus scriberentur, libros et capitula in quibus continentur, rubeis literis designando") in der prima Vita Clementis VI. bei Baluze I. 263 des ausführlichen beschrieben steht.

Und wer sich etwa für die ökonomischen Verhältnisse eines damaligen Kardinals und für die gangbaren Gold- und Silbermünzen interessiert, der möge in Baluzes Urkundenbuch (tom. II. pag. 762) das Inventar über das bare Geld nachlesen, das nach dem Tode des Kardinals Hugo Rogerius im Jahre 1364 sich in seinem „großen roten, mit Eisen beschlagenen" Koffer vorfand.

Die ersten dreißig Säcke, welche die Testamentsvollzieher herausgriffen und mit der großen Goldwage Stück für Stück prüften, enthielten ein jeder fünftausend Florentiner Goldgulden von feinem Gold und Kameralgewicht — tut zusammen 150 000 Goldgulden, ungerechnet dessen, was in den übrigen „sacculis, bursis et panniculis" an allen möglichen neuen und alten Münzsorten der Christenheit („scutati, pavilhioneles, floreni auri del grayle, grossi Turonenses, librae et solidi sterlingi argenti, moneta nigra regni Franciae" u. s. w.) enthalten war. Dem frommen Erblasser scheint einiger Goldregen von den Einkünften des Jubeljahrs zugeströmt zu sein. —

Nachdem ich noch im süßen Schlummer mit Avignons babylonischer Epoche mich beschäftigt und einen wütenden Kampf geträumt, in welchem die strengen kurzkapuzigen Franziskaner ein Kloster ihrer Brüder „von der Kommunität" stürmten und ihre langbekutteten Widersacher zu Tor und Fenster hinauswarfen, war der nächstfolgende Tag einem Rundgang durch die Stadt gewidmet.

Die sich an das Papstschloß anschließende Kathedrale Notre-Dame des Grâces hat ein Portal, dessen korinthische Säulen einem antiken Bauwerk entnommen sind. Verblichene Fresken auf blauem Grund, ein Christus salvator mundi mit Engeln und eine kaum mehr erkennbare Anbetung der Könige (?) sind aus frühitalienischer Zeit und einigen Bruchstücken nach zu schließen feiner behandelt als die Giottos Namen tragenden Malereien in den Inquisitionsräumen des Schlosses. Die Revolution der neunziger Jahre konnte Portal und Kirche nur dadurch vor der Zerstörung retten, daß sie die seltsame Inschrift „monument antique et curieux" breit anschrieb.

Ein stattlicher, weißmarmorner Papststuhl von plumpen Formen, zur Seite das Relief eines geflügelten Löwenungetüms tragend, erinnert an Avignons klassische Zeit; ebenso das ziemlich rohe Denkmal Benedikts XII., der im Jahre 1342 hier beigesetzt ward. Friedlich ruht unweit dieses Kirchenfürsten ein provençalischer Kriegsmann des sechzehnten Jahrhunderts, Louis Balbe Berton de Crillon, „nommé le brave par les braves eux-mêmes," wie die Grabschrift sagt, der, wiewohl er seit seinem fünfzehnten Jahre bei keiner Affäre gefehlt, trotz seiner Wunden von Lepanto sein Leben doch auf vierundsiebenzig brachte und erst 1615 das Zeitliche segnete.

Wenige Schritte von der Kathedrale entfernt ragt eine von Zugwind stets umblasene Felsterrasse empor, le rocher de Notre-Dame. Diesen stattlichen „Luginsland" muß man ersteigen, um einen weiten und großartigen Rundblick bis ins Provençalische und ins Languedoc hinüber zu gewinnen. Da kommt von Norden aus weiter Ferne die Rhone längs ihrer turm- und burggekrönten rebenreichen Ufer einhergeströmt, um sich mit der aus den Meeralpen ihr entgegeneilenden Durance zu vereinigen; — dort drüben an dem rechten Ufer lagerte einst Hannibal mit der karthagischen Armee und ließ Schiffe und Kähne zimmern, bis Mann und Roß und Elefant sicher auf das diesseitige, vom gallischen Landsturm nur schwach verteidigte Ufer des gewaltigen Stromes übersetzen konnten; auch ein reiches Stück Mittelalter steht auf den Hügeln des rechten Rhoneufers in Stein gemauert; das umfangreiche, im Geviertraum die Berghöhe umfassende Fort Saint-André, mit seinem dicken runden Turmgeschwisterpaar am Eingang, seinen hohen Wällen und Zinnen . . . und unmittelbar daneben Villeneuveles-Avignon mit seinem riesigen, viereckigen, den Rhoneübergang beherrschenden Turm, die jenseitige Fortsetzung der Papstresidenz, das Grab Innocenz' VI. und Johanns XXII., einst berühmt durch seine Kartäuser und Benediktiner, jetzt durch die Schönheit seiner Frauen.

Der Blick rhoneabwärts, wo sich eine flache Landschaft gen Süden streckt, ist zum Teil verdeckt durch die gewaltigen Massen, Türme, Kapellen und Hofränne des päpstlichen Palastes, sowie der Kathedralkirche. Aber drüben im Osten schaut eine weite, stattliche Bergkette aus dem Nebel, die basses Alpes, die sich um den wolkenumhüllten, schon von Petrarca als Touristen bestiegenen Mont Ventoux schließen, und in deren Schluchten auch das ewig gepriesen bleibende Vaucluse versteckt liegt. Unmittelbar unter unsrer abgeplatteten Terrasse dehnt sich groß und mächtig das gegen Wind und Sonne gebaute, weitschichtige, unelegante, hochhäuserige, rings noch mit Stadtmauer und Stadttürmen des vierzehnten Jahrhunderts umzogene Avignon, und drunten in der Rhone selbst ragen düster und verlassen, aber von stiller Poesie umschwebt, die Trümmer eines Werkes, das ich nie ohne Rührung betrachten konnte, die Brücke des heiligen Bénézet.

Der heilige Bénézet — wie manches auch die Legende an ihm und seinem Brückenbau ausgeschmückt haben mag — bleibt

immerdar ein guter Heiliger, zu dessen Grab der Künstler lieber pilgert als zu manch anderm prunkenden Monument. Er war das Kind einer noch nicht enchklopädischen und zivilisationsgesirnißten Zeit, wo der Mensch in der Tiefe seines einfältigen Gemütes zufrieden war, einen einzigen Gedanken als Zweck und Aufgabe des Lebens festzuhalten und durchzuführen . . . ein Schäfer aus Alviar in der Landschaft Vivarais, über den, wie hundert Jahr später über seinen schäferlichen Schicksalsgefährten Giotto, die Inspiration der Kunst kam und ihm nicht Ruhe und nicht Rast mehr ließ. Im Jahre 1177 stund der zwölfjährige Hirtenknabe auf den Straßen von Avignon und erzählte jedem der Vorübergehenden, daß er von Gott berufen sei, eine steinerne Brücke über die Rhone zu bauen; den Sachverständigen sprach er verständig wie ein gewiegter Baumeister, den Zweiflern schleppte er, wie die Sage meldet, einen sieben Schuh breiten Stein, den sonst nicht dreißige zu heben vermochten, bis an den Fluß und warf ihn als erstes Fundament hinein, die ökonomisch Bedenklichen wies er auf Gott, der im Schwachen Starkes vollbringt . . .

Begeisterung hat etwas wohltuend Kontagiöses, man glaubte an den jungen Architekten, der an sich selbst glaubte; Bischof, Geistlichkeit und Volk hatten Freude an ihrem „Benedictulus pontifex" und schafften die notwendigen Goldgulden herbei; nach zwölf Jahren waren die steinernen Bogen über das breite Gewässer gespannt, das Unglaubliche war geschehen, der wilde, schon dem Altertum ob seiner jähen, reißenden Strömung („Rhodanusque celer" — „praeceps Rhodanus") berüchtigte Strom durch eine der stolzesten Brücken gezähmt, und die beigetragenen Gelder und frommen Stiftungen reichten noch aus, um am Eingange der Stadt ein Hospital und eine geistliche Brüderschaft, genannt die „Brüder von der Brücke", zu begründen.

Sankt Bénézet aber wollte nichts anderes mehr in seinem spätern Alter, als bei seiner Brücke sein; dort, in steter Sorge um das nach Mühe und Not gelungene Werk seines Lebens, von der Brüderschaft zum Prior erwählt, brachte der Hirtenknabe von Alviar den Rest seiner Tage zu. Auf den dritten Brückenpfeiler aber hatte er, der sich's nicht als möglich denken konnte, daß jemand über das große, starke Wasser waudeln mochte, ohne an die Herrlichkeit Gottes in seinen Strömen zu denken und ein andächtig Vaterunser beten zu wollen, eine anmutig kleine Ka-

pelle angebaut . . . in diese Kapelle auf dem dritten Pfeiler haben ihn im Jahr 1195, da sein irdisch Tagewerk zu Ende ging, seine fratres de ponte hinausgetragen und begraben, und so ruht er denn, gottvergnügter als ein Pharao in seiner Pyramide, in dem Bauwerk, das er selbst so zu sagen aus seinem Herzblut aufgebaut, und hört die Rhone fröhlich brausen um sein Grab, und das Volk, das einem jeden dankt, der es gut mit ihm gemeint, hat den unstudierten Baumeister heilig gesprochen und ihn unter die vielen Heiligen eingereiht, die nicht im Kalender stehen, aber doch ein ehrend Andenken verdienen.

Die Brücke des heiligen Bénézet ist im Lauf der Jahrhunderte geborsten und steht nur noch als ein ehrwürdiger Torso in der Flut, aber dem Pfeiler mit der Grabkapelle tut die Rhone nichts zu leid; aus dem einst von Boucicaut erstürmten festungsartigen Bau, der unnahbar die Brücke von der Stadtseite umschließt, stieg ich hinüber zu jenem dritten Pfeiler; ein wilder Feigenbaum grünte vergnüglich im flutumrauschten Chor des verödeten Kirchleins; ich brach mir ein Feigenblatt, das noch jetzt, da ich dies schreibe, aus dem Skizzenbuch als fröhliche Reliquie zu mir herüberschaut, und ich werd' es in Ehren halten, wenn auch die Welt von heute vom heiligen Bénézet von Avignon nichts mehr weiß und lieber zum heiligen Bénazet in Baden-Baden wallfahrtet, der auf seinen grünen Tischen wohlwollend und gnädig ihr Opfergeld entgegennimmt, ohne Brücken davon zu bauen . . . Vingt-et-un, rouge, impair, passe! . . .

Die Bevölkerung von Avignon scheint keinen Drang in sich zu fühlen, das Andenken an ihre „babylonische" Zeit durch ein Denkmal der Gegenwart zu erhalten; dieser rocher de Notre-Dame, von dessen luftigen Höhen der Blick das ganze ehemalige päpstliche Gebiet umspannt, wäre sonst ein geeigneter Platz, eine jener Gestalten in der dreifachen Krone mit Hirtenstab und Schwert in Marmor oder Erz aufzustellen. Statt dessen erhebt sich hoch oben das Standbild eines bärtigen Mannes in langem Talar, der einen Büschel Pflanzenstengel in der Hand hält . . . und wer ist dieser eherne Unbekannte, der wie ein Beherrscher auf Land und Stadt und Schloß der Päpste herabschaut? . . .

Der Einführer der Krappkultur!

Es läßt sich kaum ein schärferes Symbol des Protestes des französischen Bürgertums gegen alle Erinnerung an die kirchlich feudale Vergangenheit denken, als dieses Denkmal an dieser

Stelle. Ob eine bewußte Absicht seiner Errichtung zugrunde liegt, weiß ich nicht, aber die Fabrikanten und Industriellen und Rotfärber des neunzehnten Jahrhunderts hätten kein bedeutsameres Lied ohne Worte ersinnen können, als indem sie angesichts der in Stein geschriebenen Geschichte der Hierarchie diesen Krappwurzelfarbkraftentdecker, der bereits in den rotgefärbten Hosen der französischen Armee sein vieltausendfältiges Denkmal hat, auf das ehrende monumentale Piedestal erhoben. Und ein neckischer Humor hat es gefügt, daß auch das eherne Standbild den entschiedenen Färberberuf des Krappentdeckers noch auf dem Felsen von Avignon in schöpferischer Tätigkeit fortsetzt, denn infolge von Regen und Oxydation hat das Erz der Figur den schönen weißen Marmor des Fußgestells zersetzend durchdrungen und mit unverlöschlichen Strichen zwar nicht krapprot, aber doch giftig grünspangrün gefärbt . . .

Das Museum Calvet, wohin ich in edler archäologischer Wißbegier von hier aus meine Schritte lenkte, fand ich in einem jammervollen Zustand, dem ich jedoch keine Tränen, sondern ein pietätloses schallendes Gelächter weihte. So viele Schreckensbilder auch die verheerende Gewalt der Ueberschwemmungen schon vor meine Augen geführt hatte, auf den Schreck war ich doch nicht gefaßt, ein archäologisches Museum in Wassersnot zu treffen!

Und doch war es so! Die Gewässer selbst waren zwar aus der Museumsstraße wieder abgeflossen, aber die Spuren der gräßlichen Verwüstung noch ungetilgt und unverhüllt zutage liegend.

Wie sah es in diesem Hofe aus! . . . Ein Avignonischer Winckelmann hätte sich ein Leid darob antun mögen! . . . Umgerissen, sündflutlich übereinander geschwemmt, in Schlammformationen gebettet, als sollten sie eine zweite Versteinerungsperiode durchmachen, lagen die antiken Fragmente . . . hier zu einem Koglomerat zusammengebacken ein Sarkophag mit etlichen Architraven und Stirnziegeln, dort im Gras ein weiblicher Torso unanständig neben einem soliden Meilenstein . . . seitwärts aber unter einer Bretterhütte war ein halb Dutzend verunglückter Götterbilder bereits wieder aufgerichtet, und die Mägde des Inspektors waren in traulichem Verein mit rothosigen Rekruten beschäftigt, unter Singen und Lachen mit Besen, Bürsten und sonstigen „Kriegsmaschinen" die edlen Marmorleiber von dem schier unheilbar inkrustierten Schmutz zu befreien.

Auch in den inneren verschont gebliebenen Räumen war es zu feucht, um lange zu verweilen; solchen, die sich gerne ihre archäologischen Zähne an etwas schwer Erklärbarem stumpf beißen, nenne ich ein Skulpturwerk von fremdartig scheusalhaftem Charakter, gefunden im Jahre 1849 tief unter dem alten Boden der Kirche von Noves, Departement bouches du Rhône . . . ein großes, breitköpfiges, halb affen-, halb wolfsartiges Ungeheuer in sitzender Stellung, dessen Rachen der halb verschlungene Arm eines Menschen entragt und das in seinen Vordertatzen zwei menschliche Köpfe oder Brustbilder hält.

Ob hier phantastisch rohes frühes Mittelalter, oder gallisch-druidische Menschenopferer, oder gar altphönikische Molochverehrer, denen auf ihren Handelsfahrten die Rhonemündungen gar wohl bekannt waren, sich an den Gesetzen des ewig Schönen so grausam in Stein versündigt haben, will ich gelehrteren Männern, die mehr Zeit zu verlieren haben, zur Entscheidung überlassen. Die Schlüsselbewahrerin, die mich umherführte, sagte, das Ungetüm sei „une tarasque". Ein gründlicher Altertumsforscher könnte also auch noch die fabelhafte Geschichte von dem durch die heilige Martha besiegten Drachen, wovon die Stadt Tarascon an der Rhone den Namen trägt, und die noch jetzt dort am zweiten Pfingsttag in festlichem Jubel durch die Straßen geschleppte ungeheure, künstlich bewegliche, rachenaufsperrende, schwanzkrümmende „tarasque" (das weit in der Provence berühmte, vom lustigen König René durch die Statuen der chevaliers de la Tarasque gefeierte Wahrzeichen von Tarascon) mit diesem Steinbild in Verbindung bringen.

Jedenfalls scheint ein starkes Stück alten Heidentums in dem Ungetüm Nr. 51 des Museums Calvet zu stecken, und — seinem Kunstgehalt nach ist es den christlichen Gottesmännern nicht zu verargen, daß sie es dereinst so gar tief unter drei Fundamenten ihrer Kirche ab und zur Ruhe brachten.

Unweit dieser heidnisch barocken Skulptur steht ein griechischer Grabstein mit der einfachen Grabschrift: *Μονοδότη Χρηστέ Χαῖρε!**

Es tut unendlich wohl, so nah neben der Barbarei einen Ton reiner, edler Humanität zu vernehmen. Läßt sich einer teuren Hingeschiedenen etwas Innigeres, Vielsagenderes, Bedeutsameres

* Edle Monodote, lebe wohl!

auf das Grab schreiben, als dieser wie Rauschen der blauen Woge des Mittelmeers ausklingende Abschiedsgruß? Wer so dachte, hatte freilich für menschenfressende Ungeheuer keinen Raum in Phantasie und Kunst und Leben. *Μονοδόιη χρησιή χαῖρε!* . . .

Aus der Gemäldesammlung des Museums sind mir nur zwei Bilder in der Erinnerung geblieben, ein erst untermaltes von David: ein fast nackter, im Kampf gefallener kleiner Sansculottentambour, die trikolore Kokarde am Hut . . . der tragische Hauch der neunziger Jahre, der damals den Meister selbst elektrisierte, liegt über diesem erschossenen Kinde, von dessen wirklichem Geschick ich vergebens Kunde zu erhalten suchte. — Am Ende eines Korridors aber hängt Horace Vernets bekannter Mazeppa, der, auf den Schimmel gebunden, von Wölfen verfolgt, durch Gedörn und Gestrüpp der russischen Wälder jagt — von dem Meister der guten Stadt Avignon, der Heimat seiner Väter, geschenkt, und — schwer glaublich, aber doch wahr — neben diesem Mazeppa hängt derselbe Mazeppa, von demselben Horace Vernet als leibhaftiger Doppelgänger oder vielmehr Doppelreiter, abermals . . . eine Anordnung und Gruppierung, die den spießbürgerlichen Mäcenaten von Avignon alle Ehre macht. Bei unvorsichtigem Rapierfechten der Schüler auf Vernets Atelier war nämlich der erste Mazeppa von einem Florettstich durchbohrt worden, der der Leinwand einen schweren Riß beibrachte; der Meister entschloß sich edel und kurz, das Bild zum zweitenmal zu malen, und schenkte das zweite unversehrte der Gemeinde Avignon. Da aber die weisen Väter der Stadt vernahmen, daß das erste wieder kunstreich geflickt und retouchiert sei, war ihnen das Gefühl, daß zu Paris nun dennoch jemand durch Erwerb des ersten echten Mazeppa den ihrigen verdunkeln könne, so unerträglich, daß sie auch den florettdurchbohrten noch erwarben ... und der provinziale Stolz darf sich jetzt den Parisern rühmen, daß er etwas ganz Originales von Horace Vernet besitzt, nicht nur einen, sondern zwei Mazeppa — und beide nebeneinander aufgehängt! . . .

Die Abendstunden des zweiten in Avignon verlebten Tages vergingen mir, wie schon manche frühere, in heiterem Aerger über des Herrn von Thümmel Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. In der Hoffnung, über Land und Leute etwas zu erfahren, hatte ich den vielgepriesenen Touristen

zu mir gesteckt, aber zu meiner Betrübnis mußte ich wahrnehmen, daß man etwas von der glückseligen Natur eines Haarkräuslers und Tanzmeisters, oder von der „schönen Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig" in die Adern gemischt haben muß, um diesen „Klassiker deutscher Nation" auf dem Schauplatz seiner Taten mit Genuß würdigen zu können.

Es mag seinerzeit sehr pikant gewesen sein, als vornehmer Hypochonder mit einem treuen Johann und einem wohlgenährten Mopse südwärts zu ziehen, um „durch Rütteln und Schütteln der Postchaise den freien Gebrauch der blasierten Seelenkräfte wieder zu erlangen," es mag auch für den, der weder aus Natur noch aus eigenem waghalsigen Abenteuer in fremdem Land neue elektrische Regung in den müden Geist zu leiten versteht, eine Angelegenheit äußerster Wichtigkeit gewesen sein, ein hochbusig provençalisches Naturkind als Berliner Anakreon über die mythologischen Verhältnisse Gott Amors zu belehren oder die Freundin eines avignonischen Dompropstes durch ein geweihtes Strumpfband zu erobern . . . mögen auch recht schöne Sachen in den sorgsamen frisierten und gepuderten Oden und Lehrgedichten stehen, die der Verfasser, um sich „sanft über lästige Zeiträume zu heben", kunstreich zu bauen weiß: aber wer außer der süßen Person dem mit verführerischen Brusttüchern und Schürzen so ernste Kämpfe kämpfenden Hypochonders noch etwas von den mittäglichen Provinzen oder den gesellschaftlichen Zuständen des Landes, das damals in stiller Schwüle gewaltigen Dingen entgegen ging, kennen zu lernen wünscht, der belastet sich vergeblich mit diesen Bänden.

Und daß noch auf dem Markt des heutigen Tages — nachdem die großen Gewitter um den deutschen Parnaß die Luft gereinigt, nachdem selbst Vater Wieland, der ähnliche Dinge doch noch mit gesalzener Grazie auf hellenischer Flöte zu blasen verstand, bereits viel Staub ansetzt und böse Menschen die Entdeckung gemacht, daß jener tändelnd empfindsame Esprit unsrer galanten Vorväter oftmals von Fadheit gar nicht weit verschieden; daß in diesem kritischen, geschichtlichen Jahrhundert der verdammungsgestörte und aus medizinischen Gründen leichtsinnige Reisende durch Frankreich als Klassiker deutscher Nation der gläubigen Lesewelt gespendet wird: das ist ein heiteres Stück, worüber er vielleicht selber im Grabe ein Lächeln aufschlägt, und beweist eben, daß die deutsche Nation ein unabweisbar Be-

dürfnis hat, alles, alles, selbst ihre Klassiker oktroyiert zu erhalten.

. . . Bis zu der erhebenden, zehn Strophen erfüllenden Ode auf den Tod seines im schönen Süden an Schwermut gestorbenen Mopses vorgedrungen, beendigte ich für diesmal die Lesung des deutschen Klassikers, entschlossen, des folgenden Tages an ein Oertlein hinüber zu fahren, wo man seinerzeit einiges mehr an Poesie in Wort und Leben verstand: an den Quell von Vaucluse!

„In una valle, chiusa d'ogn' intorno,
Ch' è refrigerio de' sospir miei lassi,
Giunsi, sol con Amor, pensoso e tardo

Ivi non donne, ma fontane e sassi.
E l'immagine trovo di quel giorno,
Che 'l pensier mio figura ovunqu' io sguardo."

Ein Tag am Quell von Vaucluse.

(1857.)

Ein anmutiger Weg führt durch reich angebaute Campagnen, mitunter auch durch einsames Heideland von Avignon ostwärts dem kahlen, mauergleich die Landschaft abschließenden Kalkgebirg entgegen, in dessen vielfach zerklüfteten Abhängen Tal und Flecken Vaucluse sich eines weltabgeschiedenen Daseins erfreuen. Ein leichtes Fuhrwerk, befehligt von dem wackern Avignoner Kutscher Godefroi Lefort, welcher, um seine Lippen nicht mit gotteslästerlichen Reden zu entweihen und doch andererseits der süßen Gewohnheit des Fluchens nicht zu entsagen, den seltsamen Kraftausdruck „grenouille de Dieu!" als drittes Wort zu gebrauchen pflegte, trug uns an einem fröhlichen Sommermorgen in holperndem Trabe dorthin.

Unweit des Städtleins L'Isle stießen wir auf eine seltsam wandernde Gesellschaft: etliche Männer in Blusen zogen einen tuchüberspannten Wagen, darin ein blasses krankes Weib saß, eine zigeunerartige Alte kam almosenheischend zu uns herüber. „D'où venez Vous?" sprach ich sie an; sie aber schüttelte das Haupt und sagte abwinkend: „Versteh' nicht französisch."

Also fahrende Leute deutschen Stammes auf offener Landstraße zwischen Vaucluse und Avignon. „Deutsch denn!" fuhr ich fort, „woher des Weges?" — „Von Marseille." — „Was dort getan?" — „Am Hafen gearbeitet, Lumpen gesammelt." —

„Sonst nichts?" — „Ja doch." — „Was denn?" — „Auch Knochen aufgelesen." — „Wohin jetzt?" — „Heim, nach Sulz im Elsaß. Es wird zu heiß in Marseille." . . . Sie wiesen uns zu förmlicher Legitimation ihren Paß vor. „Grenouille de Dieu!" sprach Godefroi Lefort, der Kutscher, da er die Insignien des Kaiserreiches auf ihrem Reisepaßweis wahrnahm, „voilà des Français qui parlent un beau patois!"

. . . Es waren trübselige Betrachtungen anzustellen über die Beteiligung der Menschen deutscher Zunge an den Spenden des Mittelmeeres . . . Vorüber, vorüber! . . . Wir gaben den Leuten von Sulz ein reichliches Almosen und wünschten ihnen Glück zur Heimfahrt oder vielmehr zum selbst sich befördernden Heimschub.

Bald waren wir an Ort und Stelle. Vaucluse und Petrarca! es wird wenig Namen geben, die in der Ueberlieferung der Menschen so aneinander gelötet sind wie diese zwei. Der alte Poet ist nicht nur geistig, sondern auch volkswirtschaftlich der Patron von Vaucluse geworden, man lebt und zehrt von seinem Andenken, der Kutscher verdankt ihm die Bestellung seiner Wagen, der Wirt den Besuch seines Gasthofes, der Fischer in der Sorgue den Verkauf seiner Forellen. Darum steht auch gleich bei der Einfahrt ein Obelisk mit der Inschrift à Pétrarque, an der freilich etliche Buchstaben abgefallen sind, so daß jetzt nur noch der Hieroglyph A . . TRA . QUE. sichtbar ist. Der Gasthof aber trägt das stattliche Schild: „Hôtel de Laure et de Pétrarque!"

Man macht verschiedentliche Erfahrungen an Wirtshausschildern im Lauf eines zu häufiger Einkehr verurteilten Lebens; — seit ich dereinst zu Pompeji im Café restaurant zum „Diomedes" unweit der Eisenbahn mein Beefsteak nach der Karte und meinen Seefisch verzehrt, konnte es nichts Erschütterndes mehr haben, auch bei der Laura und beim Petrark einzukehren. Vielleicht daß unsre Enkel einstmals in Sesenheim ein stattlich Wirtshaus „zur Friederike und zum Goethe" oder bei Wetzlar eine Brauerei „zum Werther und zur Lotte" vorfinden; — die Nachwelt hat verschiedene Formen, sich vergangener Liebe zu erinnern.

Wir bestellten eine Mahlzeit und gingen vorerst, ehrfürchtig wie sich's an einem Orte geziemt, dessen Wirtshäuser solche Namen tragen, zu der eine Viertelstunde entfernten Quelle.

Petrarca war ein landschaftlicher Feinschmecker; es mag

einer in vieler Herren Länder suchen, bis er ein so reizendes, zu einsamer Pflege der Musen geeignetes, mit immer frischer Naturfülle das Gemüt anmutendes Oertlein gefunden, und wenn von ihm nichts bekannt wäre, als daß er die üppig lärmende Papststadt am Rhonufer verlassen, um an diesem kühlrauschenden Felsquell festgesiedelt ein otium cum dignitate zu pflegen, so würde es genügen, den Mann von gediegenem Geschmack, den Kenner eleganter Natur zu bekunden.

Der Pfad zur Quelle der Sorgue, jener „dolce sentier, che sì amaro riesci“ zieht sich auf deren rechtem Ufer, an einer Felsgrotte, dem „trou du Coulobré“, das die Sage zur Behausung des vom heiligen Veranus vertriebenen Drachen macht, den Felsen entgegen. Gegenüber ragen auf steilem Abhang, von dunklem Gebüsch und einer Gruppe von Pappelbäumen umsäumt, über verschiedenen winkligen Häusergruppen und turmartigem Gebäu die Ruinen des Schlosses von Vaucluse, das die Grafen von Toulouse einst erbauten und später den Bischöfen von Cavaillon abtraten, deren einer, Philipp von Cabassole, Petrarcas Zeitgenosse und Freund war, von ihm durch Zueignung der Schrift de vita solitaria und manches freundschaftliche Sendschreiben geehrt.

Die Landschaft ist äußerst malerisch, Stift und Pinsel zur Nachbildung wahrhaft herausfordernd.

Mächtige, über 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Kalkfelsen von grauer, oft gelblich braun unterbrochener Färbung umschließen in pittoresken Formen das enge Tal. Ihre Wände sind kahl, fast ohne alle Vegetation; nur den Ufern der Sorgue entlang und vornen beim Flecken Vaucluse üppiger Baumwuchs und graugrüne Olivenpflanzungen. Schutthügel, mit Felsblöcken übersäet, strecken sich an den Abhängen, durch sie bricht sich das rauschende starke Bergwasser Bahn.

Am Ende des Tales, da wo es durch eine kaum übersteigbare riesige Wand im wahrsten Sinne des Wortes abgeschlossen ist — in einer förmlichen Felsensackgasse fanden wir denn, still und lauschig, den Quell, die „Sorgia, rex fontium“, ein ruhig tiefes, blaugrünes, wundervoll durchsichtiges Gewässer, das reich und breit und gleich mit Stromesstärke aus geheimnisvoll unergründeter Spalte der Kalkwand zutage springt und unmittelbar am Ende seines, einem Miniaturgebirgssee ähnlichen Beckens in schäumendem Fall über moosdunkle Felsen talab stürzt.

Der Wasserstand war ein sehr hoher; — zu andern Zeiten senkt sich oft, ohne äußerlich erkennbaren Grund, der gesamte Quell und verschlüpft fast ganz in die Tiefen des Berges, so daß man weit in die Höhlungen des seltsamen Bassins hinabsteigen kann.

Wenige Feigenbüsche, mühsam und ängstlich an die Ritzen des kahlen Gesteins sich anklammernd, wiegten ihre Aeste über dem klaren Spiegel; die Ruhe des Quells, die tiefe Durchsichtigkeit der Wasserfläche, auf deren Grund hellgrüne Schlingpflanzen die meerdunkle Farbe des Bergwassers unterbrechen, kontrastiert prächtig zu dem wenig Schritte davon beginnenden milchweiß aufschäumenden Sturz und Entrauschen.

Hier ist wahrhaft ein geschlossen Tal — ein procul abeste profani! — ein Bad zu wohligem Herumplätschern für Nymphen und Najaden und all in den Spalten wohnendes Gnomenvolk — ein Ort der Erinnerung und träumenden Selbstvergessens, ein echter Poetenwinkel, geeignet, auch viel Jahrhunderte nach Petrarca bei kühler Sommerfrische, genügender „Naturverpflegung" und einigen andern notwendigen Voraussetzungen einen epigonischen Mann zu Sang und wohllautendem Austönen der Seele zu begeistern.

Hier begreift sich's, wie Petrarca bei der naturgetreuen Schilderung des Tales, die er seiner vita solitaria (lib. II. tractat. X. cap. 2.) einflocht, sich an den Ausspruch Senecas gemahnt finden mochte, daß der Anblick solcher nicht durch Menschenhand, sondern durch Kräfte der Natur in die Felsen gehöhlter Wölbungen das Herz mit frommem Schauer durchziehe, und daß der plötzliche Ausbruch eines Flusses aus verborgener Tiefe zur Gründung von Altären auffordere.

Es wollte mir wehmütig zu Sinn werden, da ich den Blick in dieser Felswildnis sich ergehen ließ. Der landschaftliche Eindruck ist beinahe der gleiche wie auf der Insel Capri — als ob das Gebirg von Vaucluse unter dem Meere sich fortziehe bis zum Busen von Neapel und gegenüber dem Vesuv sein Haupt wieder aus den Wellen erhebe; — dort in den Abhängen des Monte Solaro wie hier an Petrarcas Quell dieselben hohen Abstürze von hellem Kalkstein, dieselben seltsamen Spalten und Grotten, dieselben Feigenbüsche und Oliven . . . mein Herz wollte schier Heimweh bekommen nach den flachen Dächern jenes glückseligen Eilands, da es so lebhaft seiner gemahnt ward.

Touristen aus allen Weltgegenden haben ihre Namen an die Felsen geschrieben, gepinselt, eingehauen . . . auch eine Inschrift, wahrscheinlich den Wasserstand betreffend, erscheint an der Felswand, wenig über der Höhe der Quelle. Eine fröhliche Gesellschaft war unten am Saume des Wassers gelagert; Herren und Damen hatten einen kühlen Trunk geschöpft und ließen ihn, nachdem sie übrigens eine Anzahl Weinflaschen schon vorher ausgetrunken, zu Ehren der Laura und ihres Freundes die Runde machen . . . Ueberall Petrarca, und nichts als Petrarca! In Vaucluse ist kein Kraut wider ihn gewachsen.

Sein Wohl aber im Wasser seines eigenen Quells zu trinken, schien mir unangemessen. Darum, um auch meinerseits dem Ort und seinem Genius den schuldigen Tribut abzutragen, streckte ich mich hoch oben auf einer Felsplatte in den Schatten und verfertigte, denn jede andere Form wäre hier eine Versündigung gewesen, ein wohlgedrechseltes Sonett, sagte, was ein gebildeter Mensch unter solchen Umständen sagen kann, Lob und Preis a) des Quells, b) des Mannes, der hier so viele und schönere Sonette gemacht, schloß mit der angemessenen Wendung:

. . . ein halb Jahrtausend ist talab gerauschet,
Seit hier die Nymphen Lauras Freund belauschet,
Stumm ruht die schatt'ge Wildnis und verschwiegen,
Doch ewig strömt, wie hier Petrarcas Quelle,
Der Dichtung Born in bergesfrischer Welle:
Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen!

schnitt sodann ein Blatt aus meinem Skizzenbuch, schrieb das Poem reinlich darauf, verschloß es in eine der Flaschen, welche die französische Gesellschaft unterhalb samt andern Frühstückstrümmern zurückgelassen, und warf die Flasche und Sonett in die Tiefe der Flut — gleich einem jener Weihgeschenke, welche die Sauerwassertrinker des Altertumes nach glücklich vollbrachter Kur den Nymphen zum Dank in die Quellen versenkten. Da ich aber bei dieser Gelegenheit, den Widerhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!" rief, klang leise gehaucht ein „. . . Arg! Arg!" zurück, so daß ich von jeder weitern Behelligung des Echo sofort abstand.

Noch lange blieb ich oben auf meinem Steinblock sitzen, in der Lesung der rime des Meisters Francesco vertieft; das

Rauschen des Quells und der flutende Wohllaut seiner Sonette war zwiefache Musik; vieles bekommt an Ort und Stelle erst seine Gestalt, und scharf und plastisch springt oftmals ein Stück Landschaft, eine Felswand, ein Gebüsch, der Quell selber, sozusagen der ganze Vaucluser Lokaleindruck aus den melodischen Sängen. Wie die Staatsweisen herausfanden, daß ganze Nationen eigentlich nur der menschlich formulierte Ausdruck ihrer Heimatserde sind, so ist's auch für Erkenntnis der Poeten unerläßlich, den Boden seiner Schöpfungen zu kennen,

... „Scis, quo colle sedes? majestas quanta locorum est?" ..

und hinterwärts von Langensalza und Halberstadt darf man wohl bis an das Ende der Tage vor der Gefahr sicher sein, von petrarchischen Sonetten überflutet zu werden.

Inzwischen hatte die Wirtin „zur Laura und zum Petrark" ein treffliches Mittagsmahl bereitet und schickte ihren Boten, der mich zu soliderer Beschäftigung nach Vaucluse zurückrief. Mit Befriedigung überzeugte ich mich, daß für Petrarcas Frühstücke und gesamte „Naturverpflegung" in diesem einsamen Tale genügend gesorgt und namentlich seine Festtagstafel mit erlesenen Gerichten ausschmückbar war; der Quell vereinigt das Nützliche mit dem Schönen und liefert nicht nur die Anregung zu unsterblichen Gesängen, sondern auch seine Aale, schmackhafte Forellen und delikate Krebse — bei lukullischem Festmahl zu prangen würdig.

Nach vollbrachter Mahlzeit bemerkte der Kutscher Lefort, es sei durchaus notwendig, auch Petrarcas Haus in Augenschein zu nehmen. Ich hieß ihn eine Flasche Wein zu sich stecken und überschritt unter seiner Führung die Brücke der Sorgue, um ins Innere von Vaucluse zu gelangen. Die Hauptstraße des Städtleins ist ein durch den Fels gehauener Tunnel, Rest des Aquädukts, darin einst die Römer das Wasser der Quelle nach den Niederungen von Arles hinüber leiteten.

Das Haus eines Herrn Taeussel, unmittelbar an die steilen Nagelfluhfelsen angelehnt, deren weitere Wände die Reste des Schlosses der Grafen von Toulouse tragen, wird als das des Dichters gezeigt.

Es mag sein ... Lage und Oertlichkeit stimmen ganz mit den Beschreibungen, die er selber von seiner Klause entwirft

Ein einfach viereckig steinern Wohnhaus mit flachem Dach, am Eingang rückwärts eine kleine Veranda, der von der Straße hereinführende Gang von Reben umrankt, ein Garten mit üppigen Feigenbüschen und mächtigen Lorbeerbäumen, dessen Mauern von der kühlenden Flut der Sorgue umspielt sind ... alles im Schatten darüberhangender dunkler Felsen ... jenseits der Straße in kecken Linien die Ruinen des Schlosses emporsteigend: das war's ungefähr, was in jenem traulichen Winkel, den einst die Römer den Nymphen der Quelle geweiht, zu erschauen war.

Es lagert eine poetische Lust über jenem Oertlein; ich entschied mich ohne weitere Kritik dafür, daß Petrarca wirklich seine fünfzehn Vaucluser Jahre hier verlebt, und begriff mehr und mehr, wie er mit solcher Liebe seinem „geschlossenen Tal" zugetan und oft in Versuchung sein konnte, sich gänzlich permanent hier zu erklären.

Noch war das Haus, wie er es einst geschildert, jucundum, solitarium, salubre et paucorum bene concordium hospitum late capax ... (Epistol. lib. VIII. ep. 118), noch ragte vorn im Garten am feuchtfrischen Ufer hoch und stolz der Lorbeer, wie jener, von dem er einst gesungen:

... così cresca 'l bel lauro in fresca riva
E chi 'l piantò, pensier leggiadri et alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva!

noch strömte murmelnd das Flüßlein vorüber, das einst zu jeder Stunde mit ihm geweint:

... 'l bel rio ch'ad ogni or meco piange,

das er, in dichterischer Licenz der Beschreibung, durch seine Tränen anschwellen machte,

— fiume che spesso del mio pianger cresci —

und in Erfüllung gegangen war die stolze Prophezeiung, die er seinem Freund Olympus ausgesprochen, daß in Zukunft bei vielen der Ort Vaucluse nicht weniger durch seines Poeten Namen als durch den wundersamen Quell gekannt sein werde ... (Opinari ausim, apud multos non minus locum meo

nomine quam suo miro licet fonte cognosci. Epistolar. lib. VIII. ep. 116.)

„Hier also" — schrieb Meister Franciscus Petrarca dereinst selber — „hab' ich die Sorgen der Stadt mit ländlicher Ruhe vertauscht, diesen Ort hab' ich nicht durch meine Wahl allein, sondern auch durch eine ländliche Mauer und, wie ich hoffe, durch noch solideres Zement, durch Wort und Dichtung, nach Kräften zu schmücken gesucht. Hier — denn mit Freuden denk' ich daran — hab' ich meine „Africa" begonnen, mit solchem Ungestüm und solcher Einsetzung geistiger Kraft, daß ich jetzt nur wie eine Schnecke auf jenen Spuren einherschleiche und fast selber von meiner Keckheit und dem großen Fundament des Werkes erstaune. Hier hab' ich keinen geringen Teil meiner Episteln in gebundener wie ungebundener Rede und meine bukolischen Dichtungen vollendet — in einer Kürze der Zeit, darüber du dich verwundern würdest.

Kein Ort gewährte mir mehr Muße und schärfere Anregung, die ausgezeichneten Männer aller Länder und Jahrhunderte um mich zu versammeln; in jener Einsamkeit hab' ich die vita solitaria und das otium der Religiosen in einzelnen Abhandlungen auszuführen und zu preisen unternommen.

. . . In jenen Schatten endlich hofft' ich, die jugendliche Glut, die mich so lange Jahre feurig verzehrte, zu kühlen; schon in frühem Alter war ich gewohnt, dorthin wie zu einer festen Burg zu flüchten. Aber ach mir Unvorsichtigem! das Heilmittel selber wandte sich zu meinem Verderben, die Sorgen, die ich mitgenommen hatte, loderten hoch auf, in der öden Einsamkeit war niemand, der mir löschen half, so ward ich nur um so verzweifelter entzündet, die Flamme des Herzens schlug aus meinem Mund, und ich erfüllte Täler und Lüfte mit klagenswertem, aber, wie manche gesagt haben, süßem Gemurmel. Hier entstanden in der Vulgarsprache die Dichtungen meiner jugendlichen Kämpfe, über die mich jetzt Reue und Scham befällt, die aber bei allen, welche an derselben Krankheit leiden, so sehr beliebt sind.

. . . Solang ich lebe, wird jener Sitz mir der angenehmste sein, durch die Erinnerung an meine jugendlichen Sorgen, deren Reliquien mich noch in diesem Alter eifrig beschäftigten.

Aber wenn ich nicht selber mich irre: anderes hat der Mann zu treiben, anderes der Jüngling. Ich hatte in jener Lebenszeit nichts anderes gesehen; richtiger Erwägung stand blinde Liebe

entgegen, Schwäche der Jugend und Mangel an Rat; es stand entgegen die Ehrfurcht vor meiner Beherrscherin, unter deren Zepter zu leben mir mehr wert war, als Unabhängigkeit, ja, ohne welche mir an Freiheit und Lebensfreude etwas fehlte. Jetzt freilich hab' ich jene und alles, was Süßes übrig war, in einem Schiffbruch verloren, und — nicht sprech' ich's ohne Seufzen aus — mein einst so blühender Lorbeer (laurus), der allein mir die Sorgue und die Durance herrlicher machte als den Ticino, ist von jähem Unwetter getroffen verdorrt . . ."

Hier in dem lorbeerumbuschten Garten an der Sorgue, in dem „Hortulus qui fontibus imminet ac rupibus subjacet" blieb mir denn wiederum nichts übrig, als dem Meister Francesco Petrarca eine Stunde der Erinnerung zu widmen.

Er war ein Mann eigenen Schlages, der große „Rimatore" und „Sonettatore"; selten wird ein Poet in so mannigfaltigem, widerspruchsvollem Bild auf die Nachwelt übergehen.

Die große Menge, die seinen Namen als einen berühmten auf der Zunge führt, weiß freilich wenig anderes von ihm, als daß er in seinen jungen Tagen nach Avignon kam und alldort — wie das Basler historisch-geographische Lexikon von 1736 treffend bemerkt, „mit Laura, einem Frauenzimmer, bekannt wurde, welche er gar sehr liebte und in seinen Schriften auf eine ungemeine Art herausstrich."

Andere wissen dann noch weiter, daß er für diese Laura über zwanzig Jahre lang schwärmte, bis sie, von der Pest hinweggerafft, ihm entrissen ward; daß er dann nach ihrem Tode, wie das Leipziger Konversationslexikon ergreifend zu berichten weiß, „für alles dankte und wieder nach Avignon ging, wo er am Grabe seiner Laura abwechselnd dichtend weinte und weinend dichtete" — ja, daß er durch die Masse von Sonetten und andern rime, die er behufs der „Herausstreichung" seiner Angebeteten fertigte, nebenbei auch Schöpfer einer italienischen Lyrik und Dichtungssprache ward.

Belehrt man sich dann des näheren über jenes Verhältnis zur Laura, so findet man in besagter Konversationslexikonsüberlieferung eine so glänzende, herzrührende Schilderung, daß man begreift, wie der Wirt zu Vaucluse noch fünf Jahrhunderte nach dem beiderseitigen Tod ein solches Liebespaar auf dem Schilde seines Gasthofs verewigen konnte. Es wäre unrecht, hier zu verschweigen, was das unvermeidliche Leipziger Lexikon hierüber

des näheren vermeldet. „Laura war die Tochter des Ritters Audibert von Noves und seit 1325 mit Hugo von Sade in Avignon vermählt. Sie war eine der vollkommensten ihres Geschlechtes, ihre Augen waren zärtlich und feurig, ihre Augenbrauen glänzend wie Ebenholz, ihre Haare golden und von der Hand des Liebesgottes selbst gesponnen (!), ihr Hals blendend, ihr Antlitz von einer Röte gehoben, welche die Kunst sich vergeblich bemüht nachzuahmen, ihr Mund voll Perlen und Rosen (!), ihre Stimme rührend und sanft, ihr Gang leicht und zierlich, und über ihr ganzes Wesen war bezaubernde Anmut und reizvolle Sittsamkeit ausgegossen.

Petrarca zählte dreiundzwanzig Jahre, war ein blühender Jüngling, lebenskräftig und wohlgestaltet, als er die Schöne zum erstenmal erblickte und die hellen Funken der Liebe in sein Herz niederfielen. Seine Seele, die das Feuer der Liebe noch nicht empfunden hatte, stand auf einmal in vollen Flammen. Er fiel in das Netz, worein bezaubernde Gebärden, englische Wörtchen, Anmut, Sehnsucht und Hoffnung ihn fingen. (!) Zwanzig Jahre lang liebte er diese Laura, ohne irgend eine andere Gunst als bisweilen einen freundlichen Blick oder ein sanftes Wort zu erhalten; neunmal ist sie Mutter geworden, und die Blüten ihrer jugendlichen Reize und ihres Körpers fielen ab, aber immer noch blieb sie die Seele seiner Gesänge u. s. w. Eine solche Liebe war nicht von gemeiner Art, sie war geistiger Natur (!) und wirkte geistig in den Dichtungen Petrarcas . . . (!!)"

So der Mann von Vaucluse, wie er bei löblichen Konversationslexikons-Abonnenten, also bei der Mehrzahl der „gebildeten Welt" fortlebt.

Sodann aber gibt es eine Gattung ernster, zugeknöpfter Leute, die gewöhnlich Brillen tragen, auf Liebesgeschichten nicht gut zu sprechen sind und es in betreff von Sonetten und Kanzonen mit ihrem Freund Cicero halten, der da sagte: Und wenn ich doppelt so alt werde, als ich bin, weiß ich doch nicht, woher ich die Zeit nehmen sollte, unsre lyrischen Dichter zu lesen. Aber auch diese nicken bekannt, wenn sie den Namen Petrarca hören, schlagen ein Handbuch der römischen Literatur oder einen Band hallischer Enzyklopädie auf und holen aus einem wohleingeschachtelten Paragraphen oder Artikel ein ganz ander Bild des Mannes hervor. „Francesco Petrarcha" — klingt es uns da entgegen . . . „Wiedergeburt des Altertums durch Wort und Beispiel . . .

in römischen Dichtern bewandert, übertraf sein Jahrhundert in Gelehrsamkeit (siehe unten!) . . . Großartiges formales Talent und feines Gefühl für die verschollenen Reichtümer der antiken Welt . . . ohne Gelehrter oder origineller Stilist zu sein (siehe oben!) . . . vereinzelte Stellung, mitten in abschreckender Barbarei der Scholastik . . . seinem Eifer gelang es bereits, einige Handschriften, namentlich des Cicero, nebst Münzen und andern Altertümern zu sammeln u. s. w."

Respekt vor diesem Petrarca, wie ihn deutsche Philologen und originellere Stilisten, als er selber einer war, sich vorstellen! Wird euch nicht, als sähet ihr ihn im Garten vor seinem Häuslein auf und ab wandeln, den langen Schlafrock umgetan, die lange Pfeife rauchend, mit Wiedergeburt des Altertums und „rechtschaffner Erudition" beschäftigt? . . .

Gedenk' ich aber eines Mannes am grünen Neckar, den ich an manch schönem Sommertag auf der Kegelbahn des Heidelberger Museums so manch schönen Wurf ins Volle und nur selten einen „Pudel" schieben sah, gedenk' ich des verehrten Lehrers, der als oberster Hofrichter über italienische Poesie zu Gericht sitzt, dann kommt wiederum ein ander Petrarcabild zum Vorschein: weh dir, Meister Francesco, rausche traurig, o Quell von Vaucluse, klaget, ihr Nymphen der Sorgue, zittert, ihr Pappeln des Dichtergartens, zerspringt, ihr Saiten provençalischer Mandolinen . . . die deutsche Literaturhistorie ist über euern Freund gekommen, eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit; sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatismus schützende Filzschuhe; mit Papierschere und Radiermesser werden die seligen Dichterleichen seziert, Exzerpte und Aktenbündel herbeigeschleppt, Totengericht gehalten und das Urteil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt — alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnotpeinlich, daß keine Berufung und Begnadigung mehr möglich ist. Armer Petrarca! auch deine Sündenregister sind gefertigt, die Schleier gelüftet — leg ab den Königsmantel, zahl die Sporteln deiner Verurteilung und zeuch ein in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt! Wie kann ein gebildeter Mensch noch künftig nach Vaucluse fahren und sich mit Erinnerung an eine so zweideutige Größe beschäftigen?

„Petrarca ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche

von zwei Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches, wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhms erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses, stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoesie feindliche und widersprechende Element der alten Klassiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die Politik spielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in seinen Schriften die glühendste Vaterlandsliebe zum besten gab, aber nie in seinem Vaterland war und nichts dafür getan hat, der nach seinem Charakter und poetischen Genie unendlich tief unter Dante steht und leider einen unendlich größeren Einfluß auf die italienische Poesie gehabt hat."

Wie kann man noch mit Seelenruhe im Gasthof zur „Laura und zum Petrarca" frühstücken, nachdem nachgewiesen ist, daß „seine und Lauras Liebe ohne Zweifel in der ersten Zeit wahr gewesen, aber gleich von Anfang an etwas Ungesundes, Giftiges in sich trug", daß ihn „nur die Eitelkeit in diese Leidenschaft hineinriß, nur Eitelkeit und das schlaue Betragen der Laura darin festhielt?"

Wie noch das Haus an der Sorgue betreten, wenn man weiß, daß der Sänger, während er seine ätherischen Sonette schuf, darin mit einer Haushälterin gewirtschaftet, ja, daß er 1337 durch die Geburt eines natürlichen Sohnes überrascht ward, nicht von Laura, sondern von einer andern „Person" in Avignon, den man ins Kirchenbuch eintrug als natus de soluto et soluta? Wie noch seine vierzehnzeiligen Ergüsse lesen, jene „sinnliche Troubadourtändelei ohne Sinn und Gehalt, bloß für den Schein und die äußere Form bearbeitet?" wie seine patriotischen Briefe, wenn er sich anerkanntermaßen „zu einer politischen Gesandtschaft hergegeben, die auf seine Ehre entweder in Hinsicht auf seine Moralität oder seinen Verstand einen häßlichen Flecken wirft?"

Armer Petrarca, eifersüchtiger, neidischer, schmeichelnder, kriechender, sophistischer Windmacher, selbst in das Laboratorium

deiner Gedanken ist man eingedrungen und hat die Rezepte gefunden, wie du deine Dichtungen gefertigt!

Und es ist nicht zu leugnen, daß es sehr komisch klingt, wenn man liest: „Ich habe dieses Sonett auf Antrieb des Herrn angefangen den 10. September bei Tagesanbruch nach meinen Morgengebeten." — „Ich werde diese zwei Verse von neuem machen müssen und sie singen und ihre Folge umkehren. Drei Uhr morgens, 19. Oktober." — „Dieses gefällt mir. 30. Oktober, zehn Uhr morgens." — „Nein, dieses gefällt mir nicht. 20. Dezember, abends. Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Essen." — „18. Februar, gegen neun Uhr: Jetzt geht dieses gut, dennoch sieh später noch einmal nach!"

Armer Petrarca, was das ärgste ist, nicht einmal italienische Prosa hast du zu schreiben vermocht! Was für eine schlechte Epistel hast du an deinen Freund Jakob Colonna, den Bischof von Lombez, am 10. Juni 1333 geschrieben! „Godo en queste amene solitudini de Valclusa una dolce et imperturbata tranquillità, el virtuoso et placidissimo otio de miei studj; el tempo che mi vaca de le volte passo a Cabrieres per diportarme! Ah! se Vi fosse licito, Misser Jacomo, el dimorare en la dicta Valle, di certo Vi rincrescereste di tutto el mondo, non che de la Corte del Papa. Son fermo en la deliberatione di non più rivederla."

Weißt du, Petrarca, wie das klingt?

„Seine Sprache, die in den Sonetten den höchsten Grad von Feinheit, Eleganz und Korrektheit erreicht hat, steht in den Briefen in dieser Hinsicht nicht nur weit unter der Prosa Dantes und Boccaccios, sondern selbst der geringern Dichter, so daß man einen ganz andern Schriftsteller zu sehen vermutet."

Kurzum, es bleibt dem armen Meister nichts übrig, als hinzugehen zu den parnaßhütenden Drachen und um Verzeihung zu bitten, daß er überhaupt je gelebt und daß er „leider auf die italienische Poesie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt" — und sich zu bedanken für die gnädige Strafe; denn wenn man erwägt, daß seine Sonette die Schuld tragen, daß „durch diese armselige Form das italienische Volk mehrere Jahrhunderte lang in Lethargie versenkt ward," so sollte von rechtswegen sein Andenken gebrandmarkt, seine Asche in die Winde zerstreut, sein Haus an der Sorgue dem Boden gleichgemacht, der Quell von Vaucluse mit Kupfervitriol zersetzt und das ganze Tal polizeilich

abgesperrt und seine Betretung bei Strafe untersagt werden.

Armer Petrarca, warum hast du dein Leben nicht anders eingerichtet, daß dich die deutschen Unsterblichkeitsregistratoren gnädiger behandelten? Es wäre nicht so schwer gewesen, ihren Beifall zu verdienen. Warum hast du nicht mehr Hunger, Durst, Dachstubenentbehrungen und Kandidatenjammer ausgestanden, wie es einem rechtschaffenen Talente geziemt? warum deine Bildung nicht darauf verwendet, Sekretär der päpstlichen Kanzlei in Avignon zu werden und tapfer auf Abschaffung der Hierarchie und ihrer verjährten Mißbräuche zu dringen? warum nicht gemäßigte Opposition gemacht und auf Gründung parlamentarischer Einrichtungen am Papsthof hingewirkt? warum nicht ein Avignoner Volksblatt herausgegeben, den „Wächter an der Rhone", den „Gegenpapst", den „babylonischen Turm" oder ähnliches, und dich mit freimütiger Besonnenheit gegen die barbarische Finsternis des Jahrhunderts und für die Gasbeleuchtung ausgesprochen?

Warum hast du so wenig Lust gezeigt, dich als Märtyrer der guten Sache von den Scheiterhaufen der Inquisition verbrennen oder wenigstens etwas schwarz anrösten zu lassen? Warum es für ein Ziel deines Strebens gehalten, in feierlicher Krönung auf römischem Kapitol dem eignen Haupt den Lorbeer zu erringen, anstatt unter die Birbauten und Rezensenten zu gehen und andern Lorbeerträgern den ihrigen vom Kopf zu reißen? Warum endlich hat es dir besser behagt, von der leichtsinnigen Königin Giovannina von Neapel dir den alternden Bart krauen zu lassen, als ihr geharnischte Grobheiten über ihr unzuchtfreudiges Leben ins lächelnde Antlitz zu schleudern? Petrarca, ein guter Staatsbürger, ein echter Tyrannenfeind hätte anders gehandelt!

Es mag sein! . . . Die Toten schlafen ruhig und lassen sich vieles gefallen, bis sie aus den Gräbern steigen.

Es war mir ziemlich gleichgültig, was in den „schwarzen Büchern" der Nachwelt über den Mann eingetragen steht, dessen Haus ich besuchte; der Geschichtschreiber hat das privilegium odiosum, aus den Gewändern der Dahingeschiedenen den Staub herauszuklopfen — andere freut anderes.

Im Schatten der Gartenmauer an der Sorgue gelagert, las ich wiederum im Buch der Reime und weil mir das Sonett: per mezz' i boschi inospiti e selvaggi just gut gefiel, begann

ich's zur Kurzweil frei zu verdeutschen und schrieb in mein Tagebuch wie folgt:

Petrarcas Wanderlied.

Ardennischer Wald, unheimlicher Tann!
Kaum durchreitet in Harnisch und Helm sonst ein Mann
Das Revier der Räuber und Diebe.
Doch wehrlos wandr' ich — es schreckt mich nichts,
Ich wandre dahin in den Strahlen des Lichts,
Des Lichts lebendiger Liebe.

Und ich singe mein Lied — o du täuschender Traum,
Als trüg' es herüber trotz Zeit und trotz Raum
Sie, die meine Augen suchen.
O du täuschender Traum! Schon wähn' ich sie hier,
Viel Damen und edle Fräulein bei ihr,
. . . Doch sind's nur Tannen und Buchen!

Und horch! Was schlägt an mein lauschend Ohr?
Rauscht nicht aus Aesten und Zweigen hervor
Ihrer Stimme melodisches Grüßen?
O du täuschender Traum! — nur der Vogel singt,
Ueber Moos und Kräuter der Bergquell springt
Und murmelt leis im Entfließen.

Keines Menschen Fuß hallt weit und breit.
Der schweigende Hauch der Waldeinsamkeit
Umweht mich mit schaudernder Wonne.
Ardennischer Wald, wie hätt' ich dich gern,
Stünd' deinem Dunkel nicht allzufern
Meiner Liebe leuchtende Sonne! —

. . . Unterdes war eine alte Magd des Hauses in den Garten getreten und näherte sich dem fremden Gast, ihn namens des abwesenden Eigentümers zu begrüßen.

„Ich weiß schon, warum Ihr hier seid," sprach sie in kaum verständlichem, provençalischem Jargon. „Wegen Moussu dé Pétrarco seid Ihr hier; es kommen jedes Jahr viele zu uns wegen Moussu dé Pétrarco, haben auch schon das Haus kaufen wollen, aber wir geben's nicht her . . . Alle nehmen einen Lorbeerzweig

mit wegen Moussu dé Pétrarco, wenn sie gehen, die Engländer hätten auch schon die Treppenstufen und Fensterläden mitgenommen, wegen Moussu dé Pétrarco, aber das ist zu viel!"

„Ihr habt's erraten," sprach ich lachend. „Ich will aber außerdem einen Schluck Wein trinken wegen Moussu dé Pétrarco," und rief den Kutscher mit der Flasche und lud die Alte dazu ein.

„Soll leben, der Moussu dé Pétrarco!" sagte ich, als die Gläser gefüllt waren.

„Grenouille de Dieu!" sprach Lefort, der Kutscher, „un grand homme!"

„Wißt Ihr auch, was er getrieben hat, Euer Moussu, als er noch in Eurem Hause lebte?" fragte ich die Alte.

Da lachte sie vor sich hin. „Ob wir's wissen!" erwiderte sie — „jedes Kind hier weiß es, daß der Moussu dé Pétrarco, der hier wohnte, der Seigneur von Vaucluse war, und der beste Seigneur, den Vaucluse gehabt, und der weiseste; der hat mehr verstanden als andere Leute, hat die Straße durch den Fels gehauen, die das Wasser nach Arles führt, hat das Schloß droben auf dem Berge erbaut und hat die Quelle aufgegraben; es liegt jetzt noch ein Teil seiner Schätze darin versenkt, denn er war ein steinreicher Seigneur, und was er nicht in dem Quell vergrub, hat er dem Spital von Vaucluse vermacht und dem Armenhaus — aber die Herren Bischöfe haben alles für sich behalten und der Gemeinde nichts zukommen lassen. Ah! Moussu dé Pétrarco war ein braver Seigneur, ein frommer Seigneur, es wäre gut für Vaucluse, wenn er noch lebte!"

. . . Es war rührend zu vernehmen, wie Petrarca, gleich dem Virgilius im Mittelalter, in den Mythus des Volks übergegangen und zum Zauberer umgewandelt war, der den Bau römischer Aquädukte und gräßlicher, im zwölften Jahrhundert gegründeter Schlösser verübt haben mußte.

Also wieder ein anderer Petrarca! . . . Ich habe mich sehr gehütet, die Dienerin des Hauses Tacussel mit den Ergebnissen bekannt zu machen, welche die Geschichte der italienischen Poesie in betreff des großen Seigneur von Vaucluse herausgeklittert.

„Soll leben, der gute Moussu!" sprach ich wiederum und stieß mit ihr an.

Unterdes war Godefroi Lefort, der Kutscher, an die Felswand hinübergegangen und kam mit einem wahren Gebüsch von

Lorbeer in der Hand zurück. „Monsieur," sprach er, „un souvenir de Pétrarque!"

Er ergriff ohne weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf: „grenouille de Dieu!" fuhr er fort und zeigte auf mein unvorsichtigerweise offen an der Mauer liegen gebliebenes Taschenbuch — „j'ai bien vu que vous êtes poëte vous-même, ça me parait bien belle chose, d'être poëte!"

Und auf die Gefahr hin, für immer der Eitelkeit und des Strebens nach nichtigem Ruhm gezichtigt zu werden, gestehe ich, daß ich mich nicht sträubte, da der Kutscher Godefroi Lefort in Anerkennung des Anteils, den ich für Petrarca hegte, das Lorbeerreis aus seinem Garten auf meinen Hut steckte:

> . . . porrige ramum,
> quem sacra castaliae regnatrix tradidit almae
> illius hic, nostrumque simul tibi munus habeto!
>
> (Petrarca, carmen bucolic. Ecloga 3.)

Am 8. April 1341, da die Glocken von Ara coeli Roms süße Müßiggänger auf das Kapitol beriefen, da die Fahnen wallten, die Jubelhymnen ertönten und, von scharlachgekleideten Edelknaben, von Patriziern und Senatoren geleitet, der Poet von Vaucluse aus Orso von Anguillardas Hand droben am heiligen Mittelpunkt der Stadt den Lorbeer empfing — mag es etwas feierlicher zugegangen sein; . . . heutzutage ist man wesentlich bescheidener geworden und darf sich höchlich freuen, wenn einem überhaupt noch, und wäre es von Kutschers Hand, ein Lorbeer aufgesteckt und nicht vielmehr mit Faustschlägen der Hut „angetrieben" und Tinte ins Antlitz geschüttet wird.

Im stillen aber dacht' ich: Wackerer Rosselenker von Avignon! wenn du wüßtest, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins des neunzehnten Jahrhunderts wachsen; wenn du wüßtest, was für böse, böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die unsereins wie Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranzig Oel über uns gießen und Leiche an Leiche in die Totenschreine ihrer Geschichtskompendien einmarinieren; — wenn du wüßtest, wie wenig es sich, wofern du nicht wenigstens „bürgerlicher Realitätenbesitzer" bist, rentiert, wenn „ein waltender Gott den hohen Gesang dir verliehn hat," wie die Laura von heutzutage, und wenn du eine Million Sonette zu ihrem Preis sängest, dir doch einen Korb gibt, um dem

Salomon Alpari oder einem andern streitbaren Mann vom Crédit mobilier die Hand zu reichen: . . . ich zweifle, wackerer Godefroi Lefort, ob du noch einmal sagen würdest: Ça me paraît bien belle chose, d'être poëte!

Den Lorbeerzweig aus Vaucluse aber habe ich unversehrt in die Heimat eingebracht und der Sammlung anderer selbsterrungener Reichskleinodien von gleich realem Wert einverleibt.

— Ich hielt die Merkwürdigkeiten von Vaucluse für erschöpft, als ich meinen Schritt von Petrarcas Haus zum Gasthof zurücklenkte.

Aber das alte Kirchlein des heiligen Veranus am Eingang des Ortes lag allzu malerisch und anmutend da, als daß ich es unbesucht lassen konnte.

Seine Formen sind einfach, frühromanisch, durch spätern Ueberbau teilweise verdeckt; ein Glockenturm ohne Dach, an dessen einer Seite eine erhöhte Giebelwand zur Aufnahme der Glocke bestimmt ist, gibt ihm einen eigentümlichen Charakter. In seinen Linien erhöht sich über der Kirche der felsige Hügel mit den hellglänzenden Ruinen des Schlosses, hoch und kahl schließen die senkrecht emporstarrenden Kalkwände, aus deren Schluchten der Quell entströmt, den Hintergrund . . . ein ganz südliches Bild, darin die Wildnis des nackten Gebirges von den verschiedenen Architekturen pikant unterbrochen wird.

Des Pfarrhofs alte Schaffnerin kam herüber, zündete ein Licht an und führte mich zu der Kapelle des Heiligen, dem ältesten Teil der Kirche, dessen plumpe Bogen auf antiken, vielleicht dem ehemaligen Heiligtum der Quellennymphen entnommenen kannelierten Säulen ruhen. Andere antike Fragmente sind in die Wand eingemauert, und auf plumpem Untergestell ruht ein ebenso plumper, mächtiger, aus einem Stück gehauener Steinsarkophag, ein Werk des sechsten Jahrhunderts, einstmals bestimmt, die sterblichen Reste des heiligen Veranus, Bischofs von Cavaillon, der hier ums Jahr 540 „in praedio suo cellulam in honorem Dei genitricis construxit," aufzunehmen.

Der heilige Veranus, ein Kirchenmann, Einsiedel und Bischof in wüster merovingischer Zeit, dem die Sage Beschwörung und Bändigung des Drachen im „trou de Coulobré" ohnweit der Quelle zuschreibt, hat lange vor Petrarca das Tal berühmt gemacht; von ihm ward auch die Kapelle auf dem Gipfel des

riesigen Felsens über dem Quell erbaut; sein Grab war im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort auch von Petrarca (z. B. de vita solitaria lib. II. tract. 10. cap. 2) mannigfach erwähnt, in der ersten Revolution aber verwüstet und seither beinahe vergessen.

„Der Herr Curé hat alles genau beschrieben," sagte die Schaffnerin, „das müssen Sie lesen!" und sie ging und brachte mir die notice historique sur le tombeau de St. Véran, von Abbé André, dem Pfarrer von Vaucluse, verfaßt. Beim flackernden Schein ihrer Kerze in der Veransskapelle schlug ich das Büchlein auf und las betroffen die ersten Zeilen:

„Il serait temps, qu'on en finit avec Laure,
Pétrarque et leurs amours! Est-ce donc une
chose si étonnante et si rare que l'amour
d'un poëte pour une femme quelconque? . . ."

Der Herr Curé ist nämlich weidlich erzürnt, daß alle Besucher seines Tales nur zu den Reliquien Petrarcas wallfahrten und sucht mit seinem strengen, magern merovingischen Heiligen dem verliebten Kanonikus und Archidiakonus des vierzehnten Jahrhunderts eine gefährliche Konkurrenz zu machen. Aber seine eigene Haushälterin ist, wie ich mit Bedauern wahrnehmen mußte, noch nicht von ihm bekehrt.

„Eine schöne Kapelle," sprach ich zu ihr, „ich danke Ihnen, daß Sie mir sie gezeigt!"

„Ja," sprach die Schaffnerin, „*und in dieser Kapelle hat Petrarca die Laura zum ersten Male gesehen!* Sie trug einen grünen Mantel mit Violen gestickt damals!"

. . . Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours!! Guter Pfarrer von Vaucluse, die Zeit scheint noch nicht gekommen zu sein, und der heilige Drachentöter Veranus wird das Andenken an den Poeten nicht mehr verdrängen! Wie einst die jonischen Städte um die Wiege Homers, so streiten die Kirchen von Avignon, von Vaucluse, von Cabrières, von Sade, von L'Isle und vielleicht noch manche andere um die Ehre, auf ihrem Steinpflaster zum erstenmal Lauras Glanz ihrem Freunde gezeigt zu haben, und wiewohl er selber zur Hebung aller Zweifel in dem berühmten Eintrag auf das Titelblatt seines Virgilius, den jetzo die ambro-

fianische Bibliothek zu Mailand bewahrt, versichert, daß jene erste Begegnung im Jahre des Herrn 1327 am 6. April in früher Morgenstunde zu Avignon in der Kirche der heiligen Clara stattgefunden, und wiewohl der Pfarrer von Vaucluse ein eigen Büchlein verfaßt in der Absicht, den Petrarca- und Laurakultus mit Feuer und Schwert zu vertilgen: seine Haushälterin ist die Penelope, welche die Fäden wieder auftrennt, die ihr Herr sorgsam gewoben; von dem alten Heiligen im Steinsarg weiß sie nichts, von Petrarcas ungeeigneten Titelblatteinträgen in seinen Virgil ebensowenig: aber ein Liebespaar in dieser Kapelle, die so eng ist, daß die erste Begegnung jedenfalls eine sehr nahe gewesen sein müßte, das wäre doch „une bien belle chose", und mag der Herr Pfarrer noch zwanzig Bücher schreiben, die Frauen und Jungfrauen seines Kirchspiels werden doch auf Seite der Dichtung gegen die Geschichte kämpfen und Petrarca bleibt doch oben.

. . . lateque sonorum
nomen habet: quae rura Padus, quae Thybris et Arvus,
quae Rhenus Rhodanusque secant, quaeque abluit aequor,
Omnia jam resonant pastoris carmine nostri.

(Petrarca carm. bucol. Ecloga I. „Parthenias".)

Was mich anlangt, so hatte ich dem Meister Petrarca einen fröhlichen Tag zu verdanken, der im Buch der Erinnerungen mit Rotstrich verzeichnet bleibt, und fuhr darum vergnügt in kühler Abendluft wieder von dannen. Und wie ein jeder sein eigen Ellenmaß für den Dichter von Vaucluse hat, so habe auch ich das meine.

Die Schwachheiten und Sünden seines Privatlebens gehen mich lediglich nichts an. In betreff seiner Poesie halt' ich es mitunter mit Vittorio Alfieri, der in seinen handschriftlichen Studien zu Petrarca beim 108. Sonett einmal die böse Randbemerkung macht:

„Sonetto che non s'intende, ma ci son' de' bei versi!" *

(Biagioli, rime di F. Petrarca. I, p. XXXII. p. 208.)

Aus dem ehrwürdigen Foliantband aber, darin Johann von Amorbach, der Basler Drucker, unter des trefflichen Sebastian

* Dieses Sonett versteht man zwar nicht, aber es sind schöne Verse.

Brant Auspizien im Jahre 1496 seine lateinischen Werke zusammengestellt, hab' ich des Anziehenden schon vieles herausgelesen und mich manch gutes Stündlein mit dem alten Poeten gut unterhalten; in seiner vita solitaria die resignierte, dem Künstler so mitempfindbare Freude an melancholisch einsamen, aber schöpferischem Naturleben, in den philosophischen Traktaten eine klare, anständige, besonnene Anschauung menschlicher Dinge, in den vier Büchern „Invektiven gegen einen gewissen Arzt", der behauptet, die Dichtkunst sei „non neccessaria" daher „ignobilis", eine geharnischte Verteidigung der Poesie, in seinen Briefen an die Freunde einen Schatz anziehender Mitteilungen aus damaliger Welt und damaligem Kulturleben gefunden und neben anderen löblichen Eigenschaften insbesondere einen geschmackvollen Touristen an ihm kennen gelernt, der mit seiner Beobachtung seine Erinnerungen an mannigfache Fahrten in Deutschland, Frankreich und Welschland aufzeichnet. Unter der Rubrik „Ein Tourist des vierzehnten Jahrhunderts" ließe sich einmal eine anmutige Sammlung seiner Reisebriefe und damit wieder ein neuer Gesichtspunkt zu Betrachtung des schon unter so vielen Gesichtspunkten Betrachteten aufstellen.

Da nun mein Tag in Vaucluse doch ganz in petrarchischen Erinnerungen aufzugehen bestimmt ist, will ich zum Schluß auf Geratewohl zwei Stücke aus jenem Foliantband herausgreifen, die uns den Mann selber und seine Art zu denken in bezeichnender Weise vorführen.

Das erste enthält seine Ansicht über die Schriftstellerei, ein beherzigenswertes Kapitel für jeden, der des süßen Wahnes lebt, an Förderung der Menschheit durch Druckerschwärze und Löschpapier mitarbeiten zu müssen, ein Bruchstück aus dem philosophischen Traktat de remediis utriusque fortunae, darin in dialogischer Form die Lust (Gaudium) und die Vernunft (Ratio) sich über verschiedene Lagen des Menschenlebens besprechen, und lautet wie folgt:

„De scriptorum fama. Dialogus."

Das Gaudium spricht: „Jetzt schreib' ich selber Bücher."

Die Ratio spricht: „O der öffentlichen, ansteckenden, unheilbaren Krankheit! Alle und alle maßen sich das Amt des Schreibens an, was doch nur wenigen zusteht, und einer, der von diesem Uebel ergriffen ist, steckt viele an. Den Guten es

gleichtun, ist gewagt, Nachahmen schwierig: daher wird täglich sowohl die Zahl der Kranken als die Gewalt der Krankheit bedenklicher, täglich wird mehr, täglich schlechter geschrieben, denn nachtreten ist leichter, als selbst anstreben.

In der Tat in Erfüllung gegangen und durch die Zeit noch berühmter geworden ist der Ausspruch jenes hebräischen Weisen: „Des vielen Büchermachens ist kein Ende mehr."

Gaudium. „Doch schreib' ich."

Ratio. „O daß doch die Menschen sich innerhalb ihrer Schranken hielten und die Ordnung der Dinge bestehen bliebe, die jetzt durch der Sterblichen Vermessenheit umgestoßen wird: schreiben sollen die, die etwas wissen und können, die andern sollen lesen oder zuhören! Ist es denn so ein kleiner Genuß des Geistes, etwas zu verstehen, auch wenn die Hand nicht alsogleich anspruchsvoll zur Feder greift? und ist ein jeder, der einmal etliche Seiten eines Buches verstanden hat oder zu verstehen glaubt, darum sogleich fähig, selber Bücher zu schreiben?

Möchte man doch dem Gedächtnis jenes Wort Ciceros einprägen, das er auf seinem Tusculum sprach: „Es ist möglich, daß einer richtig denkt und doch, was er denkt, nicht beredt ausdrücken kann."

Und jenes andere: „Wer aber seine Gedanken zu Büchern ausspinnt, ohne daß er sie zu disponieren oder zu erläutern oder mit irgend einem Reiz den Leser anzulocken versteht, der ist ein seine Muße wie Wissenschaft unanständig mißbrauchender Mensch."

Wie sehr hat Cicero recht — er, der einst nicht aus trocken rinnenden Bächlein, sondern aus dem Quell der Wahrheit selber das schöpfte, was er schrieb.

Und doch schreibt jetzo ein jeder — nicht nur fremde Schriften, sondern auch eigene, neue; zweifelhafte und verdammte Lehren werden in die Welt eingeführt und in ungebildetem, bäuerischem Stil vorgetragen, so daß, wenn auch die Kraft des Ingeniums darin fehlt, jedenfalls an Verlust der Zeit, Plage der Ohren, und schwerem Ekel kein Mangel gelitten wird. Das ist heutzutag die Frucht der Erfindungen: Infizieren oder Affizieren, niemals aber oder nur sehr selten: Heilen. Alles aber sitzt eifrig am Büchermachen, in keinem Jahrhundert war solcher Ueberfluß an Schreibenden und Lehrenden, solcher Mangel an Wissenden und Beredten. Darum trifft dann wiederum ein, was Cicero sagt: „Und so müssen sie ihre Bücher selber mit ihren An-

gehörigen lesen, und kein anderer greift danach als die, die dieselbe Freiheit des Schreibens für sich in Anspruch nehmen." Und die Zahl dieser ist leider heutzutag größer als zu Ciceros Zeit, alle wollen sie jene Freiheit, und so machen sie einander gegenseitig Mut und treiben einander an, indem sie hohles Zeug schreiben, hohles Zeug loben und durch falsches Lob anderer selbst wieder Lob ergarnen.

Bei dieser Frechheit der Schriftsteller und dieser Konfusion der Dinge weiß ich nicht, wie lang es dir bei deinem Bücherschreiben gefallen wird."

Gaudium. „Ich schreib' eben doch Bücher."

Ratio. „Du würdest besser tun, zu lesen und das Gelesene zu Regeln des Lebens umzuwandeln. Dann erst wird die Kenntnis der Schriften von Nutzen, wenn sie zur Tat übergeht und sich praktisch bewährt, nicht mit Worten.

Im andern Fall geht oftmals in Erfüllung, was geschrieben steht: „Wissenschaft macht aufgeblasen!" Vieles und Großes klar und schnell auffassen, hartnäckig im Gedächtnis bewahren, beredt aussprechen, kunstreich niederschreiben und angenehm wiedergeben: was ist all das, wenn es nicht aufs Leben bezogen wird, anders als Werkzeug unnützen Ueberhebens, leere Mühsal und Geräusch?"

Gaudium. „Ei was, ich schreibe."

Ratio. „O wie wäre dir besser, das Feld zu pflügen, Vieh zu weiden, Leinwand zu weben, Seemann zu werden. Viele, die die Natur zu mechanischen Künsten geschaffen, treiben wider Trieb und Neigung Philosophie. Und im Gegenteil, andre, zur Philosophie Taugliche hat das Schicksal auf Feld und Weide geboren werden lassen, oder hält sie auf den Schemeln der Handwerker, auf den Bänken der Ruderer gefesselt. Daher kommt, worüber die des Grundes Unwissenden staunen, daß auf hoher See, auf dem Land, in Wäldern und Werkstätten scharfe und aufrechte Geister anzutreffen sind, in den Schulen blutleere, blasse und niedergebeugte — denn die Natur ist schwer zu besiegen, wenn sie auch besiegt wird."

Gaudium. „Ich schreib' hitzig drauf los."

Ratio. „Wie viel hitziger noch haben andre vor dir geschrieben, aber ihre Hitze ist gelöscht, und man wußte nicht, daß sie je geschrieben, wenn spätere es nicht aufgezeichnet. Kein menschlich Ding hat langen Bestand, und aus

sterblicher Arbeit wird nichts Unsterbliches geschaffen."

Gaudium. „Vieles schreib' ich."

Ratio. „Wie viel mehr haben andere geschrieben! Wer zählt die Bücher des Cicero oder Varro? Wer die Werke des Titus Livius oder Plinius? Ein einziger Grieche hat, wie die Sage geht, sechstausend Bücher herausgegeben. Der Mann muß einen sprühenden Geist und lange ruhige Muße gehabt haben, wenn die Sache wahr ist. Wenn es schon etwas Wunderbares ist, so viele Bücher zu lesen, um wie viel wunderbarer, sie geschrieben zu haben.

Es wäre allzulang, aufzuzählen, wie viel Männer bei euch, wie viel bei den Griechen, und was sie geschrieben; keiner ist so glücklich, ganz und voll von uns studiert werden zu können, da ist ein Stück, dort ein großer Teil, von einigen alles zugrund gegangen. Schau nun zu, welch Los du dem deinigen prophezeien willst!"

Gaudium. „Ich schreibe, denn das ist mein einzig Vergnügen."

Ratio. „Wenn du schreibst, um dein Talent zu üben und andre zu belehren, oder um die schlechten Zeiten zu vergessen und in der Erinnerung an die Vergangenheit dem Ekel an der Gegenwart zu entfliehen, so magst du entschuldigt sein. Schreibst du aber nur, um der verborgenen und unheilbaren Schreibkrankheit los zu werden, so dauerst du mich. Denn, wenn du's noch nicht weißt, es gibt Leute, die nur schreiben, weil sie es nicht lassen können, sie rennen einen Abgrund hinab, wollen nicht still halten und werden dahin gerissen."

Gaudium. „Mein Ungestüm zu schreiben ist ungeheuer."

Ratio. „Es gibt unzählige Arten von Melancholie: einige werfen mit Steinen um sich, andre schreiben Bücher; bei dem einen ist das Schreiben der Anfang des Wahnsinns, beim andern das Ende."

Gaudium. „Ich habe schon vieles geschrieben und schreibe noch."

Ratio. „Wenn du der Nachwelt nützen willst, so gibt es nichts Edleres; willst du dir aber lediglich einen Namen erwerben, so gibt's nichts Eitleres und

du bewirkst mit deinem Unsinn nur, daß das Papier teurer wird als sonst."

Gaudium. „Ich schreibe und hoffe mir Ruhm davon."

Ratio. „Ich habe dir bereits gesagt: Wenn du eine Ernte hoffst, so würdest du besser tun zu pflügen oder zu graben, denn es ist sicherer in den Erdboden als in den Wind zu säen. Und der Eifer berühmt zu werden, und das hartnäckige Schriftstellern hat zwar einige als berühmte Leute, unzählige andre aber als Narren und arme Teufel ins Greisenalter befördert und dem Pöbel das traurige Schauspiel bereitet, sie als nackte Schwätzer zu verlachen. Sehet euch vor, während ihr schreibet: die für bessere Beschäftigung taugliche Zeit zerrinnt; euch selber entrückt und in träumendem Schlaf bemerkt ihr es nicht, bis spät euch Alter aufrüttelt und Armut."

Gaudium. „Und doch schreibe ich, dem Ruhm zu lieb."

Ratio. „Sonderbarer Eifer, mit seiner Arbeit Wind zu erzielen! Ich habe seither geglaubt, daß nur die Schiffer Grund hätten, sich Wind zu wünschen . . ."

Es fällt schwer, sich eines Kommentares zu diesem Zwiegespräch zu enthalten; der Leipziger Schillerverein dürfte füglich mit dem Gedenkspruch aus des Dichters vierter Ecloge:

Sorte tua contentus abi, citharamque relinque!

einen Separatabdruck veranstalten und ihn zu Nutz und Frommen aller, die noch Opfer der Schreibkrankheit zu werden drohen, auf Schulen, öffentlichen Plätzen, Kanzleistuben, Bierkellern, Kaffeehäusern und wo sonst hoffnungslose Kandidaten des Schriftstellertums vorzukommen pflegen, verteilen lassen.

Das andre petrarchische Bruchstück, was ich nicht zurückhalten möchte, ist die Schilderung seines Ausfluges auf den ohnweit Vaucluse mit wolkenverhülltem Haupt in die Lüfte ragenden Mont Ventoux; die zwar niemals den Geistlichen, Schriftgelehrten und Ideologen des vierzehnten Jahrhunderts

verleugnende, aber mit frischer Naturanschauung und noch unmittelbar unter dem Eindruck des Geschehenen bei der Rast in einer Alpenhütte aufgezeichnete Erzählung dieser Bergfahrt gewährt allen, die selber jenes Haupt der basses Alpes nicht ersteigen, einen eigentümlichen Ersatz.

Die Art, wie einer auf der Reise sich gibt, lehrt am besten ihn kennen; es ist wohltuend, wenn neben dem konventionellen angelernten Bildungskram, worauf leider am meisten gehalten wird, just weil leider er am wenigsten wert ist, auch der Mensch zum Vorschein kommt, der einfache ungeschminkte, das Herz auf der linken Seite tragende Mensch, der zu allen Jahrhunderten derselbe ist.

Und ich weiß nicht, ob viele der Leser das von andern über den Mann von Vaucluse gefällte harte Urteil billigen, wenn sie ihn, den Alpenstock in der Rechten und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus in der Reisetasche, den Mont Ventoux hinauf und hinab steigen sehen.

Des Franzesco Petrarca Sendschreiben an den Kardinal Giovanni Colonna, die Besteigung des Mont Ventoux betreffend.

(Epistolar. lib. IV. ep. 49.)

„Den höchsten Berg unsrer Gegend, der nicht unverdienterweise der windige (ventosus) genannt wird, habe ich gestern bestiegen, lediglich aus Verlangen, die namhafte Höhe des Ortes kennen zu lernen.

Seit langen Jahren lag mir diese Wanderung im Sinn; denn von Jugend an bin ich in diesen Gegenden, wie du weißt, vom Schicksal, das die Dinge des Menschen umtreibt, umhergetrieben worden.

Jener Berg, weit und breit sichtbar, stund mir fast allzeit vor Augen, allmählich ward mein Verlangen ungestüm, und ich schritt zur Ausführung, insbesondere nachdem ich tags vorher bei Lesung der römischen Geschichte im Livius auf jene Stelle gestoßen war, wo Philipp, der König von Makedonien, der mit dem römischen Volke Krieg führte, den Berg Hämus in Thessalien

besteigt, von dessen Gipfel zwei Meere, das adriatische und der Pontus Euxinus sichtbar sein sollen. Ob dies nun richtig oder unrichtig ist, hab' ich nicht in Erfahrung gebracht, die Entfernung des Hämus von unserm Erdteil und die Meinungsverschiedenheiten der Schriftsteller macht die Sache zweifelhaft; Pomponius Mela, der Kosmograph, meldet ohne Bedenken, daß dem so sei, Livius hält die Sage für falsch . . . so viel aber weiß ich, wenn der Hämus so in meiner Nähe läge wie der Mont Ventoux, würde ich die Sache nicht lange im unklaren ruhen lassen.

Um nun — jenes dahin gestellt, auf besagten Mont Ventoux zurückzukommen, so schien mir, was bei einem greisen Könige nicht zu tadeln ist, auch bei einem jungen für sich lebenden Manne zu entschuldigen.

Da ich mir aber die Wahl eines Reisegefährten überlegte, schien kaum irgend einer meiner Freunde allseitig passend dafür; so sehr ist auch unter Nahestehenden jene genaueste Uebereinstimmung des Gemütes und der Lebensweise eine seltene; der eine erschien mir säumiger, der andre wachsamer, der eine langsamer, der andre schneller, der eine trauriger, der andre fröhlicher, der eine dummer, der andre klüger, als ich wünschte; bei dem einen schreckte mich die Schweigsamkeit, beim andern die Geschwätzigkeit, beim einen seines Leibes Gewicht und Fette, beim andern die Magerkeit und Schwäche; — hier war die kühle Gleichgültigkeit, dort die allzu hitzige Tätigkeit zu bedenken — kurz, was man zu Hause geduldig hinnimmt — denn die Liebe erträgt ja alles, und die Freundschaft weigert sich keiner Last — dasselbe wird auf der Reise oftmals erdrückend.

Also wog mein Gemüt zarterweise bei diesem Wunsch einer ehrbaren Vergnügung alles ab — ohne Verletzung der Freundschaft, und suchte schweigend alles, was der vorgenommenen Reise lästig werden konnte, fern zu halten.

Kurz und gut, endlich warb ich häusliche Hilfstruppen und eröffnete meinem jüngern Bruder, den du wohl kennst, die Sache. Dem konnte nichts fröhlicher kommen; er wünschte sich Glück, zugleich Bruders und Freundes Stelle bei mir einzunehmen.

Am bestimmten Tag zogen wir von Hause ab und kamen gegen Abend nach Malouenes (Malausana). Dieser Ort liegt an den Abhängen des Berges gegen Norden; dort verweilten wir einen Tag und heute endlich bestiegen wir mit etlichen dienenden Leuten den Berg, nicht ohne große Schwierigkeit, denn er ist eine

steile und kaum zugängliche Masse felsigen Terrains. Aber der Dichter sagt: labor improbus omnia vincit. Der Tag war lang, die Luft mild, die Gemüter waren entschlossen, die Körper stark und geübt im Marschieren; nur die Natur des Ortes schuf uns Hindernisse.

In den Schluchten des Gebirgs trafen wir einen alten Hirten, der versuchte mit viel Worten uns von der Besteigung abzubringen und sagte, er sei vor schier fünfzig Jahren in demselben Drang jugendlichen Feuers auf die höchste Höhe emporgestiegen, habe aber nichts mit zurück gebracht als Reue und Mühsal, Leib und Gewand zerrissen von Steinen und Gedörn, und es sei niemals weder vorher noch nachher erhört worden, daß einer ähnliches gewagt. Während er aber also plauderte, wuchs bei uns — wie ja der Jugend Sinn stets ungläubig ist für Warnungen — aus der Schwierigkeit das Verlangen. Da nun der Alte merkte, daß er nichts bei uns ausrichte, ging er ein Stück weit mit und bezeichnete uns mit dem Finger einen zwischen Felsen emporziehenden steilen Fußpfad, indem er uns noch vielfach ermahnte und vieles, nachdem wir uns schon getrennt hatten, noch von rückwärts nachrief.

Bei jenem ließen wir zurück, was uns an Gewändern und Gerät lästig war; gürteten und schürzten uns nun lediglich für die Bergbesteigung und stiegen wohlgemut und hitzig empor. Aber, wie es zu gehen pflegt — auf mächtige Anstrengung folgt plötzliche Ermüdung. Wir machten also nicht weit von da auf einem Felsen halt; von dort rückten wir wiederum vorwärts, aber langsamer, und ich insbesondere fing schon an, den Gebirgspfad mit bescheidenerem Schritt zu beschreiten. Mein Bruder strebte auf einem abschüssigen Pfad mitten über die Joche des Berges zur Höhe empor; ich, als weicherer Steiger, wandte mich mehr den Schluchten zu. Da er mir nun zurief und den Weg richtiger bezeichnete, erwiderte ich ihm, ich hoffe, von der andern Seite leichter emporzukommen, und scheue mich nicht vor dem Umweg, wenn er mich ebener führe. Dieser Vorwand sollte die Entschuldigung meiner Trägheit sein; aber während die andern schon hoch auf der Höhe stunden, irrte ich noch durch die Täler, ohne daß irgendwo ein sanfterer Aufweg sich auftat; nur mein Weg ward verlängert und die unnötige Arbeit erschwert. Indessen, da ich mißmutig mich meines Irrtums ärgerte, beschloß ich, geradeswegs die Höhe zu erstreben, erreichte auch wirklich

müd und mit zitternden Knien meinen Bruder, der sich mit langem Ausruhen erquickt hatte, und wir gingen ein Stück weit gleichen Schrittes. Kaum aber hatten wir jene Höhe verlassen, so vergaß ich meine frühere Erfahrung und kam wieder mehr zur Tiefe hinab — und indem ich etliche Täler durchwandelt und die leichten langen Wege einhielt, bereitete ich mir selber große Schwierigkeit, denn ich schob die Mühsal des Emporsteigens zwar hinaus, aber durch des Menschen Ingenium wird die Natur der Dinge nicht verändert, und niemals wird es möglich werden, daß einer durch Abwärtssteigen in die Höhe gelange.

Kurz, nicht ohne Lachen meines Bruders stieß mir solches während weniger Stunden drei oder mehrmal zu. Solcherweise oft getäuscht, machte ich in einem Tale halt.

Dort, in geflügelten Gedanken von Körperlichem auf Unkörperliches übergehend, sprach ich etwa folgendes zu mir selber: „Was dir heute bei Besteigung dieses Berges so oftmals widerfahren, wisse, daß dies auch dir wie vielen andern auf dem Wege zum seligen Leben widerfährt, aber es wird darum von den Menschen nicht hoch angeschlagen, weil des Körpers Bewegungen einem jeden offenkundig sind, die der Seele aber unsichtbar und verborgen. Siehe nun, auch die Seligkeit steht auf erhabener Höhe; ein schmaler Pfad führt zu ihr hin, viele Hügel ragen dazwischen, und von Tugend zu Tugend muß mit fürsichtigen Schritten gewandelt werden.

Auf dem Gipfel ist das Ende und Ziel unsers Lebens, auf ihn ist unsre Wallfahrt gerichtet.

Dorthin wollen alle gelangen, aber wie Ovid sagt: Velle parum est, cupias ut re potiaris oportet.

Und wenn du nun entschieden empor verlangst, was hält dich zurück? Nichts anderes, als daß der Weg durch die Freuden der Erde und ihre Niederungen ein ebnerer und beim ersten Anblick zweckmäßigerer erscheint. Aber nach langem Herumirren oder unter der Last übel hinausgeschobener Arbeit bleibt dir doch nichts übrig, als geradeswegs zum Gipfel der Seligkeit emporzusteigen oder aber in den Tälern deiner Sünden ermattet niederzusinken und — was Gott verhüten möge, wenn Finsternis und Schatten des Todes dich dort überraschen, ewige Nacht in ewiger Qual zu verbringen."

Diese Betrachtung richtete mich unglaublich an Geist und Körper wieder auf. Gebe Gott, daß meine Seele ihre große Reise,

der sie bei Tag wie bei Nacht sich entgegen sehnt, glücklich zu Ende führe!

. . . Den obersten der Gipfel heißen die Leute im Gebirg „das Söhnlein" (filiolum), warum, weiß ich nicht, vielleicht des Gegensatzes halber, denn er schaut in Wahrheit eher wie der Vater aller benachbarten Berge aus. Auf seinem Scheitel streckt sich eine kleine Ebene, dort hielten wir ermüdet Rast.

Und da du nun vernommen, von welcherlei Sorgen der Geist des Emporsteigenden erstiegen wurde, so vernimm, ehrwürdiger Vater, auch den Rest und wende ein Stündlein auf Lesung der Erlebnisse dieses meines einen Tages. Zuerst denn, von ungewohntem Zug der Luft und dem freien Schauspiel ergriffen, stand ich wie ein Staunender; — ich schaue zurück: da lagerten die Wolken zu meinen Füßen. Schon erschien mir minder fabelhaft der Athos und Olympus, da ich das, was ich von jenen gehört, und gelesen hatte, an einem minder berühmten Berge erschaue.

Hernach wende ich den Strahl des Auges nach der italienischen Seite, wohin sich ja am meisten die Seele neigt: starr und schneebedeckt und ganz in meiner Nähe erschienen mir die Alpen, durch welche einst jener wildeste Feind des römischen Namens sich einen Durchgang bahnte und, wenn der Sage zu glauben, mit Essig die Felsen sprengte; — und doch sind sie ein Beträchtliches von hier entfernt. Ich seufzte, ich gestehe es, nach Italiens Himmel, der mehr meiner Seele, als meinen Augen erschien, und eine unsägliche Sehnsucht, Freunde und Vaterland wieder zu sehen, befiel mich — eine Sehnsucht, die ich eigentlich eine unmännliche Weichheit schelten sollte, aber auf großer Männer Zeugnis zur Entschuldigung stützen kann. Hernach kam ein neuer Gedanke über meinen Geist, und ich führte ihn vom Raum zur Zeit. Denn ich sprach zu mir selber: „Heute erfüllt sich schon das zehnte Jahr (1326. 1336), seit daß du nach Vollendung der jugendlichen Studien Bologna verlassen! O unsterblicher Gott, o unwandelbare Weisheit, wie viel und wie große Umgestaltungen deines Wesens hat diese mittlere Zeit erlebt! Unzähliges übergehe ich, denn ich bin noch nicht in dem Hafen, um sicher vergangener Stürme zu gedenken; vielleicht kommt einst die Zeit, wo ich alles in der Reihe, wie es geschah, wiedererzählen kann, indem ich, wie Augustinus, als Vorwort spreche: ‚Meiner vergangenen Schmählichkeiten will ich gedenken und der fleischlichen Verderbnis meiner Seele, nicht weil ich daran ein Gefallen trage,

sondern um dich, mein Gott, zu lieben.' Jetzt aber steht mir noch viel zweideutig und lästig Geschäft bevor, was ich zu lieben pflegte, lieb' ich nicht mehr — aber, um nicht zu lügen, ich liebe es noch, aber ehrbar und in Betrübnis. Dies ist die Wahrheit: ich liebe, was nicht zu lieben mir lieb wäre, was zu hassen ich wünschte, ich liebe es zwar, aber wider meinen Willen, gezwungen, traurig und klagend, und an mir selber erprobe ich die Wirkung jenes berühmten Verses:

Adero si potero: si non invitus amabo.

Noch ist mir das dritte Jahr nicht verflossen, seitdem jene verkehrte und schlimme Neigung mich ganz fesselte und in dem Hofraume meines Herzens einzig und ohne Widersacher regierte: eine zweite begann, sich wider sie zu erheben und sie zu bekämpfen: auf der Walstatt meiner Gedanken wird nun täglich in schwerer, aber unentschiedener Schlacht von beiden gestritten . . ."

. . . Also und ähnlich freute ich mich des Fortschritts, beweinte meine Unvollkommenheit, bemitleidete die allgemeine Wandelbarkeit menschlicher Handlungen und hatte schier vergessen, warum ich heraufgekommen, bis ich einsah, daß noch andere Orte passender seien, sich mit Sorgen zu plagen, und bis ich das betrachtete, dessen Anblick zu lieb ich heraufgestiegen. Denn schon war es Zeit zurückzukehren, die Sonne neigte sich, der Schatten des Berges wuchs mächtig und gemahnte mich gleichsam, aufzuwachen. Da wandte ich mich rückwärts und schaute nach Westen.

Jener Grenzwall zwischen Frankreich und Spanien, die Gipfel der Pyrenäen, werden von dort aus nicht gesehen — nicht als ob ein fremder Gegenstand dazwischen stünde, sondern nur wegen der Unzulänglichkeit des menschlichen Auges.

Zur Rechten aber waren die Berge der lyonischen Provinz, zur Linken der Meerbusen und die etliche Tagereisen entfernten Gewässer von Aigues-Mortes aufs deutlichste sichtbar; die Rhone selbst strömte vor unsern Augen.

Wie ich nun dies im einzelnen bewunderte und bald mich nach irdischen Dingen erkundigte, bald nach Vorbild des Leibes auch den Geist in höhere Sphären versetzen wollte, kam mir zu Sinn, das Buch der Bekenntnisse des Augustinus, das mir deine Güte einst verehrt und dessen ich mich zur Erinnerung an den

Geber bediene, aufzuschlagen — ein erprobtes Werklein, das ich allezeit zu Handen führe, klein von Umfang, aber unsäglich süß von Inhalt. Ich schlage es auf, um zu lesen, was mir entgegentreten würde — denn auf was anderes als etwas Frommes und Ergebenes könnte ich wohl stoßen? Zufällig griff ich das zehnte Buch jenes Werkes heraus. Mein Bruder, erwartungsvoll, aus meinem Munde etwas von Augustinus zu vernehmen, stund mit gespannter Aufmerksamkeit; — ich rufe Gott an und ihn selber, der bei mir war — wie ich die Augen auf das Blatt senkte, stund geschrieben: Et eunt homines admirari alta montium, et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et gyros siderum et relinquunt se ipsos.*

Ich gestehe, daß ich sehr betroffen war; meinen etwas zu hören begierigen Bruder bittend, mir nicht beschwerlich zu fallen, schloß ich das Buch, ich zürnte mir selber, daß ich auch jetzt noch irdische Dinge bewundert hatte, die ich längst schon selbst von den Philosophen der Heiden lernen gekonnt, daß nichts wunderbar als der Geist, und daß, wenn dieser groß, nichts anderes mehr groß erscheint. Dann aber, sattsam zufrieden, den Berg gesehen zu haben, wandte ich den innern Blick in mich selber zurück, und von jener Stunde an war keiner, der mich reden hörte, bis wir in der Tiefe unten wieder anlangten. Genug der Beschäftigung hatte jenes Wort über mich gebracht, ich konnte nicht glauben, daß es zufällig so eingetroffen; alles, was ich gelesen, schien mir in bezug auf mich, nicht auf andere gesagt; ich erinnere mich, wie Augustinus selber ein ähnliches erlebt.

Der Rest meines Lesens war Schweigen; ich bedachte, wie arm an Rat die Sterblichen, wie sie ihr edelst Teil vernachlässigend sich über so vieles verbreiten und an leerem Schauspiel ereiteln, wie sie das, was im Innern zu finden ist, äußerlich suchen, und ich bewunderte die edle Anlage unseres Geistes, der nur leider aus freiem Willen entartet, von seinem primitiven Gehalt abgewichen ist und das, was ihm Gott zu seiner Ehre verliehen, ins Gegenteil verwandelt hat.

Wie oft, meinst du, hab' ich an jenem Tage talabwärts steigend und rückwärts gewendet den Gipfel des Berges betrachtet, aber seine Höhe schien mir kaum mehr die Höhe einer Stube,

* Da gehen die Menschen, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluten des Meeres, die Strömungen der Flüsse, des Ozeans Umkreis und der Gestirne Bahnen, und verlieren dabei sich selber.

verglichen mit der Höhe menschlicher Kontemplation, wenn dieselbe nicht in den Schmutz irdischer Niedrigkeit getaucht ist.

Das auch fiel mir bei jedem Schritte ein: Wenn es uns nicht verdrießt, so viel Schweiß und Mühsal zu ertragen, um den Körper dem Himmel ein weniges näher zu bringen; welches Kreuz, welch Gefängnis, welcher Stachel darf eine Seele schrecken, die sich Gott nähern will! . . .

. . . Unter solchen Erregungen des Herzens kam ich ohne ein Gefühl des steinigen Fußpfades wieder bei jener gastlichen Hütte des Hirten an; vor Tagesanbruch waren wir von dort aufgebrochen, in tiefer Nacht kehrten wir zurück, der Mond spendete uns seinen dankenswerten Schein auf den Marsch. Dieweil nun unsere Diener mit Herbeischaffung der Abendmahlzeit beschäftigt sind, habe ich mich in einen abgelegenen Teil des kleinen Hauses begeben, dir dieses eiligst und aus frischem Gedächtnis zu schreiben, damit nicht, wenn ich's verschiebe, durch Aenderung des Ortes auch die Gedanken ein ander Gewand erhalten und der Eindruck sich abschwäche.

Betrachte es nun, geliebtester Vater; nichts an mir soll deinen Augen verborgen bleiben — mein ganzes Leben wie meine einzelnsten Gedanken teile ich dir sorgsam mit; bitte zu Gott für sie, daß sie, die so lange schweifend und unstet sind, endlich ihre Ruhe finden und nach nutzlosem vielfältigen Umhergeschleudertsein sich dem e i n e n Guten, Wahren, Sicheren und Bleibenden zuwenden mögen.

Leb wohl!"

. . . Und mit diesem frommen Schlußwunsche Petrarcas will auch ich für heute dem Tal von Vaucluse, dem Berge Ventoux und dem ganzen Lande von Avignon und Venaissin Lebewohl sagen!

Skizzen aus dem Elsass.

(1872.)

I.

Rosheim.

Eingetieft in eine Mulde des Tales, welches von dem Vogesenflüßlein Magel gebildet wird, zwischen sonnigen Vorhügeln, darauf Hopfen und Reben mit Feldern und Wiesen abwechseln, während als dunkler Hintergrund blaugrau die schwungvollen Umrisse des waldigen Odilienberges und die Sandsteinkuppe, die das Schloß Girbaden trägt, die Landschaft abschließen, liegt Rosheim, eine der zehn Städte des Elsaßes, von jetzt vielleicht viertausend Einwohnern, im achten Jahrhundert als villa Rodasheim, im dreizehnten als oppidum Rodesheim erwähnt und erbaut in Form einer von einer Stadtmauer umgrenzten Ellipse, welche eine lange Hauptstraße und eine kürzere Querstraße, jeweils von einem Torturm abgesperrt, rechtwinklig durchteilen.

Mit der von Straßburg nach Barr führenden Eisenbahn angelangt, durchschreiten wir das östliche Stadttor, einen schiefergedeckten Turm, über dessen Spitzbogen in modernem Freskobild eine Madonna mit dem Kinde das Wappen der Stadt, als deren Schutzpatronin sie verehrt wird, dem Wanderer entgegenhält. Die elsäßischen Städte lieben ihre „armoiries parlantes“ etwas mehr Vertrautheit mit älterem Deutsch dürfte manche poetisch ansprechende Heraldik berichtigen, und wenn auch selbst die Madonna einen Schild mit goldener Rose im roten Feld hält, so leitet der unerbittliche Sprachforscher dennoch „Rodesheim“ nicht von den

Rosen ab und würde in einem rodenden Bauern ein zwar minder poetisches, aber richtigeres Stadtsymbol erblicken; wie er sich aus gleichem sprachlichen Grunde kaum entschließen wird, das elsäßische Rodesheim im edlen Wettstreite mit dem bayerischen Rosenheim am Inn für die Vaterstadt des Minnesängers „Chnonze von Rosenheim" zu erkennen, von welchem die Manessesche Sammlung sechs Strophen zu Ehren der Frauen aufzeichnet.

Sicher beglaubigt unter Rosheims frühmittelalterlichen Erinnerungen sind seine nahen Beziehungen zum Kloster Hohenburg auf dem Odilienberg. Dieses übte, den Kaiser stellvertretend, auf aller ihm zugehörigen „salischen Erde" eine volle Souveränität und besaß „einen freien Dinghof zu Rosheim gelegen, da gehöret Ding und Twing und Bann hin"; es hatte Meier und Kellermeister, Büttel und „Ochsener", sowie einen Heimbürgen daselbst. Der Meier hielt als Amtmann des Klosters dreimal im Jahre „Ding", das heißt Gericht und dreimal „Botschaft", das heißt Ergänzungsgericht. Am ersten Tag nach Sankt Martins Tage hatten vor ihm zu erscheinen alle, „die zu Rosheim Hausrauch haben", mit Ausnahme dreier Höfe, „die des Graven Hugo waren und seiner Erben". Er hatte sich am Sankt Odilientage zur Huldigung auf dem Berge einzufinden und die Nacht zu wachen, daß kein Unfug geschehe von den Pilgern mit Feuer oder „anderer Unfüge, davon das Kloster und der Berg möchten zu Schaden kommen". Der Heimbürge, den die Aebtissin als Beamten setzte, hatte zu wachen über Maß und Gewicht, über Markt und Weinkauf, hielt Ruggericht zu Feld, Reben und Wald und über alles, das unter einem Schilling zu richten ist, und „wenn die Stadt ausziehet mit dem Heerwagen, deß soll er pflegen".

Den Text des in seinen altdeutschen Rechtsanschauungen und Sprachformen gleich merkwürdigen Weistums, „des freien Dinghofes zu Rosheim gelegen, welcher zugehört dem Kloster zu Hohenburg", hat der gelehrte Abbé Hanauer aus den Archiven des Domkapitels Straßburg seinem Werke Les constitutions de campagnes de l'Alsace, Paris 1864, einverleibt.

Aus bäuerlicher Klostervilla zur hohenstaufischen Stadt herangewachsen, erlebte Rosheim im Jahre 1212 einen schweren Ueberfall und Straßenkampf durch die Lothringer. Als der Hohenstaufe Friedrich II. 1212 zur Herrschaft gelangte, setzte er Rosheim dem Herzog Friedrich von Lothringen als Pfand ein

für ein Darlehen von 4000 Mark Silbers, zog es aber nach dessen Tode zurück. Thiebald, des Lothringer Herzogs Sohn, schwergekränkt, sandte seinen Marschall Lambyrin von Durches mit einem Heer durch das Brenschtal vor, die Stadt wurde mit Handstreich genommen, die Bürger flüchteten in die Kirchen, aber die Lothringer, „bäurische Kriegsleute", wie der Chronist spottend sagt, „die nur so viel vom Wein wissen, als sie davon gelesen haben, und lesen verstehen sie nicht", taten des Guten zu viel in den reichgefüllten Weinkellern, so daß Ritter Otto von Rosheim seine Mitbürger mit mutigem Zuspruch zu den Waffen rufen, die trunkenen Sieger überrumpeln und nach Erschlagung vieler schmählich wieder hinauswerfen konnte.

Der Mönch Richerins, der damals in der vogesischen Abtei Senones sein Chronicon schrieb, hat diesen „Tumultus" beschrieben, und der wenig gekannte, aber nicht unbegabte unlängst verstorbene elsäßische Schriftsteller Richard hat in seinem heimatlichen Roman „Kaisersburg en Alsace" den streitbaren deutschen Rittersmann Otto von Rosheim in französischer Sprache verherrlicht.

1215 scheinen Handel und Wandel erfreulich geblüht zu haben, da uns die Urkunde 401 in Schöpflins Alsatia diplomatica belehrt, daß Abt und Konvent von Sankt Leonhard Kelche, Meßgewänder und Meßbücher bei den „Judaei in Rocksheim" in Versatz hatten. 1248, in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit waren die alten Rechte und Einkünfte des Stiftes Hohenburg auf den Rosheimer Besitzungen gefährdet, da die ritterlichen Dienstleute so viel an sich zogen, daß bei dem Papst Klage geführt werden mußte und der Dekan Wolfhelm zu Sankt Thomas in Straßburg als päpstlicher Richter einen eindringlichen Erlaß an den Schultheißen richtete.

Wir haben nicht Zeit, den Staub der Pergamente weiter aufzuwirbeln, noch den in einer deutschen Inschrift auf dem Rathause verewigten Schmerz zu erneuern, den am 6. Juli 1622 Mansfelds erzürnte Soldateska mit Feuer und Schwert dem Städtlein zufügte — und wenden uns sofort zu dem einzigen, aber hochmerkwürdigen Denkmal mittelalterlicher Kunst in Rosheim, der Kirche der Heiligen Petrus und Paulus. Es ist still auf ihrem Platze; den Hör- und Sehbedürfnissen des heutigen Tages entspricht mehr die neuere Pfarrkirche zum heiligen Stephan, aber kein Freund romanischer Bauweise, der im Elsaß

reist, sollte die Rückreise antreten, ohne hier seinen Besuch abgestattet zu haben.

In Kreuzesform regelmäßig angelegt, technisch wie aus einem Guß ausgeführt, nichts von dem ängstlichen, mönchisch Gedrückten anderer romanischer Bauten kundgebend, in edler Goldbräune gelblichen Vogesensandsteins des Quaderwerkes seinen Fugenschnitt mehr wie gelötet denn gemauert anzeigend, die Außenwände von Lisenen und Bogenfriesen wirksam belebt, den achteckigen, in den obern Teilen spitzbogig ausgeführten Turm auf der Kreuzung des Lang- und Querschiffes tragend, auf den Ecken und in der Mitte des Daches statt mit Akroterien mit frei vorspringenden, grotesk ungeheuerlichen, aber von präzisem Meisel gehauenen Steingestalten dekoriert — so ragt dieses Gotteshaus der Heiligen Petrus und Paulus aus dem frischen Grün umgebender Kastanienbäume, fremdartig, rätselhaft, ein Märchen aus alten Zeiten . . . und sein Reichtum an Steinbildwerken wirkt um so sonderbarer, als überall, wo sonst an Kirchen solche angebracht zu werden pflegen, insbesondere in den Halbbogen der Portale, hier keine sichtbar sind, während an Punkten, wo sie sonst nicht für nötig erachtet werden, es hier weder an zähnefletschenden Ungetümen noch an menschlichen Dachsitzern fehlt.

An verschiedenen Stellen der Mauer sind Flachreliefbilder eingefügt; eigentümlich ornamentiert ist die Außenseite der großen Chornische; ein Blattwerk von reicher Formgebung umrahmt das Rundbogenfenster, drei Steinplatten zeigen die Symboltiere der Evangelisten, den Adler, den Ochsen, den Flügellöwen von Heiligenschein umgeben, während das Symbolbild des Engels auf der vierten Platte sorgsam weggehauen und nur im Umriß noch sichtbar ist.

Das Hauptportal, anderwärts oft ganze Cyklen von Kirchengeschichte, Legende und scholastischer Theologie in Stein gehauen entfaltend, ist sogar ganz ohne Säulen und Kapitäle, nur von einem rings umherlaufenden Bande von abwechselnden Kannelüren und Schuppen umschlossen. Eine einzige biblische Figur, der heilige Petrus mit Schlüssel und Buch, erscheint hoch oben im Giebel der Vorderfassade, alle andern Bildwerke sind Tiersymbolik und Bauhumor.

„Die Fassade hat," wie Schnaase in seiner Geschichte der bildenden Künste mit seinem Kennerblick bemerkt, „etwas Antikisierendes und eine an gewisse italienische Bauten erinnernde

einfache und klare Anordnung. Der Turm befindet sich nämlich auf der Vierung des Kreuzes, und die Vorderseite stellt nur den Durchschnitt des Innern dar, und zwar in der Art, daß der untere, der Höhe der Seitenschiffe entsprechende Teil durch Lisenen und Rundbogenfriese sehr einfach und harmonisch verziert ist und das Dachgesimse neben seinem Bogenfriese auch über den mittlern, das Portal enthaltenden Raum als horizontale Bedeckung fortläuft und ihn mit den Seitenschiffen zu einem Ganzen verbindet. Hierdurch erhält der obere, durch einen flachen Giebel bekrönte Teil der Fassade ungefähr die Verhältnisse eines antiken Tempels, an den er um so mehr erinnert, als der Giebel auf der Spitze einen Adler, an den Eckwinkeln ruhende Löwen mit menschlichen Gestalten zwischen ihren Klauen trägt."

In das Innere durch ein mit zwei seltsam gewundenen Säulen und schweren Archivolten geschmücktes Seitenportal eintretend, werden wir von einem, durch die Glasmalereien der verhältnismäßig niedern Rundfenster bewirkten, so mystischen Halbdunkel und trüben Farbenschimmer umfangen, daß es unmöglich wird, in gedrucktem Gebetbuch zu lesen, oder die merkwürdige Anordnung des Langhauses, dessen Schiffarkaden eine Neigung zum Spitzbogen haben — die bald schachbrett-, bald blattwerk-, bald strickartig in mannigfachstem Wechsel verzierten Gesimse der Pfeiler oder die in ihrer Art einzigen riesigen Würfelkapitäle der vier kurz gedrungenen, mit schweren Pfeilern abwechselnden Säulen genauer zu betrachten. An einer der kurzstämmigen Säulen des Langschiffes wird die schwere viereckige Plinthe durch ein aus Würfelknäufen zusammengesetztes Kapitäl getragen, um dessen Ablauf sich wie ein Kranz oder eine Perlenschnur vierundzwanzig kleine Menschenköpfe oder Masken aneinandergereiht herumziehen. Zwei Pfeiler und zwei Säulen sollen Spuren alter Bemalung tragen.

Glücklicherweise haben unsere Kunstforscher Lübke und Lasius in Försters „Allgemeiner Bauzeitung", Jahrgang 1866, das System der Rosheimer Kirche und Einzelheiten wie das Menschenhauptkapitäl, das Lindenlaubkapitäl, die hockenden Gestalten, welche die Konsolen der Gewölbeansätze stützen, unter anderem in so genauen Aufnahmen dargestellt, daß uns das im Innern herrschende Dunkel nichts Ungekanntes verhüllt.

Eine mit Geschmack und Pietät geleitete Wiederherstellung verdankt die Kirche dem Stadtbaumeister von Schlettstadt, Herrn

Ringeisen. Haupt- und Seitenaltäre wie die Kanzel sind im alten Stil erneut, die Glasfenster von Petit-Gérard, die im Chor vor dem Erlöser knienden Schutzheiligen Petrus und Paulus in Fresko gemalt von Richomme.

Rätselhaft wie die Kunstform ist auch die Geschichte des Baues. Italienische Meister sollen ihn nach dem Vorbild des Domes zu Ancona erbaut, der dem elsäßischen Geschlecht der Grafen von Dachsburg entstammte Papst Leo IX., als er 1049 sein Heimatland besuchte, ihn eingeweiht haben. Eine Bulle dieses deutschen Papstes Leo IX. von 1051 ist in Schöpflins „Alsatia diplomatica", Nummer 209, nachzulesen. Die neuere Forschung setzt die Ausführung der Kirche in das zwölfte Jahrhundert. Urkundlich bestanden schon 1137 in Rosheim die obere Pfarrei zu Sankt Stephan, die untere zu Peter und Paul, und zwar letztere unter dem Patronat der Abtei Haute Seille.

Der allzeit zu Erdichtungen bereite Volksgeist hat sich mit wenig Bedenken aus einer Kombination der Skulpturen die Bausage der Kirche vollständig zurechtgelegt. Betrachten wir nämlich die Steinplatten des Dachansatzes, da wo der achteckige Turm zwischen Lang- und Querschiff aufsitzt, näher, so sitzen dort in Lebensgröße zwei menschliche Figuren, einmal, nach Nord schauend, den rechten Fuß rechtwinklig gebeugt, unter dem linken Bein durchgeschlagen, barhäuptig ein Alter, der mit der rechten Hand den langen Bart zu streichen oder zu rausen scheint und einigermaßen an den Vers erinnert: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich kaum zu helfen weiß" — sodann auf der dreieckigen schiefen Ebene nach Süden, ebenfalls in sitzender Stellung der Orientalen, das rechte Bein stumpfwinklig nach innen gebeugt, ein schöner vollbärtiger, barettragender Mann, der mit der Linken den Unterschenkel hält, mit der Rechten aber eine große Bursa oder Geldtasche.

Die realistisch und gut gemeißelten Steingestalten in Verbindung mit den vier menschenverschlingenden Tierungeheuern der Eckpfeiler und dem großen Vogel auf dem Giebel der Vorderfassade, sowie den vierundzwanzig Menschenköpfen am Säulenkapitäl des Langhauses deutet nun die Legende also: Der in Verzweiflung auf dem Dach Sitzende ist der Graf von Salen, dem zur Strafe sündhaft heidnischen Treibens die Wölfe sechs Söhne und sechs Töchter gefressen. Er gelobte zur Buße die Kirche zu bauen, ein Vogel schwirrte nieder und wies die Baustelle, eine

Waldkapelle unter hohen Linden. Der Bau dauerte zwölf Jahre; während jeden Baujahres schenkte die Frau Gräfin als Ersatz für die von den Wölfen geholten ihrem bußfertigen Ehegemahl wieder ein schönes Kind. Einmal aber ging das Geld aus und mußte ringsum neue Bausteuer eingetrieben werden, deß zum Zeugnis sitzt auch der Architekt auf dem Dach mit der Geldtasche.

In der Nähe von Rosheim ist ein Hofgut, welches noch heute der Bildhauerhof heißt.

Mag es sich nun mit dem mythischen salischen Grafen, seinen vierundzwanzig Kindern, seinem Adler, seiner Geldklemme und seinem Architekten so oder anders verhalten, jedenfalls deuten diese plastisch energischen Steingestalten an, daß der Mensch, wenn er auf schiefe Ebenen geraten ist, sich nur durch festes Knieeinstemmen vor Hinabrutsch bewahrt, und daß es beim Kirchenbau wie überhaupt in jeder Lebenslage ratsam ist, allzeit ein gefülltes Portemonnaie zu haben.

Mit dieser Nutzanwendung, die wir aus dem Bauhumor der Bildhauer und Freimaurer dieser altehrwürdigen Peter- und Pauluskirche schöpfen, scheiden wir von dem im übrigen wenig Anlaß zu längerem Verweilen darbietenden Städtlein; man scheint hier der Vorväter, welche einst die Kirche erbaut und geweiht und die Stadt gegen die von jenseits der Vogesen verteidigt, wenig mehr eingedenk, und was den Komfort der Wirtshäuser betrifft, so lautet er in anderer Rechtschreibung: „Komm fort, bis ein Gasthof da ist."

II.

Lützelburg — Ratsamhausen — Girbaden.

Rings um den Odilienberg zieht sich nach allen Richtungen eine Kette von Burgen, einige auf Vorsprüngen des Gebirges, weithin sichtbar, andere heimlich versteckt im Waldesdunkel, die meisten nach ihrer ursprünglichen Anlage zu Vorwerken des großen Verteidigungssystems der Heidenmauer bestimmt, welches das Bergplateau der heiligen Odilia in seiner vorklösterlichen Zeit als von Natur und ergänzender Menschenhand befestigtes Lager und Ganheiligtum zum Mittelpunkt hatte.

Zwischen Andlauertal und Barr ragen das doppeltürmige

Schloß Hohandlau und die schlanke Speßburg — am Fuß des Männelsteins mit der feinen Rundbogen- und Erkerfassade seines Rittersaales Landsperg, der gelehrten Aebtissin Herradis Stammsitz — schwerfindbar im düstern Forst, durch den der Mörderpfad führt, und ganz von uralten Tannen verdeckt, Birkenfels; — sodann, zu großem Steinhaufen zusammengesunken, eher einem Waldklausner als fröhlichen Rittersmännern als Wohnsitz passend, Kagenfels, vom Volke Hansmatter Schloß genannt — weiter gen Norden, unweit des noch an die große Heidenmauer anstoßenden Felsens Stollhasen, das gedreifachte Felsennest „zu den drei Steinen" oder Dreistein; — unweit des von einer römischen Lagermauer umschlossenen Berges Köpfel auf zwei gewaltigen Kuppen, die ein Mauerbogen kühn überspannt, unzugänglich wie der Horst des Adlers im Bergwald, das Hagelschloß, urkundlich Waldsperg geheißen — endlich, mehr im Nordwest des Odilienberges, über Ottrott das weithinaus lugende stattliche Burgenpaar Ratsamhausen und Lützelburg, und jenseits Klingental, zwischen Magel und Breusch, zuletzt hier aufgezählt, aber einst nicht die letzte im Kreise der Starken, Girbaden.

Der Freund geschichtlicher Trümmer hat in diesem klassischen Vogesenrevier die Wahl zwischen „ganz alten, alten und neueren Ruinen" und kann ihrer viele ersteigen und durchklettern in einem Sommertag. Wählen wir, offene Lage und herrliche Fernsicht dem Düster wildnnheimlicher Waldverstecke vorziehend, als Ziele einer Wandernng die drei letztgenannten.

Die Eisenbahn bei Oberehnheim verlassend, sind wir bald in dem rebenumsäumten Ottrott, ehemals weicher Ottenrode genannt, und von dort, über die sonnigen Halden des Homburgerberges emporsteigend, bei den Ottrotter Schlössern, früher als Lützelburg die Vorder- und die Hinterburg, später, nachdem Kaiser Wenzel die Hinterlützelburg oder das „hinder Schloß" 1393 den drei Brüdern Hartmann, Egenolf und Hans vom Zweig der Ratsamhausen von Ehenweiher zu Lehen gegeben, als Lützelburg und Ratsamhausen unterschieden.

Das Dorf Ratsamhausen, von welchem dies im Elsaß bedeutende Geschlecht ausging, liegt an der Ill unweit Schlettstadt, und die Stammburg des andern Zweiges der „Ratsamhausen zum Stein" stand in dem der Welt durch seinen menschenfreundlichen Pfarrer Oberlin bekannten unwirtlichen Steintal, ban de la roche, auf den Höhen über dem Dorf Bellefosse und wurde 1467

wegen Landfriedensbruches durch ein Heer des Bischofs von Straßburg und der Grafen von Salm zerstört.

Unsere beiden Nachbarburgen sind baulich wenig ungleichen Charakters: beide erheben sich gleich trotzig auf steil abgeschrotetem Untergrund roten Sandsteinfelsens, umzogen von einem in die Felsen gehauenen Graben, der die Steine zum Bau spendete, beide sind von einem gewaltigen zirkelrunden Bossagequaderturm flankiert, beide beschützen waffenbrüderlich denselben Berg. Aber Ratsamhausen ist stattlicher, vornehmer, seigneurialer, mehr Herrenhaus; Lützelburg, die vordere, zusammengedrängter, einfacher, mehr Burgstall und Kaserne ritterlicher Gauerben, von denen der einzelne, weil sie in gemeinschaftlichem Burgfrieden das Ganze bewohnten, nicht viel zu baulichem Schmuck aufwendete.

Durch den gebüschverwachsenen Burggraben in das Innere der Burg „Razenhusen" eingedrungen, kommen wir zuerst zu dem mit einer Mauerdicke von 4 m 1 bei einem Durchschnitt von 12 m 3 aufgeführten festen Rundturm, dessen Eingangspforte hoch über dem Erdboden nur von dem Hauptbau aus durch eine Zugbrücke erreicht werden konnte. Die Phantasie mag sich ausmalen, wie einst die Klagen der Gefangenen hinter diesen dicken „Mauern der Vergessenheit" verhallten; der fleißige Vogesentourist Silbermann, der 1733 die Trümmer durchstöberte, erzählt, daß Bergknappen, von oben hinabgelassen, im engen Verließ Menschengebeine in Ketten und Banden liegend antrafen. (S. Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg samt umliegender Gegend. Neue Auflage, besorgt von A. W. Strobel, Straßburg 1835.) Von malerischer Wirkung sind auf den Turmzinnen die mächtigen Föhren, deren knorrige Stämme der Regen weiß gebleicht hat. Unmittelbar daneben erhebt sich efeuumwuchert der Hauptbau, ein massives, vielstockwerkiges Doppelviereck, oder Corps de Logis, mit zugemauerten Rundbogen, tief einspringenden Spitzbogenöffnungen, großen Tragsteinen für Gebälke, Bau und bauliche Aenderungen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts beurkundend. Nordfront und Südfront haben regelmäßige, nach römischer Art bossierte Quadern, das Mauerwerk der Mittelfüllung ist sehr roh, daher auch, von eingedrungenen Baumwurzeln veranlaßt, ein unheilbarer Riß vom Scheitel bis zum Grund klafft und Einsturz droht.

Im zweiten Teil des vierstockwerkigen Hauptbaues oder

Palas bezeichnet eine Reihe gewölbter Fenster mit Steinsitzen, ehedem „Baien" genannt, den Rittersaal. In der Höhe des dritten Stockwerkes, wie in der Luft schwebend, ersehen wir auch jene „charmante cheminée à colonnettes romanes", deren Eleganz einst den künstlerischen Freund des Odilienberges, Generalvikar Schir, entzückt und die Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmale im Elsaß zu einer Wiederherstellungsarbeit veranlaßt hat: ein von romanischen Säulenpfeilern geschmücktes Kamin mit einem Nebenfenster mit reizender, spitz zugehender punktierter Ueberwölbung. Hieher mag man als Staffage die anspruchsvollen Damen und raufluftigen Herren jenes rauhen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts denken, wo so ziemlich alle mit allen in Händeln lagen, wo man ungestüme jüdische Gläubiger mit dem Scheiterhaufen zur ewigen Ruhe brachte, wo das Elsaß bald von englischen Prätendenten und Söldnerbanden, bald von armen Gecken und innern Raubfehden so verwüstet und geplündert wurde, daß die besten Bewohner dieser Feudalsitze nach heutigem Ordnungsbegriff die besten Kunden unserer Schwurgerichte sein würden. Jetzt weiden braune Lämmer den verschütteten Grund, und nur der heisere Schrei des Wanneweih bricht die Einsamkeit . . .

Lützelburg, das vordere Schloß, ebenfalls von einem in den Sandstein eingeschroteten Burggraben wehrhaft umsperrt, ist kleiner als die nur auf Pfeilschußweite von ihr entfernte Hauptburg, ein viereckiger Steinklotz mit quaderfest aufgeführtem Rundturm; die Mauern sind beinahe ohne Fenster, roh gemauert; aus dem geräumigen Burghof, in dem ein verlassenes Wohnhaus des derzeitigen Besitzers Herrn Fuchs von Illkirch steht, führt der Eingang zur Burg über eine Art Brücke zwischen engen Mauern hin; über dem Tor ist als einziger Schmuck statt eines Wappens eine ausgehauene leere Nische, wie sie auch an elsäßischen Bauernhäusern für die Hausheiligen bestimmt ist. Die Sage vermeldet nichts von dieser Lützelburg, die Geschichte wenig. Vom Geschlecht derer von Lützelburg, die im vierzehnten Jahrhundert ausstarben, kam sie an die Herrn von Andlau, dann ebenfalls an die Ratsamhausen, welche sie im Burgfrieden mit Engelhart von Nidekk, Jakob von Hohenstein u. a. gemeinschaftlich besaßen. Lehensherren waren die Kurfürsten von der Pfalz. 1474 soll sie von Kriegsleuten Karls des Kühnen von Burgund eingenommen worden sein.

Vergessen wir den Trümmerwust entschwundener Zeiten und halten wir fröhliche Vergrast im Burghof unter dem uralten, weißgebleichten, ganz ausgehöhlten und doch wieder neu treibenden Nußbaum. Da schweift der Blick in die langgedehnten, föhrendunklen Wälder ob dem Klingental, nach den Höhen, die das Breuschtal säumen, und hinab in die reiche elsäßische Ebene, über die gotischen Doppeltürme der neuen Kirche von Oberehnheim hinweg zum silbern blitzenden Rhein und hinüber zu den bekannten Schwarzwaldhöhen der Kinzigtalberge und des Kniebis ... Bienen summen über der von Lamium und Plantago, Ranunculus und Ajuga kräftig durchblümten Halde, in vollem Frühlingsgrün prangt das Buschwerk des Burggrabens, Linden, Ahorne, Holunder, blühende wilde Apfelbäume, alles in wildverwachsenem Durcheinander, in Maienlust und Maienbluft, die Luft ist mild und stärkend, und der Friede Gottes ruht über uns und den Bergen.

Das Buch des als Künstler sich selbst mit radierten Landschaftsbildern rauh illustrierenden Elsäßers Emanuel Friedrich Julin: „Vogesische Ruinen und Naturschönheiten", hat uns in der Reisetasche heraufbegleitet.

Nicht ohne Rührung lesen wir in seinem, pindarische Form nachahmenden, holprigen Schlußhymnus:

„Auf den hohen Zinnen wurzeln Bäume,
In dem Kerker haust nun Kauz und Eule,
Alles mahnt hier an Vergänglichkeit.
Nur du, o Vogesus, zeigest dich immer
Majestätisch in hehrer Pracht.
Mögen auch blitzend die Wetter der Nacht
Dich umhüllen, du stehst, wie vor Jahrtausenden, fest;
Segensfülle spendend dem Lande,
Das zu Füßen dir sich entfaltet,
Reichst du erinnerungsvoll Kunden der Vorzeit.
Sei uns gegrüßet und bleibe noch lange,
Wie du den Vätern und Urvätern warst,
Uns ehrwürdig, Vogesus!"

Nach einer weiteren Wanderung an den Hammerwerken, Schleifmühlen und Landhäusern des waffenschmiedenden Klingentals vorüber in das waldfrische Tal der Magel ersteigen wir,

einer Forststraße folgend, gegenüber dem 780 m hohen Heidenkopf die trümmergekrönten, waldigen Höhen über Mollkirch, erhalten am Forsthaus des Herrn Coulaux einen Schlüssel und öffnen uns den Zugang in die Ruinen von Girbaden oder Geyerbaden, einer Vogesenfeste ersten Ranges, nach der Hohenkönigsburg der größten im Elsaß. Wer von unten hinaufblickt, erschaut, des Bergwaldes Wipfel überragend, nur ein Stück Fels, das, von verwegenem Mauerbogen überwölbt, die drei hohen Mauerseiten eines geborstenen Wartturmes trägt. Dies ist aber der kleinere Teil des Ganzen, die Umfassungsmauern und Ruinen der Gebäude sind von einer Weitläufigkeit und Großartigkeit der Anlage, daß es einer tüchtigen Schuttdurchkletterung bedarf, um sich den Plan des Gesamtbaues zu vergegenwärtigen.

Da erscheint zuerst, von starker Ringmauer und einem vorspringenden Turm in der Weise römischer Lagerbefestigung umschlossen, ein weiter, ebener, grasbewachsener Vorhof, zu einem Exerzierplatz oder einer Renn- und Stechbahn wohlgeeignet. Jetzt steht einsam dort eine lange Kirche des heiligen Valentin, zu welchem als Schutzpatron gegen Viehseuche alljährlich am vierzehnten Hornung starke Wallfahrt geht, die dem ganzen Schloß im Volksmund den Namen „Veltenschloß" erwirkt hat. Ein alter Forstmann, aus Bayern zugewandert, hat vor einigen Jahrzehnten als Waldbruder hier geklausnert.

Wir überschreiten dann den Graben, um zu dem auf den Sandstein aufgetürmten Teil des Schlosses emporzusteigen. Von Tor zu Tor, deren eines mit neuerdings eingerissenem Mauerwerk im Schlußstein ein Doppelwappen, rechts den straßburgischen Querbalken, links drei übereinanderstehende fünfblätterige Rosen aufweist, führt der gepflasterte Burgweg bis zu dem von Stoßfalken benisteten geborstenen Wartturm, dessen Fundament der kühn überwölbte Fels ist. Große Verhältnisse und große Landschaft umgeben uns hier; die Abendsonne wirft warme Färbungen auf die Waldrücken des Breuschtales, auf den hohen Donon ob Schirmeck, auf die Ridekker und Haslacher Berge, während dämmernde Schatten sich über das von Sägmühlen belebte Mageltal und den jenseitigen Nachbarberg, den von uralter Ringmauer kunstlos umfaßten, laubgrünen Heidenkopf zu lagern beginnen. Der Kuckuck des Girbadener Bergwaldes aber, dessen Frühlingsruf wir hier oben genau belauscht haben, ruft nicht, wie seine deutschen Brüder jenseits des Rheins, zweisilbig Guckguck! sondern drei-

silbig in anapästischem Metrum: Guckguckguck! und wenn wir die naturgeschichtlichen Gründe dieser provinzialen Besonderheit auch nicht kennen — wir ehren sie.

Im Innern der Trümmermassen unterscheiden wir ein ansehnliches Gebäude, dessen Südseite einst von vier großen, säulengeschmückten Rundbogenfenstern durchbrochen war. Aus den Hügeln von Schutt und Einsturz haben Ausgrabungen, veranlaßt durch den früheren Besitzer Baron Wangen und die archäologische Gesellschaft, eine Anzahl Säulentrommeln, Kapitäle, Würfelgurte in der rührend schwerfälligen Plastik des frühromanischen Stiles zutag gefördert, die nun wieder in malerischer Verwirrung den Boden decken. Die Schloßkirche, der heiligen Katharina geweiht, sei hier gestanden, sagt unser Führer, und da einst „rote Ritter", d. h. Tempelherren, als Lehenträger der Bischöfe von Straßburg bis zur Austilgung ihres Ordens hier gehaust haben sollen, mag die Ueberlieferung recht haben, wenn es nicht ihr Ritter- oder Kapitelsaal war. Die Maurer und Steinhauer am Münsterbau zu Straßburg — so erzählt unser einheimischer Gewährsmann weiter, seien dort fortgelaufen und hätten hier gebaut und geschafft, weil sie zwei Kreuzer mehr Lohn erhielten.

Bei solcher Bedeutung der in ihrer Verwüstung noch stolzen Feste ist nicht zu wundern, daß Geschichte und Sage manches von ihr zu berichten wissen. Daß vor den jetzt zerstört niederliegenden Bauten hier ein römisches Lagerkastell stand, ist nach der Anlage sehr wahrscheinlich. Wenn der Straßburger Kriegsbaumeister Daniel Specklin, der 1576 auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand eine Landkarte des Elsaßes zu fertigen hatte, nicht leichtsinnigerweise mehr gesehen hat, als vorhanden war, so hatte es zu seiner Zeit „viel heidnische Antiquitäten und viel alte, römische Inschriften da oben, davon viele ausgebrochen und in fremde Länder verführet worden". Von dem jenseits der Magel sich am Fuß des Heidenkopfes dehnenden Rosheimer Wald erzählt man noch heute, daß darin eine uralte Goldgrube betrieben, und daß beim Ausstocken viel heidnische Münzen ein Meter tief im Boden gefunden worden.

Der Kapelle „Girbaden" tut 1192 eine Bulle des Papstes Cölestin III. Erwähnung. Nach dem Aussterben des hier gebietenden Grafen von Egisheim-Dagsburg im Mannesstamm entstand um Girbaden Streit. Kaiser Friedrich der Zweite verlieh 1226 dem Bischof Bertold von Straßburg „das neue vor

Girbaden neuerlich erbaute Schloß" zu Lehen, aber der Gemahl der dagsburgischen Erbtochter Gertrud, Graf Friedrich von Leiningen, nahm es mit den Waffen in der Hand für sich in Anspruch. Seit einem 1239 geschlossenen Vergleich verblieb es dem Bistum Straßburg, als dessen Belehnte 1395 Herren von Hohenstein, 1477 von Landsperg und Ratsamhausen zum Stein urkundlich erscheinen. Es mag oft fröhlich gezecht worden sein, wenn der große mit Federn geschmückte Filzhut, die Eule genannt, im Kreise herumging und der zum ersten Male die Burg betretende Gast den Eulenkrug zu leeren hatte. Wer aber den Eulenfederhut aufsetzte, durfte sein Schimpfsprüchlein sagen, und wären Könige und Kaiser mit zu Tisch gesessen.

Der Burg Niederbrennung und Zerstörung scheint im siebzehnten Jahrhundert durch lothringische Ueberrumpelung erfolgt. Eine wildschauerliche Sage berichtet, daß noch jetzt, wenn es sich jährt, um Mitternacht die Geister der mordlich erschlagenen Besatzungsleute, unter denen mit blutig ausgestochenen Aughöhlen und ohne Arme der damals also verstümmelte Burgamtmann den Vorsitz führt, grausiges Strafgericht abhalten über den verräterischen Knecht, der die lothringischen, als Bauern verkleideten Soldaten nächtlich einließ.

Da es schon dunkelt und wir nicht wissen, ob nicht gerade mit dem Tag unseres Besuches der Jahrtag des schauerlichen Spukes sich wiederholt, so überlassen wir, ungerne scheidend, die Ruinen von Girbaden ihren Ortsgeistern und Gespenstern und gehen auf schmalem Fußpfad den Höhensaum entlang erst zum Krappenfels, dann zum „Christkindelstein", dann hinüber zu dem von gesunder Bergluft umwehten hochgelegenen Flecken Grendelbruch, einst Grindebroch geschrieben, wo aus der zur abendlichen Maiandacht beleuchteten Kirche später Gesang der Jungfrauen stimmungsvoll erschallt und der müde Wanderer in Fridolin Schallers gediegenem Gasthof freundliche Aufnahme und alles findet, was zu seiner Erquickung not tut. —

III.

Der Odilienberg.

Eine Beschreibung des altehrwürdigen und altberühmten Odilienberges versuchen, heißt eigentlich Eulen nach Athen und Quader auf die Heidenmauer tragen. Dieser heilige Berg und seine Bergheilige haben eine Literatur, die selbst wieder zum Berg zu werden droht. Seit Hieronymus Gebweiler „Sankt Odilien fürstlichen Herkommens, heiligen Lebens und Wandels Historie samt Stammbaum" im Jahre 1521 „gestellt" und zu Straßburg in Druck gegeben hat — seit Schöpflin, Silbermann, Pfeffinger, Karth, Rey, Levrault, Schir die Vergangenheit und Topographie erforscht und mit Plänen und Aufnahmen verdeutlicht haben, bis zu dem ungenannten weg- und herbergenkundigen Verfasser der „Festfahrt nach St. Odilien am 2. Mai 1872, Straßburg bei Wolff" ist alles geschehen, um diesen „Bergwürdigsten und Merkwürdigsten des Wasgau" nach Verdienst zu ehren und geistliche wie weltliche Wallfahrer in seine Geheimnisse und Mirakel einzuweihen.

In verschiedenartigsten Absichten und Stimmungen — den wildmalerischen Spuren der bemoosten Heidenmauer folgend, oder auf gepflasterter Römerstraße oder auf schattigkühlen Waldwegen — mag der Wanderer seine Schritte zu dem siebenhundert Meter über Meeresspiegel sich erhebenden Gotteshaus Hohenburg emporlenken: er wird dem Genius Loki dankbar und mit dem Wunsch auf Wiedersehen von dannen gehen.

Altitona — Hohenburg — Odilienburg; Gallier — Römer — Germanen: von den Geschichten aller lagert auf dem Berg eine Schichte.

Sein ganzes Plateau dehnt sich von dem südöstlichsten Punkt, der Felsgruppe Männelstein, bis zu dem nordöstlichen Ende, etwa dem Köpfel ob Klingental, schmal und langgestreckt, mit etlichen Ausläufern. Die Kuppe, welche das Kloster der heiligen Odilia trägt, ist ein in dessen Zentrum vorspringendes Vorgebirg von roten grobkörnigen Sandsteinfelsen, die senkrecht, steilunzugänglich aus den umgebenden Wäldern sich erheben. Diese Felsen

bilden hier, wie an andern Stellen der Hochfläche, einen natürlichen Wall. Da wo die Abhänge sanfter und zugänglicher sind, ist von Menschenhand in grauester Vorzeit der Quaderwall der Heidenmauer aufgetürmt, die, genau der Kontur der Hochfläche folgend und alle natürlichen Vorteile der Felsenwände mit in ihr Verteidigungssystem einbeziehend, innerhalb der Ebene Bloss, des Odilienklosterbezirks und des mit diesem zusammenhängenden nördlichen Berges einen Flächenraum von mehr als einer Million Quadratmeter oder einhundert Hektaren umfaßt und über zehntausendfünfhundert Meter oder nach alter Rechnung zweiunddreißigtausenddreihundertvierundzwanzig Fuß im Umfang hat. In gerader Linie berechnet, soll ihre ganze Länge dreitausendundsiebenzig Meter oder neuntausendvierhundertfünfzig Fuß betragen.

Solcher Art waren die Bergbefestigungen der gallischen Oppida, wie sie Cäsar überall angetroffen und geschildert hat.

Innerhalb solcher Umwallung bei den von Druiden oder Druidinnen gehüteten Heiligtümern der Götter und Begräbnisstätten der Menschen versammelte sich in geweihter Jahreszeit die Bevölkerung eines Gaues zu Opfer und Volksgemeinde, wie Lucanus singt:

„zu dem barbarischen Götterdienst und dem schrecklichen Festbrauch",

hier wurden Orakel erteilt, Gottesgerichte und Märkte abgehalten, über Frieden und Krieg beschlossen. Von hier loderten in heiligen Nächten und Sonnwendzeiten die Feuerzeichen hinaus in das Flachland; hier, wenn der Krieg ausbrach, ward hinter festem Steinwall und der ihn umsperrenden Dornhecke des Feindes letzter Angriff erwartet und als letzte Gegenwehr mit Anzündung des dürren Holzwerks der Berg in Rauch und Flammen gehüllt.

Die Erinnerung an solche uralte Heiligkeit des Berges, der, den Göttern geweiht und des Gesamtvolkes Veste, keinen Waldbesitz oder Feldbau einzelner duldete, war noch lebendig, als längst die Verehrung der heiligen Odilia an Stelle der vogesischen Gottheiten getreten war. Eine merkwürdige Urkunde des bischöflichen Archives zu Straßburg (G. 468) aus dem Jahre 1190 — von den seitherigen Geschichtschreibern wenig gekannt, erst in Hanauers constitutions des campagnes de l'Alsace veröffent-

licht, besagt: „Ich Bischof Conradus . . . tue kund und zu wissen allen . . . daß etliche Satzungen, vom Stifter der Hohenburger Kirche, Adalrich, dem Vater der heiligen Odilia ausgegangen und seither auf Hohenburg treulich bewahrt, in wahrheitsgetreuer Ueberlieferung uns zu Gehör kamen:

Es ist eine Satzung, daß kein weltlicher Mensch ein Hofgut besitzen oder ein Haus bauen darf auf dem Hohenburger Berge, außer wenn es die Abtissin auf Grund der Notwendigkeit erlauben wird, denn die ganze Area des Berges bis zur Kapelle des heiligen Johannes Evangelista ist ein Friedhof der Toten, nach uralter Landesverfassung.

Dazu ist es ferner Satzung, daß innerhalb der Umfriedung der Heidenmauer kein Mensch einen Acker bauen oder ein Haus aufrichten oder von irgendwoher sich einnisten soll ohne Erlaubnis der Abtissin, denn es ist salisches Land (quia salica terra est)."

Unter salischem Land aber ist dasjenige zu verstehen, welches schon in Römerzeit zu öffentlichen Zwecken dem Einzelbesitz entzogen, von den merowingischen Eroberern dem Reich zu Zwecken der Gesamtheit zugeschieden ward.

Sogar in die Litanei der heiligen Odilia hat sich, den geistlichen Verfassern unbewußt, eine Erinnerung an die Zeit eingeschlichen, wo nicht die gute christliche Heilige, sondern die gute heidnische Befestigung des Berges das Elsaß beschützt hat. Die Gläubigen beten noch heute: „Heilige Odilia, sicheres Refugium der bedrängten Bevölkerungen in Zeiten des Krieges und der Verfolgung, bitt für uns!"

Wer nun der Mediomatriker und Tribokker halbmythischer Vorzeit einen Gang widmen will, der wandert, mit Schweighäusers und Thomassins Plan sachdienlich versehen, vom Kloster südöstlich erst zu dem Bekkenfels. Zwei kieselreiche Sandsteinblöcke etwa vier Meter hoch, ruhen hart nebeneinander auf einer Unterlage von gleichem Sandstein frei aufsitzend, als ob sie von Menschenhand hingesetzt wären. Ein in den untern Fels eingeschroteter schmaler Durch- und Ausgang ermöglicht durchzukriechen.

Von hier betritt man die früher oft von schädlich wühlenden Wildschweinen heimgesuchte Hochebene Bloss und erfreut sich des wahrhaft malerischen Vordergrundes, den die Heidenmauer zu dem im Mittelgrunde auf seiner braunroten Felswand statt-

lich emporsteigenden, lindenumschatteten Odilienkloster und der duftigen Rheinferne bildet. Die Heidenmauer, obgleich ihr wohl manches Hunderttausend Steine zum Schlösser-, Kirchen- und Häuserbau der Talbewohner abgeführt sein mag, ist noch drei, höchstens vier Meter hoch, bei anderthalb bis zwei Meter Breite, nicht zyklopisch irregulär, sondern quadratisch regulär geschichtet. An etlichen Stellen sind sechs Lagen riesiger Quader geradlinig frei übereinander gesetzt, ohne alle Verbindung von Kalk und Mörtel, als ob die Mauer auch für den Fall gerichtet wäre, schließlich dem anstürmenden Feind auf den Kopf geworfen zu werden. An anderen Stellen sind die Steine malerisch eingestürzt und weisen an den Kanten viereckige Eintiefungen für das Eintreiben von zusammenhaltenden Eichenkeilen, die von ihrer Gestalt den Namen Schwalbenschwänze (queue d'aronde) erhalten haben. Mag, wer Lust hat, weiter untersuchen, ob solcher Quaderverband auch der altpelasgischen Technik bekannt und in älterem Mauerwerk des Parthenon ähnlich zur Verwendung gekommen ist.

Als natürlicher, vierzehn Meter hoher Felsvorsprung fortifikatorisch in die Heidenmauer eingepaßt, ragt an der Spitze der Bloss mit flachebenem Gipfel, von allen vorderen Vogesenhöhen die weitgedehnteste Vorschau in die große mittelelsäßische Rheintalebene darbietend, der Männelstein. Man sieht hier, wie des Klosters ehemaliger Prior Hugo Peltre als Gewährsmann angibt, bei heiterem Himmel neben Schwarzwald und Alpengebirgen dreihundert Flecken und Dörfer, zwanzig Städte, darunter die vornehmsten sind Straßburg, Breisach, Freiburg, Schlettstadt, Offenburg, Hagenau u. a. — Ein Kultus, der die aufgehende Sonne begrüßte, mußte diese Terrasse zu seiner besten Gottesdienststätte erkiesen. Der Altertümler, der sich auf „Schalensteine" versteht, findet in den auf- und nebeneinander geschichteten Blöcken einige jener kreisrunden Eintiefungen (cuvettes), welche den Stein als einen geheiligten bezeichnen. Noch heute legen die Kinder schüchtern einen Erikastrauß oder eine handvoll Heidelbeeren als Weihegabe in diese Schalen.

Auf dem Plane, den J. P. Müller im Jahre 1603 von der Bloss verfertigt hat, ist an der senkrechten Felsenwand des Männelsteins ein großer eiserner Ring als eingehängt angezeigt, welchen die Sage als Erinnerung an die Entstehung des elsäßischen Festlandes deutet, da unten noch See und hier oben in der würdig luftigen Höhe von achthundertdreiunddreißig Meter

über der gegenwärtigen Meeresfläche Schiffsländе war. Wie mag des Keltenvolkes Noah geheißen haben, der zum Ehrengedächtnis der Anlandung seiner Arche auf diesem vogesischen Ararat die Theologen des Berges den Eisenring schmieden ließ? Aus des Lucanus Pharsalia kennen wir die Namen der gallischen Gottheiten,

„Dich, Teutates, der nur mit grausem Blute versöhnt wird,
Und dich, Hesus, deß Altar trieft von unmenschlichen Opfern,
Dich auch, grausam gesinnt wie der Skythen Diana, Taranis!"

Ihre Mythen aber sind verschollen. — Vom Männelstein westwärts umbiegend, erreichen wir, niedrigem Mauerwerk der Heidenmauer folgend und von herrlicher Fernsicht über die Täler von Barr und Andlau bis zu den waldigen Rücken des Climont erfreut, den Schaftstein und den Wachstein . . . ersterer aus einer Tiefe von etwa siebenzehn Meter als viereckiger Pfeiler senkrecht emporsteigend, in gleicher Höhe mit dem Boden der Hochebene und selbst eine abgeebnete Plattform von fünfzehn Schritt Breite bildend — letzterer ein unweit davon, außerhalb der Mauer ganz frei und abgesondert stehender, oben ovaler Monolith in Weise eines Menhir, wie sie in keltischen Ländern als Grenzsteine und „Feenspindeln" vorkommen. Da man von hier aus eine ganze Seite des Berges mit allem Gegenüber bis zu den mit Melkereien besetzten Hochebenen des „Champ du Feu" und der „Sutt" wächterlich bespähen kann, paßte er zu einem Wachtposten.

Anderthalb Kilometer von hier gen Nord befinden sich unweit der unmittelbar oben ziehenden Heidenmauer die von Archäologen viel erörterten Druidendenkmäler, ein Abhang mit stehenden und liegenden Blöcken, mehrere als Schutzdach querüber gelegt, so daß separate gedeckte Gevierträume entstehen, in denen mehr gekrochen als gegangen wurde — primitive Wald- und Felseinsiedeleien, sehr heimlich und unheimlich, Dachsbauen vergleichbar, wo der Bewohner in Moos eingegrabene Sprüche der Weisheit ausdenken oder die rauhe Winterszeit verschlafen konnte. Ob nun in diesen nach vorn offenen Grotten einer jener Dolmen zu erblicken, die zu Druidenbivouac oder Feerei geheimnisvoller Wildwaldsfrauen dienlam waren, lassen wir ohne Kummer unentschieden. Näheres samt Plan teilt C. F. Oppermann mit in dem

Bulletin der elsäßischen Gesellschaft für Erhaltung geschichtlicher Denkmale, zweiter Serie erster Band Seite 178.

Die Römer, seit Cäsar Herren im Elsaß, nahmen die „septa gentilis muri", die ganz den Grundsätzen entsprachen, die ihr Ingenieur Hyginus in seinem Traktat von den Lagern aufgestellt hat, in neue Verwendung, tilgten das Druidenwesen und verstärkten das Zentrum, da wo jetzt das Kloster steht, mit einem Kastell, als dessen Erbauer oder Erneuerer Diokletians Mithelfer im Grenzkrieg gegen die Germanen, Maximianus Herculeus, genannt wird. Neben diesem Prätorium war als Tempel eine Rotunde errichtet, die erst 1734 abgebrochen wurde.

Es hat Wahrscheinlichkeit, daß die von Alemannen und Franken drohenden Gefahren in den Zeiten der Kaiser Julian und Valentinian Anlaß zur Erweiterung der Befestigungen gaben, und daß die Ringmauer des nördlichen Berges, des Heidenkopfes, sowie das Kastell Girbaden damals angelegt wurden. Zum letztenmal klirrten römische Waffen in den Vogesen, als im Jahr 407 die einbrechende Völkersturmwoge der Vandalen, Alanen und Sueven am Rhein und der Goten in Italien den Oberfeldherrn Stilicho zwang, die Besatzungen der Grenzvesten zu einem Rückzug über die Alpen zu befehligen, auf den kein Vormarsch mehr erfolgt ist.

Mit verändertem Angesicht schaut Altitona in der Rheinlande fränkisch christliche Zeit.

Adalrich oder Attich, Eticho, des Merowingerkönigs Childerich des Dritten Anverwandter, um das Jahr 666 zum Herzog des Elsaßes ernannt, der Fürstenhäuser Oesterreich-Habsburg und Baden-Zähringen Ahnherr, zu Oberehnheim Hof haltend, richtet die römische Hohenburg aus den Trümmern auf, übergibt sie, mit Pfründen reich dotiert, seiner erst von ihm mißhandelten, später bevorzugten Tochter Odilia zu einem Damenstift, dessen erste Abtissin sie wird, und bringt mit seiner Gemahlin Bereswinde die letzten Lebenstage in der neugeweihten Stiftung zu.

Odilia, als deren Todestag der dreizehnte Christmonat des Jahres 720 angegeben ist, ward als Heilige verehrt, ihr Grab Ziel häufiger Wallfahrt, ihre Lebensgeschichte mit wundersamen Legenden geschmückt. Sie soll, selbst blindgeboren, erst durch des Regensburger Bischofs Erhard Taufe zu Palma in Burgund das Licht der Augen erhalten — von vornehmen Freiern über den Rhein verfolgt, in plötzlich sich öffnender Bergspalte Zuflucht

gefunden — den Pilgern zum Augenheil mit ihrem Stab den Odilienbrunn aus dem Klosterfels geschlagen — ihres Vaters Seele durch anhaltend Gebet in der Tränenkapelle aus flammendem Fegfeuer befreit — vor ihrem Tod von einem Engel die letzte Wegzehrung erhalten haben. Der kaum dankbaren Mühe, die Gespinste, welche der Menschheit leichtgläubiges Wunderbedürfnis um ihre Lieblinge spinnt, kritisch zu entwirren und wieder aufzulösen, hat Roth in Stöbers Alsatia, Jahrgang 1856, sich unterzogen; die allgemeinen Züge, nach welchen auf die weiblichen Ganheiligen christlicher Zeit Wesen und Zauber heidnischer Gottheiten sich übertrug, hat Rochholz in seinen Untersuchungen: „Drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als Kirchenheilige" nachgewiesen.

Unter wechselnden Schicksalen gedieh das Stift, verfiel auch zeitweise, wurde vom elsäßischen Papste Leo IX. besucht und im Jahre 1051 mit einer Bulle beehrt, aber von Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Barbarossa Vater stark geplündert und „fast völlig zerstört zurückgelassen". Sein kaiserlicher Sohn, des Vaters Unbill bedauernd, stellte Abtei und Kirche wieder in stand, erteilte den Vorsteherinnen den Titel „des heiligen römischen Reiches Fürstinnen" und ernannte seine Verwandte Relindis zur Abtissin. Unter dieser und ihrer Schülerin und Nachfolgerin Herradis von Landsperg ward die Ordensregel des heiligen Augustinus eingeführt, es sammelte sich eine stattliche Zahl edler Jungfräulein zum Unterricht in lateinischer Sprache, Poesie, Musik und Zeichnenkunst. Der kräftige Geistesschwung der Hohenstaufenzeit lebte auch in diesen zarten Kreisen. Relindis starb im Jahre 1167, Herradis am 25. Julius 1195.

Nicht ohne Rührung erneuen wir das Andenken der geistreichen, kunstsinnigen Herrad von Landsperg, deren Gestalt nicht wie Odilia mythisch, sondern, dank ihren Werken, in geschichtlicher Klarheit uns durch die Kreuzgänge, Kapellen und Lindenschatten ihres geliebten „mons Hohenburc" geleitet.

Die überlieferten Rechte des Stiftes gegen raublichen Eingriff Späterer zu wahren, ließ sie in den wiederaufgebauten Klostergang als Eckstein ein Bildwerk fügen: da sitzt mit langgeflochtenen, weit über die Schulter herabfallenden Zöpfen Etticho Dux und übergibt der Tochter Odilia als Zeichen der Investitur das Salbuch; da steht Sankt Leudgarius, Bischof von Autun, Odiliens mütterlicher Oheim, der hier die erste Kirche geweiht

hat; da knien vor der auch mit königlichen Zöpfen geschmückten Himmelskönigin Maria mit dem Kinde demütig Relind Abbatissa und Herrad Abbatissa.

Aus Herradis' Zeit stammt wohl auch die Architektur der an die erst 1692 neugebaute Hauptkirche anstoßenden wohlerhaltenen Kreuzkapelle, deren Alter irrtümlich bis zur heiligen Odilia in das Jahr 690 hinaufdatiert wird. Ihre auf acht mit Halbsäulen reich ausgestattete Mauerpfeiler auflehnenden vierfachen Kreuzgewölbe werden von einer einzigen, nur zwei Meter hohen kurzgedrungenen Säule unterstützt. Diese im Zentrum des Ganzen freistehende Säule zeigt ein schweres, romanisches Kapitäl, an dessen vier Ecken aus reichem Blattwerk vier „grimassierende" Menschenköpfe vorragen. An den vier Winkeln der Säulenbasis ist statt Blattschmuckes je ein Paar erhobener Menschenhände ausgehauen. Sollen diese Häupter und Hände die hier oben einst dargebrachten Menschenopfer andeuten? oder aber die dem Stift geschworenen und nicht gehaltenen Eide? oder den Königsfrieden des Berges, dessen Bruch mit Abhauung von Haupt oder Hand zu strafen war?

Zwei kleine Fenster erhellen in gebrochenem Dämmerlicht den niedern Raum. Ein verstümmelter, jetzt leerer Steinsarg, in welchem nach der Sage Odilia die sterblichen Reste des Elternpaares Attich und Bereswinde beigesetzt hat, ist in die Mauer eingefügt. Dem Altar gegenüber zeigt die Mauer einen modernen Glassarg, darin eine mit herzoglichem Samtmantel geschmückte Holzfigur nebst verschiedentlichem Gebein liegt. Seine Inschrift besagt: Atticus Alsatiae dux obiit 695.

In den Flammen, welche während der Beschießung Straßburgs die neue protestantische Kirche und Bibliothek verzehrten, ist der Fürstabtissin Herradis großes Werk hortus delicarium, der Wonnegarten, „der mit einer Lese von Blüten aus heiligen Schriften die Schar der Jungfränlein wonnig ergötzen soll," untergegangen — weiland ein stattlicher Kodex von 324 Pergamentblättern in Folio, in lateinischer Sprache und Minuskelschrift, Prosaauszüge aus Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern über biblische Geschichte und das gesamte theologische Lehrgebäude, gelegentlich auch über Astronomie, Geographie, Mythologie und was sonst zu Belehrung und Unterhaltung der adeligen Klostergemeinde diensam — dazu der Verfasserin eigene lateinische Lieder meist mit Musikbegleitung und einer Reihe von Gemälden

in sorgsamer Federzeichnung, Farbe und Vergoldung. „Gleich einem Bienlein zu einem honigtriefenden Bienenwaben hab' ich alles zusammengefügt," sagte die gelehrte Äbtissin in ihrer Vorrede; sie war eine echte Künstlerin, Phantasie, Ernst und heiterer Scherz, freie Gestaltung des Stoffes, kernige Eigenart und freimütige Kritik walten in den naiven Illustrationen. Das Schlußgemälde war dem Kloster Hohenburg insbesondere gewidmet, den Stiftern, der heiligen Odilia, der Freundin Relindis' und der ganzen „Congregatio religiosa temporibus Relindis et Herradis abbatissarum in Dei servitio in Hohenburc caritative adunata" mit den Brustbildern und Namen von sechsundvierzig Stiftsfrauen und zwölf Laienschwestern. Züchtig gesenkten Hauptes und wohlumschleiert, aber unverhüllten Angesichtes, wie zu einer Festparade zieht in diesem Gemälde die geistliche Damenschar vor dem spätlebenden Beschauer vorüber: Guta und Adelheit, Mahtild, und Edellint, Richinza und Luggart, Hedewic und Heilwic, Gerdrut und Kunigunt, Bereswind und Offemia, Willebirc und Uticha, Clementia und Hazicha, Ita und Juta und wie sie alle benamst werden, die dereinst hier oben in dem Glauben „Nunnen daz sint Sunnen" fromm lebten und starben.

Zwei Lieder, dem Berg zu Ehren, mit Musik schlossen das Werk. Es war des Elsaßes Kleinod und schönste Handschrift.

Nun sind auch die schönen Pergamentblätter sieben Jahrhunderte nach ihrer in Gott fröhlichen Schreiberin zu Staub und Asche geworden, aber wer seinen Odilienberg so geliebt hat wie Herradis von Landsperg, dessen Andenken besteht fort mit dem Berg selber. „Zu gewissen Stunden," sagt die Legende der heiligen Odilia, „bleibt der Wanderer am Bergpfad stehen und der Holzhacker am Abhang hält inne: durch die lauschenden Lüfte gehen Stimmen Unsichtbarer, geht der Gesang der Jungfrauen von Hohenburg." Auch der Schreiber dieser Zeilen, sonst kein sehr musikbegnadigter Mann, hört ihn wiederklingen, wenn er, was nicht selten geschieht, seine Schritte hinaufgelenkt hat:

„Salve cohors virginum
Hohenburgiensium
Albens quasi lilium
Amans Dei filium.

Herrat devotissima
Tua fidelissima
Mater et ancillula
Cantut tibi cantica.

Te salutat millies
Et exoptat in dies
Ut laeta victoria
Vincas transitoria."

Oder:

„Hunc ad montem
Vitae fontem
Derivavit gratia
Ubertatis
Castitatis
Irrorans solatia.

Gaude laeta
Canta sueta
Florens cohors virginum
Ordo cujus
Ornat hujus
Secli domicilium.

Sacer cultus
Simplex vultus
Casta mens et humilis
Amatori
Servatori
Christo est amabilis."

Oder, wenn Schnee die Höhen deckt und Christi Geburt gefeiert wird, jenes seltsame, etwas vom wilden Jubel der heidnischen Wintersonnwendfeier verratende Weihnachtlied:

Leto lata concio
Cinoël resonat tripudio
Cinoël hoc in natalicio.
Cinoël, cinoël,
Noël, noël, cinoël,
Noël, noël, noël, noël, noël.

Ein schwermütiger Bild aber kann sich vor dem Auge des in die Hohenstaufenzeit rückblickenden Forschers nicht erheben, als im Klostergarten an einem jener traulichen Mauerplätzlein mit der herrlichen Rundschau, unweit der Tränenkapelle die hohe Gestalt einer in Trauer gehüllten Verbannten, Sibylla, König Tankreds Witwe von Sizilien, umgeben von zwei Töchtern und getröstet von Herradis der Äbtissin, welcher Siziliens Eroberer, der Hohenstaufe Heinrich VI., 1195 die erlauchten Gefangenen zur Obhut gesandt hat, während Sibyllens Sohn, des Augenlichtes geblendet, auf der Veste Hohenems seine Tage vertrauern muß.

Das heutige Kloster der heiligen Odilia, nach den Stürmen der französischen Revolution 1851 durch eine Art elsäßische Landeskollekte vom Bischof zu Straßburg neu aufgerichtet und vom Generalvikar Schir mit Kunstverständnis baulich hergestellt, gehört Schwestern vom dritten weiblichen Orden des heiligen Franziskus und etlichen mit Wald- und Feldarbeit beschäftigten Laienbrüdern. Es gewährt eine einfache anspruchslose Gastfreundschaft. Einen schwereren Tag aber hat die würdige Superiorin oder „Frau Mutter" (Druis Antistita wäre zu Cäsars Zeit der ältesten Druidin richtiger Titel gewesen) samt allen Nonnen hier oben wohl nicht erlebt, als den zweiten Mai im Jahre des Heils 1872, als die deutschen Festgäste, die der feierlichen Eröffnung der Universität Straßburg angewohnt hatten, das Kloster mit friedlichem Ueberfall und — um das Wort des Lucanus nochmals scherzhaft zu gebrauchen — „mit schrecklichem Festbrauch" heimsuchten; statt vierhundert, wie angemeldet war, wohl fünfzehnhundert an der Zahl. Da hub sich deutschen Studentenlebens fröhlicher Schall unter den Linden des stillen Klosterhofes, da ward in Hallen und Gängen, vor Küchen und Kellerpforten in freundlich wirrem Gedräng der „Kampf ums Dasein" gestritten, um Schüsseln mit Rettichen, mit Fleisch und grüßenden Salaten, da sah man einen verehrten Festgast fürstlichen Standes nicht verschmähen, den Klosterwein in Ermangelung des Glases aus alter Kaffeeschale zu trinken, da lagerten in bunten Reihen Kriegsleute, Studenten und Männer der Wissenschaft, und donnernder Jubelruf umdröhnte die Ruhestatt des Herzogs Attich und der heiligen Odilia, als Bertold Auerbach dem glorreichen deutschen Heer, dem Heer des Mutes und der Bildung, und als der Elsäßer Egbrecht Graf Dürkheim-

Montmartin dem Kaiser Wilhelm ihre beredte Huldigung brachten.

Auf des Männelsteins Felsterrasse aber, wo nachher der Festzug die zweite fröhliche Bergrast hielt und der Ausblick in die maigrüne Pracht der Landschaft sonnenrein und duftig war wie je, stand wie ein ehrwürdiger Wasgaudruide Kolmars Staatsprokurator Vaccano und hielt in deutscher Sprache dem versammelten Volk eine Bergpredigt, die klang, als solle der uralte Geist des Wasichen in seinen Bergen aufgestört werden und mit bewegten Wipfeln seiner Bäume mitrauschen in den Festjubelruf der Epigonen: „Das ganze Deutschland vom Fels zum Meere hoch!“

J. V. von Scheffels

Gesammelte Werke

Vierter Band

J. V. von Scheffels Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Mit einer biographischen Einleitung

von

Johannes Proelß

Vierter Band

Epifteln.

Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

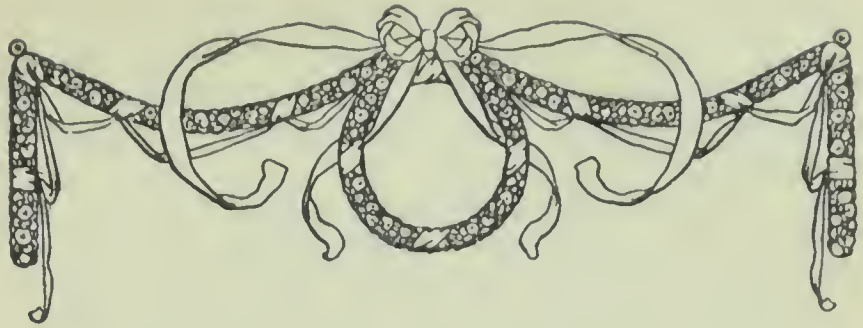
Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Episteln

Inhalt.

	Seite
Säkkinger Episteln	7
Ein Bericht aus der Schweiz	59
Ein Bericht aus Welschland	69
Römische Episteln	78
Venetianische Episteln	125
Ein Bericht aus Meran	152
Gedenkbuch	158
Epistel aus Donaueschingen	223



Säkkinger Episteln.

Erste Epistel in die Heimat.

Säkkingen, den 6. Januar 1850.

Also in Säkkingen! — Heute vor acht Tagen um Mitternacht habe ich meinen Einzug gehalten.

Nachdem ich Sonnabend in Offenburg beim wackern Alexander, dem aber die Einquartierung und die Steuerlast schwer auf dem Herzen liegen, Mittag gemacht und abends von Langendenzlingen aus nach Waldkirch hinübergefahren war, wo ich schöne Simonswälder Strohhüte und Taillen, gutes Bier und den Rechtspraktikant Kamm* antraf, der mich mit germanischer Gastfreundschaft aufnahm, brachte mich der letzte sonntägliche Bahnzug durch die in trüber Schneebeleuchtung sich im Rheine spiegelnden Isteiner Felsen nach Efringen, und von da ward ich — ohne zu wissen wie — in verschiedenen Omnibus und Eilwagen nächtlicherweise nach Säkkingen befördert und in mitternächtiger Stunde auf der Landstraße vor dem Postgebäude an die Luft gesetzt.

Das erste Wesen, was ich allhier ansichtig wurde, war ein biederer Hausknecht, der sich nach einigen Pausen meiner erbarmte und mich mit dem Koffer in die Stadt Säkkingen herein auf den Marktplatz vor das Gasthaus zum „Chnopf" führte.

Hier hatte ich ebenfalls wieder eine Zeit in frischer Luft zu stehen, bis des Knopfes Pforten sich öffneten. Während dieser

* Ein Mitschüler und Freund des Verfassers, derzeit Oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe.

erwartungsvollen Pause erschien, nachdem von den Glocken der Stiftskirche der zwölfte Stundenschlag dumpf erklungen war, das zweite Wesen, das ich allhier erblicken sollte, — der schnöde Nachtwächter.

„Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het zwölfi g'schlage,"

sang derselbe krähend — oder krähte derselbe singend (ich lasse euch vollkommen freie Wahl), aber den schönen Zusatz

„Un wo no in der Mitternacht
E Gmüet in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüeihige Stund
Un mach di wieder froh und g'sund,"

diesen sang der schnöde Nachtwächter nicht; er schien ihm nicht in sein System des Nachtwächterns zu passen, was ich ihm sehr verübelte. Allmählich fand sich auch noch ein ferneres Wesen, was mir ein kühles Gastzimmerchen im Knopf zur Verfügung stellte.

Wenn einer einen Tag lang bei schneidender Kälte und vielem Schnee teils Eisenbahn-, teils Omnibusweise in der Welt herumgefahren ist, dann weiß er den tiefen Zauber des Spruches, den Marie leichtsinnigerweise auf den Oberflächen weißer Zipfelkappen anbringt, zu würdigen: — „Schlafe, was willst du mehr!" — Ich tat's.

Geträumt habe ich übrigens sowohl das erste Mal dahier als seithero lediglich nichts; ist auch gar nicht nötig, hab' ich doch seit dem März 1848 so viel geträumt, daß ich noch geraume Zeit an dem Vorrat zu zehren haben werde. Wenn ich hier ein Tannenbaum wäre, in diesem ungeheuerlichen Schnee, dann würde ich es sehr passend finden, von einer Palme zu träumen im heißen Morgenland. — —

Nach dieser unjuristischen Abschweifung von Träumen komme ich in die realste Wirklichkeit zurück, nämlich aufs Amtshaus zu Säkkingen. Dorthin verfügte ich mich am Montag morgen, ward vom Oberamtmann, meinem Herrn und Meister, günstig aufgenommen und gleich in meinen Geschäftskreis eingewiesen, den übrigen Beamten vorgestellt, bestehend aus einem Assessor Losinger und einem vorsündflutlichen, uralten Rechtspraktikanten

Gamber, der einmal hier vergessen worden und seitdem auf der Amtsstube stehen geblieben ist; übrigens ein treffliches Gemüt; — den Neujahrs-Abend brachte ich sang- und klanglos bei den Honoratioren aus dem Lesevereine zu und zog mich bald in meine Stube zurück und las noch im alten Hebel, der mir überhaupt noch manchmal eine Medizin sein wird.

Von Freud' und Becherklang ist, glaube ich, in ganz Säkkingen nicht viel die Rede gewesen am Neujahrstag; die Schlußrechnung fürs Jahr 1849 war zur Hervorbringung anderer Stimmungen viel geeigneter.

Den 1 ten Januarii 1850 ist Neujahr gewesen. An diesem Tag hab' ich mir eine Wohnung gesucht und selbe auch beim Bürgermeister Leo dahier gefunden, und ist sie auch kein Salon, so kostet sie hiergegen auch nur 4 fl. monatlich und ist, wie ich von allen Seiten versichert worden, eines der „nobelsten" Zimmer dahier. Alsdann hab' ich ein paar Besuche gemacht, — unter andern auch beim Posthalter Malzacher, der sich Vater bestens empfiehlt, — und nachmittags in Begleitung mehrerer Biedermänner und deren Gemahlinnen einen ehrsamen Spaziergang nach Steinen in der Schweiz unternommen, der zu allgemeiner Befriedigung ausfiel. Seit Mittwoch sitze ich nun „festgemauert in der Erden" d. h. in meiner Amtsstube, und helfe mit an der Weltverbesserung durch Vermehrung der Akten-Fascikel, und wenn mir hie und da ein Skrupel kommt, so denke ich an das alte Lied:

Vorm Schreiber muß sich biegen
Oft mancher stolze Held
Und in den Winkel schmiegen,
Ob's ihm gleich nicht gefällt.

und schreibe wieder weiter im Gefühl meiner Würde, daß die Feder knarrt und das Papier rauscht und braust. In diesen Mittelpunkt meines hiesigen Lebens, in diese Schreibstube, wo alle Wurzeln meiner Kraft liegen, muß ich Euch aber noch des nähern einführen. Gebt mir also Euren Arm und folgt mir.

Seitab vom Marktplatz in Säkkingen, von der Kirche weg nach dem Rhein hin, steht eine Reihe hochgiebliger alter Gebäude mit spitzbogigen Türen, vergitterten Fenstern 2c. In diesen haust der S t a a t, das heißt: das Amtsrevisorat, die

Bezirksforstei und das Bezirksamt. Das stattlichste der Gebäude, ein dreistockiges Haus, ist das Amthaus. Durch eine alte Bogentüre tritt man ein in die Vorhalle, die, mit Gewölbestellungen versehen und auf zwei Säulenpfosten ruhend, den Weg nach den verschiedenen Amtsstuben eröffnet. Wir gehen aber noch nicht so schnell weiter, sondern verweilen eine zeitlang bei den sinnigen Inschriften der Halle. Bei den Türken ist's eine schöne Sitte, die Wände der Moscheen und öffentlichen Gebäude mit Sprüchen aus dem Koran zu versehen. Der deutsche bureaukratische Staat kennt nur einfach geweißelte Wände. Aber der biedere Sinn des Volkes hat hier glänzend gewirkt und mit zarten Sprüchen aus dem Hauensteiner Koran die kahlen Mauerwände geschmückt.

Ich setze einige bei, wie ich sie aus der bunten Sammlung noch im Gedächtnis habe. Also z. B.:

„Wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das ganze Amthaus verschlüge!" oder

„Allmächtiger Vater, schenk doch den Amtsherren einen besseren Verstand, daß sie bürgerliche Rechtspflege besser führen!" oder

„Lange warten müssen macht zornig" — oder

„Heute ist Johannes N. von Herrischried hier gewesen und hat dem Amtmann tüchtig die Wahrheit gesagt!" — oder

„Eine Republik wär' halt doch das allerbeste!" — oder

„Wenn sich alles von selbst erledigte, dann wäre gut Oberamtmann sein!" u. a. m.

Nachdem wir den Duft aus diesen Blüten des Volksgeistes eingesogen, treten wir links zur zweiten Tür ein. (Die Damen werden gut tun, beim Eintritt ihren Flacon vorzuhalten.) Hier ist meine Höhle. Aber ich hause nicht allein in ihr. Das Bezirksamt Säkkingen hat sich jene Hauptregel der Historienmalerei, nämlich die möglichst „ökonomische Verteilung der Figuren im Raume" gründlich zu eigen gemacht. In dieser Stube gehört nur ein Schreibtisch, ein Aktensack und ein geringer Flächenraum mir. In einem andern Drittel der Stube haust der eigentliche Herr und Gebieter derselben, der Amtsdiener, und im Reste derselben halten sich in Winterszeit die vorgeladenen Parteien auf, die Gerichtsboten gehen ab und zu, die Gendarmen pflegen der Privatunterhaltung mit Seiner Hochwürden dem Amtsdiener — kurz es geht hie und da äußerst gemütlich zu. Ich bin eigentlich mehr geduldet, als daß ich

etwas zu befehlen habe; im Volksbewußtsein ist der Amtsdiener der Haupt-Insasse. Wenn einer hereinkommt, so heißt es zuerst mit einem Bückling: „'sel mich Ihnen, Herr Hauser, wie geht's?" u. s. w. Dann noch so beiläufig zu mir und dem Aktuar: „Guten Morgen, ihr Herren." Das ist übrigens von jeher die soziale Position des Säkkinger Rechtspraktikanten gewesen — warum sollte ich's anders verlangen? Im Frühjahr hat mir der Herr Oberamtmann eine Uebersiedelung versprochen; bis dahin tut mir's vielleicht leid, auszuziehen; denn die Gewohnheit bringt ja dahin, daß einer in einer Mühle Pandekten studieren kann und daß ihm etwas fehlt, wenn er das Geklapper der Räder nicht hört. Ebenso bin ich jetzt so vollständig in meine Umgebung eingebürgert, daß ich meine, es könne gar nicht anders sein. Dazu hat nicht wenig der Grundsatz des Aktuars beigetragen, den ich mir alsbald angeeignet habe.

Der pflegt nämlich zu seiner Beruhigung bei jeder Tageszeit und bei jeder Gelegenheit, mag er nun ein und dieselbe Verfügung 33mal abzuschreiben haben, oder mag ihm ein biederer Gastfreund eine Flasche Rheinwein anbieten, den Spruch anzuführen: „Sei mir heute nichts zuwider!" und mit dieser Parole habe ich denn auch beschlossen, mich frisch und unbeirrt durch alles Liebsame und Unliebsame durchzuschlagen.

In dieser Höhle nun pflege ich der Kriminal- und Polizeijustiz und sitze des Tags meine 7—8 Stunden, und wenn eine Untersuchung einzuleiten ist, weil einer sein Brot um 2 Lot zu leicht gebacken oder schnöder- und unbefugterweise in stiller Verborgenheit Schnaps ausschenkt — oder wenn einer seinen Hund ohne Maulkorb laufen ließ, so denke ich: Sei mir heute nichts zuwider! und untersuche frisch darauf los, als wenn sonst die Welt aus ihren Fugen gehen müßte. — —

Ist dann das Tagewerk vorüber, so geht die arme Seele ins Gasthaus zum Knopf zu Herrn Broglie, trinkt ruhig ihr Bier aus und wenn die oktroyierte Polizeistunde um 10 Uhr abends eingebrochen ist, so geht sie mit ihrem Hausherrn, dem jungen Bürgermeister, nach Haus und legt sich aufs Ohr, um morgen da fortzufahren, wo sie heute stehen blieb.

Von Elementen der Gesellschaft habe ich bis jetzt entdeckt: einen Assessor, einen preußischen Offizier, einen Advokaten, einen Bürgermeister und ein paar Schweizer Kaufleute, die hier eine

Fabrik haben. Anderes bleibt vielleicht noch fernerer Entdeckung vorbehalten. Von Politik habe ich noch kein Sterbenswörtchen reden hören, es denkt hier wohl mancher dabei: „Vorüber, ihr Lämmer, vorüber, dem Schäfer wird's gar zu weh!" und schweigt. Dagegen bringt hie und da einer oder der andere Hebels Gedichte oder den rheinländischen Hausfreund mit, und dann wird ein Tisch an den Ofen gerückt, und alles lauscht den prächtigen alemannischen Weisen oder lacht sich bei den Zundelfrieder- und Zirkelschmieds-Geschichten den Buckel voll, so daß sich der alte Hebel im Grab noch vor Freude umdrehen würde, wenn ihm eine Portion des unsterblichen Gelächters daselbst zu Ohren käme.

Das Amthaus und der Gasthof zum Knopf sind bis jetzt die beiden Pole gewesen, um die sich meine hiesige Existenz drehte; — daß ich noch nicht weiß, wie es 100 Schritte von Säkkingen in der Welt aussieht, das habe ich diesmal nicht mir selbst, sondern dem ungeheuerlichen Schnee zuzuschreiben.

Wenn ich neue Entdeckungen an Land und Leuten gemacht haben werde, dann schreib' ich Euch meine zweite Epistel. Für heute ist der Stoff erschöpft. Ich hoffe, daß Ihr mir bald einen schriftlichen Gruß sendet und alle Briefe, die etwa an mich angekommen sind, vor allem aber die Münchener.* Sodann bitte ich, für den langen Braun** eine italienische Empfehlung auszuwirken.

Ich selbst bedarf vor der Hand hier nichts weiter, als dessen, was ich mitgebracht habe, und erlasse Euch jede weitere Zusendung von Kleidern und ähnlichem.

Das ganze Haus wolle sich als herzlichst von mir gegrüßt betrachten. Ich schließe mit der Versicherung meiner unveränderten Hochachtung und einem einfachen: Leben Sie gefälligst wohl!

In treuer Liebe

Joseph.

---

* Dort hatte Verfasser aus seiner Studienzeit her zahlreiche Beziehungen.
** Der nachmalige Kunstschriftsteller Julius Braun.

Zweite Epistel in die Heimat.

Säkkingen, den 13. Januarii 1850.

Wie der Doktor Scheffel seine erste Ausfahrt in den „Wald" gehalten und dabei den Balthes Nicker, mehrere Schneelandschaften und andere Hauensteiner Biedermänner, sowie den „Meysenharts Joggele" kennen gelernt hat.)

Heute ziehen wir ein doppeltes Paar wollene Socken an und suchen unsere wärmsten Handschuhe vor und leihen bei der Kellnerin im Knopf ein Paar Salbandüberschuhe, und der Amtschirurg Vogelbacher setzt seine alte Pelzkappe auf und zieht die großen Pelzohren daran herunter; — denn es ist giftig kalt, und das Amt muß in den Wald fahren.

Bekanntlich hat das Sprichwort „Laßt die Toten ruhen" keine juristische Bedeutung, im Gegenteil, wenn einer nur ein wenig auf abnorme Weise das Zeitliche gesegnet hat, so kommt er nicht eher zu seiner Grabesruhe, als bis Amt und Physikat ein riesenhaftes Protokoll über ihn aufgenommen haben, denn wozu wäre denn das viele Papier auf der Welt, wenn es nicht verschrieben werden sollte?

Diesmal war einem armen Burschen von Schweighof, der von einem weiten Weg bei Nacht und Nebel nach Haus wollte, auf der Grünnenbacher Höh' oben der Lebensgeist und die Kraft zum Weitermarschieren ausgegangen, und er hatte sich aufs Ohr in den Schnee gelegt, um nimmer wieder aufzuwachen.

Deswegen standen mittags 12 Uhr die Schlitten vor dem Amthause, leichte zweisitzige Fahrzeuge, und den einen bestieg das Bezirksamt, nämlich ich und mein schnöder Aktuar, und den andern bestieg eine große Pelzkappe, ein Mantel und ein paar Wasserstiefel, und das war das Physikat, nämlich der Amtschirurg Vogelbacher. (Dieser Biedermann würde eigentlich eine besondere Abhandlung verdienen; — z. B. hat derselbe die Bedeutung eines guten Schnapses zu jeder Tageszeit so tief erfaßt und den Kultus des gebrannten Geistes so andächtig getrieben, daß auf 6 Stunden im Umkreis der durstigste Mensch,

wenn ihn Kälte oder Ueberzeugung zu einem ähnlichen Schritt veranlassen, nicht mehr sagt: „Bringt mir einen Schnaps!" sondern, was zugleich viel plastischer klingt: „Bringt mir einen Vogelbacher!")

Und bald knallten die Peitschen und rasselten die Schellen, und fort sausten Amt und Physikat durch die glatte Schneebahn; und fuhren den Rhein entlang bis Obersäkkingen, dann ging's links ab, bergan in den Wald hinauf, und noch ein paar schöne Durchblicke durch die Baumgruppen nach dem Rheintal und den glatt abgeschnittenen Schweizerbergen gab's; dann fuhren wir einem duftigen Nebel entgegen, und bald war die Ferne verhüllt, und das Auge sah nur noch die weiten Schneeflächen, die unvermerkt und ohne bestimmbare Grenzlinie in den Horizont übergingen (— ganz dasselbe Bild in Weiß und Grau gemalt wie bei Meer und Himmel in Blau), und nur hie und da ragten ein paar schweigsame Tannen, deren Nadeln vom Reife so fein beeist waren wie der Bart meines Aktuars, zwischen durch, oder es tauchte ein einsam zugeschneites Strohdach auf, um zu erinnern, daß außer den Füchsen, Raben und Rehen, an die uns die Fußspuren im Schneefeld gemahnten, auch noch der homo sapiens Linnäi in diesen Gefilden existiere. So ging's durch Rüppolingen und Harpolingen nach Willaringen.

Dort stund ein stattlich Wirtshaus und „Balthes Nicker baut' mich" über der Tür geschrieben, und heraus trat er selber, der alte Balthes, eine Gestalt wie aus Erz gegossen, in dem roten, mit Sammet ausgelegten Hauensteiner Tschoben, mit dem feingefältelten Hemdkragen, kurzen Hosen und Strümpfen und breiten, geschnallten Schuhen. Und er lupfte sein schwarzes Käpplein und fragte nach der Herren Begehr.

Und als wir ihn des Wegs nach dem Schweighof befragten, um den in sein elterliches Haus verbrachten Verunglückten dort zu besichtigen, da lächelte der alte Balthes und sprach: „Da hätten die Herren früher kommen müssen, heut früh hat ihn der Pfarrer von Rickenbach begraben." Und der Stabhalter von Willaringen bestätigte es. Da wurde denn hier Halt gemacht und dem Stabhalter die Weisung erteilt, den Bürgermeister von Schweighof und die Angehörigen des Verunglückten hierher bestellen zu lassen.

Wir traten in die Wirtsstube. Nach altem Brauch kam

der alte Balthes zu jedem heran, schüttelte ihm kräftig die Hand und sprach: „Willkommen!" Und das kam mir so herzlich vor, daß ich mich fest veranlaßt fand, es mit dem herzlichsten Gruß aus meiner Sammlung, nämlich einem kräftigen „Leben Sie gefälligst hoch!" zu erwidern; ich bedachte mich aber zur rechten Zeit, daß diese germanische Redensart vielleicht ebensowenig Anklang finden würde als der griechische Gruß *Χαιρε*, den jener Storch auf dem Halsband geschrieben dem Schwarzwälder in Nordamerika zubrachte, und den dieser als „Kaibe" interpretierte.

Und dann stand das „dunderschießige Maidle", das am Fenster beim Spinnrad saß, des alten Balthes Tochter, auf und kam ebenfalls mit „Gottwilche!" zu fragen, was uns gefällig sei; — und wenn sie auch nicht sylphidenartig durchs Zimmer schwebte, sondern handfest auftrat, und wenn auch ihres Mieders Taille keineswegs, um mit Dahlmann zu reden, „auf Grund und Maß der gegebenen Zustände zurückführt",* sondern viel zu hoch war, so war doch die kurz aufgeschürzte Erscheinung mit ihren zwei langen, kastanienbraunen Zöpfen so ansprechend, daß selbst Vogelbachers, des Amtschirurgen Antlitz sich ververklärte, als wenn er ein altes Kirschwasser von 1822 vor sich geschaut hätte.

Nachdem eine Herzstärkung genommen und mit dem alten Balthes mancherlei über schlechte Zeiten und Kriegsläufte und Schneebahnschlitten gesprochen worden war und sich dabei herausgestellt hatte, daß er kein leidenschaftlicher Verehrer der Gothaer Partei und ihm der Reichstag zu Erfurt ziemlich „Wurst" war, kamen durch den Schnee die anher vorgeladenen Männer anmarschiert; die Gäste verzogen sich aus der Stube, das Maidle nahm sein Spinnrad und verzog sich auch, und das Verhör begann.

Zuerst der Bürgermeister von Schweighof. Er hatte es so natürlich gefunden, daß man einen Toten auch begrabe und nicht zu warten brauche, bis Amt und Physikat ihn besichtigt haben, — er kannte weder die betreffenden Ministerialverfügungen im Regierungsblatt vom so und so vielten noch die einschlagenden §§. aus Rettigs Polizeigesetzgebung, die das

* Anspielung auf den Titel des Dahlmannschen Werkes: „Politik, auf Grund und Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt" (1835).

Gegenteil vorschrieben, daß alle Versuche, ihn eines Unrechts zu überzeugen, an ihm abprallten. Alter Bürgermeister, wenn du gewußt hättest, wie groß meine Freude über deine Gesetzesübertretung war, und was du mir damit selbst für einen Gefallen erwiesen, — der amtliche Verweis, den ich erteilen mußte, hätte noch einige Lot von seinem ohnedies nicht schweren Gewicht bei dir verloren!

Dann der alte Vater des Verstorbenen. Sein Bub war fortgegangen, um die in andern Ortschaften wohnenden Mitglieder der Familiensippschaft zum Begräbnis eines Verwandten einzuladen, — denn das Unterbleiben dieser Einladung, auch an den Entferntesten, gilt im Hauenstein als ein großer „Affront", — und wie er am selben Abend noch mit den Eingeladenen heimgehen wollte, verließen ihn die Kräfte oben auf der Höh' bei Egg, und er blieb im Schnee liegen, und ehe seine Begleiter mit dem Schlitten zu Hilfe kamen, war er schon erstarrt. 's war ein braver Bursch von 24 Jahren, und dem Alten rann manche Träne die Wange herunter, bis er die Geschichte zu Ende erzählt hatte.

Dann die übrigen Angehörigen desselben.

Nachdem ich sie mit gutem Trost und Zuspruch entlassen hatte, wurde beschlossen, die Untersuchung in Egg fortzusetzen, wo die Leute waren, die den Erstarrten vom Berg heraboder wieder zu beleben versucht hatten. Und der alte Balthes Nicker meinte, wenn ich einmal wieder zu ihm komme, dann werden die Matten grüner und die Einquartierungssteuern kleiner sein, und dann werde mir's besser im Wald oben gefallen. So hab' ich auch gedacht; — aber der Mensch denkt und der Meysenharts Joggele lenkt!

An letzteren hatten wir beide nicht gedacht.

Und wieder fuhren die Schlitten in gutem Trabe des Weges weiter und durch Duft und Nebel und weite Schneefelder in den alten Willaringer Tannenwald; das war eine Waldeinsamkeit, der Boden hoch mit Schnee bedeckt, und die Schwarzwaldtannen, gebückt und traurig unter der Schneelast, ließen ihre Aeste hängen, und man sah's ihnen an, daß sie einen schweren Traum träumten, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich ein paar Minuten so ins innere Mark einer Tanne hätte hineinschauen und die Gedanken, die da langsam auf- und niedersteigen, herauslesen und entziffern

können. Es muß eine eigene Welt sein, so ein „harziges Tannenbewußtsein.“ — Ob der Amtschirurg Vogelbacher, als wir durch den Willaringer Tannenwald fuhren, dieselben Wünsche und Gedanken gehegt wie ich, habe ich nachmals nicht in Erfahrung gebracht. —

In Egg ließen wir ihn ruhig weiter fahren und stiegen zur Fortsetzung der Untersuchung im Wirtshaus des Fridolin Thoma ab, wo die Eiszapfen Mann an Mann vom Dache bis auf den Boden herabhingen. Es ließ sich jedoch Bahn durch dieselben brechen, und die warme Wirtsstube nahm uns auf. Hierher wurde nun männiglich vorgeladen, wer über den Unglücksfall Auskunft geben konnte, und ein paar Stunden inquiriert. Dann blieb ich noch eine gute Zeit bei den Leuten sitzen und trank und sprach mit ihnen über dies und das. Es war eine Hauensteiner Stube wie auf dem Kirnerschen Bilde, um den großen Porzellanofen eine Ofenbank, die man sonderbarer Weise „Kunst“ nennt, und die auch während der Winterszeit den Mittelpunkt der Tätigkeit manches Biedermannes bildet, indem er darauf den edlen und freien Künsten des Schnapstrinkens und Schlafens gleichmäßig obliegt.

Darauf saßen nun die Mannen, die Ellenbogen kräftig auf den Tisch gestützt, und erzählten mir, „dem Herrn Amtmann,“ allerlei Geschichten, und es sprach sich ein so inneres mit sich und der Welt Imreinensein in allem aus, daß mir's recht behaglich zu Mut wurde. So viel ward mir ebenfalls klar, daß wenn Proudhon oder Leroux oder irgend ein anderer Apostel des Sozialismus in eine Hauensteiner Stube einträten, sie fünf Minuten später bombenähnlich hinausfliegen, beziehungsweise gefuhrwerkt würden. Zum Entsetzen für jeglichen Humanisten stellte einer von den Leuten den Satz auf: „Bei uns hat's eigentlich der Bettler am allerbesten, er braucht für nichts zu sorgen, geht durch alle Weltläufte ohne Furcht, etwas dabei zu verlieren, wo er hinkommt, kriegt er ein Obdach und dort wieder eine Speckseite oder einen Schnaps, und wenn's ein alter Knabe ist, von dem man weiß, daß er sein Teil Leben schon gelebt hat, so genießt er noch hohe Achtung, und sein Rat wird von alt und jung gesucht.“

Ein anderer erzählte, wie er einmal in Basel bei einem reichen Herrn gewesen und habe einen schweren Kartoffelsack in den Keller getragen, und da sei er ihm gefallen und er

habe den Herrn gebeten, ihm den Sack aufzulupfen, und da sei dieser so krumm und schwach und steif gewesen, daß er sich kaum habe bücken können, und habe vergeblich an dem Kartoffelsack sich abgezappelt, und da habe er zu dem Kaufmann gesagt: „Ihr seid ein armer Mann und ich bin ein Freiherr!!"

Solche und ähnliche Ketzereien wurden vielfach aufgestellt, und es wurde mir dabei klar, daß man nicht nötig hat, mit Fallmerayer* bis auf den Berg Athos zu gehen, um bei den Hagion Oros-Mönchen Friede und Weltüberwindung zu finden — daß dies auch noch anderswo als „hinterwärts von Trapezunt" gefunden werden kann.

Der Hauptgegenstand der Unterhaltung war natürlich der im Schnee Verunglückte, und da erzählten sie mir, daß es vielfach vorkomme, daß einer bei Nacht im Schnee aus der Bahn verlaufe und so lang herum irre, bis er liegen bleibe; — und daß es auch sonst passiere, daß einer, auch ohne getrunken zu haben, eine ganz falsche Wegrichtung einschlage und hie und da, wenn er drei oder vier Stunden gelaufen, wieder da ankäme, von wo er ausgegangen — ohne zu wissen, warum und wie. Das habe aber seinen Grund gewöhnlich darin, daß es an solchen Orten „nit suser sei" und daß dort „Einer umgoht." In der Nähe von Egg geht auch so ein Geist um, der die Leute irreführt.

Da dies unbefugte Irreführen von Leuten im Polizeistaat unmöglich geduldet werden kann, so inquirierte ich alsbald genauer inbetreff dieses in meinem Amtsbezirk umgehenden Geistes, konnte aber nur so viel erfahren, daß derselbige den geisterhaften Namen „Meyenharts Joggele" führe, und daß seine amtliche Stellung im Geisterreiche darin bestehe, mit den Leuten von Egg und Umgegend — um einen Stettenschen** Ausdruck zu gebrauchen — „Schindluder zu treiben." Derselbe scheint also in der nämlichen Branche angestellt zu sein wie der Poppele von Hohenkrähen und der Rübezahl in Schlesien — ob er aber Unterstaatssekretär oder bloß vortragender Rat oder gar nur Assessor oder Volontär in diesem Departement ist, und woher er überhaupt stammt, und warum er seine soziale Position gerade dahier gefunden hat, darüber schwieg die Geschichte. —

Gegen 8 Uhr abends nahm ich von den Hauensteinern unter

* Bekannt als Geschichtsforscher und Reisender. Geb. 1791, gest 1861.

** Studiengenosse des Verfassers; nachmals badischer Legationsrat.

Versicherungen gegenseitiger Hochachtung Abschied. Der Schlitten fuhr lustig von dannen; kurz vor Egg rasselten wir zwar an einen Feldstein an und brachen ein Stück von der Deichsel entzwei, allein das war bald repariert, und ich sah es als einen Tribut für den Meysenharts Joggele an.

Allein das war dem schnöden Geist nicht genug. — Immer weiter fuhr der Schlitten in die nebelgraue Schneenacht hinein, und immer ging's gleichmäßig eben fort, und der Postillon meinte, es gehe etwas lang, bis die Straße bergabwärts nach Säkkingen führe, — und immer geisterhafter ragten die Tannen da und dort und knarrte die Schneedecke, aber es ging immer noch nicht bergabwärts, und Säkkingen erschien nicht. Und immer kälter pfiff die Abendluft, und selbst dem Postillon ward etwas problematisch zu Mut, wie jenem Mann an der Kanderer Straße:

„Er chnunt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
Er bsinnt si: „Bin i echterst woni sott?"

und ich selber dachte verdammt wenig mehr an Elfen und Schneegeister und an das Rauschen der Schwarzwaldtannen und die Poesie einer nächtlichen Schlittenfahrt, sondern vielmehr an ein warmes Nest und einen Schluck Vogelbacher zum Schutz gegen Erkältung. Und nach beinahe zweistündiger Fahrt war's noch immer nicht bergab gegangen! Endlich schimmerte ein fernes Licht.

Columbus kann nach der Küste von San Salvador nicht sehnsüchtiger geschaut haben als wir nach dem Licht. Wir kamen vor der Behausung an, der Postillon trat heraus und randalierte, und wer kam hervor? Wer frage ich! Das war der nämliche rote Tschoben und die nämliche Gestalt wie heute mittag, — das war der ganze leibhaftige alte Balthes Nicker von Willaringen; und wir hatten durch gütige Vermittelung des Meysenharts Joggele das Kunststück aufgeführt, von Egg in einem weiten Umkreis statt nach Säkkingen wieder nach Willaringen zu fahren, und die Matten waren noch nicht grüner und die Steuern noch nicht kleiner geworden, als uns der alte Balthes sein zweites „Willkommen" entgegen brachte.

Mir aber war's, als ob der Meysenharts Joggele mit stillem Gekicher sich auf der Deichsel unseres Schlittens aufrichtete und folgende Standrede hielt: „Ersehet hiemit, hochweiser und

gelahrter Doktor, wie weit ihr Menschen-Geziefer mit all eurer Weisheit kommt; da kutschiert ihr mit aller Sicherheit durchs Leben, und nach langer Irrfahrt kommt ihr doch wieder dort an, von wo ihr ausgegangen seid; da macht ihr Revolutionen, aber während das Ziel gerade vor euch liegt, fahrt ihr den Weg links, und nach ein paar Jahren Irrfahrt seid ihr wieder am alten Fleck und habt euch höchstens noch eine gelinde Erkältung zugezogen. Ersehet hieraus ferner, daß es noch viel zwischen Himmel und Erde gibt, wovon nichts in euren Kompendien steht, z. B. mich, den Meysenharts Joggele, — und wenn euch eure Lebensbahn, was noch öfter vorkommen wird, wieder einmal ganz anders wohin verschlägt, als wohin euer Dichten und Trachten war, so denkt an mich und an die Logik von uns kleineren Geistern und jungen Teufeln, die auch ihre Berechtigung hat. Im übrigen nehmt jetzt ein Glas Kirschenwasser zu euch und gehabt euch wohl, Herr Doktor!"

Ich meinerseits ließ mich auf den ersten Teil dieser Meysenharts Joggele'schen Standrede im Gefühl meiner Souveränität nicht weiter ein, fand jedoch seinen schließlichen Rat so vernünftig, als wenn ich mir ihn selbst erteilt hätte, trank in stillem Grimm einen Bittern, sagte dem Bürger Postillon noch einige Grobheiten, ließ mir vom alten Balthes noch den germanischen Trost erteilen, daß es so trotz alledem besser gegangen sei, als wenn der des Wegs unkundige Postillon uns den Berg hinab nach Säkkingen gefahren hätte, da er auf der neuen Straße noch leichter hätte aus der Bahn kommen und uns das Vergnügen eines Sturzes in die Tiefe bereiten können; — und nach kurzem gedachte ich der weißen Zipfelkappe und des „Schlafe, was willst du mehr?", legte mich samt dem Aktnario aufs Ohr und entschlummerte.

Des andern Morgens fuhren wir dann bei guter Stunde wieder weiter, mußten abermals zum Erstaunen unserer Freunde von gestern abend durch Egg, fanden diesmal den rechten Weg und hielten wohlbehalten nach herrlicher Bergfahrt unsern Einzug in der „getrewen und festen Waldstadt Säkkingen."

Wie wir aber des Abends im Wirtshaus zu Säkkingen unsere Irrfahrten erzählten und sämtliche Gäste einverstanden waren, daß das lediglich dem Bürger und Geist Meysenharts Joggele zuzuschreiben sei, da schmunzelte der Amtschirurg Vogelbacher, der trotz seines Kultus der gebrannten Geister ein großer

Rationalist ist, pfiffig und sagte: „Ach was Joggele! Was den Herrn Rechtspraktikanten nach Willaringen zurückgeführt hat, heißt nit Joggele, sondern Vreneli, und ist dem alten Balthes seine Tochter. Er hat sie am Mittag schon mit so großen Augen angeguckt, samt ihren kastanienbraunen Zöpfen, — mir geht ein Licht auf wie eine Pechfackel. Herr Knopfwirt, noch ein Gläslein!"

Und seit der schnöde Amtschirurg diese Hypothese aufgestellt hat, mag ich sagen, was ich will, so gibt's allerhand Biedermänner, die mit schlauem Lächeln die Achseln zucken, wenn von der Doppelfahrt nach Willaringen die Rede ist.

Auch daran ist noch der Meyfenharts Joggele schuld! —

Dritte Epistel in die Heimat.

Säkkingen, den 2. Februar 1850.

(Wie der Doktor Scheffel auf die Entdeckung eines Vetters, beziehungsweise einer Cousine auszog, selbe aber für diesmal nit finden konnte. Ein Kapitel, worin auch einiges von sauren Gurken und von Jena vorkommt.)

Wenn der Mensch so eine Woche lang nicht aus seiner Höhle herausgekommen ist, in welcher er zur Ehre des modernen Staates Polizei- und Kriminal-Akten zusammenschmiert, so stellen sich hie und da ganz seltsame Gedanken bei ihm ein, die kommen unangeklopft und ohne daß ihnen der Amtsdiener Hauser ein Herein! zugerufen; und es steht von ihnen weder im badischen Strafedikt noch in Rettigs Polizeigesetzgebung eine Silbe.

So sitz' ich neulich bei meinen Akten und denk' über einen schweren Fall von Zolldefraudation nach, und wie ich weiter denke, wird mir selber irgend ein fremdes Bündel Gedanken in den Schädel eingeschmuggelt, und wie ich mich recht umsehe, denk' ich nimmer an Zoll und Akzise, sondern an meine verschiedentlichen Cousinen! Und da dacht' ich mit sonderbarer Hochachtung an die blonde Dame von Paris, der ich am Wolfsbrunnen zu Heidelberg im Rauschen des Quells und der Linden erklärt hatte, was das germanische Gemüt sich unter dem Be-

griff „träumen" für eine unendliche Welt vorstelle, und die mir darauf höchst naiver Weise geantwortet: „oh que je puisse rêver avec vous!" und dachte ferner an die kleine Cousine Ida mit großen, blauen Augen und so weiter und hätte schließlich beinahe folgenden Beschluß zu den Akten geschrieben:

„In Erwägung, daß in Großlaufenburg ein Onkel meiner Cousine Ida wohnt; — in Erwägung ferner, daß dieser Biedermann zwar Fürsprech und Großrat, mir aber völlig unbekannt ist; — in Erwägung jedoch, daß dieser Mann notwendigerweise eine schöne Tochter besitzen muß; in Erwägung, daß die Bekanntschaft dieser Tochter, die derselbe notwendigerweise besitzen muß, wesentlich zur Erweiterung meines Cousinensystems beitragen wird: beschließt der Respizient für Kriminalsachen, heute nachmittag nach Großlaufenburg zu gehen, um die Tochter zu entdecken, die der Fürsprech Heim notwendigerweise besitzen muß."

Dieser Beschluß wurde alsbald ausgeführt. Es wölbte sich gerade ein prächtiger, dunkelblauer Himmel über Berg und Tal und wehte ein halbes Frühlingslüftlein, daß selbst der gestrenge Oberamtmann die Versäumnis der Kanzleistunden für entschuldbar fand. Ein Begleiter war auch bei der Hand, nämlich der rotbärtige Militärarzt aus Westfalen, und also wanderten wir am Mittag des „schmutzigen Donnerstags" über die alte hölzerne Rheinbrücke hinüber gen Großlaufenburg, er, um chirurgische Instrumente zu kaufen, und ich, um meine helvetische Cousine zu suchen. Und marschierten frisch zu, durch allerlei Maskenspuk im Dorfe Sisseln und durch einen großen Tannenwald, und sprachen allerlei über deutsche Politik, wobei sich herausstellte, daß unsere Ansichten so gleichartig waren wie die Zwecke, die uns gen Laufenburg führten!

Und nach zwei Stunden hatten wir die Türme des Städtleins vor uns, und liegt dasselbe gar stattlich in der Höhe des Rheinstrudels und bietet mit der alten gotischen Kirche oben auf dem Felsen und einem alten Stadtwall und mehreren Tortürmen einen gar stattlichen Anblick, von dem sich mein Skizzenbuch seinerzeit einen Abdruck nehmen wird.

Nun haust aber in Großlaufenburg außer den mir unbekannten Größen auch noch eine mir bekannte, nämlich der Professor an der Realschule, Clemens,* mit dem ich so manches

* Vgl. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1892, S. 18: Sanitätsrat Dr. Chr. Fr. Clemens in Dortmund.

Stübchen Lichtenhainer in Jena getrunken, und der ein so lammfrommes Gesicht machen kann, daß ihm's niemand ansieht, daß er der Verfasser der famosen „Geschichten, wie man sie in Thüringen erzählt" in den Fliegenden Blättern ist. Diesen wollt' ich zuerst aufsuchen, auf daß er mir wie ein Johannes in der Wüste die Wege bahne zum Herren Fürsprech.

Einen Biedermann, der drei Jahre in Jena studiert hat, sucht man, und wenn er in dem entferntesten Nest von Europa wohnte, am sichersten zu jeder Tageszeit im besten Wirtshause dieses Nestes auf. Ich dämmere also in die Post. Richtig sitzt mein Krauskopf Clemens hinter seinem Schoppen. Ich stelle mich vor ihn hin und sehe ihn ruhig an, da macht er zuerst sein ernstes, lammfrommes Gesicht, als wenn er einen Generalsuperintendenten vor sich hätte, aber die Mienen ziehen sich immer normaler und jenischer, und zuletzt schüttelte er mir mit einem herzlichen: „Ach so, du bist's, alte Jacke? wo führt dich der Teufel her?" die Hand.

Und nun ging's los, und war ein förmliches Feuerwerk von Frag' und Antwort, und mußte mancher Schoppen den Weg seiner Bestimmung wandeln, und wer das alte Lied einmal gesungen hat:

Nichts Schönres kannst du haben
Und was das Herz mehr freut
Als wenn zwei alte Knaben
Sich sehn nach langer Zeit!

der weiß, wie's uns zwei beiden zu Mut war.

„O Lichtenhain und Jena, o Zeiten wundersam!" wer einmal auf dieses Thema kommt, der verläßt es so bald nicht mehr, und wenn ein Faß Bier in der Nähe steht, wo zwei Gesellen von Jena sprechen, da hat selbiges Bierfaß hundert Prozent mehr Wahrscheinlichkeit, leer zu werden, als voll zu bleiben; zumal, wenn die Gesellen vom Schlag sind wie der biedere Clemens, von dem die Sage geht, daß er einstmals auf dem Markte zu Jena mit nur einem Genossen sich ein Fäßlein Rudolstädter Braunes angeschrotet hatte und einem unschuldigen Füchslein, das auch um einen Schluck bat, zur Antwort gab: „Geh zum Teufel, Fuchs; siehst du nicht, daß wir hier schon zu zweien sind?"

Da stieg sie wieder auf in ihrer alten Pracht, die Zeit

burschenschaftlichen Schwärmens und zertrümmerter Stacketen, die Zeit der Bummellieder und geraubter Gänse, die Zeit riesenhafter Entwürfe und noch riesenhafteren Durstes; und eine stille Wehmut, die aber dennoch ein solides Trinken nicht ausschloß, stellte sich ein beim Gedanken: wo sind sie hingeweht vom Sturm der Zeit, all die stolzen Himmelsstürmer, die damals den Schläger und den Steinkrug schwangen? —

Die einen, die weinen;
Die andern, sie wandern;
Die dritten noch mitten
In strudelnder Flut; —
Und manche gestorben
Und manche verdorben!

— — Ach, lieber Gott! und auch er war gestorben, Zottel, der Teutonenpudel, der so stolz einst auf dem Markte zu Jena seinem Herrn die Pfeife nachtrug und mit den Hunden der Korpsburschen sich herum biß; — und auch ihm weihten wir ein stilles Glas! —

Und kaum waren wir über die ersten Einleitungen hinaus, und kaum hatten wir der Erinnerung an Jena nur das geringste Maß von pietätvollem Tribut gezollt, als schon die Sternlein am Himmel aufzogen, und wie mir allmählich der ursprüngliche Zweck der Laufenburger Fahrt wieder aufdämmerte und ich dem Bürger Clemens sagte, er solle mich jetzt zum Fürsprech Heim führen, und den Rheinwirbel wolle ich auch noch sehen, da machte er wieder sein lammfrommes Gesicht und sprach: „Dies kommt später!" Und der Orion war schon ziemlich hoch über der Rheinbrücke, und der große Bär trieb sich auch schon am Himmelszelt seit grauer Zeit herum, als wir die Post verließen.

„Jetzt gehen wir zum Fürsprech Heim," sprach Clemens, „dort gilt keine Visitenstunde, — aber vorerst muß ich dir meine Bude zeigen." Und wie ich mit ihm heraufstieg, da war ein Tischlein in seiner Behausung gedeckt, und paradierte darauf ein germanischer Schwartenmagen und zwei große Flaschen Rotwein und — was bei einem spezifischen Jenenser Frühstück nie fehlt, aber auch außerhalb dieses Kulturkreises nicht in Deutschland vorkommt — ein paar kürbisartige, riesenhafte, eingemachte Wassergurken.

„Wassergurken! 's ist das einzige Trümmerstück Jenaischer Kultur," sprach Clemens, „was ich nach der Schweiz verpflanzt habe. Lichtenhainer gibt's nicht, Köstritzer gibt's nicht, — da hab' ich wenigstens eine Erinnerung groß gezogen und mir ein Quantum Wassergurken nach Jenaischen Rezepten eigenhändig eingemacht."

O diese Wassergurken! es lag ein weltgeschichtlich erschütternder Inhalt in diesen Wassergurken.

Was blieb übrig, als in stiller Rührung dieses Jenaische Frühstück zu verzehren; — denn wer auf dortiger Hochschule seine Studien gemacht, der frühstückt zu jeder Tageszeit; — und der Rotwein lag auch nicht überzwerch in den Flaschen, und wieder stieg die Zeit von Jena in ihrer alten Pracht auf, und mit verhülltem Antlitz entflogen die verschiedentlichen Cousinen aus den Prachtsalons meiner Gedanken. — —

Wie wir aber endlich wieder hinabgestiegen waren, da sprach der wassergurkeneinmachende Clemens ganz trocken: „Wenn es dir jetzt genehm ist, so will ich dich jetzt zu deinem Fürsprech führen." Aber da kamen mir die Häuser so wacklig und der Boden so sonderbar vor, und der Mondschein war so grell, und der Rhein rauschte bergan und jene Stetten'sche* Stimmung, wo dem Menschen klar wird, daß es keine Ideale gibt, bum! bum! ergoß ihren Zauber über mich, so, daß ich erwiderte: „Dies kommt später! vorerst führ mich nach Kleinlausenburg zum Militärarzt mit dem roten Bart, und führe mich sorgsam, mein Sohn Hadubrand, und halt in allem Wechsel der Zeiten nur das eine fest, daß der ‚Weltgeschichte faustisch prometheisch Ringen nur ein Funke aus dem großen Lavastrom des Absoluten ist.'

Der wassergurkeneinmachende Clemens führte mich treu und sorgsam zu meinem Reisegefährten, der inzwischen einen Leiterwagen behufs der Heimfahrt aufgetrieben hatte. Wie's aber ans Abfahren ging und die Peitsche des schnöden Kutschers knallte, machte Clemens wieder sein lammfrommes Gesicht und sprach: „'s ist übrigens ein Glück für die schöne Tochter, die der Fürsprech Heim notwendigerweise besitzen muß, daß er keine hat, denn in deinem absoluten Zustand heut abend hättest du ihre Eroberung doch schwerlich gemacht. Auf Wiedersehen!"

Und also rasselte ich im Leiterwagen durch die mondhelle

* Jugendfreund des Verfassers; nachmals badischer Legationsrat.

Nacht über Rhein und Murg nach Säkkingen zurück und hatte zwar keinen Vetter, aber doch auch keine Cousine entdeckt. Der rotbärtige Militärarzt aus Westfalen aber, der in seinen Muse-stunden Hebels Schatzkästlein zu lesen pflegt, sprach im Ton des rheinländischen Hausfreundes:

Merke erstens: Du mußt in der Schweiz keine schöne Cousine aufsuchen, wenn keine da ist.

Merke zweitens: Wenn du sie aber, trotzdem sie nicht existiert, doch aufsuchen willst, so besuche vorher keinen alten Bekannten, mit dem du in Jena* studiert hast, zumal, wenn selbiger eingemachte Wassergurken besitzt.

Merke drittens: Ein Glas frisch Wasser morgen beim Auf-stehen wird gut für den Katzenjammer sein.

Vierte Epistel in die Heimat.

Säkkingen, den 14. Februar 1850.

(Wie der Doktor Scheffel nicht von Amts wegen, sondern Vergnügens halber nach Herrischried in Wald gefahren, und was mancherlei Gestalt von Vergnügen er dabei zu genießen bekommen)

In der Fastnachtszeit treibt der Mensch allerhand Ab-sonderliches und meint, es sei ein Vergnügen; — das Säkkinger junge Volk treibt sich in einem von Kunst wie von Schönheit gleichmäßig entfernten Maskenkostüm in den Straßen herum; der Honoratior wandelt bedachtsam nach Obersäkkingen zum herkömmlichen Schinkenfestessen, arbeitet sich durch riesenhafte Barrikaden von Kalbskeulen, Zungen und Schinken durch, singt mit hundertfachen Variationen *neben*, *unter* und *auf* dem Tisch das Lied „Freut euch des Lebens" und begräbt die Sorge um Belagerungszustand und um den nahen Krieg mit der Schweiz im Grenzacher und Markgräfler Weißen.

Ich meinerseits war durch all diese Herrlichkeiten noch

* Studiert hatte Verfasser zwar nicht in Jena, wohl aber zweimal zum Besuch seines Heidelberger Freundes Schwanitz dort geweilt.

nicht vollständig beruhigt und beschloß deshalb, mit einer amtlichen Kommission, die am Fastnachtsdienstag weit hinten auf dem Wald zu Rütte nach ein paar Biedermännern fahnden wollte, die dem Staat bei dem schweren Geschäft des Münzprägens in liebevollem Anteil durch eigene Arbeit nachgeholfen hatten, als Volontär zu fahren.

Also saßen des Morgens um acht Uhr wir drei, der Amtsverwalter Gamber, der Aktuar Steinmann, der den Spruch „Sei mir heute nichts zuwider!“ erfunden hat, und ich im großen Eliaswagen und fuhren waldeinwärts.

Der Eliaswagen ist unter seinen Mitwägen seiner Abnormität halber fast ebenso berühmt wie der Amtschirurg Vogelbacher unter seinen Mitmenschen. Bei der Konstruktion anderer Equipagen geht der sachkundige Meister von dem Grundsatz aus: das Fahren ist die Regel, das Umwerfen ist die Ausnahme. Der Erbauer des Eliaswagens aber, der wohl wußte, welcher Unterschied zwischen einer Kunststraße im Berliner Tiergarten und den Vizinalwegen im Wald besteht, baute seinen Wagen nach dem Grundsatz: das Umwerfen ist die Regel, das ungehinderte Fahren nur Ausnahme. Deswegen legte er als Gegengewicht gegen das Umwerfen alle Schwere in die Achse und die Räder des Wagens, und damit kein Gewicht von oben drücke, spannte er seitwärts und oben nur ein Spritzleder über, und des Gleichgewichts halber richtete er keine gewöhnlichen Sitze ein, sondern versah ihn mit einem sattelförmigen Bock, auf dem die Insassen des Wagens wie die vier Haimonskinder sitzen können.

Wer einmal zwischen Merseburg und Treuenbrietzen oder bei Zwickau in einer Extrapostchaise gefahren, kann sich von der sonstigen eleganten Ausstattung unseres Eilwagens eine annähernde Vorstellung machen.

Durch diese lobenswerten Eigenschaften aber hat sich der Eliaswagen den Ruhm erworben, daß, wie der Postillon sagte, zehntausend Teufel ihn nicht „umkeien“ können.

In sotanem Wagen ging's also waldeinwärts, und zwar zuerst den alten Weg nach Willaringen, und nach der ersten Viertelstunde wurde das Wetter so gemütlich, daß wir sämtliche Spritz- und anderen Leder aufzogen und wie die Familie Noah durch die sündflutlichen Regen weitersteuerten.

Vor Willaringen war mir's fast, als sei der Meyfenharts

Joggele unter einer Tanne gesessen und hätte gekichert: „Wart, du vermaledeiter Doktor, wenn du dir einen Fastnachtsspaß machst, so mach' ich mir auch einen; — und mit dir habe ich ohnedies noch darüber abzurechnen, daß du mir in deiner Epistel II so viel Spott angetan und mich beim Karlsruher Stadtvolk ins Geschwätz gebracht hast. Und trotzdem, daß dir dein biederer Vater, der mich übrigens auch nicht umsonst ins Lateinische übersetzt und den daemonibus malignioribus beigerechnet haben soll, einen vermeintlichen Schutzpatron* gegen mich übersendet, werd' ich heut noch und in der Zukunft ein Wörtlein mit dir reden."

Diesmal fuhren wir aber, ohne uns um den Meyfenhart und meinen Freund Balthes und sein Vreneli zu kümmern, weiter, und erst in Rickenbach ward Halt gemacht. Und hat mir's allda schier noch besser gefallen wie beim Balthes; denn der Rößlewirt von Rickenbach schüttelte uns grad so freundlich zum „Willkomm" die Hand, hatte aber andrerseits nicht nur ein Maidli im Haus, sondern drei, und war das Kostüm vons Balthes Tochter ohne konstitutionelles Gleichmaß, so war es das vons Rößlewirts Maidlin noch viel weniger. Die waren nämlich schon im Ballanzug. Der bestand aus einem schwarzen Pechkäppli als Haube, einem gestickten kurztailligen Mieder und einem ins unendliche gefältelten Rocke, der aber den roten Strümpfen noch so viel Raum zu selbständiger Entwicklung gestattete, daß daraus hervorging, wie der Begriff eines „Volants" noch nicht nach Rickenbach gedrungen sei. Dazu kam ein System von unendlich aufgebauschten, reichfaltigen Aermeln bis an den Ellenbogen, die wie eine Vaubausche Sternschanze den übrigen Arm deckten.

Durch die Anerkennung dieses Kostüms habe ich Unglückseliger mir leider keine Lorbeeren erworben. Wie ich in wohlgesetzter Rede das eine Maidli um die Ehre ersuchte, mein Skizzenbuch durch eine getreue Abschrift ihrer ganzen Erscheinung bereichern zu dürfen, und zufügte, es geschehe dies meiner Schwester zu lieb, die weit hinten am Landgraben wohne und heute wahrscheinlich auch tanzen werde, damit sie ersehen könne, wie man im Wald zu Balle gehe, da fielen die Aktien meines Kredits unter Null. Das gute Kind glaubte, ich wolle sie

* Mit Bezug auf die in Ep. II. geschilderte Irrfahrt hatte des Verfassers Vater demselben eine Landkarte mit humoristischer, lateinischer Widmung übersandt.

verspotten, und als ich ihr mein Skizzenbuch zeigte, in welchem bis jetzt leider nur ein slowakischer Mausfallenhändler, ein baßgeigenspielender Bürgermeister und zwei Bettelbuben paradieren, wurde diese Ueberzeugung noch befestigt, und nachdem die sämtliche Damenwelt im Rößle noch einen Kriegsrat in der Küche gehalten, wurde einstimmig beschlossen: „Es sei sotanes Gesuch des Doktor Scheffel angebrachtermaßen zu verwerfen."

Nachdem ich hier auf dem Weg Rechtens abgefahren, fuhr der Eliaswagen auf dem Weg nach Hottingen allmählich auch wieder ab. Mühsam zogen uns die zwei Füchse und das Schimmele, dem der Postillon aus der reichhaltigen Registratur seiner Kernflüche die liebevollsten angedeihen ließ, noch die Hottinger Steige hinauf. Dort oben aber hieß es immer mehr und mehr, wie einst der hauptumwickelte Phylax gesungen: „Schwieriger stets wird der Weg, und in der Tat choleratisch." Da lag noch ein fußtiefer Schnee, und an manchen Stellen war er ganz mauerartig zusammengeweht, und war öfters nur noch ein Tannenreis ausgestreckt, um anzudeuten, wo in anderen Zeiten ein Fahrweg geführt; und oftmals wurde das Verhältnis des Eliaswagens zur Erdoberfläche noch viel schiefer als das des Königs von Preußen zur Demokratie. Wie's nun so mühsam durch den Totenbühl nach dem Wirtshaus zum dürren Ast hinging — für einen soliden Nebel und Schneegestöber hatte der Meyfenharts Joggele auch gesorgt — vergaß der Eliaswagen auf einmal, daß er uns nicht, wie weiland den Propheten, gen Himmel, sondern vorderhand nur nach Herrischried führen sollte — er wandte sich, er knarrte, ein Fluch des Postillons, — pladderadautsch! lagen wir seitabwärts im Schnee und der Eliaswagen wie ein toter Walfisch auf dem Rücken.

„Sei mir heute nichts zuwider!" sprach zuerst der Aktuarius und schüttelte sich auf, und allmählich sammelten wir andern unsere Knochen auch wieder zusammen — und der Postillon zählte die Häupter seiner Lieben, und siehe, es fehlte kein teures Haupt, selbst der Pfeifenkopf des alten Amtsverwalters war ganz geblieben; — und es war uns pudelwohl, daß der Meyfenharts Joggele an unserem homerischen Gelächter wohl ersehen konnte, wie wir an seiner Fastnachtsbescherung selber unser Wohlgefallen hatten. In einer halben Minute war der Eliaswagen wieder auf die Beine gebracht; aber der Meyfenharts Joggele dachte: „Wenn die Herren noch nicht genug

haben, können sie's noch besser bekommen; mir kommt's nicht darauf an" und setzte sich an den Kreuzweg beim dürren Ast und deckte den Weg nach Herrischried zu mit seinem Rebel, und allmählich gerieten wir nach Segeten statt nach Herrischried, und allmählich saß der Wagen in pfadlosem Felde fest, und mochte der Postillon auch die saftigsten Flüche aus seiner Registratur hervorholen, es half nichts mehr; er mußte zurückfahren, und wir mußten zu Fuß nach Herrischried hinüber. Das Vergnügen dieses kleinen Spaziergangs war aber wirklich ein ausgesuchtes. 3000' über der Meeresfläche am Fastnachtsdienstag pfeift die Natur eine andere Melodie als im kühlen Tal. Vor uns eine Schneefläche, ins Gesicht ein mit Regen untermischtes Schneegestöber, dazu ein Sturmwind, der ganz katzenmusikalisch in den Tannen herumheulte, — der Meyenharts Joggele hatte seine Satisfaktion, trotzdem der Aktuarius den Hebelschen Vers sang:

„Minen Auge g'fallt
Herrischried im Wald.
Woni gang, so denk i dra,
's chunnt mer nüt nf d' Gegnig a
Z' Herrischried im Wald."

Ich vergaß bei diesem Spaziergang wirklich, daß ich mich „vergnügenshalber" auf dem Wald befand; auf die Gegend kam mir's ohnedies nicht mehr an, und die Gedanken schweiften ganz polizeiwidrig nach dem goldenen Knopf zum warmen und herzstärkenden Wein des braven Herbergvaters Broglie.

Item, die Füße trugen uns noch über hohe, hohe Berge und tiefe, tiefe Täler, und durch allerhand Schnee- und Bergwasser-erfüllte Matten bis nach Herrischried. Dort aber „imme chleine Hnus, wandlet i und nus" — nicht wie beim Hebel ein wundernettes Maidli, denn auf eine solche wäre es unseren Augen so wenig als auf die schönste Gegend damals irgendwie angekommen, sondern ein fürtrefflicher Pfarrer, dem dereinsten vergolten werden wird, was er an uns Geringen dieser Erde getan hat.

Neben der im März vorigen Jahres abgebrannten Kirche, die jetzt als Ruine dasteht, erhebt sich das Pfarrhaus, und

als wir die hohe Steintreppe, die ebenfalls mit fußtiefem Schnee zugedeckt war, mehr hinaufkrochen als schritten und ich zuletzt noch, vergessend des Burgfriedens um den geweihten Ort, meinen Dankbarkeitsgefühlen gegen die Herrischrieder Natur mit einem Fluch Luft machte, der unserem Postillon zur Ehre gereicht haben würde, erschien das hochwürdige Pfarramt an der Türe und nahm uns mit einer Gastfreundschaft in seiner Behausung auf, wie sie nur auf germanischem Boden vorkommt. Da ersetzte des Pfarrers Schlafrock den durchnäßten Mantel des Amtsverwalters; und des Pfarrers Pantoffeln traten an die Stelle der ketzerischen Stiefel des Rechtspraktikanten, und der große Steinkrug mit Bier, den der Pfarrer aus seinem Keller holte, und der den Gästen und dem Gastwirt gleich trefflich mundete, war ein Symbol dafür, daß es Punkte im Absoluten gibt, in welchem sich die feindlichen Kategorien von Kirche und Staat auflösen und ihr Versöhnungsfest feiern.

Ueber die Stelle des geweihten Pfarrhauses hatte der böse Meyfenharts Joggele keine Gewalt mehr, — und wenn er durchs Fenster hereingeschaut hat, mit welcher Behaglichkeit das Bezirksamt Säkkingen sich beim Pfarramt Herrischried aßte und labte, so sind ihm gewiß in seinem Geisterschädel verschiedene Skrupel darüber aufgestiegen, ob er seinen Zweck, „uns einen Tuck anzutyn," auch wirklich erreicht habe. — Nach erfolgter Auffrischung der Lebensgeister fuhr die amtliche Kommission noch nach Rütte und brachte natürlich nichts heraus. Ich aber verblieb im traulichen Gespräch beim gastlichen Pfarrer, und bei der Erinnerung an seinen warmen Ofen und an seine warmen Pantoffeln und seinen noch mehrmals gefüllten Steinkrug mit Bier wird mir's so behaglich zu Mut, daß ich gar nicht mehr beschreiben mag, wie auf unserer nächtlichen Heimfahrt der Meyfenharts Joggele abermals einige Veranlassung zu zufriedenem Kichern fand; wie wir im Rennschlitten bei Nacht und Nebel nach Hottingen fuhren; wie der Eliaswagen vom dürren Ast bis Hottingen, aber ohne uns, die wir schon beim Kienspanfener des Akzisors in Hottingen saßen, noch zweimal umwarf; wie es unterwegs einmal scharf am Horizont geblitzt hat, und wie wir über Hännen und Laufenburg endlich müd und durchfroren nachts um $^1/_2$11 Uhr in Säkkingen ankamen.

Darüber, daß ich in selber Nacht trotz alledem noch in Frack und Handschuh auf den großen Ball im Schützen ging

und mit Sr. Wohlgeboren des Herrn Amtsrevisors Gemahlin pflichtschuldigst einen Polka getanzt, schweigt ohnehin die Weltgeschichte. —

Fünfte Epistel in die Heimat.

Säkkingen, den 24. März 1850.

(Worinnen vom Sankt Fridolinifest zu Säkkingen und dessen Ausgang, sowie von etzlichen anderen Dingen die Rede ist.)

Diesmal seid Ihr aber selbst schuld, liebwerte Frau Mutter, daß Ihr bis jetzt kein Schreiben und keine solenne Gratulation zum Josephstag samt obligatem Dank von mir erhalten habt.

Unter der Woche habe ich keine Zeit zum Briefschreiben; der praktische Jurist muß vor allem die Kanzleistunden einhalten (hat er ja sogar für die Liebe, wie's in jenem Liede heißt, nur Zeit von abends sechs Uhr an, und nachmittags von eins bis zwei); — und auf den schönen Feiertag am 19., wo ich Euch einen tiefgefühlten Gruß verfassen wollte, schickt Ihr selber mir eine wohlbestellte Wildbretpastete und schreibt dazu, ich solle sie mit einigen guten Gesellen zusammen verzehren.

Was bleibt mir übrig? Getreu dem Wink meiner Mutter, organisiere ich ein solennes Frühstück, lasse ein Fäßlein Bier dazu anschroten, und ein Wort gab das andere, und das Frühstück verlängerte sich bis tief in den Abend auf gründlich germanische Art, denn der weise Mann, sagt Börne, frühstückt zu jeder Tageszeit. Da war's mit dem Schreiben wieder nichts, sonst hätte ich an jenem Tag Dich versichert, wie diese zarte und einem tiefgefühlten Bedürfnis abhelfende Sendung mich von neuem nötige, Dir den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung zu Füßen zu legen.

Zum Glück für die Fortsetzung meiner Episteln ist aber heute gerade ein so epistolarisches Wetter draußen, daß ich mich ganz behaglich in meinen vier Wänden dem Schreiben ergeben kann; der Winter, der vor ein paar Wochen geträumt und sich den Frühling mit Schneeglöckchen und Schmetterlingen ganz hat über den Kopf wachsen lassen, ist wieder wild ge-

worden und schüttelt die Schneeflocken ganz stürmisch durcheinander. Drum will ich heut Euch wieder etwas erzählen, und da weiß ich für diesmal nichts besseres, als Euch den letzten Sonntag vor 14 Tagen, wo in der hiesigen Stiftskirche und außerhalb das große Fest des Schutzheiligen Sankt Fridolin gefeiert wurde, vor den Augen vorüberzuführen.

Es war ein heller, blauer Sonntagmorgen übers Rheintal aufgegangen, als schon in der Frühe Böllerschüsse und Glockengeläute das Fest des Schutzpatrons verkündeten. Und allmählich füllten sich die Straßen von Säkkingen und vor allem der Platz vor der Stiftskirche; vom Wald herab kamen die Hauensteiner und andere Wäldler gestiegen, und was im Rheintal unten wohnt, und aus der Schweiz drüben, vom Fricktal und aus dem Aargauischen kam's herbeigeströmt, und in der fremdartigen Tracht manches Maidli's oder Biedermanns war zu erschauen, daß auch entferntere Bezirke, Lörrach, Müllheim ꝛc. ihre Mannschaft stellten. Und in buntem Gewimmel wogte da die Menge auf dem Marktplatz auf und ab; — keine Offenburger Versammlung* mit Bassermannischen Gestalten, Heckerbärten und die schwanke Hahnenfeder auf dem Schlapphut, lauter friedliches Landvolk im Sonntagsgewand. Da waren meine guten Freunde, die Wäldler im roten Tschoben und schwarzen Sammtrock, und mancher schmucke Bursch war drunter, wie selbiger beim Hebel:

„Aber schöner als er isch Kein dur's Wiesetal gewandlet,
Chrusi Löckli hat er g'ha un Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Blut un rundi, chräftige Glieder."

Denn der Wälder setzt seine Ehre drein, wenn er bei festlicher Gelegenheit auswärts erscheint, sich aufs feinste herauszustaffieren; und der elegante Mann im Hauensteinschen hat außer dem Werktags- und Sonntags-Kostüm noch ein drittes, welches in der merkwürdigen Sprachweise das „Nämmeshingewand" heißt, — das „Irgendwohinkostüm," resp. das, was er anzieht, wenn er irgend wohin in die Stadt geht und sich sehen läßt; und der „Nämmeshinrock" ist gewiß vom besten Sammt und darf kein Stäublein darauf sitzen, und das „Näm-

*) Anspielung auf die am 13. Mai 1849 zu Offenburg abgehaltene Volksversammlung, welche die Anerkennung der Reichsverfassung seitens der Bundesregierungen forderte und das Signal zum badischen Aufstand wurde.

meshinhemd" ist am feinsten gefältelt und der krause Hemdkragen schmucker als alle andern.

Und auch die Maidlin vom Wald schauten gar vergnüglich mit ihren Pechkäpplein, den langen Zöpfen, kurzen Miedern und vielfarbigen, vielfaltigen Röcken in die Welt hinaus und haben gewiß manche malitiöse Bemerkung über das abnorme Kostüm der andern Damen gemacht, denn da waren auch noch Müllheimerinnen und Fricktälerinnen mit der großen Bandschleife an der Haube, von welcher, sowie von den Zöpfen aus, ein ganzes System von langen Bändern im Wind herumflog, wie bei einem Admiralsschiff, das alle Flaggen aufgezogen hat.

Zwischen all den Gestalten ragte aber auch manche im verzwickten halbstädtischen Kostüm heraus, im ehrwürdigen, vorsündflutlichen Spitzfrack und im zylinderförmigen Filzhut, an denen ich mein Wohlgefallen weniger hatte.

Um 9 Uhr läutete es mit allen Glocken, und da strömte die ganze Menge in die Stiftskirche, und Kopf an Kopf gedrängt stand alles in der weiten Fridolinikirche, und kaum merkte man, daß die Gesellschaft, die noch draußen hin und her wogte, abgenommen hätte. Als frommer Mann ging ich auch hinein auf die Emporkirche, wo die ganze Stadtmusik zum musikalischen Hochamt bereit war und mein guter Freund, der Bürgermeister von hier, gar schön die Orgel spielte.

Zuerst kam eine gewaltige Predigt, — dazu hatten sie einen eigenen Festredner von weither verschrieben — der donnerte und blitzte gegen das Treiben der Welt und die Hoffart und und Freischärlerei und zeigte am Exempel Fridolini, der seinen irländischen Prinzentitel und allen Ruhm und heidnisches Wissen an den Nagel gehängt hatte, um zu Säkkingen das Evangelium zu predigen, was wahre christliche Größe sei, und polterte und lärmte und schlug die Kanzelbretter schier entzwei und sprach sich zuletzt ganz heiser; o Fridolinus, Friedensprediger, zu deinen Ehren ward mit Pauken und Drommeten Krieg gepredigt! Aber die Menge lauschte lautlos; der Redner wußte wahrscheinlich besser als ich, was man hiezulands für eine Sorte geistlichen Tabak rauchen muß.

Dann kam das feierliche Hochamt, und gar lieblich rauschten die Töne der alten Kirchenmusik und der Gesang durch die hohen Räume; — und mancher verklungene Klang

aus der alten Zeit ward wieder wach in mir; — trotz alledem und alledem bleibt's wahr, daß der katholische Kultus etwas Mark- und Beindurchschütterndes hat und behalten wird bis ans Ende der germanischen Weltgestaltung.

Und gegen 11 Uhr wurde in feierlicher Prozession der Sarg mit den Reliquien Fridolini über den Platz und um die Stiftskirche herumgetragen, voraus die weißgekleideten Mägdlein von Säkkingen mit der großen Madonna-Fahne, dann die Kirchenältesten und die Geistlichkeit in Pontificalibus, und der Bürgermeister, trotzdem er auch ein halber Ketzer ist, trug auch gar frömmiglich die weiße Kerze, und sogar die preußische Militärgewalt hatte 30 Jäger in Paradeanzug mit großem, schwarzem Reiherbusch auf der Pickelhaube zur Begleitung der Prozession beigeordnet.

Und langsam bewegte sich der Zug durch die dichtgescharten Massen des Volks, die so gedrängt auf dem Platze standen, daß man auf den Köpfen hätte spazieren gehen können; — und an der alten Fridolinslinde vorüber, wo sich einst Fridolinus trübselig unter freiem Himmel schlafen gelegt hatte, weil ihn der damalige Wirt zum goldenen Knopf, ein schnöder Heide, zur Herberge hinausgeworfen hatte, um die Kirche herum, und feierlich war's anzuschauen, wie alles mit entblößtem Haupte die Knie bog, als schließlich der Segen erteilt wurde. Dann aber ward ein fröhlicher Tusch geblasen und man zerstreute sich.

Wie sich die versammelte Menge die Weltentsagung zu Herzen genommen hat, die ihnen der gewaltige Prediger gepredigt, wird später noch erhellen; vorerst ging's nach germanischer Sitte nach allen Seiten in die Wirtshäuser. —

Ich selber feierte den Fridolintag noch weiter. Den deutschen Grundrechten gemäß, welche die Kirche freigegeben haben, habe ich mir meine eigene Kirche gebaut und meinen eignen Kultus gestiftet, und der haust nicht innerhalb vier geweihter Wände allein, sondern weiter. Aus allem Menschengewimmel und törichtem Treiben gehe ich, wenn mir's zu bunt wird, hinaus in den Tannwald oder steig' auf Bergeshöhen und hör' dem Moos zu, wie es wächst, und der Lerche, wie sie in blaue Lüfte schmetternd steigt, und wer die Augen am rechten Fleck hat, der sieht in der Natur, in dem „Geist in seinem Anders sein" gar manches, wovon nichts in den Komvendien der Theo-

logen geschrieben steht, und es kommt wieder Harmonie und ein Hauch des Absoluten ins zerrissene Herz.

Und man braucht kein Nibelungen-Siegfried und mit Lindwurmblut gefeit zu sein, um zu verstehen, was die Tannen rauschen und die Vögel miteinander sprechen; das A-B-C kann jeder lernen, und wer mir's leugnet, den würde ich an einem blauen Abend von hier auf den Eggberg führen, wo die ganze Kette der Schweizer Alpenriesen vom Säntis an bis in die Berner Alpenhörner und Gebirgsstöcke hinein in glührotem Duft vor ihm steht und tief unten der grüne Rhein in ewig gleichem Rhythmus die Wellen weiter trägt — — wer das gefunden hat, kann vieles missen, was andere zum Seelenheil für unentbehrlich halten! —

So ging ich also am Sonntag Mittag wieder hinaus in den Wald; und am Fuß des Eggbergs liegt, im Tannendunkel versteckt, ein gar stiller, lauschiger Bergsee; an dessen Ufern setzte ich mich auf ein Felsstück und ließ die Gedanken allerhand träumerische Sprünge machen. Jedoch, die Poesie hat ihre Zeit, das Biertrinken hat aber auch seine Zeit. Es kam des Wegs daher der biedere Aktuarius, der den Spruch „Sei mir heute nichts zuwider!" auf seinem Wappenschild führt, und meinte, das sei ein sonderbarer Ort, um den Nachmittag des Fridolinifestes zuzubringen; erstens sei's noch feucht, zweitens quakten die Frösche; — — er seinerseits wallfahre nach Wehr in den großen Bierkeller.

Der Aktuar ist ein realer Mann; ich sprach deshalb: „Sei mir heute nichts zuwider!" und ging mit ihm nach Wehr.

O du schöne Landstraße am Abend des Fridolinifestes! Die lebte und wimmelte von heimwallenden Fridlinspilgrimen. Aber wehe! wehe! wo war die Weltentsagung? wo die christliche Askesis?

Mancher war unter ihnen, der basislos und krumm nach Hause wankte, und von manchem hieß es wie in Schillers Glocke:

Wehe, wenn er losgelassen,
Wackelnd ohne Widerstand
Durch die volksbelebten Straßen
Wälzt den ungeheuren Brand.

Aber alle waren sie noch erbaut von der gewaltigen Predigt. Der alte Schmied von Niederschwörstadt, der sich uns anschloß,

und bei dem der Begriff auch ein weniges verwirrt war, meinte, das sei ein strenger Prediger, der könne es gut verkaufen, was er studiert habe (damit meinte er den energischen äußeren Vortrag), der neu Vikari in Säkkingen habe zwar des nachmittags auch noch gepredigt, aber da habe ihn „ein bizzele Schlaf überchommen."

Und im Bierkeller zu Wehr erst! Da saß der alte Dekan von Wehr, ein Wessenbergianer, der mit den neuen Eiferern und Missionsstiftern nicht auf bestem Fuße steht, und herein kam gewankt — der leibhaftige Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, ein alter Gemeinderat von Wehr mit seinem Sohne, die förmlich auf allen vieren heimkrochen; aber der alte Hildebrand setzte sich zum Dekan und erzählte ihm die ganze Predigt wieder und gab ihm gute Lehren, „so müsse er auch werden, und eine Mission müsse er in Wehr abhalten, und ein anderer Lebenswandel müsse geführt werden in der Gemeinde;" und der Alte sprach sich mit solchem Feuereifer wieder halbwegs nüchtern und erbaute noch die übrigen, sein Sohn Hadubrand aber saß in stiller Würde steifgetrunken da, und vergebens taten der Aktuar und ich das Gelöbnis, beim ersten Wort, das dieser fromme Pilgrim spräche, einen halben Schoppen zu trinken, — der Eindruck des Festes hatte seine Zunge gelähmt, er konnte nur noch durch Nicken aussprechen, daß er seinem Vater in allem beistimme.

In unserer Art ebenfalls erbaut, verließen wir die Stätte. Aber unterwegs steht noch ein ander Wirtshaus, wo ich nie vorübergehe, ohne nachzusehen, wie's mit dem Grenzacher steht. Das ist das alte Brennetwirtshaus bei Oeflingen, eine geschichtliche Kneipe, wo schon seit Jahrhunderten die Fuhrleute einkehren, wo schon vor Jahrhunderten, wie ich aus alten Akten ersehen habe, Nachtwächter geprügelt und fremde Burschе beim Tanz hinausgeworfen wurden.

Für solche Räume habe ich eine angestammte Pietät —, in ihnen ist beim guten Trunk auch manch gutes Volkslied gewachsen und in die Welt hinausgejauchzt worden. Heute wollten wir auch dort noch die Friedenspilger schauen und Studien an Lebenden machen. O du schönes Brennetwirtshaus am Abend des Fridolinifestes! Da saßen sie in langen Reihen und freuten sich, wie homerische Helden, des Trunks und lieblich duftender Speisen; — und eine Prämie vom besten Faß Nor-

singer auf 10 Nüchterne gesetzt, man hätte sie so wenig finden können als der Engel die 10 Gerechten in Sodom. An einem Tische saßen drei wackere Fuhrleute. — Fuhrleute, ein Schlag Menschen, die nächst den Hausknechten sehr hoch in meiner Achtung stehen! Prächtiges Leben, so auf der Heerstraße landauf landab fahren, einen Strauß am Hut und bei den Kellnerinnen wohlgelitten und manchem Hausknecht innig befreundet; und des Abends in der Schenke, wenn sie's einander zubringen:

Stallbruder mein! Du bist wohl wert,
Daß man dich auf'm Altar verehrt,
Hast ein paar Wängelein
Wie ein Rubin,
Augen wie Schwarzenstein,
Zähne wie Elfenbein,
Bist ein gar kluger Kerl,
Wie ich es bin. —

Wie gesagt, ich liebe die Fuhrleute! Und wie germanisch die drei ihren Abendimbiß verzehrten! Den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, vor ihnen eine Schüssel, riesenhaft mit Koteletts gefüllt, da stach jeder mit der Gabel hinein und sich ein ganzes Rippenstück heraus, und zum Mund geführt, die Gabel weg und am Knochen das Stück gehalten und abgenagt: — was ist alle Kultur und Form gegen diese primitive Fuhrmanns-Ursprünglichkeit?

Am andern Tische saßen die ledigen Burschen mit den Maidlin, und da wurde gesungen, daß es eine Freude war, und aus viel modernem Geleier schaute da und dort noch eine rechte Metallstufe von Volkslied heraus, und mein polizeiliches Gemüt ward nicht bös, als einer sang:

Hab' all mein Tag kein gut getan,
Hab's auch noch nicht im Sinn;
Die ganze Freundschaft weiß es ja,
Daß ich ein Unkraut bin." —

Und die andern dachten daran, daß nächstens die Ziehung zum Militär sei und sie vielleicht im nächsten Jahr in Prenzlau oder Neu-Ruppin sitzen müssen, wo es kein Fridolinifest und

kein Brennetwirtshaus, keinen Grenzacher Weißen und keine kurzaufgeschürzten Wäldermaidli gibt, und ein anderer sang:

Und mein Vater hat's g'sagt
Und mein Mutter hat's denkt
Und Soldat muß i werden
Beim ersten Regiment —
Und zwei Kreuzer den Tag!
Daß ein Kreuzdonnerwetter
Vom Himmel drein schlag!

Daß bei Fuhrleuten und ledigen Burschen mit Sang und Trunk hoch herging und mancher sich ein gedoppeltes Selbstbewußtsein antrank, war erklärlich, trotz des Fridolinitages. Aber wer saß am dritten Tisch? wer brummte auch ganz vergnüglich zu all den Schelmenliedlein drein und blies ein Schöpplein Grenzacher nach dem andern trotz des Fridolinitages? Wehe! wehe! es war unser würdiger Freund, der Herr Pfarrer von Oeflingen; und auch er hatte dem ehrlichen Fridolin zu Ehren des Guten zu viel getan! Der See und der Fridolinitag muß seine Opfer haben! Und er wollte uns noch eine Sage vom Harpolinger Schloßfräulein erzählen, — aber er brachte sie nimmer zusammen, die Schloßmauern schwankten, die Berge bewegten sich — es blieb beim schwachen Versuch. —

Was Wunder, daß am End' auch das Bezirksamt Säkkingen etwas angeheitert nach Hause ging, und wenn durch die mondhelle Nacht noch manch helles Juchzen heimkehrender Pilger vom Eggberg herab und weit hinten vom Wald her schallte, so hielten der Aktuar und ich es für unsere Schuldigkeit, den Gruß mit gleichem Juhuuuu —!! zu erwidern; was wir vielleicht an einem andern als am Fridolinitag nicht ebenso energisch getan hätten.

Also verklang mit hellem Juhuuuu! der 10. Märzen 1850, der Tag des heiligen Fridolinus.

Als wir aber ein paar Tage später mit dem Pfarrer von Oeflingen zusammentrafen und ihn baten, die Geschichte vom Harpolinger Schloßfräulein fertig zu erzählen, und als er am schiefgezogenen Mund des Fragenden merkte, daß das ein Stich auf seinen Seelenzustand am Fridlinsfest sein sollte, da erwiderte er ernst und würdig: „Sie werden mir doch keinen Vorwurf

machen wollen, bin ich doch weder mit der Fridoliniprozession gegangen, noch hab' ich eine so gewaltige Predigt gehalten wie einst der Herr am Sinai unter Sturm und Gewittern; aber daß der Säkkinger Festredner selber, der noch am selben Tag heimfahren wollte, sich in Kleinlaufenburg fest getrunken hat, das kommt mir ein bissel arg vor!" —

Soviel vom Fridolinifest. Was bleibt auch viel anderes übrig, um sich daran zu ergnicken, als unser Volk, wie es leibt und lebt, und die Natur draußen. Oder hätt' ich Euch erzählen sollen, wie die langweiligen Bürgermeister und Staatsbeamten hier zusammenkamen und so einmütig und stillzufrieden nach Erfurt wählten, als wenn dort der Lebensbalsam für Altdeutschland geschaffen würde? oder wie ich selber, eine wahre Ironie auf mich, in meiner Höhle hause und im Namen des Rechts und der Ordnung Leute einsperre? — das behalte ich lieber für mich und sag's niemand weiter. —

Sechste Epistel in die Heimat.

Säkkingen, den 28. April 1850.

(Worin von einem sonderbaren Thema, nämlich von der Poesie der Polizei die Rede ist.)

Es gibt allerlei sonderbare Wahlverwandtschaften; gewöhnlich meint man, daß Juristerei und Poesie nach verschiedenen Weltteilen hin auseinanderlägen; Jakob Grimm aber hat schon nachgewiesen, wie viel Poesie im Recht liegt, und wer die altdeutschen Rechtsbücher und Weistümer liest, der stimmt mit ihm überein. Ueber die Poesie in der Polizei dagegen hat bis jetzt die gelehrte Welt keine Aufschlüsse erhalten, vielleicht nichts davon geahnt; ich benutze den nebligen Sonntag heute, um diese fühlbare Lücke in der Literatur auszufüllen, — es dient zugleich als nähere Aufklärung über meine „gesellschaftlichen Umgangs- und sonstigen Verhältnisse," für die sich Vater in seinem heutigen Schreiben näher interessiert.

Ich hab' schon oft darüber nachgedacht, welcher Ironie des Schicksals ich antipolizeiliches Gemüt es zu verdanken habe, daß ein Hauptteil meiner hiesigen Tätigkeit in der Besorgung der Polizeigeschäfte besteht, — und hab' mich zuletzt dabei beruhigt, daß es eine diesseitige Nemesis gibt, und daß mir dadurch der große, polizeiwidrige Unfug vergolten wird, den ich als Heidelberger Student mit Nachtschwärmen, Laternenwerfen, Kirchhofmauerndemolieren, Leuteerschrecken u. s. w. verübt habe. Wie ich aber neulich am Schluß des Vierteljahres die Tabelle über sämtliche Polizeiuntersuchungen aufstellte, da ward mir klar, daß auf der Schaubühne meiner Amtshöhle schon manches Stück realer Poesie an mir vorübergegangen ist, und warum sollte es nicht? Polizei und Poesie sind eigentlich in ihrem Gegenstand identisch, — beide haben es mit den Abnormitäten des Lebens, mit dem über die breite Heerstraße des Gewöhnlichen Ausschweifenden zu tun; nur ist die Behandlungsweise etwas verschieden; ein und derselbe Gegenstand kann vom polizeilichen Standpunkte bei Wasser und Brot in den Turm gesteckt und vom dichterischen mit lyrischen Flötentönen verherrlicht werden.

Wenn ich Euch ein paar Gestalten aus meinem offiziellen Umgang vorführe, so wird Euch deutlich werden, in welch gewählter, poesiereicher Gesellschaft ich mich bewege. — Also — was bringt der Gendarm heute für ein „Subjekt?" Ach Gott, wie klaffen die Schuhe, wie ungeniert sehen die Zehen durch die Lücken des Schuhs und die Ellbogen durch die unfreiwilligen Oeffnungen des Aermels in die Welt hinaus! Und was für ein stillvergnügtes Gesicht macht das Subjekt!

Was ist sein Verbrechen? „Zweckloses Umhertreiben!" Landauf, landab ist er gefahren und hat eigentlich selbst nicht gewußt, warum, — die weite Welt ist eben so schön — und wo unser Herrgott an einem Wirtshause mit dem Arm winkt, da ist er eingekehrt, und einen Heimatschein hat er nicht, den hat er dem schnöden Wirt als Pfand für die letzte Zeche, die er nicht zahlen konnte, zurücklassen müssen. Und was kann er dafür, daß ihm das Trinken besser schmeckt als das Arbeiten, und daß er dem Spruch folgt: „Lieber ein' leeren Darm als einen müden Arm!" — — Zweckloses Umhertreiben! Wie oft hat sich der Polizeirespizient als fahrender Schüler selber aufs zweckloseste umhergetrieben und möchte jetzt lieber die Aus-

sagen des Inkulpaten so zu Protokoll diktieren, wie es jenes liederliche Brüderlein ins Knaben Wunderhorn gesungen hat:

Und weil ich nun gegessen hatt', da sollt' ich auch bezahlen,
Da fragt' ich, was die Mahlzeit kost', da sprach der Wirt: Ein Taler!
Ei Mutter Gottes ja,
Maienblümlein bla —
Da hat ich keinen Taler. —
Der Wirt der zog mein Röcklein aus
Und jagt mich in die Scheune.
Ei Mutter Gottes ja,
Maienblümlein bla,
Wie lang ward mir die Weile!
Und als ich gegen Morgen kam, da träufelt's von dem Dache
Ei Mutter Gottes ja,
Maienblümlein bla —
Da mußt ich selber lachen.
Und als es gegen Mittag kam, da zog der Wirt mein Käpple aus
Und jagt mich auf die Straßen.
Und als ich auf die Straße kam, — die Schuh war'n sehr zerbrochen,
Ei Mutter Gottes ja,
Maienblümlein bla —
Da lief ich auf den Socken. —

Leider muß das biedere Subjekt bei Wasser und Brot in den Turm, — die Poesie verhüllt ihr Antlitz und trauert. — — Rrr — ein ander Bild! Ein anderes „Individuum" wird vorgeführt.

Verbrechen? — Widersetzlichkeit gegen die öffentliche Gewalt. Das „Individuum" ist auf dem Markt zu Säkkingen gewesen, — und wozu ist denn der Markt in Säkkingen anders da, als daß man sich vor dem Nachhausegehen einen ungeheuren Brand trinkt? Und was kann das „Individuum" dafür, daß sich aus diesem Vordersatz die logische Konsequenz entwickelte, daß es im Straßengraben „ungern zwar, doch weichend dem schwarzen Verhängnis" liegen blieb? Und wie das „Individuum" vom Gendarmen herausgezogen ward, da hat es vom Gendarmen verlangt, jetzt solle er die Wohltat auch vollständig

machen und ihm die Stiefel ausziehen, denn die seien voll Wasser, und mit Stiefelausziehen befasse er sich ebensowenig als mit Marschieren in durchnäßten Stiefeln. Und wie der Gendarm diese gerechte Anforderung mit Indignation abwies, da ward das „Individuum" auch von Indignation erfüllt und schlug seinem Lebensretter mit dem Stechpalmstock „eines" herüber: O weh, auch dieser trunkene Logiker muß ab in Turm und brummen! —

Wer kommt jetzt? Da wimmelt's mit Gestalten: Männer und Frauen, ehrliche Vagabunden, Kesselflicker, Korbflechter, Geschirrhändler, Trödler, Zundelfrieder, Bürstenbinder und andere Strolche, die wollen ihre Paßbüchlein visiert haben und Bewilligung zum Hausieren. Die haben so eine scheinbare Legitimation zum zwecklosen Umherziehen, eigentlich fahren sie auch, ohne zu wissen warum, in der schönen Welt herum. Und wenn sie erst ein Fuhrwerk bei sich haben, o ehrwürdiger Schimmel,

Ei du bist noch wohlgestalt,
Bist nit zu jung, bist nit zu alt,
Du bist mit meinem Weib geboren,
Hast erst den zehnten Zahn verloren,
Zieh, Schimmel, zieh!

Ab mit euch! Jetzt wird wieder einer vorgeführt. O du Gestalt voll Abgerissenheit und Durstes, voll ehemaliger Landstraßenpoesie und moderner, schiefgewickelter, sozialer Demokratie, — deutscher Handwerksbursche, alter Bruder Straubinger, müssen wir uns so wiedersehen?! Bin ich nicht dereinstmals mit dir auf gleicher Heerstraße gezogen, hab' mit dir gesungen und getrunken, — und jetzt muß ich dein böser Dämon sein! Aber dir geht's wahrhaftig tragisch! und die Lyrik hört auf! Warum hast du dich ins politische Drama hineingeworfen und statt Rosen und Gelbveigelein die rote Feder an den Hut gesteckt? Warum bist du in der Schweiz bei den Arbeitervereinen gewesen? Du erliegst einem tragischen Geschick. Aus der Schweiz haben sie dich ausgewiesen, und aufs badische Gebiet läßt man dich nicht herein ohne gehörigen Ausweis; jetzt wirst du von Gendarmen wieder auf die Rheinbrücke zurückgeführt. —

Aber das Drama hat mehrere Akte. Nach einer halben

Stunde bringt dich der Schweizer Landjäger wieder und setzt dich auf der badischen Brückenseite abermals aus; — und der Gendarm wartet nur, bis es dunkel geworden, dann führt er dich abermals hinüber und setzt dich im Kanton Aargau an die Luft, — und so kann's bis an den jüngsten Tag gehen, du kommst nicht herüber und nicht hinüber, — armer Bursche, sie haben dich einmal von China bis Breslau auf dem Schub heimtransportiert, aber das ist eine Kleinigkeit gegen diese Situation! —

Noch ein Arrestant! Auch der Wald liefert sein Kontingent. „Unter den hauensteinischen Sitten, deren Heimat freilich nur noch das Hochland ist, trägt noch manche das Gepräge der mittelalterlichen Symbolik" (Badenia I, 28). Da bringen sie so einen Wäldler Symboliker. Johann Frommherz ist's, des grauen Hansen Langer von Bergalingen. An ihm kann man halt wiederum sehen, was falsche Liebe tut.

Auf dem Wald oben wachsen die Prügel wild, wie die Rosen des Feldes. An jedem Sonntag wird geprügelt; wenn der Sohn heimkommt, fragt ihn der Vater: „Ist etwas gegangen," d. h. hat's ordentlich Schläge abgesetzt? und wenn der antwortet: „Es ist nit gegangen," so schüttelt der Alte das Haupt und sagt: „Zu meiner Zeit war's anders!" — Dies trägt allerdings das Gepräge der mittelalterlichen Symbolik, und Johann Frommherz ist ein Wälder von altem Schrot und Korn — auf der Amtsregistratur liegen Berge von Akten von ihm; leider haben sie nicht den Titel „Des Johann Frommherz symbolische Bücher," sondern „In Untersuchungssache wegen Mißhandlung, Verwundung 2c."

Was hat denn der alte Streithahn jetzt wieder gefrevelt? Ach, es ist so einfach, so homerisch, daß nur die Poesie, die in der Polizei steckt, seine Arretierung veranlaßt haben kann. Da sind die ledigen Burschen von Altenschwand alle Augenblicke nach Bergalingen gekommen und haben den dortigen Maidlin viel Schönes gesagt, und ein Altschwander Paris hat eine Bergalinger Helena auf dem Tanz ihrem einheimischen Menelaus abspenstig gemacht.

Was ist natürlicher, als daß auf dem Wald ein Trojanerkrieg ausbricht? Da hat der alte Frommherz wie einst der gereinische Reisige Nestor die Bergalinger Burschen gesammelt, und mit Prügeln wohlbewaffnet zogen sie aus und lieferten

den Altenschwandern eine Feldschlacht, an der die Götter im Olymp ihr Wohlgefallen haben mußten; — und keiner prügelte so wie der lanzenkundige Frommherz, und die Altenschwander entliefen, einige aber waren so zugerichtet, daß sie auf der Walstatt liegen blieben. Johann Frommherz — warum hast du nicht vor 3000 Jahren gelebt? Du hättest dann statt den Polizei-Inquirenten am Bezirksamt Säkkingen einen Homer gefunden! —

Fortsetzung, den 2. Mai 1850.

Nach diesem Stück Epos vom Wald kommt ein Stück Lyrik, ein Dorfgeschichtlein. Da steht ein Bürschlein von Wieladingen, das schaut so schüchtern drein, als wenn es eine Zentnerlast auf dem Herzen hätte; aber es „weiß von nüt," es hat nichts gefrevelt. Wart, Bürschlein, man nimmt eine Konfrontation vor und stellt dir einen Zeugen zu deiner Ueberführung gegenüber! Und was für einen schmucken Zeugen; — ein rotwangiges Wäldermaidli mit kurzem Mieder und schwarzem Pechkäpplein. „So, Maidil, sag's ihm selber ins Gesicht, was er getan hat!" Und das Maidli schlägt die Augen nieder und wird rot, und will nicht recht mit der Sprache heraus. „Frisch, sag's ihm!"

„Bist du nicht in der Nacht vom Fridlinsfest vor mein Fenster gekommen und hast mir einen gar schönen Gruß heraufgerufen, und bist du nachher nicht heraufgeklettert und hast zu meinem Fenster hereinsteigen wollen? Und hab' ich dir nicht gesagt, du sollest drnuten bleiben, du böser Bub? Und wie du halt doch hast hereinsteigen wollen, hab' ich's Fenster zugemacht und dir die Finger eingeklemmt, so daß du hast müssen „abi keien" wie ein Mehlsack. Und hast du nachher nicht geflucht wie ein Türke und einen Bengel genommen und alle Scheiben am Haus eingeschlagen?" —

O weh, o weh, das ist auch wieder eine Sitte, die noch ärger ist als mittelalterliche Symbolik! 's ist verdammt mchevaleresk von dem Burschen, aus gekränkter Liebe seinem Schatz alle Fenster einzuschlagen; — aber das Pärlein ist so schön, und das Maidli selber hat gar keinen Zorn auf den bösen Buben — wie soll ihn der Polizeirichter strafen? Die Liebe geht ihren eigenen Weg, die Liebe sollte von rechtswegen auch an den Wänden hinaufklettern und Scheiben ein-

schlagen dürfen! Zum Glück ist auch die deutsche Beweistheorie galant.

Ein Zeuge liefert keinen vollen Beweis; folglich wird der Fenstereinschlager für klagfrei erklärt; und wie ihm der Richter das Urteil eröffnet, fügt er noch die strenge und gemessene Weisung bei, daß er hinfüro seinen Schatz nur bei Tag besuchen solle, und beruhigte sich bei dem Gedanken, daß er einen Schuldigen weniger in den Turm gesteckt hat, dadurch, daß sein Spruch vielleicht im Herzen eines Wälder Maidlis einen dankbar frommen Glauben an die Gerechtigkeit der Polizei befestigt. —

Auch ein paar Bursche aus dem Rheintal stehen als arme Sünder vor den Schranken des Gerichts; 's sind sonst seltene Erscheinungen vor dem polizeilichen Forum, die Rheintäler, ein fischblutiges, philisterhaftes Geschlecht im Vergleich zu der waldursprünglichen Roheit der Hauensteiner. Aber die drei langen Gesellen von Oberschwörstadt sind diesmal dem schwarzen Verhängnis verfallen. Streng inquiriert der weise Doktor Josephus nach ihrem Verbrechen und sie bemerken nicht, daß er manchmal krampfhaft auf die Lippen beißt oder seitwärts schaut, um nicht hellauf zu lachen; — nein, sie erzählen ganz schwermütig ihr Unrecht und meinen am Ende selber, es sei eine Sünde gewesen. — Zu größerer Erbaulichkeit der Gemüter haben die Militärbehörden im Verein mit den Bezirksämtern alle öffentlichen Aufzüge, Maskeraden 2c. am Aschermittwoch aufs strengste verboten, und was haben diese Bummler zu Schwörstadt getan? Vom Fastnachtdienstag abend bis Aschermittwoch früh sind sie gar nicht zu Bett gegangen, sondern haben getanzt und gejubelt wie die Lerchen, und am Aschermittwoch haben sie den Frühschoppen für permanent erklärt, und wie allmählich des Katzenjammers schönste Macht über sie kam und moralische Betrachtungen aus den vielfach geleerten Schoppen aufstiegen, da haben sie beschlossen, dem Aschermittwoch und seinem Memento mori einen wehmütigen Kultus zu veranstalten, und haben einen Strohmann angefertigt und haben sich lange Leintücher umgehängt und sind mit leeren Schoppengläsern unter Trauergesängen hinausgezogen durchs Dorf und haben dort den Strohmann, „die alte Fastnacht," begraben oder verbrannt, und der Hauptschalk hat noch eine ergreifende Leichenrede dazu gehalten. Ihr armen Tenfel, da gibt's keinen

Pardon; ihr habt nicht gewußt, daß der Dienst der Fastnacht wie der der Freiheit ein harter ist; der Buchstabe will sein Recht, und Knoblauch, der Gefangenwärter, muß sein Opfer haben. Ab in Arrest! Möge euch der Gedanke versöhnen, daß um die Lippen des Richters, der euer Urteil sprach, ein gewisses Etwas schwebte, woraus ein sachkundiger Mann den Wunsch herauslesen konnte: „O wäre ich lieber bei euch und dem Begräbnis der alten Fastnacht und bei dem mir in Säkkingen fast zum Mythus gewordenen Frühschoppen gewesen, anstatt auf meiner Amtshöhle zu sitzen und geduldiges Papier mit schnöden Beschlüssen zu quälen!“ —

In bunten Reihen folgen die wechselnden Gestalten aufeinander. Jetzt hab' ich's wieder mit ein paar finsteren, trotzigen Gesellen vom Wald zu tun, bei denen jeder Blick und jedes Wort ein Protest gegen den Staat Baden im allgemeinen und die Polizeigewalt insbesondere ist. Das sind Salpeterer, die wie eine Erinnerung aus alter Zeit in die preußisch gefärbte Gegenwart hereinragen; — ein Stück fossil gewordener Bauernkrieg. Die Wälder haben harte und zähe Schädel; was sie einmal gefaßt und sich zurechtgelegt haben, das bleibt Jahrhunderte lang sitzen. Deshalb sind ihre Vorfahren auch lange Zeit versteinerte Heiden gewesen, wie St. Fridolinus schon lange unten im Rheintal das Kreuz aufgepflanzt hatte, und deshalb gehen jetzt noch ihre alten Traditionen von der reichsunmittelbaren Grafschaft Hauenstein und dem Grafen Hannes von Hauenstein, der seiner Zeit wieder erstehen und die alte goldene Zeit, wo sie niemand über sich haben werden als den Kaiser im Weltlichen und den Papst im Geistlichen, herstellen würde, leibhaftig auf dem Wald herum, und die echten Salpeterer, so genannt vom ehemaligen Salpeterhans Fridolin Albiez, dem Anführer im Kampf gegen das Stift St. Blasien, erkennen die badische Staatsgewalt, Amt und Pfarrer nicht an; 's ist ihnen alles lediglich provisorischer Zustand! Freilich fechten sie nicht mehr in hellen Haufen wie in ihren früheren Salpeterkriegen, z. B. anno 1739, wo zum Schluß mancher harte Schädel am Wald bei Albbruck vom Scharfrichter abgeschlagen und auf den Galgen gesteckt, und manches Dutzend anderer ins Banat verbannt wurde; aber die Lehre vom passiven Widerstand hat noch heutigentags auf dem Walde ihre Anhänger, und

hie und da wetterleuchtet's auch wieder wie ein Blitz aus den Gewittertagen der alten Salpeterer-Zeit.

Im Jahre 1815 haben sich die Epigonen der Salpeterer wieder zusammengetan um den alten Aegid Riedmatter von Kuchelbach und in nächtlichen Versammlungen wieder an den alten Hoffnungen auf Gott und den Kaiser gebrütet und der Staatsgewalt den Gehorsam gekündigt. Und um sie von ihren hartgesottenen Ansichten abzubringen, sind damals und später scharfe Verordnungen ergangen, Strafen angedroht und ausgeführt worden, und unter anderem sind auch die Pfarrämter angewiesen worden, keiner Salpetererleiche ein christliches Begräbnis zu gestatten.

Diese Verordnung ist schuld, daß ich auch noch ein paar Salpeterer vor mir habe. Da ist im Jänner eine alte Salpeterin gestorben, die alte Malzacherin, und wie nach Hauensteiner Brauch die ganze Familiensippschaft zum Begräbnisschmaus beisammen war, und wie der Pfarrer den Segen weigerte und das Glockengeläute bei der Beerdigung, da ist der alte Zorn über die Mannen gekommen, daß man ein christlich Salpeterweib begrabe „wie einen Hund," und die Salpeterer Maidli haben die Bursche noch angefeuert, daß sie dem Unrecht steuern, und da sind die verwegensten nach der Kirche gezogen und haben den Glockenturm mit Gewalt aufgesprengt und haben alle Glocken geläutet, daß sie hell und lustig zusammentönten, bis die letzte Schaufel Erde auf den Sarg der alten Malzacherin geworfen war — und dem Pfarrer und Sigrist, die Einsprache erhuben, haben sie viel Schimpf gesagt, und nach ordnungsmäßiger Beerdigung haben sie noch ein gar unchristlich Schnapsgelage gehalten. —

Es ist ein schwer Stück Arbeit, diesen trotzigen Gesellen eine ordentliche Antwort abzuringen — und der Stoff ist ein Gutteil ernster als das Begräbnis der alten Fastnacht zu Schwörstadt. — —

Damit schließlich auch noch ein Stück Humor in den verschiedensten Arten polizeilicher Poesie vertreten sei, kommt auch noch der preußische Hauptmann und Platzkommandant dahergerannt und macht ein Gesicht, als wenn er eine Kreuzspinne gefressen hätte. Donnerrrwetterrr, was ist jetzt los? Haben sie etwa in Paris losgeschlagen? Ist der Kaiser Nikolaus über die preußische Grenze? Hat Oesterreich den Krieg erklärt? Ist

in Erfurt durch Nast und von Gerlach die Republik proklamiert worden? — Nichts von alledem, aber das Unerhörte, Himmelschreiende ist geschehen, daß ein hiesiger Kaufmann Tabakspäckchen verkauft hat, die auf der Innenseite das Bild des großen, kanonenbestieselten Schutzheiligen aller Freischärlerei, das Bild — Heckers trugen!

„Schleunige Untersuchung! Dem Kerl den Laden schließen!! Meldung ans Generalkommando!!! In die Kasematten abführen!!!" — O du lieber Gott! und der beispiellose Frevler ist ein so gutmütiger konservativer, von Reaktion und Anarchie gleich entfernter badischer Staatsbürger und so unschuldig als ein neugeborenes Kind zu der Heckervignette gekommen.

Er hat einfachen Portorikoknaster in Ulm bestellt, und der Ulmer Fabrikant hat, wahrscheinlich weil auch in Ulm der Heckertabak der Polizei etwas zu scharf war, die Etiketten mit Heckers Bild umdrucken und mit der Portorikovignette versehen lassen, so daß nur im tiefsten Innern, auf der Rückseite, von des Knasters Wellen begraben, das Heckerbild sein kümmerliches Dasein fristete, — und hat ein paar von diesen verwandelten Tabakspäckchen seinem Geschäftsfreund in Säkkingen geschickt und nicht daran gedacht, daß ein preußischer Soldat sothanen Portoriko rauchen und das Päckchen einmal umwenden würde, um die grauenhafte Entdeckung zu machen, daß dieser Hecker unvermeidlich ist und sogar im Innern von schlechten Tabakspäckchen noch im Jahre 1850, bei vollendeter Restauration, wiederhergestelltem Papst und von Oesterreich zusammenberufenem Bundestag zum Vorschein kommen muß!

Schmerz, laß nach! 's ist schade, daß ich nicht Zeit genug habe, um Euch noch ein paar Dutzend weitere Stücklein aller Art zu erzählen, zum Beleg dafür, welche reiche Quelle von Poesie jeder Art in der schnöden Polizei fleußt. — Trotz dieses poetischen Duftes aber, der meine Polizeihöhle umschwebt, ist mir's nie wohler und melodischer zu Mute, als wenn ich ihr Valet sage und hinausziehe in den grünen Tannenwald oder an den alten Vater Rhein. Und es gibt Momente, wo der Polizeirespizient sich lediglich in Poesie auflöst, und wo sich dann doch zeigt, daß Poesie und Polizei nicht ganz identisch sind, indem er sich dann durchaus polizeiwidrig aufführt.

Ein solcher Moment war neulich am ersten Mai. Da sind wir junges Volk von Säkkingen hinausgezogen an den stillen

Bergsee im Tannenwald und haben — dem tiefinnersten Zuge germanischen Wesens getreu — ein paar Stückfaß Bier mit hinausgenommen, dann einige tüchtige Züge Hechte und Karpfen gefischt und uns auf einer prächtigen Felskuppe gelagert, um dem Frühling und seinem geliebten Sohne, dem Mai, ein frisches Fest zu feiern.

Und ein großes Maifeuer ist angezündet worden, darin wurde der Fischfang gebraten, und ein jeder verzehrte seinen Anteil an selbst vom Gezweige der Tannen geschnitzter Gabel, und die Lieder und die Gläser klangen, und die Frühlingssonne schien so innerlich und warm drein, als könnte sie nicht genug ihr Wohlgefallen an diesem Häuflein getreuer Frühlingsjünger ausdrücken, — und zuletzt ward ganz vergessen, daß Volksversammlungen, Reden und Demonstrationen im Kriegszustand verboten sind, und sogar er, der Wächter des Gesetzes, der Respizient in Polizeisachen, stieg auf einen Felsblock und hielt, an eine alte Tanne gelehnt, eine Frühlingspredigt über den Text:

Darum lob' ich den Sommer,
Dazu den Maien gut,
Der wendet allen Kummer
Und bringt viel Freud und Mut.
Der Zeit will ich genießen,
Dieweil ich Pfennig hab',
Und den es tut verdrießen,
Der fall' die Stiegen herab! —

Und wenn auch diese Standrede lediglich den Prinzipien der Ordnung — in der Natur — und der legitimen Erbfolge auf den Thron — in betreff der Jahreszeiten rc. gewidmet war, so weiß ich doch nicht, ob die ungebundene Heiterkeit derselben den Beifall sämtlicher Zivil- und Militärpolizeibehörden gefunden hätte, wenn sie dabei gewesen wären.

Ich tröste mich aber damit, daß andere sachkundige Leute sie anhörten, die lediglich davon erbaut waren, — wenigstens haben am Schluß die alten Schwarzwaldtannen in ihren Wipfeln beifällig gerauscht, und der Bergsee unten murmelte, und hinten am Fels stand mein werter Freund, der Meyfenharts Joggele, und lachte ganz seelenvergnügt und drohte mit dem Finger: „Wart, du vermaledeiter Doktor!!"

Siebente Säkkinger Epistel.

Säkkingen am Rhynstrom, den 11. Mayen 1851.

Myn lieb und frumm Schwesterlin Maria!

Dermalen dir ein sunderbarlicher Bruder durch unserer lieben Himmelskunigin Maria und dyner Eltern Fürsicht beschceret worden, muesst du's auch hinnehmen, so er dir sunderbarlich Brieff und Zügs gen Carlesruhe schrybt.

Und war es neulich eyn kuehler Mayentag, und war allerhand Gruenes an Strauch und Studen hervorgebrochen, und es rauschete der alte Rhyn vergnueglich durch's wyte Land und sprach zue sich selbsten: „Sintemal Fruehling herygezogen ueber Gottes wyte Welt, ist's ein fein lustig Geschäft, die Wellen und Wasserströmung thalab zu suehren, und kümmert's mich nit eines Nixenhaares Breyte, was der Schwyzer im Aargaue schimpfirt und der Saekkinger Burgersmann fuer Späne hobelt: Hui-joh! vorwärts," und trieb syne Wellen, als wär er von altersher ein Floßknecht von Basel gewesen.

Stand dazumalen der Dr. Scheffel an synem Fenster, von wannen er schon oftmalen in den Rhyn gelueget und syne Gedanken als wie eyn Fischreyher über die Wasserfluet hinfliegen und kreyschen gelassen, und sprach auch zue sich selbsten: „Menschenkind, du bist wiederumb zu laug by dynen rauhen Frynden, den Waeldern gewesen und hast dir eytel Schnee um den Bart wehen lassen und bym biedern Pfarrherrn ze Herrischried viel kuehlen Biers getrunken und manch rechtschaffenen Auerhahn, so auch noch lieber im Tannenwald syner Liebsten nachgezogen waer und sich an Tannzapfen muehsamblich geletzet haett', ohn Erbarmen zum Vesperimbiß aufgezehret, und hast nit vermerket, daß im Thal der Hollunder lustig Blattwerk und Knospen getryben, und es sich sonder Gefaehrde auf Heerstraßen spazieren lasset. Von dessentwegen, altes Menschenkind, das zu Zyten als fahrender Schueler in dütschen Landen vagabundiret, nimm dynes Stechpalmstocks und zeuch aus, daß dir die Maiensonne des Schaedels erwärme."

Also zog selbiger Dr., so aygentlich eyn Schryber bym

Ambt geweſen und ſelbigen Mittages von Rechts wegen uff ſyner Canzeleyen des Dienſtes haett pflegen ſollen, von Säkkingen us, ohne zu wiſſen, warum und wohin.

|: Selbiges iſt eben die wunderpreißliche Kraft des Fruehlings, daß mit Sonnenſchyn und warmen Lenz des Menſchen Trachten gelenket wird, ohne zu wiſſen, warumb und wohin. :|

Und kam derſelbige gen Wallbach und zum alten Brennetwyrtshus, ſo an der Heerſtraß gen Baſel ſtehet, und wo ein biederer Fuhrmann ſyt Alters her noch niemalen vorüber gefahren, ohne Augenſchyn zu nehmen, ob der goldgelb Grenzacher Wyn noch im Faß liegt oder nit. Und wann es nit im wunderſchoenen Mayen geweſen, ſo waer benamſter Dr. an ſelbiger Trinkſtube nit vorüber gezogen. So aber ſprach er zue ſich ſelbſten: Heut ſollt du nur by dir ſelber einkehren, ſo lang die Sunnen ſchynet, und wann dir's by dir ſelber langwylig wird, ſo iſt am Abend noch lang Zyt, umb in ein chriſtlich Wirtshaus yngubrechen und anderwyt Kurzwyl zu ſuchen. Alſo zog der Dr. mannhaft am Brennet vorüber, und zog mit gliecher Mannhaftigkeit durch Wehr durch, wo nit nur die Fryfräulein von Schoenaw hauſen, ſondern auch an mannigfalt Schenken eyn Arm herausgeſtreckt wird, umb des Wanderers zue ſahen. Kam endlich in eyn gruen Wieſenthal, ſo ſich gen Haſel hin ziehet, und zwar dort viel Krant und Gras in den Wieſen aufgeſproſſet, und war ein nit gewaltiges Hygelland und ſang der Gugut im Wald, als wenn er von des Doctoris leerer Geldtaſche Kunde und noticiam gehabt. An eynem Platz aber, wo etzliches Geſels mit allerhand Spalt und Riß ſich ins Wieſenthal hervorgeſchoben, und wo der weyſe Dr. kecklich durch Staud und Geſtrüpp marſchiret, trat derſelbige auf was Weyches, als wann er eynen Eidechſen oder salamandrum beruehret, oder auf einen Gansfuß geſtoßen waere. Und rief es unter ihm: „Ihr Flegel kunntet auch beſſer zuſchauen, ſo ihr in nuſerem Geländ herumtappet, ohne zu wiſſen warumb und wohin!" Der Dr. aber, ſo bey Schimpfreden auch eynen ſcharpfen Trumpf auszuſpielen weiß und by ſynen Fründen ze Willaringen und Hogſchür vyl grauſer Flüche mit „Gott ſtrof mi" und „Gott verdamm mi" gelernet, wollte dem Ruſer mit Reden und Stechpalmſtock eynige Bildung beybringen, als es in dem Buſchwerk zue ſynen Fueßen merkſam raſchelte und eyn kleyn Geſchöpf herauskam.

Und ward dasselbige von Figur nit übel anzuschauen, und wie wohl es seyner Hoehen nach keyne zwey Schueh vom Erdboden entwachsen war, doch sauber proportioniret und hatte eyn grauen Capuzen an, so ihm bis über die Fueße reichte, zog auch selbige zimpferlich zusammen, also daß vom Fueßwerk nüt ans Sonnenlicht hervorluegte, und schnitt dazue eyn grimmig Gesicht, also wie der edle Dr. sich erinnerte, selbiges am Hofrat Gervinus zue Frankfurt gesehen zu haben, wann andere Menschenkind von der dütschen Republik anhueben zu spintisieren. |: So aber auch schon lang her vorgefallen. :|

Wie der Dr. aber des seltsamen Gesellen ansichtig geworden, verdruckte er die Schimpfreden, so ihm auf der Zunge gelegen, und redete fründlich zu ihm und sprach: „Ei so leben Sie gefälligst hoch, deutscher Reichsbürger!" Sothanermaßen verzog sich des Männleins Antlitz etwas heiterer und antwortete: „Erstens leb ich nicht gefälligst hoch, sondern zum guten Glück eyn lützel tiefer, als ihr mit eurer Nasen schon gefahren, und zweitens bin ich kein deutscher Reichsbürger, sonst haett ich am gruenen deutschen Erdboden noch weniger Freud als jetzt, wo ich an frischen Mayentagen hinaus luege, ob die Himmelsbläne noch so fern ist, wie heut vor 6000 Jahren. Inzwischen scheynt ihr mir eyn guet Gesell, so syner Red eyn bessere Wendung zu geben verstaht, als syner Fueßsohl, und erschau auch an eurem Habitus und durstigen Mundwinkeln, daß ihr in leichter Jugendzyt wohl moeget eyn fahrender Schüler seyn, wie sie von Halle |: allwo myn menschlicher Vetter, der groß Erdmann die philosophiam dociret :| und Jena zum Kyffhäuser aufsteigen, und wie sie zue Altheidelberg auf unserer Frau Hertha Bühel den Maidlin viel Lueg und Trueg zuschwatzen. Und das ist kein schlecht Glück für euch, sonst könntet ihr jetzo für euern großen Fußtritt allhiero zu eyner Tropfsteinsaulen versteinert im Hasler Thal stehen — gerad wie das Eheweib Lots des Gerechten, so myne Collegen, die Salzmännlein, bei Sodom neulich zu eyner Salzsäulen praepariret, dieweil sie sich sonder Gebühr aufgeführet."

Auf das hin hat der Dr. zwar kein absonderlich Hochachtung vor dem Graumännlein gespüret, dieweil er sich noch bei frischen Knochen und nichts Tropfsteinsäuliges an ihm fühlete, auch parlamentarische Drohungen baß verachten gelernt hat; gedachte vielmehr, um syner Wanderfart eyn vernünftigen

Zweck zu geben, wo ihm eyn gut gehopfter Trunk Bieres geschenket werden könne, brummte in Bart und sprach: „Schon guet, graues Insekt, so ihr mir aber nit in kurzer Frist eyn rechtschaffen Herberg anzeiget, wird unser Bekanntschaft eyn schnell End nehmen.“ Sprach das Erdmännlein: „Eyn fahrend Schneler findet überall Unterschlupf, ohne zue wissen warumb; schüttelt den Saekinger Staub von euren Sohlen und folget mir, und so ihr mir nimmer auf den Fueß tretet, könnt ihr noch allerhand erschauen, wovon euch der Pater Zobel bei der letzten Mission nichts gepredigt hat.“

Also klopfte das Erdmännlein an eyn mächtig Felsstück, so eynem Spalt vorgeschoben war, und wich das Felsstück zurück, und that sich ein Gang auf, von dem keyn End abzusehen war. Sintemal der Dr. schon solche Gaeng manigfalt beobachtet, wie sie von wylen Herbergsvätern an knehle Berghalden eingehauen werden und man sie Felsenkeller nennet, fassete er ein merklich Zutranen und folgete dem Männlein. Selbiges aber schleppte zween großer Kienspäne bey, und zündeten sie an, und fuhren schwygsam in den Gang yn. Und war der Gang kaum von des Dr. Hochen, und stieß selbiger das Haupt oftmals an. Und so oft er an dem Felsgestein seinem Schädel Weh zufügete, lachte das Männlein und sprach: „Ihr wisset halt nit, wozu das Haberbrod und der kleine Kostets gut ist.“ (Vader p. 18.) Waren schon tief yngefahren, und wurde dem Dr. der Gang bald zu eng, und stieg mehrmalen der boes Gedanken in ihm auf, ob er nit mit synem Stechpalmstock dem Männlein eyn ansehnlich Tracht Säkkinger Prügel als Recompens für sothane Führung aufmessen wollte, da wich wiederumb eyn Felsstück auf des Männleins Klopfen zurück und kamen in eyn groß fürnehm Hallen. Und war es eyn majestätisch Pracht, wie das Gesels übereinander gefüget war und im Kienspanlicht erglänzete; und war wie eyn Wald von Säulen, so das schwere Gestayn an der Decken gar zierlich stützeten, und wann das Männlein an die Säulen klopfete, gab jedwede eyn hell lustigen Ton von sich und stimmeten allineinand, so daß es ein fein zart harmoniam zusammentoenete als wie von eyner Aeolusharfen oder Maultrommel. Und von der Hallen giengen zwey wyte, wyte Gaeng nach rechts und links ab, und außerdem viel Spalt und Riß in des Erdrychs Tiefe. Und wie die Hallen im großen von Tropfstein uffgerichtet war, so war

jedwed Spältlin im Boden auch construiret, und giengen kleine Tropfsteinrochrlin, wie eyn Schnydersnadel so syn, von oben nach unten, und an viel Orten war das Gebänd noch gar nit fertig nffgericht't, und war erst ein Ansatz zu eyner Säulen oben an der Decke und eyn glycher Ansatz unten am Boden, und waren aber noch nit zusammengetroffen zu eynem Ganzen, sondern luegten sehnsüchtiglich eynand zu, und die Thränlin, so das ober Stayurohr waynete, fielen auf das untere an, und faßten sich fest und wuchsen in die Hoeh — also daß es alle 100 Jahr von den Thraenentropfen um eines Fingers breit nach der Decke aufschießt. Und dieweil sie am End doch zusammenkommen, ist nit ohne Grund anzunehmen, daß die Tropfstein länger umb einand weynen als die Menschenkind, so eynand lieb haben und nit beysamen syn können; — und ferners, daß ein lang und hartnäckig Weynen untereinsmalen auch zu was guet ist.

Und dem Doctori so jetzund merkete, daß er nit in eyn Felskeller, sondern in eyn groß unterirdisch Prachtwerkstatt gefahren, zogen viel schöne Gedanken im Kopf herum, dieweil es ihm von der Decke auf den Schädel getropfet und er eynen Hauch Tropfsteingeist verspüret. Das Erdmännlein aber sprach: „O homo sapiens Linnäi, nit wahr, an myner Kienfackel und dieser Höhlen Gewaltsamkayt ist euch eyn Licht uffgegangen, dass ihr Gesellen da draußen das Groß in der Welt nit allyn gepachtet, — und was ist aller Lärm und Rumorens und Himmelsstürmens, so fürnehmlich ihr fahrende Schueler in die Welt gebracht, gegenüber der stillen Herrlichkayt, der wir Erdmännlein im tiefen Bergschacht theylhaft sind! Und was in unserer Hoehlen schafft und waltet, und dem Stayn die Thraenen schenket, und den Bach aus unterirdischen Klüften vorbrausen und die Säulen erklingen lasset, und wir graue Männlein selber sind all ein Stück der Gotteskraft, und in jedwedem, es mag von Stein und Bein, oder von Fleisch und Blut genaturet sein, arbeitet der Weltgedanke, und ihr habt nit allayn mit Löffeln davon gefressen. Und weil ihr vernagelte Doctores da draußen eure Menschen- und Buchweisheit für's höchst gehalten und euch in eure ledernen ideas so hineingelebet, dass ihr der Natur fremd geworden, und nit mehr zu lesen versteht, was in tiefen Erdritzen und auf Bergeshöhen und an den Ysgletschern wie in des Vesuvii Lava ge-

schrieben staht, — und weil ihr dadurch eure so nah anverwandten Schöpfungsgenossen, den Fels im Berg, den Bach im Thal, den Tannenbaum auf der Hoeh so gransamblich vernachlaessigt habt, und weil diese guten Gesellen auch eyn gut Wartung und Pflege und Kurzweil haben müssen, so sind wir kleine Männlein und unsere ganze Zunft, die Kobold und Zwergen und Nixen und Elfen und Gnomen und Irrlichter nachgewachsen, und ist unser Dienst und Aufgab, die Lück' wieder auszufüllen, die ihr Menschenkind in eurer Einseitigkeit in die Welt habt einreißen lassen. Wer würd' die Hoehl' da innen sauber halten und den Tropfsteinen bey ihrem langen Weynen auf ihren klingenden Säulen hie und da ein lustig Liedel vorspielen, wenn nit wir Erdmännlein hingesatzet waeren? Und so lang ihr nit da draußen zum ganzen und vollen Verstandnuß der Natur zurückkehret, so lang seyd ihr nit allein Mayster in der Schöpfung und müßt euch gefallen lassen, wenn ihr den Schaedel noch manchmal da anstoßet, wo eyn bieder Erdmännlein besser Beschayd wayß, als ihr."

Und wie das Erdmännlein sein Sermon vollendet, da kicherte es aus allen Bergspalten herfür, und aus den Tropfsteinsäulen kam ein gewaltig Getön, wie spöttisch, und die Tropfen an der Decke erglänzeten und zwinkelirten in allen Regenbogensarben, und der Dr. hörte unter ihm was munkeln, wie wenn ein ander Erdmännlein spräche: „Der hat's dem großen Menschenkind ordentlich gesagt!" —

Des Doctoris kleiner Führer aber zündete eyn newen Kienspan an und führte denselben wyters und zaygete ihm die ganz Hoehlenpracht. Und kamen in eynen Gang, da verengete sich das Gefels so merklich, daß der Dr. auf allen Vieren des Weges kroch und doch noch mannigfach Kopf- und Rippenstoeße vom Tropfgestein zu erlyden hatt. Dann aber traten sie wieder in eyn hoch gewölbten Raum, wo die Säulen mächtig an die Decke aufstiegen, und war hier alles gefüget als wie in eyner Kirchen! Und war deutlich an eyner Säule eyne wohlgestaltet Kanzel wahrzunehmen, und war am Boden eyn groß viereckig Felsplatten, wo an vier Seiten regelmäßig feine Säulen standen, als wie ein fürnehmb Grabdenkmal von eynem Erdmannskönig, und war an eynem andern Platz der Tropfstein also merkwürdig in einander gewachsen, daß es nit ander's darstellete als eyn groß steinern Standbild der Himmelskönigin

Maria mit dem Heiland auf dem Schooß, so wie frumme deutsche Maister und Staynmetzen an alten Kirchen oftmals sie ausgemeißelt.

Und schritten fürbaß und erschaueten noch allerhand sonderbare Gestaltung. Und war ein Tropfsteingeäst, so beim Kienspanschein einem alten Kriegsmann glich, so sich auf sein Schwert stützete und das Haupt wie zue ewigem Schlaf an den Felsen neigete. Und waren noch viel solche comparationes anzustellen.

Hernachmals stiegen sie viel Stufen hernieder und kamen an ein still klar Bergwasserlyn, so zu einem See zusammengerunnen ist. Und war in dem Wasser viel wunderseines Gebild wie von Corallen und steinernen Moosen, so zart und fleißig erschaffen, als wenn es aus einer Juwelierswerkstatt von Augsburg oder Nürnberg herfürgegangen waer.

Und sprach das Erdmännlein: „Hier holen wir unsern Kindern manch anmutig Spylzüg."

Und lag eyn groß ausgehöhlt Tropfsteinhorn am Boden, daraus schöpfete das Männlein dem Doctori eyn kuehlen Trunk Bergwassers, und dieser trank ihn auf einen Zug aus — und vermerkete daran wohl, daß er im Erdmännleins Revier war, wo alles anders ist denn oben, dieweil ihm zu Säkkingen im güldenen „Chnopf" und landauf landab im Rhynthal eyn solcher Trunk Wassers zeitlebens nit gelungen waer.

Krochen sodann mannigfalt herum und wieder zurück und stiegen auch noch in den andern Gang, so rechts von der großen Hallen sich ins Tiefe der Erd eynstrecket. Und war dort von zierlichem Tropfgestein nit mehr viel wahrznnehmen, vielmehr eyn groß Wildniß von aufeinand gestürztem Felsgestein, und tief unten rauschete und brauste ein Bach; von wannen er in diese Höhlen einsleußt, weyß Niemand, und kunnt auch das Erdmännlein, so ihm schon weyt nachgekrochen war, nit bekunden; behauptet aber, daß er unten im Rhynthal bei Riedmatt, wo die fürnehmb Comthurey derer deutsch Ordensritter zue Benggen in der Nache steht, ans Tageslicht hervorbreche und in Rhyn fließe. — Und in selbigem Hoehlenthayl war viel Schlamm und Erdreich bis an die Decke hinaufgeschwemmet und alles Tropfgestein darmit überzogen, und erzaehlete das Erdmännlein, daß newlich, als drauß im Thal die Gewässer wild geworden und die Wehra die ganz schoen steinern Straß, so von der heiligen Mutter Gottes von Todt-

moos gen Wehr führet, zusammengerissen, auch sothaner Hoehlenbach angeschwollen und eyn ungattig Rumoren begonnen, und viel Erdreichs emporgewirbelt haette, so daß ein Donner und Gebraus in der Hoehlen gewesen, wie es den ältesten Erdmännlyn nit gedenket; — seyen auch ein Erdmännleyn und ein Weyblein, so in einem Ritzen zärtlich geplauderet und der Wasserflueth nit rechtzytig wahrgenommen, elendiglich vertrunken.

Am End von selbem Gang kamen sie in eyn groß hoch Gelaß, von wannen ein tief Schlund hinabgieng, und sah es dorten im fahlen Kienspanschein schauerlich aus, als wenn die Welt eyn End haett' oder mit Tropfstein zugenagelt waer. Und sagte das Erdmännleyn, daß hier das Höhlenverließ sey, wo sie schon manchen von ihren Feinden, den Eggberggnomen, so hie und da in die Hoehl einzubrechen trachten, in sicheren Gewahrsam verbracht.

Dann führete das Männlein den Dr. wieder in die erst Hallen zurück, und als es ihm befremdblich vorkam, daß er keyn von synen Gefaehrten erschauet, sintemal der Dr. auch gern eynem rechtschaffenen Erdweyblein etzlich Schmeychelei gesaget und nit darwider gehabt haett, so ihm eyne eyn schoen Tropfstaynbluemlin verehret, befragete er das Männlein. Der sprach: „Du leichtsinniger fahrender Schueler, der du von deyner Canzeleyen durchgebrennet, vermaynest du, daß wir Erdmännlyn auch die schlecht Kunst des Blaumontagsmachens tryben oder an Werktagen dem Bummeln nachziehen? Myne Genossen, die Erdlyt, sind all' tief unter uns in die Schachten eingefahren, wo kein Raum für eyn groß Lümmel wie dich ist, und pochen und schaffen viel koestlich Gold und Silber herans, so sie aber nit, wie du, wenn du's haettst, vertrinken!"

Da neigete der Dr. syn Haupt zur Erden und hoerte eyn merkwürdig Hammern und Pochen tief unten, das Männlein aber fuhr auch in eyn Spalt yn und rief ihm zue:

„Wann du mich nit uf den Fuß getreten, so haettest du mich auch nit so lang zu eynem Fuehrer in unserer Hoehlen gehabt. So dir's aber gefallen, so hoff ich, daß du als Dank auch Niemand verlautbaren wirst, wasmaßen der Fueß, auf den du getreten, beschaffen ist. Und wozu das Haberbrod und der kleine Kostets gut ist, hab ich dir auch nicht gesagt. Fahr wohl!"

Da verschwand das Männlyn, und der Dr. verzog sich

durch den Gang gen dem Hasler Thal zu; und hatte noch ein lützel Kienspan und beschwerliches Kriechen. Durch des Männlins Red nsmerksam gemacht, dachte er allerhand über die Naturung von desselbigen Fueßwerk, als ihm aber einfiel: Der klein Mann wird doch nit mit eynem Gansfueß behaftet syn, da verlosch auf einmal der Kienspan, und der Dr. schmetterte seyn Haupt zu dreymalen an die Felszacken an, daß ihm all' Denken über des Erdmanns Gansfueß verging. Sah aber schon das Tageslicht fern als wie ein Morgensternlyn in den dunklen Hoehlengang einblynken, und ward der Schyn immer groeßer, so daß der Glast dem Aug beginnentlich gar blendsam war, — und schließlich stand der Dr. wiedernumb im grünen Hasler Wiesenthal, und war ihm, als wann er eyn langen Traum geträumet.

Gieng aber mit merklicher Hochachtung von dem Erdmännlin und seiner Hoehlen heimwärts, und der Brennetwirt schüttelte das Haupt, als er vorbeizog, dieweil er wiederumb nit einkehrte. Satzte sich vielmehro zu Hause an synen Tisch und schryb syner Schwester Maria zum Gedächtnuß diesen Briefs. Will aber keineswegs behauptet haben, daß das Männlein von der Hasler Höhl mit eynem Gaensfuß behaftet gewesen! Da sey Gott für. —

Ein Bericht aus der Schweiz.

Am 20. August früh 8 Uhr, nach frostiger, uebelgrauer Fahrt über den Vierwaldstätter See, stiegen wir in Flüelen ans Land und marschierten dem Gotthard entgegen.

In dem nach einer halben Stunde erreichten Altdorf drängt sich bei jedem Schritt und Tritt die Tellensage dem Ungläubigen entgegen. Da ist ein Brunnen mit Tells Standbild — angeblich an Stelle der alten Linde, an welcher des Tellen Sohn den Schuß bestand. Dort am Kirchturm ist in plumpen Fresken neben der Schlacht von Morgarten noch die Tellengeschichte ge-

malt. — Noch ein ander Denkmal steht da — ein Rest von jenem Bauernhochmut, den die östreichischen und burgundischen Spottliedersänger ihrer Zeit so scharf an den biedern Eidgenossen geißelten; — neben dem Tellenbrunnen steht eine alte, gewaltig dreinschauende, plumpe Statue im Ritterornate, der Dorfvogt Besler, der sich auf *seine eigenen Kosten* dem Tell zu Seite stellen ließ.

Warum soll nicht auch der Dorfvogt Besler auf die Nachwelt übergehen — seine Mittel erlauben es ja!

Im übrigen sieht man eine Reihe schmucker alter Herrenhäuser in Altdorf. In jedem sitzt ein Z'graggen und eine Z'graggin; — wenigstens darf man's mit Grund vermuten.

Was bei uns der eclebre Namen Maier oder Müller, das ist unter den Urner Patriziern der Z'graggen; und wer nicht Z'graggen heißt, der heißt Z'berg.

Ueber Altdorf ist der Bannwald, eine lebende Schirmmauer gegen Steinfall und Lawine, in welchem bei Todesstrafe kein Baum gefällt werden durfte. Daß die Todesstrafe im Lande Uri noch blüht, daran mahnt der pompöse steinerne Galgen in der Feldgemarkung von Altdorf, nicht weit von Bürglen.

Dort mündet auch das Schächental, durch welches der alte Suwarow im Jahr 1799 seine Russen auf fabelhaften Gebirgspässen ins Graubündten hinübersädelte. Ob nicht naturwissenschaftliches Interesse für Gletscher und wilde Gebirgsgruppen diesen strategischen Operationen zu Grunde lag? Freilich war ihm nach der Schlacht von Zürich jeder andere Ausgang mit Brettern vernagelt, und Suwarow hat gezeigt, daß, wenn einer nur ernstlich will, er mit dem Kopf nicht nur durch die Wand, sondern selbst durch die Alpen rennen kann. Wenn wir in Deutschland auch einmal in ähnliche Enge getrieben sind wie die Russen im Schächen- und Muottatal, dann lernen wir vielleicht das Bergsteigen, — aber ein fester Wille gehört dazu.

Die Straße führt, langsam steigend, durch das noch ziemlich breite und Vegetation entwickelnde Reußtal. Rechts und links steigen hohe, fortlaufende Felswände, an die Martinswand bei Innsbruck erinnernd, auf. Was da an der Straße herumlungert, erinnert nicht an die Sieger von Morgarten. Krüppliges Kretinengeschlecht, aufs Betteln dressiert, das hier

in mannigfachen Formen betrieben wird. Da schießt ein junger Tellen-Enkel mit der Armbrust und ein andrer schwingt ein Fähnlein und fordert seinen Batzen, dort schleppt einer Bergkrystalle bei u. s. w. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles."

Gegen Klus und Amsteg hin wird's schon wilder. Die hohe Windgälle und andere konsiderable Honoratioren der „haute volée" recken ihre Häupter empor; auf melancholischer Feldwand, grün umwachsen, schauen hinter Silenen ein paar alte Mauertrümmer in die Reuß herunter, die Reste von Geßlers Sitz Zwing-Uri.

Hier ist eine Episode nötig, um geschichtliche Vorurteile zu beseitigen. Wer in dieser öden Gebirgswelt zu Fuß marschiert, der hat die rechte Stimmung, um ins Gemüt derer hineinzuschauen, die auf diesen Burgen hausten und als Zwingherren verschrieen sind. Wir beide, der Professor der Geschichte* und der fahrende Schüler von Säkkingen, wurden geneigt, milder zu urteilen. Schade, daß die Zeit der deutschen Romantik vorüber ist, unsere Auffassung würde Aufsehen erregen.

Man denke sich den germanischen Freiherrn — Geßler oder Landenberg oder wie er heißen mag, — unter ein zweifelhaftes keltisches Volk und in diese Felseinsamkeit hereingesetzt, ein tugendhaftes, nüchternes, sinniges Gemüt. Aber hier hört aller Anklang auf. Der Fels starrt ihn an, die Reuß braust langweilig gleich zu ihm herauf, die Menschen verstehen ihn nicht, kein Sang, keine Minne — nichts. Es überfällt ihn eine ungeheure germanische Melancholie. Er sitzt in stillem Schmerz beim Humpen und trinkt den welschen Landwein mit tiefer Innerlichkeit. Auch das hilft nichts. Ist's da ein Wunder, daß zuletzt eine Saite oder zwei in seinem Seelenleben reißen? Er bedarf etwas Pikantes, die Natur, Erde und Wolken sind hier barokk — er verfällt auch aufs Barokke und treibt Unsinn, steckt seinen Hut auf eine Stange, läßt einen Tell seinem Sohn den Apfel vom Kopf schießen — bereitet sich ein Bad, wie der Herr von Landenberg — oder macht's gar, wie der Burgherr von Fardün im Schamsertal, der um Mittagszeit von seiner Burg herabzusteigen und den Bauern beim Mittagsmahl in die Suppe zu spucken pflegte.

*) Prof. L. Häusser aus Heidelberg.

Man nenne das Melancholie, man nenne es Katzenjammer — aber man spreche nicht von Despotismus oder Tyrannei.

Diese Burgherren waren gewiß selber deutsche Romantiker vom besten Korn: man muß nur bedenken, daß in diesen Bergen und in diesem Nebel der psychologische Maßstab ein anderer sein muß als draußen in Leipzig oder Berlin, wo die Leute Geschichte schreiben.

Nach dieser — stark an eigenen Katzenjammer gemahnenden Episode traten wir vom Zwing-Uri weg in das stattliche Wirtshaus in Amsteg ein. Daß die Melancholie der Gegend noch jetzt Barokkes erzeugt, wurde uns noch am Fuß des Zwing-Uri klar: Ein Wagen mit 4 Engländern kam gefahren; was taten sie, angesichts der Gebirgswelt, angesichts der tobenden Reuß, angesichts dieser historischen Trümmer! Sie spielten Whist im Wagen.

In Amsteg lachte uns, wie der erste Gruß aus Welschland, ein braungelber, süßherber piemonteser Landwein entgegen, von dem wir mit Geßlerischer Wehmut und zum Schreck von 4 feinen, allein reisenden Bremer Damen mehrere Flaschen vertilgten. Dann ging's, am Ausgang des wilden Maderanertals vorüber, von dem der tobende Kerstelenbach in die Reuß strömt, vorwärts. Eine schmucke, zweibogige Brücke führt über die Reuß, und dann geht die Straße, — in prachtvollen Windungen längs der Reuß, oder vielmehr hoch über ihr, scharf bergan. Die Mannigfaltigkeit der einzelnen Partien ist überraschend — Stoff für monatelange landschaftliche Studien. An eine im Tannendunkel verborgene Gebirgsmühle, über der ein Wasserfall den Rädern die Triebkraft zuführt, mit sprühendem Wasserschaum umflort — und dabei ein Blick in die Tiefe der Reuß und in die Höhe, wo kahle Felsgipfel in blauen Himmel ragen, erinnere ich mich lebhaft als an eines der prächtigsten landschaftlichen Bilder.

Mehrmals geht die Straße auf kühn gesprengten Brücken wieder über die Reuß, die in fortlaufender Kette kleiner Wasserfälle bergab rennt. Vor dem Dorf Wasen arbeitet sich die Reuß durch eine mächtige Felskluft mühsam durch; oben auf der Straßenbrücke stehen Bettler in Masse und werfen Felsstücke in die Schlucht hinunter. Die Wildheit der Szene nötigt abermals zu einem herzstärkenden Trunk piemonteser Landweines.

Hinter Wasen und Wattingen verschwinden allmählich auch die letzten einsamen Tannen und Sträucher, und in dem Engpaß der Schöllinen hört so zu sagen alles auf. Hier war der Natur alles Beiwerk überflüssig, hier hat sie nur in Stein gearbeitet, aber in Formen und Dimensionen, die etwas herzzerpressend auf den homo sapiens Linnäi einwirken, der durchmarschiert. Riesenhafte Felsblöcke liegen in wilder Unordnung herabgestürzt im Tal, andere schauen halb abgelöst von den Höhen der Felswände herunter, unten kracht und tobt die Reuß.

Auch hier ist eine Episode nötig, um naturgeschichtliche Vorurteile zu beseitigen. Warum liegt so mancher Block, der hoch oben als Kuppe gethront, lebensmüde und gebrochen im Tal? Ist's bloß das Schneewasser, das, in seinen Ritzen wühlend, ihn herabgestürzt hat — oder ist's der Föhn?

Ueber das Seelenleben der Pflanzen hat ein Tübinger Doktor ein großes Buch geschrieben; aber an das Seelenleben der Felsen hat noch keiner gedacht. Ich bin überzeugt, daß dieselben Ursachen, die den germanischen Menschen in dieser Teufelsnatur zu Geßlerischen Taten trieben, auch den Fels in die Tiefe stürzten. Die Melancholie wirkt gar gewaltig. Man denke sich so einen Felsriesen oben auf seiner nebelumwölkten Höhe, nichts als gleiches Gestein um sich; — ein Fels hat zwar ein etwas schwer zugängliches Gemüt, nicht jeder momentane Eindruck regt ihn auf, aber wenn einer einen jahrtausendelangen Schmerz auszubrüten hat wie ein solcher Fels, — oder an einer jahrtausendelangen Liebe zehrt, etwa nach dem Haidekraut, das unten in dem Schaum der Reuß noch seine roten Glöcklein lockend aufsprießen läßt — oder nach dem unstät fortbrausenden Wasser, das täglich höhnend an ihm vorüber eilt, dann muß es endlich auch bei einem alten, harten Felsengemüt zum Durchbruch kommen.

Er seufzt schweigend, löst sich los von seinen Banden und stürzt sich — ein Opfer der Melancholie — talabwärts, und hat er etwa das Haidekraut erdrückt, oder sprudelt das Reußwasser nach wie vor höhnisch an ihm vorüber, so bricht das alte Herz und stirbt.

Beim Eingang ins Schöllinental lag ein ungeheurer Felsmelancholiker herabgestürzt, der turmhohe Teufelstein.

Wir hielten in stiller Rührung und tranken ihm aus der Feldflasche einen teilnahmvollen Schnaps zu.

Aber die Felswand schien's nicht gut aufzunehmen, daß wir die Herzensgeheimnisse ihres Kollegen aufgedeckt. Immer drohender und enger wurde der Paß, lauter krachte die Reuß, und ein feiner Nebel kam hinter uns drein, so daß die Ungewißheit der im Nebel verschwimmenden Formen das Gewaltige des Eindruckes bis zu einem Grade erhöhte, der an Unbehaglichkeit grenzte. So mitten auf früheren Schlachtfeldern elementarischer Kräfte fühlt der Kulturmensch, daß er eigentlich nicht mehr hieher paßt.

Den Schluß des Schauerlichen bildete die Teufelsbrücke. Senkrechte Felswände, deren Umrisse sich im Nebel verloren, auf beiden Seiten; — dazwischen die neue Brücke und unter dieser die alte, einst von den Oesterreichern 1799 nach blutigem Gefecht gesprengt, alles in schweigsamem Nebel, durch welchen silberhell der Schaum des Reußfalls, der mehr als 100 Fuß in die Tiefe hinab tobt, vorglänzt: der Wanderer schwieg, und selbst der Schnaps aus der Feldflasche, mit welchem wir sonst große Szenen zu begrüßen pflegten, schien profan.

Seltsam ist's, wie die äußersten landschaftlichen Gegensätze gleiche Wirkungen erzeugen. Ich erinnere mich, bei abendlichen Märschen auf der Insel Rügen gleichen Naturschauer davongetragen zu haben. Was hier das unendlich Enge, Abgeschlossene, das wirkte dort das unendlich Breite; der Blick von den Dünen des Meeres, wenn Meer und Himmel im Abendduft in einander verschwammen, — oder oben auf dem Quolditzer Totenfeld bei den Hünengräbern der Blick in die weite Moorheide hin, die vom Jasmunder Meerbusen abgeschlossen wird — es hatte für mich ebenfalls etwas Deprimierendes.

Hier an der Teufelsbrücke schien nichts mehr unmöglich; wäre der Erlkönig im Nebel dahergerauscht, oder hätten uns Elfen und Hexen und Lemuren in wildem Reigen mit fortgezogen, ich glaube, wir hätten's hingenommen, als ob's von Rechts wegen geschähe.

Und doch huschte eine Erscheinung an uns vorüber, die wir genötigt waren, unter die vollkommen fabelhaften zu zählen. Durch den Nebel kam eine einsame Dame an uns vorüber geschritten, mit flatterndem Schleier, den Shawl malerisch umgeschlungen, eine Reisetasche auf dem Rücken und den Alpstock in der Hand. Die Gestalt war zu mystisch, als daß ein haus-

backenes Ansprechen und die Bemerkung, daß es bereits Nacht und das nächste Dorf und Wirtshaus reußabwärts 2 Stunden entfernt, am Platze schien. Wir ließen sie ihrem Schicksal entgegenziehen. Daß das Schicksal dem fahrenden Schüler von Säkkingen etliche Tage später diese einsame Romantikerin aus den Steppen von Ungarn 6000 Fuß über der Meeresfläche noch an den Arm führen, ihm in Wind und Nacht vor Sonnenaufgang ein fabelhaftes Gedankensystem vorgaukeln und ihn, als die Sonne aufgestiegen war und die wirklichen Gesichtszüge der Donna beleuchtete, schnöd enttäuschen wollte, das fiel ihm damals nicht entfernt ein, aber — fata viam invenient.

Durch den stattlichen Felstunnel des Urner Lochs schritten wir noch, dann ward's wieder breit und weich vor dem Blick; wir waren im Urserental, einem reichen Weideland, freilich schon 4000 Fuß hoch. Im Hospital fanden wir Unterkommen für die Nacht, ein komfortables Souper nach unserem Gebirgsmarsch, und neben viel unerträglichem Engländervolk auch die vier bremischen Damen, mit deren einer ich mich in norddeutschem Salonstil über Schiller und Goethe — sowie über Jean Pauls Titan und den ewigen Frühling der borromäischen Inseln zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit, meinerseits aber mit etwas ironisch verzogenen Mundwinkeln unterhielt.

Am andern Morgen war das Urserental in gelinden Regen eingehüllt, so daß uns weder der alte Longobardenturm, der über dem Hospital auf einigen Felsblöcken vorragt, noch die moderne Kellnerin, die im Pariser Hut das Frühstück servierte, in gute Wanderstimmung versetzen konnten. Wir zogen zuletzt doch ab, entschlossen, wie einst Suwarow den Gotthardübergang zu forcieren.

Die neue Straße windet sich in mannigfachen Biegungen in die Höhe, das Gebirg selbst wird öd und kahl, die Vegetation hört auf; — da und dort Trümmer von Steinlawinen und Felsstürzen von den Bergwänden; schön ist die Landschaft keineswegs, auch nicht großartig im Stil der Teufelsbrücke. Vor uns lagerten dichte Nebelwolken auf den Kuppen der Berge, rückwärts war blauer Himmel, und die Gipfel des Urirotstockes und anderer Häupter prangten in hellem Sonnenblick. Ein Stück weit zogen wir den mit Gras überwachsenen Spuren der frühern Straße nach, längs der Reuß hin, die im See oben beim Hospiz entspringt; Menschen waren keine mehr in

dieser Region zu ersehen; zwei große, schnuppernde Bernhardinerhunde kamen uns entgegen und gaben ein Stück weit das Geleite. Auf der Höhe des Berges pfiff ein scharfer Wind, und bald fiel ein penetranter Nebel nieder, der bis auf die Haut durchnäßte.

Auf der Fläche des Berges — oder eigentlich der Gebirgskette, denn der Gotthard ist kein einzelner Berg — liegt das Hospiz bei zwei kleinen Seen, deren einer die Reuß nach dem Vierwaldstätter See, der andere den Tessin südwärts ausgießt.

Massen von altem, hartgewordenem Schnee lagen auf der Straße; endlich befanden wir uns wieder vor menschlichen Wohnungen — das Hospiz war erreicht.

Die Wasserscheide hier oben ist zugleich auch die Sprachgrenze. Die Menschen auf dem Hospiz sind schon welsch, — wir sollten gleich hier die Vollkommenheiten italienischen Charakters kennen lernen.

Das eigentliche Hospiz, wo früher der Reisende bei den Kapuzinern gastliche Pflege fand, ist in Verfall geraten, man kehrt im Wirtshaus — in der dogana ein. Bei prasselndem Kaminfeuer wurde der erfrorene Mensch getrocknet und mit rotem Tessinerwein ausgewärmt; es kehrte allmählich, während draußen der Sturmwind heulte und der Regen an die Fenster schlug, ein behagliches Gefühl zurück. Zwei Züricher Fußreisende wärmten sich mit uns, — daß ich einsmals mich auf einen infam alten Strohstuhl ans Kamin setzend, durch diesen durchbrach und unter den Trümmern des Stuhls rückwärts zu Boden fiel, erregte nur Heiterkeit. In angenehmem Beisammensein warteten wir Wanderer das Aergste des Wetters ab. Zuerst gingen dann die Züricher, der Sprache und Behandlungsweise der Leute sehr kundig, weiter.

Auch wir wollten bald nachfolgen. Als aber die Zeche bezahlt war und wir uns zum Abmarsch rüsteten, kam noch die signora padrona und hielt eine zierliche Rede, aus der mir nur die Worte sedia rotta und trenta bazzi hervorklangen. Nach näherer „Verständigung" ergab sich, daß ich für den zerbrochenen Stuhl, der widerstandslos unter mir zusammen geknackt war, 30 Batzen zahlen sollte. Dies empörte mein Gemüt, das die Vorstellung germanischer Gastfreundschaft auch an das Hospiz auf St. Gotthard knüpfen wollte, gewaltig. In

zierlichem Rotwelsch schlug ich's der durchaus keltischen Wirtin ab. Ein zweiter und dritter Sturm, zu dem noch die Kellnerin als Adjutant beigezogen wurde, ward ebenfalls abgeschlagen.

Als wir nun quasi re bene gesta, abziehen wollten, stand die padrona im Hausgang. Mit deutsch chevalereskem Sinn ging ich noch auf sie zu, erklärte ihr, wir wollten Frieden schließen und mit gegenseitiger Hochachtung Abschied nehmen und bat sie, zwei Zwanziger zu nehmen, als Zeichen, daß mir's leid sei, daß ihr Stuhl so empörend alt und morsch war. — Aber mit Indignation wies die welsche Weiblichkeit meine Hand zurück. Dunque, non volete pagare? war ihr letztes Wort, und sie verschwand durch eine Hintertüre. Die Dinge rückten aus dem Stadium parlamentarischer Entwicklung in das Stadium der nackten Tatsachen vor. Als wir — im Innern darüber einig, daß dies Hospiz seinen Namen wie lucus a non lucendo abzuleiten habe — auf die Straße traten, war ein ganzes Kollegium keltischer Biedermänner, Hausknechte, Eselstreiber u. s. w. versammelt.

Es war ein Moment gekommen, wo mir mein prügelartiger Hakenstock mehr wert war als ein Königreich.

Mit starrer Verachtung schritten wir mitten durch, als aber zwei welsche Biedermänner auf mich zukamen und mich als gute Prise mit fortnehmen zu wollen schienen, da brach unsrerseits die ganze Flut italienischer Schimpfwörter und Flüche los, die wir vorrätig hatten, und zwischenein ließ ich ein „Heilig Chrüzdonnerwetter" und „Gott verdamm euch" in Hauensteiner Tönen an die italienischen Ohren klingen, und der erste Kerl, der Hand anlegen wollte, flog seitwärts wie eine Bombe, und mein Hauensteiner Hakenstock pfiff lustig durch die Luft, und der Professor schritt mit gefälltem Regenschirm vorwärts, so daß das ganze Kollegium, ob dieses urgermanischen Verfahrens betroffen, mit abgesägten Hosen zurücktrat. Dann hielt ich ihnen meinen Paß entgegen und sagte, wenn sie etwas wollten, sollten sie zum podestà von Airolo mit mir herabsteigen, im übrigen seien die Prügel bei uns wohlfeil zu haben.

Die Versammlung schien überzeugt, der vorgeschlagene Rechtsboden vor dem podestà d'Airolo war vermutlich für sie etwas ungenügend — wir zogen ohne weiteren Skandal ab. Es stand freilich noch zu vermuten, daß hinter einer Straßenecke ein paar Gestalten vorbrechen oder uns mit ge-

worfenem Felsstück oder Messer den Dank für die Schläge zurückerstatten würden — aber die Natur freute sich ob uns und hüllte alles ringsum in einen Nebel ein, der uns wie Siegfrieds Tarnkappe unsichtbar weiter marschieren ließ.

Keine drei Schritte ringsum ließ sich die Gegend erkennen, in grauer Unermeßlichkeit lag alles vor und unter uns, nur die großen Granitpfeiler zur Seite der Straße ließen den Weg verfolgen — oder ein dumpfes Rauschen des seitwärts bergab eilenden Tessin warnte vor falschem Pfad.

Da wo die neue Straße rechts ab ins Val Vedretto führt, trafen wir eine menschliche Behausung und einen halbwilden Hirtenknaben, der mißtrauisch unter seiner mit Adler- und Geierfedern ausstaffierten Kappe hervorlugte. Nach gepflogener Zeichensprache aber, bei der ein Zwanziger die Hauptrolle spielte, fand er sich bereit, uns auf näherem steilen Fußpfad nach Airolo hinabzuführen. Bald waren wir unten; für die möglichen großartigen Punkte waren wir freilich unempfindlich, Wasserfälle und Felsen blieben durch uns unberücksichtigt, Herz und Sinn der abermals bis zur Haut Durchnäßten war nach einer Herberge gerichtet. Diese und zwar eine gastlichere als auf dem Hospiz fand sich denn auch im albergo Camossi zu den 3 Königen, wo sich der müde Mensch soweit tunlich restaurierte. — — —

Ein Bericht aus Welschland.

Mediolani, den 2. Juni 1852.

In der Herberg des Vater Reichmann

Ein Bericht des Doctoris Scheffel, so derzeit im Welschland herumfährt, an den wohllöblichen Engeren in Heydelberg, von verschiedentlicher Trinkung in Helvetia und Lamparter Land, — item von seltsamlichen Handelsgeschichten im Walliser Land, so dem Meister Kießelbach*) noch nit bekannt, aber förderlich sein werden.

Caput I.

Was die Schweiz anbelangt, so hört im Kandertal die Kultur ziemlich auf. Und wie ich mit meinem Freund Martinus, dem Steinhauer von Delsberg, in Kandersteg angelangt, wohin uns der spitzbübisch Wirt in seinem gelben Camelotfrack nur deßwillen nächtlicher Weil gratis in seinem Fuhrwerk mitgenommen, daß er uns als unfreiwillige Gäste in der Mausfallen fangen könnt' — (NB. und da der Weg bergan ging, war die Wohltat die, neben dem Fuhrwesen einherzuschreiten) — da sprach ich zu Martino dem Steinhauer: In dieser Spelunk bleib' ich nit Uebernacht. Also wurd' ich zu des Wirts Bruder in eine Kandersteger chambre garnie gelegt. Ganz hat aber die Kultur dort noch kein End, maßen ich auf meinem Nachttisch Herrn Brockes, weiland Amtmann zu Ritzebüttel „irdisch Vergnügen in Gott," bestehend in „moralisch physikalischen Gesängen de 1740" vorgefunden und mir daraus über die gewaltige Natur der Schweizer Alpen noch in später Mitternacht folgendes notieret:

Welcher Mensch kann wohl begreiffen,
Wie sich wohl an Einem Ort
So verschiedne Felsen häuffen,
Und woher bald hier bald dort
Solche Häuffen Stein entstehn?
Denn sie sind, wie leicht zu sehn,

*) Mitglied des Engeren.

Nicht gebracht — weil sie zu groß
Nicht gewachsen — weil sie los.

Des andern Morgens früh 3 Uhr, als kaum die Hörner der Alpen und die Schneefelder der Blümlisalp vom grauen Morgenhimmel deutlich sich abhuben, sind nachstehende Personen berganwärts nach dem Schwaribacher Mordwirtshaus geklommen, um über den Gemmi zu steigen: Matthias Flury, ein Kupferschmied von Thun, dessen Tochter in einer bernerischen Florhaube, Johannes Zen-Reiffenen, ein Kupferschmiedsknecht von Fruttigen, so einem alten Bekannten von mir, dem verstoffenen Ritzibeck von Oeflingen im Säkkinger Amt, auf ein Haar glich, nur daß er einen größeren Kropf und ein noch keltischeres Antlitz besaß, item 3 schmucke Weibsbilder aus dem Berner Oberland, item Miartinus, der Steinhauer von Delsberg, und ich.

Und abgesehen von mir, — der nit ganz in Kupferschmiedsgeschäften reist, und von Martino dem Steinhauer, der aus Siders im Walliserland gebürtig, und nun heimkehren wollt, um nachzusehen, ob ihm seine Frau, dieweil er zu Delsberg im Bergwerk schaffete, treu geblieben sei, — war dieser Zug eine Handelskarawane. Und geht der Handel im Berner Oberland und Wallis auf sonderbaren Pfaden, — so von dem glühenden Wüstensand des Orients merklich differieren. Hatte nämlich Matthias Flury in Thun viel Kupfergeschirr gefertigt, — allein da selber seine Studien schon vor langer Zeit beendiget, konnte er den neuen Stil nit ganz einhalten, und wurde ihm seine Ware zum Ladenhüter.

Also sprach Matthias Flury: Was zu Thun im Bernerland altmodisch ist, das muß im Oberwallis noch immer das Modernste sein — und packte seine Waren, seine Tochter und Johannes Zen-Reiffenen, seinen Knecht, auf und zog mit ihnen nach Kandersteg und dem Wallis zu.

Und die 3 Weibervölker aus dem Berner Oberland, so sich im Leuker Bad und in Sion als rechtschaffene Dienstboten einstellen wollten, wurden von Matthias Flury auch ins Mitleid gezogen — und schiergar hätt' er mir selber auch noch was zum Tragen aufgehängt.

Und wie die Sonn allmählich über die Schneefelder am Daubensee aufging, da schien sie über die Gestalten, deren

eine in die tiefen Fußstapfen der andern trat, mit folgendem Beiwerk: Matthias Flury trug sein Hauptmeisterstück, auf das er so stolz war, wie Hephaistos auf den Schild des Achilles, einen ungeheuren Teekessel samt Unterplatte, seine Tochter 2 Kochpfannen und 2 Löffel, Johannes Zen-Reissenen aber hatte 2 große kupferne Kochkessel mit einem Waschlumpen zusammengefügt, selben wie ein Diadem um sein Haupt geschlungen, also daß die Kessel hinabhingen — und sprach: Ich muß das Schwerst tragen, weil ich meinen Kropf schon hab und nit mehr vom Ueberlupfen kriegen kann; — item die Berner Maidli eine ganze Traglast kleinerer Geschirr, die 2 andern je einen Kessel, so groß wie eine Pauken, auf dem Rücken.

Und wie die Walliser Grenz erreicht war, — hoch oben, wo der Blick nur auf Felstrümmer und Schneefelder streift, da wurde die erst Rast gehalten; und die Berner Maidli jodelten vergnüglich der Sonn entgegen, und Johannes Zen-Reissenen wurde dadurch daß ergötzt, schüttelte seinen Kropf im Morgensonnenschein und trommelte auf seine 2 Kupferkessel, und das Beispiel fand einen starken Anklang, also daß sofort auf allem vorhandenen Kupfergeschirr mit Stiel und Becken ein solch Kling-Klang und förmlich Katzenmusika erhoben ward, daß ich, der des Kriegszustands noch ganz jung entwöhnt war, schier befürchtet, es möcht' hinter dem Lammerngletscher her ein Gendarm kommen und die ganz Gesellschaft arretieren. Auch ward schließlich ein groß Schneeballwerfen angehoben, wobei mir von dem einen Berner Maidli mein neuer Pariser mechanischer Hut zweimal hart vom Kopf geschossen worden.

Und nach mannigfacher Fährlichkeit des Wegs — so in der Früh noch ziemlich gut über den hart gefrorenen Schnee ging — kamen wir im Schwaribacher Mordwirtshaus an, allwo Zacharias Werner seinen 24. Februar hin verlegt, trafen aber einen braven Oberwalliser Wirt, so sich weder um die antike, noch um die Müllner-Houwald-Wernersche Schicksalsidee kümmerte, hingegen ein ungeheures Frühstück richtete. Und wiewohl es erst morgens 8 Uhr war, hab ich — nach 5stündigem Marsch im Alpenschnee — doch an Schinken, Käse, Eier, Butter, Brot, Kaffee und Martinacher Wein so viel verzehret, daß ich nach italienischem Landbrauch füglich 3 Tage davon leben könnt.

War dies das größte Frühstück, so mir, wiewohlen ich zu

Heidelberg, Jena und Bonn gefrühstückt, je vorgekommen.

Hernachmals ergab sich aber ein schlimmes Marschieren; denn der Schnee war inzwischen weich geworden, und brach man oft bis an die Knie und noch tiefer ein. Und zogen wir eines hinterm andern, und getreulich in die Fußstapfen tretend, vorwärts, und hab ich auch meiner Vorgängerin, wiewohl sie mir vorher mit Schneeballen den Hut abgeworfen, doch, wenn sie allzutief in Schnee sank, allerhand christlichen Beistand im Herauslupfen und Unterstützen geleistet.

Wie wir aber uns langsam durch Schnee und frischen Lawinensturz nach den Höhen der Gemmi vorwärtsgearbeitet, da sahen wir von Welschland her einen Kerl durch den Schneepfad ansteigen, so unter die „Gestalten" erster Klasse zweifelsohne zu rechnen war. Trug derselbe einen Schlapphut und einen ganz blitzroten Rock — wie ich erst später in Italia erschauet, daß ihn die Sakristane und sog. Schweizer in den Kirchen tragen — dazu einen Knorrenstock und einen gestickten Reisesack, (wo er selben expropriieret, ist mir nit kund geworden), sein Gesicht aber war pockennarbig, und brach derselbe alle Augenblick in den Schnee ein, sang aber ganz lustig italienische Weisen dazu — und erglänzte dieser rote Kerl auf dem weiten, wüsten Schneefeld so absonderlich, daß ich dem Berner Maidli nur mühsam ausreden konnt, daß es nit der Teufel selbst sei, maßen es diesem zu einem Schneespaziergang zwischen Schwaribach und Gemmi itzt zu kalt sei. Wie der rot Kerl aber in dem einzig tretbaren Pfad uns entgegenkam, da stockte der Zug, denn Ausweichen war nit möglich. Also wollte sich derselb zwischen uns durchwinden — brach aber ein und versperrte alles, und versuchte lästerlicherweise, und ohne ein Wort Deutsch zu reden, beim Vorwärtsgehen unter vorgeblicher besserer Wegstener die Berner Maidli zu umarmen.

Also war uns dies zu dick, traten Johannes Zen-Reissenen und Martinus der Steinhauer vor, faßten den roten Kerl, wie er wieder in den Schnee gesunken war, und setzten ihn seitab von unserm Pfad in Schnee, allwo er bis zum Nabel hereinfiel und sich abzappelte, bis wir vorüber waren. Und Johann Zen-Reissenen sprach mit sittlicher Entrüstung: „Ihr welsche Kuh verstöhnd jo nüt einmal uf ebenem (!!) Weg zu lansen."

Und wie wir an eine lichte Stelle kamen und dem Kerl

nachsahen, wie er unter einsmalen wieder in Schnee sank, da brach die ganz löblich Gesellschaft in ein unsterblich Gelächter aus, und wurden wiederum sämtliche Kupferkessel und Becken angeschlagen, also daß ein greulich Musizieren dem roten Welschländer nachklang.

Und hat noch 3 Stunden gedauert, bis wir in Bad Leuk eine Herberg fanden. Und wie Matthias Flury sein Kupfergeschirr in Wallis verhausieret, hab ich nit mehr erfahren, ich selber aber hab ein Zeichen von der Gemmi davongetragen maßen mir die ganze Gesichtsoberfläche sich ein wenig gehäutet, und ich noch zu Mailand mich einer merklich geröteten Nase zu erfreuen hab.

Caput II.

Item, wie ich vom Leuker Bad ins Rhonetal hinabgestiegen, ist mir ein anderweit Stück Oberwalliser Handelsgeschichte begegnet, so mir schier eine Gemütsaffektion zugefüget. Hab indes hier die Sach nur in ethnographischer Hinsicht, zu Frommen der Heidelberger Handelswissenschaft zu beschreiben.

Waren lauter hohe, kahle Felsen und ein merkwürdig Wildnis von Höhen und Abgründen, also daß z. B. vom Dorf Albinen die Leut nur auf Leitern herabsteigen zu Tale. Marschier ich so ganz allein daher — item so kommt ein sauber Jungfräulein desselbigen Weges gezogen, so ein schmuck Gewand und eine Mantilla trug, und schier mit gleichem Fug nach Notre Dame des Lorettes als auf diesen Alpenpfad gepaßt hätt. Also geh ich eine Zeitlang schweigsam daher und kombiniere, was dies für ein Bewandnis haben möcht. Kam aber eine groß Windsbraut über die Berg her und ging mit Locken und Gewand des Jungfräuleins unbarmherzig um. So faß ich mir ein Herz und sag im zierlichsten Französisch, so ich verfügbar hatt: Mademoiselle, le vent est si impoli, qu'il paraît avoir l'intention de vous emporter. J' ose vous offrir mon bras. Und daß mit so zierlicher Anred die Brück zu einem Gespräch gebauet war, ist deutlich.

Also erfuhr ich, daß selbiges Mägdlein die Modistin von Sion war, so in Sommerszeit ein magasin de nouveautés, broderies et dentelles im Leuker Bad etablieret, und war

dieselbe mit ihren Waren auf einem Maultier über die Berge gen Leuk geklommen und hatte sich eingerichtet und ging nun zu Fuß auf schwindelndem Alpenpfad nach Sion zurück, um weiteres zu holen. Somit geht auch der Oberwalliser Modehandel zu Fuß; — aber so zierlich, daß mir der Weg nit lang geworden — und bin dem großen Wind sehr obligieret gewesen. Und wie wir gen Inden kamen, wo Vater Goethe anno 1779 ein Glas Roten getrunken, sind wir beide schon ziemlich intim gewesen, — und wird lang dauern, bis die Felsen und Schlünde dort herum wieder eine so feine conversationem zu hören bekommen. Und war weit und breit kein Mensch — als der Oberwalliser Modehandel und ich, und an der hohen Brücke bei Inden, wo der Walliser Handelsweg rechts ab wieder in die Höhe ging und ich auf dem andern Ufer fortzuklimmen hatte, gab's einen schweren Abschied, und wär hier noch mancherlei zu erzählen, wie ich der Modistin das Prinzip des Fräulein Fleischmann exponieret, daß alles auf die Lage ankomme und die Lage hier so außergewöhnlich sei, daß sogar das ius osculi nit ohne Grund in Anwendung kommen könne. Und war froh, daß ich solide principia besaß, maßen ich mir dachte, daß wenn der sehr ehrenwert Meister Meder* oder Papa Mays*, der alte, zu dieser Stund auf den Pfaden des Oberwalliser Handels gezogen wären, die Lag noch viel verwickelter hätt werden können.

Item, ich bin noch desselben Tags allein weiter gestiegen und hab noch in weiter Fern — die Felsgalerie gegen Varen zu — den Oberwalliser Handel sich verziehen gesehen, auch mit dem Tuch grüßend übers Tal hinübergewinkt, und so ich Vollmacht besessen, hätt ich gern zur Erweiterung der Handelsbeziehungen des Engern einen Traktat mit Wallis abgeschlossen, daß gleiche Zoll- und Mautvergünstigung jedem Mitglied des Engern, so er von Leuk gen Siders zög, vergönnt und grundrechtlich eingeräumt werde.

Caput III.

Item, über den hohen Berg Simplon bin ich bei großem Donnerwetter gestiegen und ist mir recht schwindlich und ein-

*) Mitglieder des Engeren.

saum zu Mut gewesen, also daß ich schier reflektieret hätt: O säßest du doch in einem stillen Wirtshaus am Rhein oder Neckar, statt so pudelnaß bei Blitz und Donner der italienischen Grenzscheid zuzuklimmen. Kehr also im refugium Nro. 2 ein und trockne meine Kleider und trink einen schlechten Wein. Und waren ein paar italienische Wandersmänner da, und der Wirt trug einen alten Frack und eine blaue Brill, — und war alles so verdächtig, daß ich im stillen mein Terzerol spannte und mein Stilet bereit hielt.

Item, so kam ein alter Italiener, signor Androsetti von Borgomanero, so schon in Paris und London gewesen und mir als Zweck seiner Reis' auseinandersetzte, daß er sich im Ausland um die principia der Humanität und Freiheit umgesehen, und da er kinderlos und vermöglich sei, in Italien nun was Verdienstvolles beginnen wollt, und zwar, da man ab ovo anfangen müßt, mit der Stiftung eines Vereins gegen Tierquälerei. Schimpfte auch über Pfaffen und Tyrannen und verriet viel piemonteser Aufklärung. Hatte aber sonderbare Bräuch; und da ich noch ein paar gute Bremer Zigarren besaß, so sprach derselbe jedesmal, so ich eine anstecken wollt, „scusa, signor" nahm ein Federmesser, schnitt den dritten Teil meiner Zigarren ab und begann selber zu kauen. Exponierte dabei, daß er im Hafen von St. Malo dies von einem Schiffskapitän als Mittel gegen den Skorbut gelernet und seither nit mehr lassen könnt.

Also dacht ich: „Wenn nur ein Kreuzdonnerwetter dich mit samt deinem Schiffskapitän von St. Malo verschlagen wollt, willst du einen Verein gegen Tierquälerei stiften und quälst und verunginierst meine guten Bremer Zigarren!" Schritt daher zum Aeußersten, was einem Biedermann in den Grenzen christlicher Notwehr erlaubt ist, und kaufte in der Grenzstation Isella ein halb Dutzend piemonteser Rattenschwänze, so noch ärger waren als jener von Ponte im Engadin und die Zigarre von Brennbichel in Tirol, und gab selbe stufenweise dem künftigen Präsidenten des ersten Vereins gegen Tierquälerei in Italien zu kauen. Bin übrigens sonst mit signor Androsetti gut ausgekommen und bis über domo d'Ossola mit ihm marschieret.

Item auf dem Simplon-hospitio sind brave Leut. Wie ich mit dem besagten Präsidenten in spe am Kaminfeuer des hospitii sitz und mich trockne, kam der Pater Küchen-Inspektor

und unterhielt sich mit uns, und wiewohlen signor Androsetti ihm ungemein viel vorschwadronierte, also daß das proverbium des Herrn Springer „Hier wird viel Dreck geschwätzet," auch hier oben 6000 Fuß über dem Meer in Erfüllung ging, so achtete er doch den müden Menschen in ihm und ließ eine Kollation und eine Flasche schweren roten Santa Christina anschroten. Selbe war aber bald leer, und wie signor Androsetti schwere Phrasen über den italischen Krieg losließ, und wie alles anders gegangen wäre, wenn der König von Neapel und Durando nit manquiert hätten, und kein Verrat gewesen und die Italiener „reifer für die Freiheit" — da sah ich schwere Zweifel im Gemüt des Pater Küchen-Inspektor aufsteigen, ob er diesen künftigen Präsidenten des Vereins gegen Tierquälerei noch mit einem weitern Tropfen Rotwein erquicken wollt. Da ich aber selber mit einem großen Durst bei dieser Sache beteiligt, also lenkte ich mit ein paar objektiven Bemerkungen des Paters Gemüt zum Besseren, und er holete noch einen großen Steinkrug Santa Christina, und wenn Meister Androsetti wieder recht parlierete, schenkte er mir und sich einen guten Tropfen ein und stieß mit einem Seitenblick auf meinen Gefährten mit mir an — und war dieser Blick so bedeutsam, daß ich aus demselben das proverbium meines Freund's Springer ins Italienische übersetzt sonder Müh herauslesen konnt.

Item bin ich mit merkwürdiger Hochachtung vom Simplon-Hospiz geschieden.

Caput IV.

Item, so hab ich mich lang in Mailand umgetan, viel alter Kunst und Kirchenbau angesehen und schließlich Durst bekommen. Find auf der piazza d'armi, wo das Kastell mit seinen alten Mauern der Stadt dominiert, einen Schild „Deutsches Bierhaus." Wie ich eintret, sitzen ein paar Oesterreicher Offizier da und eine Gestalt, wie ich solche noch nie erschauet. Trug einen schwarzseidenen Rock bis an die Knöchel, streng zugeknöpft, darüber einen schwarzen Kaftan mit Schlapparmeln, so ganz mit roter Seide gefüttert war, item einen breiten schwarzen Hut mit goldenen Quasten, war auch mit einer großen Medaille geschmückt und hatte ein Brevier bei sich. Also war dies der nicht-unierte griechische Feldkaplan,

so zu Nutz und Fromm der Raizen und Oguliner erst vor ein paar Tagen angekommen war und nun, gerade von einer Amtshandlung zurückgekommen, im vollen Ornat in dieser Kneipe einen Frühschoppen aufsuchte. Scheint aber das griechische Dogma mit sich zu bringen, daß der Frühschoppen sehr kombiniert ausfällt.

Frug ihn ein Offizier: Herr Feldprediger, was trinken S' heut? Also erwiderte derselb ernst und gemessen: „Der Feldprediger trinkt erst einen Slivovitz, hernachmals ein Seidell und darauf ein Glas Erlauer gesetzt, ist gut gegen Hitz und Kolik." — Der Mann fing an, mir Hochachtung abzunötigen, und abstrahierte mir, daß an der Ostgrenze wenigstens gute Keime künftiger Kultur aufkeimen. Wie derselbe aber vollends die Italienerinnen abfertigte, stieg meine Hochachtung zum Gipfel.

Hatte sich nämlich eine Gruppe Italienerinnen versammelt, so mit gewaltiger Neugier den signor prete forestiere umsterten, und drängten sich an ihn heran an prüften seinen prächtigen Anzug und tasteten sein Gewand nach allen Richtungen durch, um zu sehen, wie viel Seide verwendet sei. Und der Kapellan ließ sich selbes ruhig gefallen, wie sie aber gar zu zudringlich wurden und ihn eine fragte, ob denn alles mit Seide gefüttert sei, da hob er langsam und würdig sein schwarzes Untergewand über die fein gefirnißten Stiefel hoch auf — und stand da in blauken, knappen Unterhosen und sprach: Questo no, illustrissime!! Wie aber das mailändische Weibervolk diese nicht-unierten Unterhosen ansichtig wurde, da ergriff sie ein jäher Schreck, und sie verschwanden mit hellem Geschrei. — Der Kapellan aber sagte zu einem österreichischen Offizier, der ihm ob dieses Hosenmangels sein Erstaunen ausdrückte, „Glauben S' denn, daß i bei der Hitz für die Italiener auch noch ein paar schwarze Oberhosen anziehen werd?" Also trank derselb ruhig sein Seidel weiter.

Caput V.

Hier schließt der erst Bericht des Doctoris Scheffel. Und sitz ich zur Zeit in Genua und schau vergnüglich aufs blaue Meer hinaus und hab noch kein Heimweh nach Bruchsal*.

*) Dort war Verfasser vor Antritt dieser Reise als Sekretär am Hofgericht beschäftigt.

Bitte zu entschuldigen, daß ich unfrankiert schreib, aber Piemont gehört nicht zum Briefmarkenverein. Von Rom wird frankiert. Und werd' ich heut noch nach Livorno steuern, und wenn ich in Rom, café greco, einmal eine Epistel des Engern vorfinde, so soll mir das eine große Freude sein, und hoffe zuversichtlich darauf, denn ein Gruß aus germanischen Landen tut in dieser welschen Fremde doppelt wohl. „Der Wein in Genua taugt nicht viel." Förster Reisehandbuch pag. 248.

Mit vielen herzlichen Grüßen an Alt-Heidelberg.

J. Sch.

Römische Episteln.

Roma, den 2. Novembris, — uff Aller Seelen Tag 1852.

via delle 4 fontane n° 17, 1° piano.

Ein großer Bericht des Dris. Scheffel an den wohllöblichen, festen und — so die Zeyten sich nit geändert — jetzt wie ehedem und allweg durstigen „Engeren" zu Alt-Heydelberg am Neckar.

Schier hab ich zu fürchten, daß meine lieben und ehrenwerten Freunde in der Heimat mich zu den Toten und Begrabenen rechnen, maßen ich seit frühem Sommer, wo die Sonn noch hoch am Himmel stund und ich aus der Seestadt Genua weiters gen Welschland gefahren, kein Lebenszeichen mehr von mir gegeben. Inzwischen ist viel Wasser den Rhein ab, — auch viel Weines halsabwärts geflossen, und steht zu hoffen, daß der Engere sein Winterquartier bezogen, daß der Wildbader Fascikel sub. Lit. M. & K. Rubr.: „Fremdenpolizei, sittenwidriges Zusammenleben betr." längst reponiert, und daß der würdige Vorstand von seiner Fahrt zu den oberbaierischen Brunnhäusern mit heiler Haut und mangetriebenem Felber zurückgekehret, — auch bereits ergötzliche Fata auf den Tisch

des Hauses niedergelegt — und sollte mir baß zur Freud gereichen, wenn er etwannen in oder um Rosenheim von einer sicheren Jungfrau Theresia Aschenlocher, bürgerlicher Zimmerbaliers- und Hausbesitzerstochter eyn näheren Bericht erkundet hätte und mir mitteilen wollt*.

Auch ich hab mich wieder ins Winterquartier heimgezogen — und nachdem ich vier Monat lang weder eyn Tintenfaß gesehen, noch eyne „Allgemeine" gelesen, dagegen meine Stiefel auf steinigen Bergpfaden in albanischen, sabinischen und volskischen Regionen namhaft krumm getreten, mit samnitischen Autochthonen in dunkeln Spelunken den roten Landwein herausgespielt, mit Honoratioren, die sich später als calzolaji demaskierten, nach welschem Schustersbrauch hab trinken müssen, auch von der Schweinhirtin Filumena zu Civitella eynen rührenden Abschied genommen — bin ich glücklich und von Räubern unangefochten, so vielleicht Wind davon bekommen, daß ich in der casa Baldi zu Olevano nit nur den letzten bajokk hab sitzen lassen, sondern auch noch etzliches schuldig geblieben, mit Hülfe des schnöden Vetturin Raganelli von Genazzano gen Rom gefuhrwerkt worden und steige seit zwölf Tagen mit einem frischgewaschenen Vatermörder — stolz, wie man den Spanier liebt — die spanische Treppe zum Corso hinunter.

Hab mich überhaupt wieder so zivilisiert, daß ich gestern zum erstenmal wieder angebettelt worden, was mir in den letzten Monaten des Landlebens nit mehr passierte, denn wenn Schachleiter wüßte, in welch äußerem Habitus und Aufzug sein jüngerer Kellega in den paësen am Monte Cavo und anderwärts herumgestiegen, — er würde zu seinem Hund Pfesser sagen: „Guck, Fesser, wie sich eyner in den Menschen irren kann; so wenig Wohlanständigkeit war dem jungen Mann, wie er noch in Bruchsal unter gebildete Leut war, kaum zuzutrauen."

Hier in Rom, wo sich der Mensch nach langem Landaufenthalt erst wieder erinnert, daß er in jungen Tagen Lesen und Schreiben gelernt, ist es aber meine erste Pflicht und Schuldigkeit, dem Engeren für seine epistola encyclica meinen Dank abzulegen, denn die hab ich erhalten — erhalten mit Freud und mit Not, und war eyne große Geschichte — denn in Italien kommt's nicht alle Tag vor, daß der Mensch eynen Brief erhält, und ist darum eyn Ereignis; — so zum Beispiel

* Anspielungen auf scherzhafte Vorkommnisse im Engeren.

meine Freundin, die braune Lala in Olevano, wie die von einem pittore aus Frankfurt einen Brief zugesendet bekam, so ist derselbig nit nur zum mindesten siebenmal an verschiedenen Gegenden verlesen worden, sondern auch des nächsten Sonntags ging sie mit dem Brief zur Kirche, als wie man anderwärts ein Gebetbuch trägt, und zwar die Adresse nach außen gekehrt.

Also, wie mich böser scirocco im August nach Albano vertrieben hatte, kamen erst dunkle Gerüchte an mein Ohr, es läg zu Rom im café greco was Namhaftes für mich. Dauert auch keine zwey Tag, so kommt ein sicherer Meier ins Gebirg und vermeldet, es sey ein Brief da und außerdem ein Avisschein, daß auf der Post was Bedeutendes angekommen sey oder liege — und es werd ein Wechsel oder bar Geld sein, denn derlei wird in Rom nit an die Adreß abgegeben, sondern muß am uffizio persönlich geholet werden, mit Paß und carta di soggiorno und für viel bajokk. Des näheren wußt aber auch selbst Meier nichts, was in dem Aviso stünd. Also dacht ich scharf hin und her, von wannen mir ein Stück Geld oder Geldeswert als wie ein Meteorstein vom Himmel gen Rom hätt fallen mögen; simulierte auch, ob etwa die „Augsburger" für nicht abgedruckte historia nigrae silvae ein Schmerzensgeld spendierte, — oder ob irgend ein unbekannter Freund, der sich zu mir, wie Ernst Förster zu seinem Bruder, dem Unvermeidlichen „seit seiner frühen Kindheit Tagen mit einer großen Schuld getragen" selbige ex improviso abzahlen wollt — und wie wohlen ich auf kein sichere Spur kommen konnt, beschloß ich doch auf Rat guter Freunde, jählings nach Rom zu fahren, und fuhr auch an einem hellen Sommertag mit dem Friedensrichter von Ariccia durch die Campagna und hatt unterwegs noch das Vergnügen, demselbigen vier Stück Hühner, so er den Bauern abgeschnuden, die aber die Gelegenheit wohl erfahren, vom Dach des Wagens sich aufzuschwingen und lieber gen Tivoli zu fliegen, als in Rom von der Frau Friedensrichterin verspeist zu werden, wieder einsaugen zu helfen, worauf er zum Dank eine conversationem mit mir anhub, aus der ich ersah, daß er von Deutschland nit Anderes wußte, als daß dort ein berühmter Professor des juris ecclesiastici gelebet, dessen Name 12 oder 15 Silben habe und beiläufig auf Weichsel- oder Wanzelgrueber endige — was er aber eben-

sowenig aussprechen konnt, als mir jemals ein solcher Canonist zu Gesichte gekommen.

Wie ich nach Rom einfuhr, war grad viel Aufregung, und standen Gruppen an den Straßen, eine proclamationem der hohen Polizey gegen die ladri malvolenti, sgrassatori, infestatori delle strade ꝛc. zu lesen, maßen in diesem Jahrgang auch die Räuber auf verschiedenen Heerstraßen des Kirchenstaats mannhaft an der Restauration des status quo arbeiten. Komm aber endlich ins café greco — frag nach dem großen unbekannten Aviso und erhalt folgendes Aktenstück:

Karlsruhe, 20. Aug. 52. Nro. 13077.

Die O. P. Direktion des Großh. Baden benachrichtigt Sie, daß sich auf dem Postamt zu Heidelberg ein an Sie adressierter Brief befindet, welcher wegen unterlassener Frankatur nicht befördert werden konnte. Man ersucht Sie, denselben durch einen Ihrer Korrespondenten in Heidelberg frankieren zu lassen ꝛc. Taxe 15 Kreuzer.

Nachdem ich diese Taxe, die inzwischen um mehrere bajocchi angeschwollen war, entrichtet und nach dem Brief gefragt, erhalt ich — neben besagtem Aviso, und gleichzeytig in Rom angekommen, den betreffenden encyclischen Heidelberger Brief, aus dessen doppeltem Poststempel zu schließen, — daß neben dem geordneten Geschäftsgang, der mir schließlich eynen Plenarbeschluß Nro. 13077 zuzog, noch eyn mündliches Verfahren im Engeren, oder beim l'hombre, etwa zwischen Herrn Postrat Eberlin und „eynem meiner Korrespondenten" stattgefunden, so den gordischen Knoten schneller löste als besagte Nro. 13077.

War somit zwar die Hoffnung auf eynen Wechsel jäh verschwunden, und sobald ich die Worte „epistola encyclica" gelesen, beschloß ich, deren Inhalt am geeigneten Ort mir zu eigen zu machen. Faltete das Schreiben zusammen, ging die via condotti hinab auf den Corso, und stieg den Corso hinunter, bis nahe an kapitolinischen Hügel. Dort, wo eyn großer Schwibbogen über eyne Seitenstraße sich spannt, schlug ich mich links. In selbiger Gasse steht weder Torlonias noch Kolbs Bankhaus, wohl aber — über bescheidenem Türraum groß „Facchino" angeschrieben. Es war vormittags 11 Uhr. Ich trat in die

geweihte Weinspelunk zum „Facchino" (das deutsche „Hausknecht" gibt den vulgären Begriff des Worts wieder) — dort, wo ich dem bottega auf seine Frage ob ich ein halbe foglietta bianco oder nero befehle, ein stolzes „un fiasco d'Orvieto" entgegengeschmettert, und er mit einem seltsam fragenden ma chè??! sie angeschrotet und — nicht entkorkt, sondern entölt hatte, — dort hab ich des Engeren Encyclischen gelesen, interumque relegi — und in dem dreymal gesegneten Orvieto, so dem Montefiasconer an Gewürz, Blum und Duft völlig gleich kommt, aufs Wohl der Getreuen in partibus infidelium, der Oberpostdirektion mit Nro. 13077 und der Jungfer Kneisler von Wittischweiler still gerührt getrunken. Und wiewohlen schon in der zehrenden Hitz und dem scirocco Welschlands eine innere Ursach liegt, daß der deutsche Mensch allhiero sträflich viel Weines tilgt, so glaub ich, daß auch dieser encyclinische Brief dazu beigetragen, mich in sotanem schweren Beruf durch alle Zeytläufte bis anhero zu stärken und zu „festigen," denn trotz ausgedehnter Wirksamkeit an schwierigen Plätzen (vide Foerster pag. 259 s. v. Genzano und p. 567 s. v. Velletri), bin ich bis anhero an Leib und Seele frisch geblieben — und ein leiser Anflug von südlicher Färbung auf der Nase mag nach Foerster p. 494, eher zu den wunderbaren Lufterscheinungen bei Sonnen-Auf- und Untergang" in der Umgegend Roms als zu einem testimonio allzuscharfer Trinkung zu zählen sein. Ist daher nit mehr als billig, daß ich dem Engeren Rechenschaft ablег von dem Wichtigsten, was ich auf meinen Fahrten seithero erschauet und erlebet, — und wiewohlen bei der graziosen Ungeniertheyt, mit der in Italien das Dasein abgesponnen wird, auch vieles über den Weg lag, so sich nit näher beschreiben, sondern nur inter alia apogrypha mündlich referieren läßet, so lieget doch eine so reiche materia scribendi vor mir, daß ich nur auf Gradwohl, wie es Zeyt und Gang der Fahrt mit sich gebracht, hineinzugreifen brauch. Gedenk daher des Abends, beim Schein der dreyarmigen römischen Lampe, hier mannigfache ethnographische notitias aufzusetzen, — woraus der Engere zugleich sich überzeugen mag, daß ich allhier in Rom die Abendstund mit Verbreitung nützlicher Kenntnis ausfülle.

Rom, den 8. Novembris 52.

Wie in Welschland so vieles hinterfür institnieret ist, also auch die Jahreszeyt. Bin ich im Monat Octobris aus dem Sabinergebirg heimgezogen, weil daselbst eyn so scharfer Wind zu blasen anhub, daß selbst Meister Zielke aus Düsseldorf, so sonst ein hartgesottener Landschaftsmaler ist, von erklecklicher Sehnsucht nach seinem alten Flausrock befallen ward, den er, sowie seine Liebe, in der Heimat gelassen; und hat mir dazumalen der Wein, so uns die brave Regina zur Erquickung beim Zeichnen auf den Berg von Civitella schickete, nit mehr gemundet, vielmehro mich kältlich angeströstelt — und wie ich anfang, mich in Rom für den Winter zu bereiten, kommt die alt Sonn mit wahrer Frühlingswärme aufzugehen und scheint so vergnüglich auf die alt Weltstadt, daß kein Bleibens daheim ist. Derohalb hab ich auch meine epistolam nit continuieret, sondern bin weit umhergestiegen in der Campagna, und ist dieselb mit ihrer weiten, toten Fläch, mit ihrem großen Trümmerwerk und mit den Bergen im Hintergrund eyn gar feiner Anblick, wiewohlen ich die „Wurzel des Heimwehs," die, wie Ernestus Förster p. 494 erwähnt, „dem nordischen Wanderer daselbst regelmäßig zu verdorren pflegt," dort noch nit vorgefunden. Gedenk aber, wann ich sie einmal aufbotanisier, dem Erfinder dieses tropi unfrankieret gen München zu schicken.

Also bin ich exempli causa draußen gewesen am Thybris, so noch immer seine blonden Wogen gen Rom wälzet, aber sehr träg, als wann er die ganz Geschicht satt hätt — und steht in einem Buschwerk dort eyn Sauerbrünnlin, so die Römer aquam acetosam nennen, und die Franzosen haben dort eyn großen Spektakul mit Heeresübung und scharfem Schießen verübet, als wenn das imperium schon morgen die Welt wieder eyn bißlein durcheynand schütteln sollt. Und ist der alt Thybris sehr verdrießlich daneben her geflossen, gleichsam als wenn er sagen wollt: Ihr braucht kein so Lärm zu machen, ihr werdet auch noch auf die Köpf kriegen wie viel ander Leut, so ich hierlands bereits mit und ohne Schießgewehr rumoren gehört hab. — Ist auch eyn alter Turm am Ufer des Thybris, torre del Quinto, von wo aus man weit umschaut im Land — über die feinen Täler der Campagna bis zum monte Soracte, als welcher jetzt noch so stolz aus der Ebene aufsteigt wie zu

Horatii Zeyt, und auf seinem Gipfel immer noch kahl ist, also daß zwey Reisende von Karlsruhe vor etzlich Jahren mit Grund in ihr Tagebuch notieret, er glich dem Schädel ihres Freundes „Ziesel," der wohl itzt wie allweg beim Tafernwirt Cappler in der Kreuzstraß sein Bier trinkt. — Bin sodann an den ponte molle gewandert, wo eynst Constantinus, der römisch Kayser, den Maxentium schlug und itzt eyne rechtschaffene Herberg steht, also daß die deutschen Maler in früheren Tagen dort große Zusammenkünft und schwere Trinkungen hielten — aber die Zeyten sind vorbei und in dem eleganten Saal in palazzo Simonetti, wo itzt der Verein der deutschen Künstler aufgeschlagen ist, wird abends Whist gespielet und den Fremden von Distinktion der Hof gemachet, und wenn eyner von den guten alten Zeyten am ponte molle erzählet, so rümpfet mancher vornehm die Nas, als wie der Pharisäer über den armen Zöllner.

Ich inzwischen hab dort eyne gute Flasch Orvieto geblasen und an den wackern Maler Reinick gedacht, so dort wie anderwärts manch gutes Lied gesungen und itzt schon in kühler Erden schläft, und hab die Wagen gemustert, so von Florenz her nach der porta del popolo eynfuhren und hab eyn Stück „italienischer Zustände" mit angesehen, so mich sehr erfreute. Saßen nämlich zwey Gesellen hinter eynem Verschlag der Osteria und tranken eynige Korbflaschen zu ihrem Salat und waren wie im Hinterhalt, und wie eyn Wagen herfuhr, ergriff der eyne sein Krückenstock und wurde plötzlich hinkfüßig, wackelte hinaus und bettelte für den povero vecchio — und richtete sich der Grad seines transitorischen Fußleydens nach Beschaffenheyt der Kutschen, maßen er bei eynem gemeinen Vetturin noch notdürftig laufen konnt, wie aber eyn Kardinal mit seinen drey galonierten Dienern angefahren kam, ward er von totaler Lahmheit befallen und schleifte sich gotteserbärmlich über die Straßen; schund aber nur zwey bajokk' heraus, was seinen Kollegen, dem er die Ausbeut an Weintisch zurückbracht, zu der unziemlichen Bemerkung veranlaßte: due bajocchi! O quell' ladro! —

Item eyn andermal hab ich eyne Pilgerfahrt gethan in das Tal der Nymphe Egeria, so bekanntlich eyne Freundin des Königs Numa war, bei welcher Gelegenheyt selber als erster römischer legislator sich über den Begriff des concubinatus,

wie es einem frommen Juristen ziemet, aufklärte. Und ist ein weiter Weg durch das alte Rom, am Colosseo und an den Thermen Caracallae vorüber, bis zur porta S. Sebastiano, deren Mauern weyland Narses gegen unsere Landsleut, die Gothen, hat bauen lassen. Scheinen auch schon andere gute Landsleut desselben Wegs gezogen zu seyn, maßen ich draußen an der via Appia ein Kirchlein gesehen, so an seinem alten Portal die Inschrift träget: S. Leodegarius et Sa. Hermenegild Altimannia, und hat mich dies alte longobarder Kirchlein mehr gerühret als alle Pracht von Sankt Peter, wo sie mir, als ich den heiligen Vater zu schauen, pflichtschuldig im schwarzen fracco mich eingestellet, mein groß seiden Taschentuch gestohlen und nur den Hausschlüssel gelassen haben. Und wiewohl mich ein Römer zum Trost versichert, es seyen keine Bürger von Rom, so solch Handwerk treiben, sondern „scuola Napolitana", so soll doch ein Heiligkreuzdonnerwetter drein schlagen, daß die Spitzbuben mich, der mit Paul Baumgartner von Harpolingen und dem Strittmatter Fridli von Hogschus fertig geworden, in der Sankt Peterskirche zu Rom so dran gekriegt.

Item, so zogen wir an der heiligen Hermenegildis vorüber — und kamen, an vielerley Ruinen von Columbarien und kleinen Tempeln vorbei, in das Tal der Egeria; und ist selbes ein schöner stiller Platz, wo mächtige, immergrüne Eichen wachsen, und der Blick gar fröhlich ausschweift nach den Trümmern ringsum, und den Hügeln und großen Aquädukten der Campagna und nach den wohlbekannten albanischen Bergen. Und bei dem heiligen Steineichenhayn, in welchem ein epigonischer Jurist auch jetzt noch, im Fall der Not, mit einer Nympha oder andern anständigen Person recht angemessen promenieren könnt, ist eine Grotte anmutig im Felsen gebauet und rieselt itzt wie ehdem der geweihete Quell der Egeria. Und ist das Wasser recht lind und kühl und von wohltätiger Wirkung. Gleichet nämlich nit im mindesten denen Quellen von Korsika, von denen ein sicherer Gregorovius, so auch ein sauberer Patron sein mag, in die Allgemeine Zeitung geschrieben, daß man bei ihnen aller Gedanken an deutschen Wein vergesse, — vielmehro stellet sich nach einem Trunk aus dem Quell Egeria ein eigentümlich starker Durst in der Kehlen ein, also, daß trotz Natur und Altertum das Gemüt dessen, so sich an gesagtem Quell gelabet, sofort darauf gelenket

wird, sich nach eynem guten Trunk Weines umzuschauen. Und waren wir vier gute Karlsruher beisammen, so gleichmäßig von diesem Durst befallen wurden, warteten deshalb nit ab, bis wir zum Facchino nach Rom kamen, sondern brachen in die erst Herberg, so am Weg stund. Und wurde die Vermutung aufgestellt, daß wohl König Numa der Alte auch nit umsonst aus dem Born der Egeria wird getrunken, sondern sich gleich uns auf dem Heimweg in eyn benachbartes latinisches Wirtshaus verfügt haben. Konnten somit bei unserem Vorhaben uns auf eine longaeva consuetudo berufen.

Die Kneipe aber hieß osteria dei pupacci, aus welchem Namen wir mit Grund konjunktiereten, daß hier eyn Eynkehr für Marionettenspieler und ander fahrendes Volk sey, so im Weichbild von Rom kein Unterkommen findet.

Und hatte der Wirt seinen Wein in die Erde vergraben, um ihn frisch zu halten; der Tisch aber ruhete auf eynem antiken Säulenkapitäl, und glich das ganze eyner großen Spelunke. Item, der Egeria Durst zeigete sich sehr wirksam, und wurde von uns versammelter, badischer Landeskraft scharf getrunken; — also daß wir der Heiligkeit des Orts zu Ehren schließlich nur noch in gewähletem lateinischem Sermon uns bewegeten, wobei es an gelehrten Zitaten aus denen klassischen Autoren nicht fehlete; — und Dank denen studiis, so wir viere unter Leitung des Hofrat Süpfle am Lyceo Carolsruhensi gemacht, wehte ein Ciceronischer Hauch durch unsere disputationes, und versetzeten wir uns im Geiste ganz in graues Altertum; — und da der Engere eyn Freund malerischer Zitate ist, so frommt es wohl, eynige herzusetzen, wie ich sie von meinen gelehrten Landsleuten des Abends in der osteria dei pupacci vernommen:

„Manum de capello!" sprach Tibull, als ihm sein Freund Propertius den Hut antreiben wollte.

„Ne in Facchinum!" sprach Atticus, als er morgens mit Kopfweh erwachete.

„Valde à propos!" Cicero zum Laternenanzünder am Appischen Tor, als er seine Zigarre an dessen Licht ansteckte.

Jacet ingens litore truncus. Es liegt eyner am Straßengraben, der ungeheuer betrunken ist, Vergilius u. s. w.

Item, wurde auch von meinen lieben Landsleuten auf

dem Heimweg das Lied vom Jäger aus Kurpfalz so klangvoll abgesungen, daß der Torwart an porta Sebastiano eyn seltsam schieses Antlitz machte. — Item in solcher Weis nützlichen Studien (cf. Zell, Ferienschriften, die Wirtshäuser der Alten) sind mir die Tag verflossen, und hab erst gestern wieder in der Palombella am Pantheon mit eynem schleswig-holsteinischen Rittmeister eynen harten Strauß in Orvieto zu bestehen gehabt — also daß mich der Engere für rite excusatum ansehen mag, daß mein Bericht noch gar nicht begonnen ist. Denn all dies ist nur eyne introductio. Kann aber hent nit mehr ernst und chronologisch beginnen, maßen eben meine deutschen Hausgenossen kommen und trotz aller sententia des Atticus sagen, es sey Zeyt in Facchino zu gehen.

Rom, den 10. Novembris 52.

Allhie hebt an der Bericht selbst — von allerhand Fahrt, Erlebnis, Zehrung, Trinkung, Herberg und sonst — in welschen Landen, seyt May dieses Jahrgangs.

Caput I.

Von Florenz im Toscanischen und diversem etruskischem Wesen und Landbrauch.

So eyner es vermeiden kann, seinen Fuß in der Hasenstadt Livorno ans Land zu setzen, so soll er es kecklich tun und wird es nit bereuen. Denn es ist zwar kein Kleines, eyne Nacht bei unruhiger See auf dem mittelländischen Meer herumzufahren, und wie ich in die Kajüt eyntrat, sprach ich denselben Spruch, den bereyts eyn märkischer Graf Itzenplitz in das Beschwerdenbuch auf der Post zu Langensalza mit Unterschrift seines Namens eyngetragen: „Pfui Teufel, wie stinkt's hier!" — lieh mir also eynen rauhhaarigen Schiffermantel und legte mich die Nacht auf das Verdeck und schaute zu den Sternen, und wurde mir sehr klar, daß die Erd sich um die Sonne drehe und nit still stehe, und wurde mir auch das alte Lied von Hennecke dem Knecht klar, wie selber in Bremen Schiffsdienst genommen, aber gar balde sich zurückgesehnet nach dem festen Land, „wohl zwischen Distel und Leine." Dennoch ist aber im Seehafen von Livorno der erst Wunsch

nit nach eynem festen Frühstück und sonstiger Atzung eynes seemüden Leichnams — vielmehr nach eynem knorrigen Hagedornstock, um all den Tagdieben, so dort wie eyne ägyptische Landplag über den fremden „Gastfreund" herfallen, eynen verdienten Rekompens auszuzahlen. Und wannen eynmal die groß Rechnung in der Welt abgetragen wird, so wären in Livorno mit Hagedorn zu berücksichtigen: der Gondolier, so vom Dampfschiff bis in Hafen rudert, — die Facchini, so den Reiseranzen von dort in die dogana tragen, die ganz Zollwächterei in selbem „Freihafen," die Facchini, so den Reiseranzen von der dogana an den Fiaker tragen, die Fiaker selber, der Wirt zum albergo reale samt seinem Oberkellner und dem vornehmen Hausknecht, so die Päß in der Welt herumträgt, — die ganz Zollwächterei am andern End desselben „Freihafens", so eynen zum zweytenmal visitieren, — item die Plombierer vor dem Eisenbahnhof, so eynen zum drittenmal molestieren, item die Facchini, so von dort das Gepäck auf die waggones tragen. Und hab ich schließlich nit anderes mehr gesprochen, als was der Engere als Gruß nach Frankfurt geschickt hat, und bin schleunigst nach Pisa gefahren; und saßen allerhand Passagiere in dem Wagen, so man zwischen Weingarten und Untergrombach nit anzutreffen pflegt, z. B. eyn armenischer Geistlicher mit langem Bart, ein Griech mit Frau und Kind und eyner Abyssinierin, item zwey Türken, so sich als echt auswiesen und nit wie der königlich sächsische Hoftürk auf der Industrieausstellung aus der Gegend von Leitmeritz waren.

In Pisa ist eyn schiefer Turm, teures Fuhrwerk und alles öd; auch halten sich in den Casceinen große Trampeltier, Dromedar, Dragomänner und anderes afrikanisches Getier auf, so auf dem heißen, ausgebrannten Erdreich sich sehr wohl befindet. Bin darum bald weiters gen Florentia gefahren, allwo ich mich dreyer Wochen sehr stolz umhergetrieben, viel Schönes erschauet, und viel güldene Dukaten und silberne Francesconi eingebüßet habe.

Item ist Florenz die sauberste Stadt, so mir in Welschland vorgekommen, und liegt noch eyn Hauch aus der kunstreichen Medizäerzeyt über dem ganzen Wesen, und hat mit seinen burgartigen Palästen und dem Bildnis-gezierten Platz am Stadthaus und den alten Brücken am Arno eine Erinnerung an kraftvolles Mittelalter und Gedeyhen städtischen Lebens,

im Streit mit Signorien und andern Republiken. Und ist viel Merkwürdigkeyt alter Kunst und Wissenschaft und viel schöner Frauengesichter mit feurigen Augen in Florenz – und tragen die Florentiner Töchter große, niedere Strohhüt, so einem wie zum Gruß entgegen nicken, und hab ich am lung Arno und draußen in den Cascinen zu Fuß und zu Wagen so mannigfaltiger Frauen und Jungfrauen vorbeipassieren geschauet, daß mich schier bedünken wollt, die italienisch Sonn verstünd das Auskochen der Menschenkinder besser als die deutsch. Und als wie eyn sinniger Gruß derer florentinischen Weibervölker an den Fremden sind an den namhaftesten Plätzen der Stadt artliche Jungfrauen, so einem unverhofft und ohne Erwartung eines Entgelts einen Blumenstrauß zuwerfen, — tragen selbe auch die großen, wackelnden Strohhüt und heißen fiorajen.

Und wie ich überhaupt in Florentia stolz und wie eyn Engelländer umhergegangen, auch das toskanisch Geld nit zu schätzen verstanden, also hab ich mannigmal in die Westentasch gegriffen und einer fioraja eyn oder zwey paoli zugeworfen — und hat mich dies in ihrer Affektion sehr hoch gestellt — maßen mich auch einstens eyne gar feine fioraja, wie ich vor dem café Donay gesessen, teilnahmvoll angeredet, warum ich stets mit der faccia severa und melanconica mich trüg, und hat ihr gesagt: gravi pensieri seyen schuld daran, worauf sie einen langen und sachverständigen discursum de amore anhub, welcher insgemein die giovanotti ernst und nachdenkend mache — und konnt ihr nit in allem Unrecht geben. Wurde mir aber seit selbigem discursu große Aufmerksamkeit geschenkt, also daß ich mannigmal eyn Seitengäßlein am Palazzo Strozzi eingeschlagen, um nit mit allzuviel Nelken und Lavendelsträuß behelligt zu werden.

Item, wie ich endlich früh morgens in Vetturin steig, um gegen Rom zu fahren, so sind schon drey meiner blumenspendenden Freundinnen auf der Straß, um dem „forestiere melanconico inammorato" Addio zu sagen, und werfen einen ganzen Hagel von Blumen in den Wagen, so daß ich nit ohne Rührung von dannen zog, maßen es gar wohltuend in wildfremden Land ist, beim Abschied auch noch was anderes — als trinkgeldfordernde Spitzbuben vor Augen zu haben.

Von eigentlicher Trinkung ist in Florenz nichts vorgefallen, dieweilen es mir an sachkundigen Notizen über die richtigen

Ortschaften und Tafernen gänzlich gemangelt, bin somit darauf eingeschränket gewesen, mit dem Küster der alten, merkwürdigen Kirch San Miniato eynes Abends etzliche Korbflaschen auszustechen, so schier bis gen Mitternacht gewähret. Und sind damals viel Leuchtkäser auf dem Berg von San Miniato herumgeflogen.

Hab auch aus alter Pietät eyn sauren Gang zu Florenz gemacht; begab mich nämlich in den großen, gewölbten Büchersaal des Klosters San Lorenzo, allwo auf schnitzwerkgezierten Pulten viel seltener manuscripta und codices gleich wie wilde Tier an Ketten liegen; alldort hab ich der alten Pandektenhandschrift, um die weiland die Pisaner mit Amalfi und die Florentiner mit Pisa gerauft, meine reverentiam erwiesen, so sich aber auch nur auf eyn kurzes Zitat aus Goethes Dichtungen reduzierte; — hab auch im Original den Titel de regulis juris aufgeschlagen und den Satz meines Freundes Strümpell von Schöppenstedt: „quod ab initio vitiosum est tractu temporis convalescere nequit," mit Rührung nachgelesen, in summa aber eyne wehmütige contemplationem über dies und das, womit sich die Jugend in Altdeutschland beschäftigen muß, angestellet. Hat mich die alt Handschrift noch ein namhaft Trinkgeld an den custode gekostet, so ich vielleicht auch besser irgendwo selbst vertrunken hätt.

Caput II.

Von eyner Fahrt durch Etruscia und Umbria gen Rom, — so sechs Tag angedauert.

Ueber die Schlechtigkeit derer Landkutscher in Italien, so man Vetturini nennet, ist schon von namhaften Gelehrten so viel Papier verschrieben worden, daß ich allhier kein Wasser ins Meer tragen will. Genügt zu sagen, daß Sergio Rochetti, so mit mir den contractum in 15 Artikeln über meinen Weitertransport gen Rom abgeschlossen und mit Handzeichen bekräftiget, gleichfalls eyn ganz schlechter Hallunk gewesen, — seine Versprechungen so wenig gehalten wie Ludovicus Napoleon seinen Eid auf die Konstitution, uns behufs größerer Ersparnis, dieweilen er die Verköstigung übernommen, an namhaften Städten

vorbeigeführt und in Dorfkneipen eynquartieret, allwo bei saurem Landwein und giftigem Flohstich wir Passagier dasaßen, gleich Hiob und seinen Freunden. Benahm sich übrigens mehr als „Freund" und Direktor der Reise und hatte das gewöhnlich Fuhrmannsgeschäft eynem Unterfetturin übertragen, so ebenfalls eyn würdiger Biedermann war.

War dieser letztere eyn stolzer Römer, so behauptete, Roma sey caput mundi, Florenz aber nur eyn elend Nest, hatte eyn durchtrieben Gesicht, eyn schwarzen Zwickelbart und den Hut schief auf dem Kopf sitzen; und waren in seiner Vergangenheyt etzliche Jugendfehler und errores in politicis vorgekommen, also daß die Rückkehr nach Rom für ihn mit eyniger Schwierigkeyt verbunden, hatte nämlich dorten seyner Zeyt, wie eyn stolzer römischer Fuhrmann, Anteil am republikanischen Wesen genommen und den Grund des Uebels in den goldbesetzten Kardinalskarossen gefunden, also daß er an deren Verbrennung eifrig mithalf; hernachmals unter Garibaldi gedient und trug noch eyn Stammbuchblatt an sich, so ihm die Franzosen an der Bresche des Tors Pancrazio geschrieben, nämlich eynen Bajonettstich im Knie und eynen Schuß im Arm. Führte den Wagen deshalb nur bis zur Grenz am Trasimener See, war aber in seinem toskanischen exilio noch nit auf anderweyt Ansicht verfallen, sondern trieb als Fuhrmann die politicam in alter Weis weiter, also daß er die zwey alten Rösser am Wagen Carlo Alberto traditore und Pio nono getauft hatte und mit der Peitsch auf deren Rücken den ganzen Groll eynes Verbannten ausließ.

Ist aber zu bemerken, daß er am letzten Tag, als es der Grenz des Kirchenstaats zuging, seinen Rössern andere Namen aus dem gewöhnlichen Pferdskalender gab, auch seinen krächzenden Gesang aus weiland Garibaldis Lager nit mehr austimmte.

Item, so war noch eyne Signora im Wagen, so Sängerin am Theater zu Livorno gewesen und schön sang als wie eyne Nachtigall; und vergaß der arciprete von Urbino, so gleichfalls mitfuhr, öfters sein Brevier ob deren Getriller. War dieselbig aus Rimini, wo schon zu Dantes Zeyt allerhand unglückliche Lieb sich zugetragen und bekanntlich der Francesca da Rimini es sehr übel von ihrem Ehgemahl vermerket worden, daß sie mit ihrem Hausfreund das Buch von Lancelot und Ginevra alleyn, zur Nachtzeyt und mit Unterbrechung zu lesen

versuchte. (Dante Inf. V.) War zwar unserer Signora das Schicksal dieser ihrer Landsmännin nit näher bekannt, also daß ich in eyner gelehrten Exposition, zu der der arciprete von Urbino moralische Anmerkungen machte, ihr dasselb des breiteren darlegte; schien aber dieselb auch etwas von der Natur besagter Francesca inzuhaben, maßen sie eynes Engelländers, Sir Alfred Mitchell, in ihrem Gespräch so ostmalen und ganz ex improviso erwähnte, mir auch eynen Brief vorzeigte, den ihr selber auf englisch geschrieben und den sie nit verstehen konnt, also daß zu vermuten stand, sie mög denselben zu Livorno ebenso freundlich aufgenommen haben wie die Frauenspersonen zu Padua eynst Herrn Schwertlein, unseren Landsmann.

Item, so kam gleich am ersten Tag der Reisen eyn sehr difficiler Punkt vor. Hatte uns der spitzbübisch Vetturin statt nach der seinen etruskischen Stadt Arezzo zum Nachtlager in das eynsame Haidewirtshaus Poggio bagnoli geführt, so in eyner rauhen Hochebene, unter zwergigen Eichen, gar öd und wie eyne Räuberherberg daliegt. Wurden inzwischen eyn paar magere Hühnlein geschlachtet und saßen wir beim Vesperimbiß noch lang plaudernd beisammen, und hatten sich die Wirtsleut schlafen gelegt. Wie aber der arciprete von Urbino durch großmächtig Gähnen das Zeichen zum Aufbruch gab, so war weder für ihn noch für die Signora eyn besonder Licht oder candela vorhanden, vielmehr hatte der versimpelt Wirt von Poggio bagnoli eyne Lampe hergesetzt, so zwar drey Armleuchter besaß, aber an eynem eynzigen und unteilbaren Stück. Also warf sich die nicht zu beseitigende Frag auf: Was ist zu beginnen, wann durch Fügung des Schicksals und Unverstand derer Wirtsleut in eyner eynsamen etruskischen osteria der arciprete von Urbino, die zweyt Sängerin vom Theater in Livorno und eyn deutscher Doktor genötigt sind, mit eyner eynzigen dreyarmigen Lamp zu Bett zu gehen? —

Und war diese Frag so difficil, daß ich nit umhin kann, sie als quaestio Poggio bagnolensis dem Engeren zur Erwägung in pleno zu unterbreiten und mir eyne instructionem für ähnliche Vorkommnis auszubitten, sintemal als schon die mannigfach Lösung, so wir damals selber versuchten, eyn argumentum dafür ist, welch verschiedentlicher combination dieser casus unterlieget.

Schlug nämlich die Signora vor, der arciprete, als der

Sprach am besten kundig, solle mit der Lamp ins untere Gebäud gehen, sehen, ob er in eyne Kammer der Wirtslent eynfallen vermöcht und dort anderweyte Belenchtungsinstrumente beschaffen. Allein hiegegen opponierte der arciprete mit Grund: abgesehen von der sehr wahrscheinlichen Möglichkeyt, daß gar keine anderweyten Lichter in dieser elenden Herberg seyen, könne er pro primo ohnmöglich dazu beitragen, die Signora mit eynem giovane professore, so ihr soeben die Geschicht der Francesca da Rimini erzählet, im Dunkeln zu lassen, pro secundo aber könne eyn ungefährer Lnftzug oder Wind ihm in währender Expedition auch noch das eynzige und letzte Licht ausblasen, und pro tertio wisse er kein Bescheyd in dieser Spelunken, also daß er, mit der Lamp durchs Haus schleychend, mißgeschickterweisen an eyne Magdkammer und in böse suspiciones geraten könne. — Worauf er, um seyn eygenen weysen Rat ersucht, proponierete, man soll ihm die groß Lamp geben, damit er sich selber könnt zum Schlafen rüsten, er woll dieselbe sodann vor die Tür seiner camera zu dispositionem der andern stellen, so sehen möchten, wie sie damit weiter fertig würden; wurde aber ex argumento primo seyner eygenen vorigen Red und als grober egoïsta, so keine Rücksicht auf Damen nähme, widerlegt.

Also erläuterte ich selber (und bin begierig, zu erfahren, ob der Engere meine Ansicht approbieret): Die Rücksicht auf die Signora erheische, daß sie nit im Dunkeln bleibe, anderseits sey es aber zu hart, wenn zwey Biedermänner, wie der arciprete und ich, wegen ihr in Finsternis zu Bett tappen müßten, sey vielmehr eyn Gebot der Menschlichkeit, diese calamitatem auf eynen eynzigen zu beschränken, wogegen die Signora sich auch wieder in die consequentias zu fügen habe, so die Eygenheit des Falls mit sich brächt. Solle daher die Signora entscheiden, wem von uns beyden sie eyn Anteil am Schlafengehen mit der Lamp wollt zukommen lassen; und wen es eben träf, der mög es als Fügung des Schicksals von Poggio bagnoli hinnehmen. — Und wiewohlen eyn leis Lachen über das Antlitz der Sängerin von Rimini flog, so bin ich doch außer stand, zuzufügen, wie etwannen bei ähnlichen controversiis derer alten Juristen: „Et Neratii sententia magis placuit," maßen der arciprete von Urbino, so wohl die Eventualitäten eynes solchen Wahlrechts erwogen, sehr grob sich dagegen expektorierete und zu wiederholten-

malen ausrief: „O che pensieri etruschi!“ woraus ich mit Befremdung ersah, daß in Urbino und ganz Umbrien eyn etwas leichtfertiger Gedanke „un pensiero etrusco“ geschimpft wird, und woraus ich auf die alte Geschichte derer Etrusker und ihr Verhältnis zu ihren anderweyten italischen Nachbarn und Nachbarinnen belehrende Schlüsse zog.

Item die zweyt Nachtherberg war zu Passignano am Trasimener See, — so eyn schön, felsig Städtlein, und ist der Trasimener See gar anmutig, dem Chiemsee im Bairischen zu vergleichen, liegt auch eyn Klösterlein auf eyner Insul wie dorten. Und ist in der ganzen Gegend noch viel vom alten Hannibal die Red, als wenn denen jetzigen Italienern die Köpf noch wackelten von denen Hieben, so ihre Vorfahren von den Puniern darauf erhalten, und wußte mir sogar eyn Zollgardist am monte Gualandro das Schlachtfeld strategisch zu beschreyben, — dort, wo am Bach Sanguinetto das römisch Lager stund, dort an der torre d'Annibale, wo die Elefanten herüberstiegen, und dort das Dorf Tuori, wo der alt karthagisch Feldherr den Göttern nach dem Sieg eyn Stieropfer brachte. Scheint überhaupt der Karthager das Italien gründlicher verrunginiert zu haben als der Goth und Vandal und Normann, maßen ich auch später in den Albanerbergen, auf den campi d'Annibale am monte Cavo gefunden, daß er jetzt noch selbst bei Bauersleuten, Ziegenhirten ꝛc. in gutem, frischem Andenken steht, wie der Schwed bei uns. Und hatte sogar der Wirt von Passignano auf eyner großen Wand noch eyn Monument in breslauischer Malerart aufpinseln lassen, „den heldenmütigen Gefallenen, die hier durch „tradimento“ und karthagisches Schwert den Tod fanden, der trauernde Trasimenus.“

Item, so waren zwar hinlänglich Lichter in Passignano, also daß jedwedes separatim in seine Schlafkammer abgehen konnt, aber so schlechte Herberg und Flohstich, daß die Sängerin von Rimini den Text: o indegno vetturin — „o unwürdiger Lohnkutscher“ durch verschiedentliche Tonarten mit schöner Modulation der Stimm und heftiger Leydenschaft absang. Und mußt ich mit eynem andern Passagier in eyner Stuben schlafen; vermied zwar den arciprete und gesellete mich zu eynem Caméenhändler aus Rom, der inzwischen zur Reisegesellschaft gekommen. War aber aus der Scylla in die Charybdis geraten, weil selber so gewaltig schnarchte, als wenn eyn karthagischer Elefant ihm als Alp über dem Hals läge.

Item am dritten Tag sind wir mit einem Vorspann von drey weißen Ochsen in Perugia eingefahren, so eine merkwürdige Stadt ist und guten Rotwein hat. Verfügte mich sofort nach dem Frühtrunk in das etruskische Museum und hab dort benebst viel andern antiquitates und alt etruskischer Haken- und Keilschrift ein kolossalen sarcophagum angeschauet, so erst kürzlich gefunden worden. Ist auf demselben eine Emigration des ganzen etruskischen Stammes dargestellt, in uralten Typen gleich denen ägyptischen, und ziehen König und Priester, Krieger, Weib und Kind, Gefangene und Stiere — alle fort, „nix wie 'naus" — und ward mir sofort klar, daß dies ein Denkmal des Auszugs nach Graubündten sey, und daß die ganze Bande sich Bernina-wärts bewege. Hab auch einigen professoribus der Akademie von Perugia dies exponieret, so aber weder von Arbeez noch von Fuldera jemals ein Wort gehöret und mir kein Glauben schenkten.

Mir aber hat die Sach um so mehr geschienen, als auch die alten Städt der Etrusker, insbesondere Cortona und Perugia mit ihren Cyclopenmauern ganz so auf Bergabhängen da liegen wie die Flecken im Unter-Engadein, und behalt mir vor, hierüber meinem lieben Begleiter auf rhätischen Fahrten * näheres mitzuteilen, so nit in diesen Bericht gehöret.

Item die dritt Nachtherberg war zu Toligno, und hat uns dort die Signora von Rimini verlassen, und hab ich ihr zum Abschied gesagt, wenn sie einsmalen ihren Triumphzug auf deutschen Bühnen halten wollt, so würde es mir eine angenehme Erinnerung sein, meinen Landsleuten zu erzählen, daß ich ihre Nachtigallenstimm schon in einem schnöden Vetturinwagen so schön hätt erklingen hören. Und wiewohl mein Sermon nit fehlerfrey aufgefaßt war, so wurde er doch in Gnaden aufgenommen.

Und tauschten wir dafür einen Inspektor der administratione cointeressata de Sali & Tabacchi ein, so eine Dienstreise gemacht hatte, um zu sehen, ob nirgends anderweyter Tabak fabrizieret würde, als der, womit der schnöde Torlonia die italischen Raucher und Schnupfer als Monopol heimsucht. Hatte sogar ein paar armen Kapuzinerklösterlein das Handwerk geleget, ihren Schnupftabaccum künftig selber anzufertigen. Rauchte

* Prof. L. Häusser.

aber persönlich eyne tadelloſe defrandierte havannam, wie ſolche den employés dieſer Geſellſchaft zukommt. Und ſoll eyn Donnerwetter die ganze società cointeressata verſchlagen, denn in meinen erſten Tagen zu Rom, wo ich bona fide eynen zigaro forte gerauchet, iſt mir ſo ſchwindlig geworden, daß die Zigarre von Brennbichel ſich in der Erinnerung ganz verkläret hat, und konnte mein eygen Haus nit mehr finden, wurde vielmehr von eynem mitleydigen Caſetier, ſo vornehm bemerkte, conosco — è ubriaco *, in ſeine bottega aufgenommen und mit allen Mitteln, ſo man bei eynem Trunkenen anwendet, café nero und Schnapseynreibung wieder zur Lebenskraft zurückgerufen und war dazumal kein Tropfen Weines über meine Lippen gekommen.

Item ſo fuhren wir noch drey Tag — kamen bei Terni und Narni über fährliche Apenninenpäß und verrufene Gegend, alſo daß wir eynen Räuberangriff für nit unwahrſcheinlich zu halten hatten — kamen aber wohlbehalten durch, mit Ausnahme ſchmaler Koſt und Atzung — und bei Caſtel Borghetto hab ich zum erſtenmal den caeruleus Thybris begrüßet — ertönete auch in eyner Scheuer eyne Art Muſika, wie wenn man eynen kupfernen Hafen anſchlaget, und wurde von denen Bauersleuten eyn fremder Tanz aufgeführet, ſo aber der italieniſche Haupt- und Nationaltanz saltarello war. Und hat mir dazumals auch nit geahnet, daß ich wenig Monat ſpäter oben im Sabinergebirg mit der dicken Regina und der ſchwarzbrannen Geltrud und der roſenwangigen Pepina mich desſelbigen keltiſchen Tanzes emſig würde befleißen.

Und waren wir von da ab ſchon in der römiſchen Campagna, ſo vulkaniſcher Natur iſt, und wo die Weibsperſonen als wie die Männer überzwerch auf dem Pferd ſitzen. — Am ſechſten Tag wurd noch in eyner wilden und ſchlechten Kneipe, zugenannt la storta, Station gemacht, und hatt alles eynen gar fremden Charakter, kamen große Ziegenherden, Ochſen und Büffel gezogen und wilde Campagnolen mit ihren Spießen angeritten, und war eyn eynfacher Trinkſaal daſelbſt — und fand an deſſen Wand zwey inscriptiones, ſo entſchieden auf deutſche Herkunft wieſen: war eyn Geſicht hingemalt mit der Unterſchrift „Saupeter" — und ſtund an eynem Pfeiler: „O Heidelberg."

* Ah, ein Betrunkener.

Ging sodann noch über etlich Hügel und Flächen, so streckt sich wie eyn ferner Punkt die Kuppel von Sankt Peter herfür — und glänzete noch ferner das Meer — und „evviva Roma!“ rief die ganz Vetturingesellschaft, und der arciprete von Urbino, der auch noch nie die heylig Stadt gesehen, drohete mich zu umarmen. Und war der eynzig gut Vorschlag, den ich je von ihm gehöret, auf der nächsten osteria anzuhalten und zum Gruß der Weltstadt eyns zu trinken.

Und wie wir dem monte Mario näher kamen, so bot sich auch im schon erwähnten Ponte molle-Wirtshaus eyn schickliche Gelegenheyt, und hab ich also — was der Engere gewiß billiget — angesichts von Rom eyn groß, voll Glas Orvieto hinabgestürzt und gesprochen: Quod felix faustumque sit. Flogen auch eyn paar Geyer zur Rechten auf, was ich als gut augurium angenommen — und also ging's zur porta del popolo hinein, — — evviva Roma!

Caput III.

Von meiner allerersten That in der Roma.

Item so stieg ich mit meinen Habseligkeyten in dem Gasthofe des Franz Roesler in der via Condotti ab, und wiewohl ich das ganz Gepäck dem germanischen Hausknecht anvertrauet, gesellete sich doch eyner von den welschen Tagdieben, so an der Ecke des spanischen Platzes herumlungern, dazu und bemächtigte sich eynes Mantelsacks, so er in mein Zimmer trug; und achtete ich desselben nit viel. Als aber Wirt und Kellner sich verzogen hatten, stand derselb immer noch in der Stub, und fragte ich ihn endlich, was er begehre. Also schien er mich für eynen Engelländer zu halten, so ganz frisch von Civitavecchia her eyngefahren und in welschem Branch keyn Bescheyd wisse, und verlangete 8 paoli — so nach rheinischem Geld 2 Gulden macht — für die Heraufbringung besagten Mantelsackes. Stellete sich bei mir eyn Gefühl eyn, als wenn ich noch in Livorno wäre, frug denselben daher noch eynmal präzis und scharf: „wie viel?“, und wie er seine Forderung von 8 paoli wiederholete, sprach ich keine Silben mehr, öffnete die Tür, so auf eynen schmalen Gang

und eyne abschüssige Treppe führet, drehete obigen Kerl eynmal um seine eygene Achsen und warf ihn also akkurate zur Kammer hinaus, daß er nit sehr senkrecht in der Hausflur anlangete; — und ward mit seiner Forderung von 8 paoli nit mehr gesehen. Hat besagte Spedition dem alten Türsteher im Gasthof, so von bairischer Herkunft ist, eyn groß Gefallen erreget, mir selbiger aber eynen Wink erteilet, daß es nämlich in Italien im Fall solenner Hinauswerfung sehr indiziert und sachdienlich sey, das individuum ejiciendum auch noch mit eynem Tritt zu honorieren, — wie ich solches später in mannigfachen Fällen hab anwenden sehen, und bedauer, in casu concreto hievon noch kein Kenntnis besessen zu haben. Geschah dies in der ersten halben Stund meines römischen Aufenthalts.

Rom, den 18. Novembris 52.

Caput IV.

Eyne Zwischenred, worinnen die Gründ dargelegt werden, aus denen die Fortsetzung dieses Berichts inner acht Tagen brach gelegen.

Eyne genaue und gelahrte Besichtigung von Roma ist eyn hart Stück Arbeit, maßen die puncta memorabilia, mit Einschluß derer osterien auf viele Miglien Entfernung von eynand liegen und unsere frummen Vorväter das alt Rom so verruiniert haben, daß die neu Stadt an ganz anderen Plätzen angelegt worden. Ist daher, so sich eyner bei guter Tageszeyt aufmachet und Umschau haltet, hernachmalen aber sachgemäß eyne Herberg aufsuchet, nit möglich, des Abends rechtzeytig an seinen Schreibtisch zu kommen. Und hab ich die letzt Wochen viel namhafter Arbeit durchgemacht, also daß der Bericht in Stockung geraten, was eyn löblicher Engerer zu gut halten wird, wann ich die Hauptergebnis notier. Hab also, seyt caput III niedergeschrieben wurd:

1) Eyn Entdeckungsreisen, der via Appia entlang, unternommen, wo die Begräbnißplätz der alten Römer in schöner Ordnung aufgedecket sind und viel namhafter Monument an der alten Heerstraßen stehen; — auch alldort zwey bedeutende inventiones gemachet, nämlich die Familiengrabstatt der be-

rühmten gens der Cacurier, mit den Laren der berühmteſten des Namens, in Sonderheyt des Cacurius Cacus; ſodann eyn merkwürdig Marmorplatten, ſo eyn ſicherer Valerius drey freigelaſſenen Frauenzimmern, der Baricha, der Zatcha und der Akiba geſetzet; und iſt aus denen hebräiſchen Namen dieſer Liberten zu ſchließen, daß beſagter Valerius nach der Erſtürmung Hieroſolymas ſich ſelbige zugeleget und nach Italien transferieret, in ſpätern Tagen aber wegen erwieſener Treu und Anhänglichkeyt manumittieret und ſie nach ihrem Abſcheyden ſehr betraueret, — und wäre die Geſchicht dieſer drey Hebräerinnen und des toleranten Valerii eyn guter Stoff für eynen deutſchen Schreibersmann. Item in der Oſterie „zu den zwey ſchwarzen Kettenhunden", mit Campagna-Fuhrleuten und Schäfern etzliche Foglietten getrunken. Item desſelben Abends mit viel braven deutſchen Malern eyn Erinnerungsſeyer an die harte Zeyt, ſo wir im Juli und Auguſt in Albano durchlebet, abgehalten — ſo ſich bis Morgens 3 Uhr verlängert hat. Wurde eyn Fäßlein Landwein und 12 Korbflaſchen „Est est" getilget.

2) Des andern Morgens aus Zweck derſelbigen Feyer eyn Frühſtück abgehalten. Item des Nachmittags eynen Doctorem Böblingensem, ſo wild frembd nach Rom gekommen, an die Tyber hinausgeführet, demſelben den montem sacrum gezeiget, wo die Plebejer eynſt eynen blauen Montag gemachet, aber durch Menenii Agrippae eindringliche Red und Gleichnis vom verdorbenen Magen zu ihren Meiſtern zurückgeführet worden. Item denſelben an den Anio geführet, wo Narſes den pontem nomentanum gegen die Goten aufgerichtet, und in der Oſteria bei derſelben Brucken mit beſagtem doctori etzige Kapitel aus der Geſchicht derer Oſtgoten und Byzantiner abgehandelt; ſo lang anhub, maßen der Wein dort in eynem alten Grabmal kühl und friſch aufbewahrt wird.

3) Die Pyramiden des Ceſtius genau beſichtiget, und maßen es in der Grabkammer ſehr feucht geweſen, ſofort an den montem Testaccium gegangen. Und iſt dies eyn ſehr löblicher Berg, ſo von lauter Scherben und Schutt ſeyt den römiſchen Königszeyten ſich angehäufet und derohalben von ſehr feſter substantia, ſo eyn beſſeren Schutz gegen Eyndringen des scirocco und ſchlimmer Luft gewähret, als eyn poroſes Erdreich. Sind daher auch viel tiefer Gäng in beſagtem Scherbenberg gegraben und eyn ganze Fortifikation von Weinſchenken ringsum an-

geleget, und heißt man selben Wein vino delle grotte, und genießt derselb mit Recht eyn ganz vorzügliches Ansehen unter dem römischen Getränk. Darum am Testaccio ein weit längeren Aufenthalt gemacht als an der Pyramid des Cestii.

4) Die Villa Farnesina besichtiget, allwo Meister Rafael die Sääl mit kunstreichen Malereyen geschmücket und die Geschicht von Amor und Psyche, item die Galatheam mit Meermännern und Meerweiblein in wundersamer Anmut geschildert. Und ist auf selbem Thybrisufer auch die Stell, wo Sankt Petrus den Martyrtod erlitten, und in den Gärten oben, bey der Villa Spada eyne sonderbare Osteria; — sind nämlich die Weg zur Zeyt der Belagerung Roms, so dort und an porta Pancrazie namhaft getobet, verrniniert und seyther nit reparieret worden, als daß man in selbe Osteria, so tief unten in eynem Garten liegt, nur mittelst eyner hohen Leiter hinabsteigt; — was kein vorteilhafte Konstruktion ist, da, wie eyn sachkundiger Architekta bemerkte, es dadurch unmöglich wird, auch in den dringendsten Fällen eynen unbequemen Gast hinauszuwerfen. Wein gut, und von goldgelber Farb, so selten.

Item, solcher perlustrationes hab ich noch etzlich vorgenommen, maßen noch immer warm, frisch Wetter, und es von Nöten, die guten Tag zu nutzen, denn der schändlich Seiroeco wirkt oft taglang auf den germanischen Menschen, als daß ihm der Wein wie Tinten schmecket und er in seinem Dichten und Tun vermeinet, es sey ihm ein schwer Brett vor den Kopf genagelt. Jetzt aber schreit ich zur continuatio des Berichts selber.

Caput V.

Von beschwerlichem Aufenthalt in Rom zur Sommerszeyt, — item von lebensgefährlichem Besuch derer Wirtshäuser vor den Thoren.

In der ersten Zeyt nach meiner Ankunft allhier hat mir's nit recht behagen mögen. Ist nämlich die Stadt an eyn ungesunden Platz in der Ebene gebauet, und steckt noch immer viel Sumpfluft rings umher. Dazu kommt der Seiroeco, so oft bleyschwer — plumbeus auster hat ihn schon Horatius benamset — über eynem lastet, und dann stinkt's in Rom an und für

sich schon — maßen der Mensch hier ohne polizeyliches Aergernis allen Unrat zum Fenster hinaus wirft und niemand für Reinigung der Gassen sorget. Und hab ich manchmal, wenn ich am alten Säulengang des Pantheon vorüber ging, — auf selben Plätzen, wo der Fisch- und Viktualienmarkt abgehalten wird, wo die Sonn die faulen Merluzzen und Sardellen in ihren Urstoff auflöst und aus den Käse- und Wurstbuden der pizzicarolen * eyn wunderbar gemischter Geruch hervordringt — eyn solches Konzert verschiedentlicher und gradatim sich steygender Düft riechen müssen, daß ich gewünscht, es möcht kölnisch Wasser regnen. Und diese schwer Luft benimmt eynem alle Lebensfreud, verursacht auch obstructiones, und hat zwar mein Hausherr sorgsam bemerket, zwey Lot cremor Tartari in eyner Flasche Wassers aufgelöset und des Morgens nüchtern getrunken, sey gut gegen alle bös Luft — ich hab aber gedacht: krieg du die Kränk mit samt deinem cremor Tartari.

War damals das Weintrinken in der Stadt sehr flau, — maßen auch die deutschen Maler bereits — wie die Bienen — ausgeflogen in die Berge, um nützliche studia zu machen; hab mich daher darauf beschränket, hie und da mit dem alten Meister Lotsch, so eyn badischer Bildhauer ist und viel schöner Marmorgestalten schon gemeißelt hat, in eyne Vigne vor der porta Salara zu wandern; und war dies eyn anmutig still Wirtshäuslein, allwo es Sonntags oft ganz echt und volkstümlich zuging — und die trasteveriner Burschen mit ihren Schärpen und spitzen Hüten sich manchmal eynen saltarellum aufspielen ließen. Und führt der Weg dahin durch Gärten und Weinberg, so rechts und links durch hohes Gemäuer eingeschlossen sind — was keyn Eyngang oder Seitengäßlein hat. Wachset auch die edel und zur Zubereytung eynes Salats überaus nützliche Pflanz, deren Beer man Capern heißet, an selben Mauern, und hab ich manche Hand voll davon gepflücket.

Item so hat uns die Beschaffenheit des Wegs und Mauerwerks ringsum eynmal schier zum Bösen ausgeschlagen; denn wie wir eynmal unsern eynsamen Gang zu selber Vigne machen, so kommen auf einmal etzliche Italiener atemlos hinter uns gerennet und schreyen, daß wir springen sollten was das Zeug hielt, dieweil eyne Herd wilder Campagnaochsen hinter uns dreyn käme. Werden nämlich diese Herden an Rom vorbeigetrieben und

* Viktualienhändler.

dürfen wegen ihrer Gefährlichkeyt die Stadt nit passieren, ist auch streng vorgeschrieben, daß eyn oder zwey Hirten eyne Viertelstund vorausreiten und die Leut warnen, maßen diese Ochsen in wildem Trab vorwärts drängen und alles niederrennen, so ihnen in Weg kommt. Item so waren die Hirten diesmal eyn falschen Weg geritten, und erhob sich hinter uns bereits eyne mächtige Staubwolk, und kam die ganz Herd durch den engen Hohlweg dahergebraust, und war nirgends eyn Unterschlupf noch eyne Gelegenheyt, über die Mauer zu klettern. Also sprach der alt Meister Lotsch: „Landsmännle, jetzt gilt's!" und setzte sich in eynen wilden Galopp, und ich sprang hinterdreyn wie das helle Donnerwetter, und hörten wir schön des Schnauben des Getiers und hatten zum Glück vor scharfem Rennen nit Zeyt, uns die anmutig Perspektiven, von eynem Campagnaochsen zertreten oder am Horn gespießet zu werden — wie es eynem französischen Hauptmann vor kurzem ergangen — näher auszumalen.

Kamen auch atemlos, aber rechtzeitig an unserer Vigna an, wo der padrone schon die Tür geschlossen und den Eyngang verrammelt hatte, hat uns aber, um Gottes willen und als gute Freund, noch hereyngerissen, und ist gleich darauf die ganz wild Schar, bei der sich auch namhafte Büffel befunden, vorüberpassieret, — und waren alle Leut innen versammelt, um die Thür mannhaft zuzudrücken, falls es eynem der Ochsen eynfallen sollt, dawider zu rennen. Und war dies in Wahrheyt mehr als eyn Spaß, also daß wir hernach sonder Scherz und gar andächtig unsere Fogliette getrunken — und haben viel schlimme Geschichten von solchermaßen angerichtetem Unglück erzählen hören.

Und pfleg ich seither eyner Ochsen- und Büffelherd sorgsam auszuweychen — also daß ich später eynmal auf der Heerstraß bei Velletri mein ganz Malergerät im Stich gelassen und mich in eyn Cannafeld geflüchtet, dabei aber, wie Marius bei Minturnae, elend in eynen Sumpf geraten bin.

Beschloß aber nach jener Aventur, Rom zu verlassen, dieweil da zu Sommerszeyt nichts Gedeihliches herauskommt.

Caput VI.

Von eyner anmutigen Villeggiatur, so ich in Albano abgehalten, — von dem schlechten Wirt Calpini — item von allerhand Fahrt und Lebensweis in dortigem Gebirg.

Im Monat Julius bin ich auf der neuen appischen Straß durch die öd Campagna gen Albano gefahren, so fünfzehn Miglien von Rom entfernt in dem Gebirg liegt.

Ist eyn sauber Städtlein und spürt man die frisch Berglust allsogleich, so daß die Lung beim Atmen sich förmlich ausweitet und man froh ist, dem Dunstkreis von Roma Valet gesagt zu haben. Hat sich dort allmählich eyn Häuflein deutscher Maler angesammelt, und bin ich mit selben in Berg und Thal vergnüglich umhergezogen — und ist ringsum gar schön Land — und war mir jedesmal von neuem wohl ums Herz, wann ich des Abends heimkam und die Sonn im Meer, fern über dem monte Savello und der weiten Ebene hab untergehen sehen. Sind auch viel anderer Städtlein und paësen dort im Gebirg, Ariceia, so schon der König Porsenna mit etruskischer Heeresmacht überzog, aber nit erobern konnt, Genzano, so eynen ganz vorzüglichen Wein pflanzet, Civita Lavinia, wo der Trojaner Aeneas um die latinisch Prinzessin gefreiet, — item nach der andern Seit Castel Gandolfo mit merkwürdig schönen Frauenzimmern, Roeca di Papa, Fraseati und viel anderweit gute Ortschaften; und kann hier nit näher beschreiben, wie ich mich in jeder derselbigen herumgetrieben, maßen es zu weitläufig wäre. Genügt zu sagen, daß einem die wundersam Schönheyt des Lands Italia hier überall leibhaftig vor Augen gestellet ist, und daß eyn gut deutsch Gemüt hier Horatii Spruch „carpe diem" sich leicht eynzuprägen vermag.

Ist auch viel Altertums ringsum zerstreut — und läßt sich in dem vulkanischen Wesen des Gebirgs und der Campagna auch manch guter Blick in die alt Werkstatt der Natur thun. Und hab ich mich hier so zu sagen leiblich und geistig gehäutet, denn wie ich eynmal unten am Albaner See bad, so erschau ich eynen großen, ganz runden Seekrebs, so in schiefem Zickzack sich unter den Steinen promenierte, und bin demselben lang, ausgezogen und sonder Kleidung, nachgestiegen, und hat mir damals die welsch Sonn so scharf auf den Rücken gebrannt, daß ich eynen

Sonnenstich davongetragen, der sich so weit verbreytet, daß mir mein Zimmernachbar nach drey Tagen die ganze Haut am Rücken stückweis wie eyner Schlangen abgezogen hat.

Bin übrigens sonder Molesten von diesem Sonnenstich davongekommen und hab hernach, mit eynem Zwilchrock bekleidet, eynen großen Rachezug gegen die verfluchten Seekrebs abgehalten, der so erfolgreich ablief, daß ich eyn ganz Dutzend derselbigen zum Mittagimbiß heimgebracht.

Item, auch mit Schlangen, großen Eidechsen, Unken und sonst allerhand Kurzweil erlebet. Und ist unter das bös Gezieser auch der Wirt Calpini zu rechnen, so uns die Herberg gab. Denn dieweilen wir als lang anwesende Gäst eynen contractum mit ihm abgeschlossen und uns für 6 paoli täglich eyne Stuben, eyn Mittagessen und eyne cena, item bei jeglicher Mahlzeyt eyne Flaschen Wein auf den Kopf ausgedungen und somit dem Wirt die Gelegenheyt, uns wie reisende Engelländer zu prellen, von vornhereyn abgeschnitten, so behandelte uns derselb so miserabel und zwackte uns die Bißlein am Mund ab, gab auch sonderbare exempla aus der höhern Geometrie zu lösen, z. B. wie 2 elende Hühnlein als Braten unter 7 Personen zu verteilen wären, und zeigte sich bei Heraussschaffung der kontraktmäßigen Flaschen Weines so träg und saumselig, also daß eyn guter Humor und erklecklich Grobheyt zu Ertragung erforderlich war. Wurde ihm aber nichts geschenket, — und dieweil, wenn auf eyner Platten nur eyne arme Kartoffel übrig blieb, er das nächst Mal gewiß eyn Dritteil weniger aufstellete, waren wir genötigt, jedesmal alles wurzweg aufzuzehren — und sprach eyn kleiner Berliner namens Schlegel jeweils: „Es muß alles verruiniert sein."

Item, um unsern contractum grundsätzlich aufrecht zu halten, wurde auch jeweils die per Kopf bedungene Flasche Weines getilgt, und weil eyn paar kranke Genremaler dabei waren und später auch etzlicher deutscher Damen der Kolonie sich anschlossen, so hatten wir andern redlich zu arbeiten, um den contractum, quoad vinum, dem Calpini zum Spott und zum Verdruß zu wahren. Geschah dies aber so accurate, daß, wann je aus Versehen eyn Quantum Weines übrig blieb, solches in eyne große Kürbisflaschen gefüllet und behufs eynes Frühtrunks mit fort genommen wurde.

Item, war eyn biedrer deutscher Maler Willers bei uns,

so auf vierzehnjährigem Aufenthalt in Rom gelernet, wie man den Italiener traktieret, auch eyne vollständige Kollektion sämtlicher Flüch auf italienisch inhatte; und wann die Beschwerden über schmale Zehrung sich gehäuset, so sagte derselbig — als wie eyn Patriarch, so für die Seinen sorgt: „Ich werde eynmal mit dem padrone reden." Kam aber dann eyn solch Donnerwetter über besagten Calpini, und gewürzt mit den besten Grüßen, z. B. che vi piglia un accidente: „mög Euch die fallend Sucht in die Glieder fahren!" oder: figlio d'un cane — oder: cazzo matto * etc. also daß derselb wieder etzlich Tag lang eyn ganz copiose Mahlzeyt herrichtete. Und ist überhaupt der Italiener nie höflicher und redlicher, als wann man ihm eynen Fußtritt ad posteriora applicieret — so man ihn aber lobet oder die Herberg preist, so glaubt er, er hätt zu viel gethan und der forestiere sei es so gut nit gewöhnet — und setzt das nächst Mal alles um eyn Namhaftes schlechter her.

Item so hat mir obenerwähnter Calpini beim Abschied eyne gedruckte Kart verehret und mich gebeten, ihn anderwärts zu empfehlen, was ich hiemit, unter Beilegung der Kart, pflichtschuldigst will gethan haben.

Dennoch aber hat uns allen die Sommerszeyt zu Albano so baß behaget, daß wir uns lang in selbiger Region aufgehalten. Und sind auch viel stolzer Ausritt gemacht worden; — und wurde eynsmals eyn großer Heereszug auf den montem Cavum und an den See von Nemi unternommen. Und zogen wir die andern Maler, so in Ariccia beim Vater Martorelli, so übrigens auch eyn Cujon ist, hausten, und etzlich italienischer pittori, mit denen eyn gut Eynverständnis herrschte, an uns, also daß der gesamt Haufen sich auf 18 oder 20 Mann belief. Und ritten wir alle zu Esel, und war eyn stolzer Zug, hatten auch die Malerspieß mit — und eyn groß Histhorn, so mächtig durch den Wald schallete. Also ging's frisch durch den grünen Wald, dem Albaner See entlang nach Rocca di Papa und über das Hannibalsfeld auf die von grauem Altertum her noch mit gewaltigen, vieleckigen Steinen gepflasterte Straß, so weiland zum Tempel des Jupiter latiaris führete, und wo die Konsuln ihre Triumphzüg auf eygene Faust abhielten, wann der römisch Senat es nit verstatten wollte.

* Simpel.

Steht aber itzt auf den Fundamenten des Tempels eyn Kloster der Passioniſten, ſo eyne Art Trappiſten ſind und ſechs Tag in der Woch nit reden dürfen. Halten auch ſtrenge Klauſur — und iſt nur eyn klein Stüblein außen am Kloſter zu notdürftiger Bewirtung der fremden Pilgersleut hergerichtet.

Item ſo ſtoßen wir dreymal ins Horn, und erſcheint eyn ſtummer Kloſterbruder — und wird ſelbem bemerklich gemacht, daß unſer Sinn auf ein namhaft Frühſtück gerichtet ſtund. Alſo winkt der Kloſterbruder, in das äußer Stüblein zu treten. Und iſt dort eyn Schiebfenſter, ſo nach eynem Kloſtergang führt, und dauert auch nit lang, ſo wird dasſelb geöffnet und eyne Platt mit Schinken, item eyne mit Sardellen, item eyn mäßiger Steinkrug Weines ſtumm herfürgeſchoben. Und war dies eyn rechtſchaffen Frühſtück; wie aber der Krug leer geworden, ſo wurd ans Fenſter geklopfet und gerufen: altro vino! So erſchien aber der Mönch und winkte mit der Hand, indem er zweymal mit erhobenem Zeigefinger langſam und würdig unter dem Kinn horizontal auf- und abfuhr — und dies bedeutet auf italieniſch: es wird nix mehr verzapft; iſt auch für alle andern Fäll, wo man eynem „abwinkt" — eyn verſtändlicher gestus, und ſeither von mir, ſo eyner eyn Trinkgeld begehret, oft mit Erfolg angewendet.

Item ſo ritten wir durch hohen Ginſterwald gen Nemi hinnunter, und iſt dort eyne Oſteria mit eyner offenen Loggia und wunderſeinem Blick auf den ſtillen, grünen See und das Meer, wo ſchon der engliſche Poëta Lord Byron ſich lange aufgehalten, auch deren Lob in eyner ſchönen Strophe celebrieret hat. Und hat der Wirt eyn ungeheures pranzo hergerichtet — und haben die Italiener den alten Brauch, beim convivium zwiſchen jeder Schüſſel eyns zu ſingen — und ſangen auch — aber ſehr unflätiger Lieder — und erhub ſich eyn ſcharfes Trinken, und hat der Lärm vom Singen und das hitzig Getränk bewirket, daß etzliche, ſowohl deutſcher als italieniſcher Nation, unter den Tiſch zu liegen kamen. Und hab ich mich damals an der Seit des wackern Meiſter Willers mannhaft gehalten, — und da ſelbiger bei ſolcher occasion gewöhnlich an eynem gewiſſen „Nachdurſt" zu leiden hat, ſo ſind wir wie alte Recken auf der Totenwach geſeſſen, alſo daß unſern jungen Leuten, ſo dem Wein erlagen, von denen Italienern kein Leids widerführe, — und haben miteynand die letzt Flaſchen getrunken, als kein Welſcher mehr Beſcheid thun wollte.

Item so war das Heimreiten sehr beschwerlich, maßen eynige der Leitung ihres Esels nit mehr mächtig waren und überhaupt eyn groß rumorem durch Berg und Wald verführeten. Und war dies die schärfste Trinkung, so ich seit meiner Abfahrt aus Deutschland erlebet — hab mich aber tapfer durchgefochten und bin — mit Ausnahm eynes kleinen erroris, nämlich daß ich aus der Schenke zu Genzano, wo wir noch in später nächtlicher Weil eynen Vespertrunk nahmen, auf der Straß eyn Stück weit gen Neapolis anstatt gen Albano fortgeritten, — ohne Fährlichkeyt wieder in Albano angelanget.

Item, so seh ich, daß mein Bericht sich über die Maßen ausdehnet, — und hab ich die feinsten puncta, z. B. eyn Besuch bei den Franziskanern in Palazzuola, und eyn vierwöchentlichen Aufenthalt in dem Bergstädtchen Olevano, bei der fürtrefflichen Regina, item eyne Fahrt in das steile, flohreiche Cervasa, — item allerhand Zoologica noch gar nit berühren können. Dieweil aber inzwischen das Briefporto in die Heimat sehr ermäßigt worden, auch eyn regelrecht End so bald nit abzusehen, so brech ich hier ab, hoffend, daß dem löblichen Engeren dies Papier nit als unnütz verschrieben erscheint, und daß er daraus absieht, wie ich in welschem Land an Erweiterung von dessen relationes gewirket.

Und so er aus obigen datis eynige Kurzweil schöpfet, so bitt ich mir eyn baldigen aviso über Empfang und etwaige continuation aus, wünsch, daß alle Mitglieder sich eynes fröhlichen Wohlseins erfreuen und mich seithero nit vergessen haben, und daß es mir vorbehalten bleib, im nächsten Winter durch persönliche Interpretation allerhand weitern Aufschluß zu erteilen. Und so mein biederer Freund, der Meister Willers, der gegenwärtig nach Deutschland gereist ist, auf seiner Rückkehr im Februario oder Maerzen Heydelberg berühren sollt, so will ich ihn dem Engeren angelegentlich empfohlen haben.

Also schließ ich mit eynem herzlichen „Bhüet Gott" das 6. Kapitel und vorläufig diesen Bericht; — und werd in der Neujahrsnacht, allwo ich mit andern guten Gesellen in Olevano eynen deutschen Trunk zu thun gedenke, der lieben Stadt Heydelberg und ihrer Inwohner nit vergessen. Addio.

Roma, den 6. January 1853.

Anderweyter Bericht des Doctoris Scheffel, wie derselbige umb Weyhnachtszeyt in das Sabinergebirg gewandert, item mit eyn paar guten Gesellen hoch oben in Olevano eyne Neujahrsfeier celebrieret, item nach diverser Fahrt und Abenteuer die Stadt Tivoli beaugenscheinigt hat.

Als das seltsamlich Jahr 1852 sich zu seinem Untergang neigete, geschah es, daß zu Rom im Facchino etzliche deutsche Biedermänner beim Vespertrunk saßen. Der Wein, so der brave Antonio ihnen vorsetzte, war von eyner neuen Qualität und hieß vino di Martha, aus der Region vom monte Fiascone, und schmeckte lieblich als wie Sirenensang und erste Lieb; dazu verzehrten sie eyne mortadella, so ungefähr dem germanischen Schwartenmagen gleichzustellen ist.

Und wurden allerhand Klagen und motivierte Beschwerden über die Stadt Rom laut, als z. B. daß die Besichtigung der unendlich vielen antiquitates, Kirchen und Bilder den Menschen müd mache als wie eyn Lasttier, item, daß die Franzosen eyn sehr strenge Polizeistund kommandiereten, maßen man schon zwey Stund nach Ave Maria unchristlicherweis' in dieser Adventszeyt aus den Osterien vertrieben werd, item daß auch das Aufsuchen eynes guten Getränks vor den Thoren mit viel Beschwerlichkeyt verbunden sey, maßen uns neulich bei der Heimkehr von ponte molle die porta del popolo vor der Nasen zugeschlossen ward, und wann ich nit aus gelehrten studiis über die römischen Stadtmauern und diverse Belagerungen aus der Gotenzeyt eyn Schleichweg an der Thybris und eyn schwache Stell der Befestigung gekannt hätt, durch die eyn nächtlich Eynsteigen ermöglicht ward, so hätten wir selbige Nacht vor Rom können liegen bleiben wie unser frommer Landsmann Totilas; item daß der schlecht Seiroceo Husten verursache, — und dergleichen mehr. Und wiewohlen auf den Neujahrsabend eyn große Festivität im Verein der deutschen Maler angesagt war, allwo zierliche Darstellungen von Gruppen und Schilderey'n, so man lebende Bilder benamst, veranstaltet, auch in üblicher Weise eyn solennes symposium abgehalten werden sollte, wobei eyn jeder conviva in eyner toga und mit eynem Eppichkranz auf dem Haupt erscheint: so wurden doch etzliche eyns, um diese Zeyt aus Rom auszuziehen und auf dem rauhen Sabinergebirg sich frischer Luft, eynes unverfälschten Weines und freundlicher Menschen zu

erfreuen. Und wird eyne nähere Beschreibung der Männer, so diesen Beschluß faßten, unten nachgetragen werden.

Mir selber aber war mein Sinn und unstadtig Gemüt schon lang gen Olevano gerichtet, und wär ich auch wohl ganz eynsam wieder zu meinen sabinischen Freundinnen hinausgewandert, denn so weit ich auch seithero in welschen Landen umhergefahren, so hab ich doch nirgends eyn fürtrefflichere Herberg gefunden als auf selbigem Felskamm in der casa Baldi, wo der Mensch wie aus eynem Adlerhorst hinausschaut gen der Campagne von Valmontone, und nach den Hügeln von Paliano und den hoch getürmten, fernen Bergen der Volsker und den vulkanischen Albaner Rücken, und hab dort im Monat Oktobris bei der dicken Regina schier die besten Tag und die besten Gedanken gehabt — also daß nit viel gefehlet, so wär damals die poësia wieder über mich gekommen, so ich schon lang verabschiedet hab.

Derohalb hatt ich auch beim Abschied, wie wir mit dem alten Sang: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus?" den olivenbeschatteten Felsweg zum letztenmal hinunterstiegen, derselbigen Regina hoch und ernst versprochen, daß ich auf Neujahr mich wiederum bei ihr eynstellen werd; und es hätt somit bei mir der schlechten Kost und Atzung von Rom nit bedurft, um mich von der „weltschnuttführenden" Thybris südwärts zu lenken.

Also stand am Morgen des 28. Dezembris eyn wohlgerüsteter vetturino auf dem barberinischen Platz, wo der steinerne Triton das Wasser durch seine Meermuschel bläst, und zwar nit der ordinare Vetturin Raganelli von Genazzano, denn diesen schlechten Cujon, der uns im Oktobris wie die Häring in eyne Tonne eingepackt, hatten wir selbesmal schwer offendieret, dieweil, als er die übliche buona mano forderte, sämtliche acht Passagier eynen Kreis um ihn formiereten, eynen Ringeltanz anhuben und dazu das keltische Lied: „Ha — Ha'm — Ha'mmer dich emol, an dei'm verrissenen Kamisol, du schlechter Kerl!" ohnabläßig und mit unzweydeutigen Gesten absangen, also daß er trinkgeldlos und sehr fluchend abzog.

War diesmal der „große Rotbart" — il gran Barbarossa der padron der Lohnkutsche. Die vier deutschen Männer aber, so mit diesem Barbarossa gen Palestrina verakkordiert hatten und eynstiegen, waren: Herr Wilhelm Heydt, ein Doctor der Gottesgelahrsamkeit und Repetent am Stift zu Tübingen — und ist

damit genug gesagt. Ist dieser zur Zeyt der eynzig Vertreter des schwäbischen Stamms in Rom, — zwar nit aus Böblingen, aber aus Markgröningen, eyn fester, ehrenwerter und schwerfälliger Herr, so Italien also gründlich bereist, als wär jede Stadt eyn paragraphus in eynem compendio und wörtlich auswendig zu lernen, — und steigt derselbe in Rom, bis an die Kravatte zugeknöpft, und mit eynem großen Rohrstock, den ihm bereits im Fuchsensemester eyn Kollega verehrt hat, so ernsthaft eynher, als ging er aus eynem philosophischen Kollegio in die Eyfferthei zu Tübingen zum Braunbier. Hat aber viel Kenntnis von alten und mittelalten Dingen — und sind ihm die preußischen Theologi „scheißlich zuwider" — was auch eyn gute Eigenschaft ist.

Der zweyt war Herr Andrée aus Frankfurt, so weiland beim Kollektivknab in Weinheim zum Mensch herangebildet worden — und war derselbig nach allerhand fatis eyn Maler geworden und mit eynem kecken und leichtfertig salisch-ripuarischen Wesen begabt, so der Bücherweisheyt schnurgerad entgegenstrebt. Hatte deshalb auch der schwäbisch Magister viel Unrecht von ihm zu leiden. Derselbig Andrée war erst kurz in Welschland — fresco, wie man zu sagen pflegt — und hatt derohalb noch mannigfach unklare Begriff von Land und Leuten, und war sein Hauptstreben, eynmal „tief in die Abruzzen" hineynzuschauen — denn alle Berg hinter Rom hieß er Abruzzen, wiewohl ihn Meister Heydt mannigfach zu belehren suchte, wo die Sabiner, und wo die Aequer und Hernici und die rauhen Volsker gehauset.

Der dritt war mein junger Landsmann Klose, eyn stiller, sinniger Landschaftsmaler, so schier eyn halb Jahr in Olevano gelegen und Berg und Wald fein abgeschrieben hat, ohne jedoch des Landweins und Saltarelltanzens zu verachten.

Der viert war ich selber; und hatt wieder meinen grauen Schlapphut aufgesetzt und meinen steineichenen Malerspieß zu Handen genommen, und war mir — wiewohlen mich in Rom schon mancherlei Melancholey beschlichen — wieder so wohl und frisch ums Herz, wie immer, wann ich hinauszieh in die weite Welt.

Item so fuhren wir an der lateranischen Kirch vorbei und zur alten porta maggiore hinaus, wo der Bäcker Marcus Vergilius Eurysaces durch seyn plumpes, zunftstolzes Grabdenkmal auf die Nachwelt übergegangen ist, — und waren sofort in der öden Campagna. Von der Campagna hab ich eyn andermal

zu berichten, wann ich auf ernstere Ding zu reden komm, denn dies weit Stück Land, so durch vulkanische Kräft dem Meer abgezwungen ward, mit seinen Cannaseldern, Rissen, Schwefelseen, mit seinen Tuff-Felsen und ohnzähligen alten Trümmerstücken, heidnischen Gräbern und labyrintisch unterirdischen Katakomben ist mir schier großartiger wie die ganz Stadt Rom — und hab deshalb, zu Tag- und auch zu Nachtszeyt schon manchen festen Gang hinaus gemacht. Diesmal war nit viel zu schauen — als etwannen das Mausoleum der heiligen Helena in eyner Vigne draußen — und hernachmals eyn von basaltigen Felsen umschlossener, alter und längst pensionierter Krater, so, nachdem er außer vulkanischen Dienst gekommen, auch eynmal als See Carriere gemacht, und hieß damals lacus Regillus und war an ihm, als die Römer noch mehr Strauchdieb und Heckenrenter als Weltherrscher waren, eyne Bataille mit ihren Gebirgsnachbarn, worüber indes eyn sicherer Niebuhr des Näheren nachgelesen werden kann.

Elf Miglien von Rom, wo die letzten Ausläufer des Albanergebirgs zur Ebene niedersteigen, steht eyn einsam Wirtshaus, la Colonna, wo ich früher einmal eyne Gesellschaft „Gestalten" mit Flinten angetroffen, mit denen ich keine Prisen Tabak zusammen hätt schnupfen mögen.

In selben „Haidekrug" fielen wir diesmal eyn; und war eyne charaktervolle Spelunke, also daß, wenn ich nit schon an tor di mezza via an der appischen Straß und in eyner Kneipe zu Marino, wo noch eyn umgestülpter Heuwagen, dessen Fuhrmann die Zech nit zahlen konnt, in der Stuben pfandrechtlich aufgepflanzt war, noch Absonderlicheres erschaut hätt, ich sie schon eynem näheren Beschrieb unterziehen möcht; denn da eyne solche Stuben zugleich der Durchgang zum Stall ist, und da Hühner und Katzen und große Hund eynträchtig mit den Menschenkindern darin hausen, auch Bank und Stuhlwerk eynes primitiven Zustands sich erfreuen, so sind hier allerhand kulturgeschichtliche contemplationes anzustellen. Das Frühstück bestand aus eynem Hammelbraten und Büffelkäs, und die Unbekanntheyt des Meister Andrée mit italienischen Genüssen bewirkte, daß er zum Nachtisch zwey Bündel Lauch oder Sellerie bestellte, so allerdings vom Campagnolen roh aufgezehret wird, für eynen germanischen Magen aber nit wohl paßt, abgesehen von der symbolischen Bedeutung dieser schätzenswerten Pflanz

in der italienischen Blumensprach, — denn so einem die Wirtin ein solch Sträußlein kredenzt, so heißt das so viel, als was die Gräfin in dem schönen Volkslied zum jungen Zimmermann gesungen — und hat sie deshalb einen bösen italienischen Zunamen, den ich hier nit hersetzen kann. Wurde übrigens unserem Frankfurter Gefährten hierüber eine naturgeschichtlich und allegorisch durchgreifende Belehrung erteilt und demselben, da er aus Hartnäckigkeit diese vegetabilische Atzung verschlang, ascetische Grundsätz eingeprägt, auf daß sich in Palestrina kein conflictus erhebe.

In dieser Bergstadt Palestrina nämlich ist kein Gasthaus, — kommen auch nit viel Reisende hin — sondern ist Brauch, daß, so man dorten einreitet, man einen der honoratiores um Gastfreundschaft anspricht, so dann anständig vergütet werden muß. Und bin ich auf früheren Fahrten bereits dort bekannt worden und hab im Hause Nino des capellaro oder Hutmachers ein Unterschlupf gefunden und wußte, daß es zur Erhaltung von gutem Imbiß und Trank sehr förderlich ist, so man sowohl der alten, geizigen capellara als ihrem schönen Töchterlein mit feinen und schmeichelnden Redewensen begegnet; — dürft aber gefährlich sein, die Grenzlinie eines Gastfreunds bei besagter Tochter zu überschreiten, maßen das Haus eine Schar autochthonischer Hutmachergesellen beherbergt, und man nit nur rauhe Bergweg hinabgeworfen, sondern auch schwarz und blau gefärbt werden könnt.

Item, so zogen wir des Abends in Praeneste ein — und ist eine merkwürdige Stadt, von der schon Hannibal und Pyrrhus gen Rom hinübergeschaut haben, ob sich's wohl packen ließ oder nit. Und trotz des ungeheuren Tempels der Fortuna ist des Unglückes ein reiches Füllhorn über dies Nest ausgeschüttet worden, seit die Kerntruppen des Marius mit samt den Bürgersleuten dort von den Syllanern zusammengehauen wurden — und ist Palestrina immer auf der Oppositionsseit gegen Rom gestanden und hat sich weder von den Päpsten noch vom Cola Rienzi kommandieren lassen, weshalb es aber auch mit Feuer und Schwert ruiniert worden, und sind die Palestriner wilde und trotzige Leut, so noch an ihren alten Geschichten nagen — und wie ich im vorigen Herbst dort mit den Hutmachersleuten am Herd gesessen, haben sie mir gar böse Sachen erzählt von alter Treu zu ihren Herren, den Colonnas, und wie der Kardinal Vitelleschi gekommen und ihnen schlecht gelohnt, und vom grausamen Papst

Bonifacius, und wußten auch noch, wie selbiger zu Anagni von französischem Stahlhandschuh eyne schwere Ohrfeige erhalten, worüber sie gar kein Kummer oder Beileid trugen, — stellte sich auch heraus, daß die Palestriner zu Garibaldis Zeiten eyn sehr unpäpstlich Wesen getrieben.

Im bekannten Hause, wo der rote Kardinalshut von Blech für uns der Wirtsschild war, fanden wir auch diesmal gute Herberg, wiewohl in Winterszeyt keine fremden Zugvögel dort streichen — und die alt Capellara war nit daheim, also daß ich mit leichter Müh der Tochter ans Herz legen konnt, uns eyne gute cena zu bereiten; ging dieselb auch über die Straß zu eyner Freundin, deren sposo der Vogeljagd mit Erfolg oblag; und brachte acht große Drosseln als Auszeichnung für die fremden Gastfreunde. Wie aber kaum die insalata auf dem Tisch stand, kam das Eheweib Nino des Capellars nach Hause und trug sich an diesem Tag mit eynem großen Schmerz, maßen vor Jahren unter diesem Datum ihr Sohn gestorben; und hielt ich derohalb eynen weichen und frommen Zuspruch, als wenn ich selber hätt eynen Feldwebel begraben helfen; — allein die alt Capellara vergaß darob die Sorg für das zeytliche Gut so wenig, daß ich trotz aller Salbung nit nur keine bessere Qualität Weines erlangen konnt, sondern auch das tragische Geschick erlebte, daß die Capellara, als ihre Tochter die 8 gebratenen Drosseln, das Zentrum der ganzen Mahlzeyt, aus der Küch bringen wollt, selbiger unter unklaren, im Dialekt gesprochenen Worten die Platt abnahm und 4 der Vögel auf die Seit praktizierte, — was den doctorem Heydt zu der ethnographischen Bemerkung veranlaßte, daß in Bezug auf Drosseln bei den sabinischen Bergbewohnern das Prinzip des „Selberfresso" das der patriarchalischen Gastfreundschaft verdrängt zu haben scheine. — Item, so übte Meister Andrée an dem Tübinger Doktor noch eyne Bosheit aus, maßen er unter dem Prätext des Losziehens über die Schlafgemächer demselben den kürzesten Halm zuschusterte, also daß selbiger eyn schlimmes, kaltes Dachkämmerlein beziehen mußt, dieweil wir in eyn großes, ausgemaltes Gemach zu liegen kamen.

Des andern Tages schritten wir frisch marschierend weiter, gen Cari und Genazzano. Zu Genazzano haben die Colonnas Schloß und Herrschaft, und muß eyn keck ritterlich Geschlecht gewesen sein, und steht der hohe Palazzo mit seiner Loggien-Reihe und Säulenhalle, Hof und Waffenplatz und eynem Park

mit stolzen Steineichen als tüchtig monumentum vergangener Zeyten da; sind auch an Kirch und Rathaus und anderweit Gebäu viel reich verzierte Spitzbogen, so man sonst in Mittelitalien nit sieht, und ist anzunehmen, daß der Widerstreit derer Colonna gegen päpstlich und ander Autorität sogar in ihre architectura eyn Weg gefunden. Führte uns aber mein brav Landsmännlein durch allerhand eng Berggassen in eyn Gebäuw, so ein großen Lorbeerbusch ausgesteckt hatte — und saßen dort mannigfalt sabinische Trinker ums Ofenfeuer und grüßeten uns freundlich, maßen unser junger Genoß dort in Sommerszeyt mit eynem Holländer manche Fogliette mit ihnen ausgestochen und im Morraspiel auch verloren hatte. Der Wirt aber steckte eyn Dutzend salsiccie an den Spieß und briet sie am Kaminfeuer, und waren diese Genazzaner Würstlein so schmackhaft, als wären sie zu Nürnberg in dem blauen Glöcklein oder zu Ulm im schwarzen Ochsen angefertigt, — und nötigten uns insgesamt eyne Hochachtung ab, an die wir die notitia knüpften, daß dieses territorium der Colonna nit nur in seiner Architektur, sondern auch in seinen Würsten eynen ghibellinisch-germanischen Geschmack habe.

Zogen sodann gemach fürbaß, und war uns die Sonn schier beschwerlich, und nach drey Stunden waren wir den steilen Bergrücken, so Olevano trägt, in allerhand Windung und Kreuzweg, durch Vignen und Olivenwälder hinangeklommen; und wie wir oben an die fontana vor dem Städtlein kommen, so war die dick Regina und die klein Lala zufallshalber dorthin spazierengegangen, und auf einmal erhebt sich eyn scharf Rufen: Sir Giuseppe! Sir Guglielmo, — und kommt unser freundliche, dicke Wirtin, schier wie eyne Windsbraut daher gesprungen, und war des Händedrückens und Begrüßens kein End — und drohte mir schier eyne Umarmung; — und oben auf der casa Baldi stund die dienende Magd Geltrude und rief ihr sabinisches: „—' rella mi!" herab — und hängten sich die zwey Frauenzimmer uns an Arm, und wurden wir als wie in eynem Triumphzug am Städtlein vorbeigeführt, dieweil dies eyn große Ehr war, daß die amici forestieri in so ungewohnter Zeyt aus Rom, wo der Papst wohnt und alle Herrlichkeyten der Erd beisammen sind, in das verlassen Nest herausgezogen waren. — Und wie wir oben in der casa Baldi unsern Eynzug hielten, da war noch alles, wie wir's verlassen; da kam der Hund Joly und die

schwarzgefleckte Rondina und sprangen wedelnd an uns hinauf, da hing noch das Bild des Kardinals Borgheſe und der ſchwarzäugigen Signoras, die hier eynſt Villegiatur gehalten, — da ſtund noch der Amor mit der zerbrochenen Naſe und die wurmſtichigen Prachtſeſſel aus guter Zopfzeyt — und wie wir beim Mahl ſaßen, da kam auch e r geritten auf ſeinem somaro — er, der Düſſeldorfer Landſchafter Sir Giulio, dem die Wechſel ausgeblieben, und der ſtatt römiſcher Studien ſeit fünf Monaten oben feſtſitzt, als freſſendes Unterpfand, und noch kein ſchief Geſicht von den Leuten geſehen hat; — und war er an dieſem Tag nach dem Berg Serrone geritten, um ſich das ſeltene Vergnügen zu machen, mit eynem kultivierten Menſchen wieder eynmal zu plaudern, und hatte den arciprete von Roiate beſucht und war nit übel erſtaunt ob ſeiner Landsleut.

Und kamen ſofort unſere ragazzini, die uns im Herbſt ſo oft die Mappe getragen und die Mahlzeyt auf die Felſen der Serpentara und in die Schlucht von San Quirico gebracht, und die wir ſcherzweiſe unſere „Sklaven" hießen, und machten ihre Aufwartung; und holte die Regina ihr großes Tamburin aus der Küche und ſchlug die ſchellenklingenden Töne des saltarello, die auch dem germaniſchen Menſchen ſeltſam elektriſch in die Knochen ziehen, und wurden wir all in den Wirbel des Tanzes gezogen, und auch der zugeknöpfte Repetent von Tübingen ward von der „Kyp und vom ſchwarzen Verhangnus" ergriffen und drehte ſich — aber in ſtrenger, paſtoratiſch langſamer Würde, als wie der Planet Uranus, der 84 Jahr zu ſeinem Sonnenkreislauf braucht, um die braune Geltrud — und Meiſter Andrée zog ſich eynen Schurz an und hüpfte wie eyn verrucktes Irrlicht um die ſabiniſchen Damen, die ihn ob ſeines frankfurtiſchen Weſens für mezzo matto* erkläreten — und dann wechſelten ſie die Art des Tanzens und huben den sospiro d'amore an, und wie eyn Höllenrichter ſaß wiederum der Gaſtfreund von Markgröningen auf dem alten Lehnſtuhl des Kardinals, während ihn das welſche Kind Lala in ſchlangenhaften Sprüngen lachend umkreiſte, und auch unſer Landesfreund, der caprar von Olevano, war den Berg heraufgeklommen und renkte ſeine Füße in antiker Tanzform; und ſo mir eyn Wunſch aus Schickſal freigeſtanden, ſo hätt in instanti sub no. 20317 mein Collega

* halb verrückt.

Schachleiter im Bureaufrack von zwey Engeln ans Bruchsal entführt und auf unsern Berggipfel getragen werden müssen, — und auch er wär dem Kirkezauber des Tambnrins nicht entgangen und hätt eynen saltarellum getanzt, wie ihn die sabinische Erde seit den Schöpfungstagen nicht erschaute.

Item am letzten Tag des alten Jahres ritten unser schwäbischer und unser Frankfurter Genoß auf steinigen Bergpfaden hinüber ins Thal des Anio gen Subiaco wo die zwei Benediktinerklöster Santa Scholastica und San Benedetto wunderſamlich von ihren Felsen in die Schluchten des Anio herunterschauen, — und hatten wir anderen, die bereits sattsam dort oben herumgestiegen, dem Gelehrten von Tübingen sehr eyngeschärfet, seinem Begleiter die Stell gehörig zu demonstrieren, wo Sanct Benedictus die große tentatio carnalis ausgehalten und zur Abwehr gen schlimme Teufelsgedanken sich nackten Leibes in Distel und Dornen gestürzet, die in späteren Zeyten Sanct Franciscus in dienstfreundschaftlicher, frommer Erinnerung zu Rosen umwandelte, deren eyn jegliches Blatt die Schlange der Versuchung eyngepräget hat; und brachten uns dieselbigen auch als Wahrzeichen ihrer Pilgerfahrt eynen Rosenstrauß mit, von dem ich eyn schlangengezeichnet Blatt zur sachdienlichen Nachahmung des Beispiels Sanct Benedicti, so eyner meiner Heydelberger Freund im Wildbad oder anderwärts von gleicher tentatio heimgesucht werden sollt, beilege.

Wir selber suchten jenes Tages viel altbekannte schöne Plätz auf und schauten vergnüglich ins weite Land, und wie wir in die Vigne des Belvedere, so gen Paliano zu gelegen ist, eyntraten, so war der padrone dort, — und der Bauersmann ist allerwärts gastfreundlich, wann eyn fremd Menschenkind seinen Grund und Boden betreten hat; also sprach er: favorisca! und führete uns in seinen Keller, wo auf behauenen Steinplatten, die er von eyner alten Römerstraße ausgeführt, mannhafte Fässer lagen, stülpte seinen Spitzhut eynwärts, stach eyn Faß neuen Weines kunstgerecht an — und kredenzte uns eynen Frühtrunk, so mir sehr eyleuchtete; dabei setzte er uns wehmütig die vielen metamorphoses auseynander, die der sabinisch Landwein zu erdulden hat, bis er in Rom auf den Wirtstischen wieder zum Vorschein kommt, wie der carettiere, so ihn auf dem zweyrädrigen Ochsencaretto abführt, die Brunnen an der Heerstraß nit unbenutzt lässet, um das, was er mit dem Cannarohr aus dem

Spundloch unterwegens herausgezogen, wieder zu supplieren; wie dann der groß Weinkäufer in Rom ihm die solenne Wassertauf erteilet, als wenn er eyn Heid wär, — und wie des Bleyzuckers und Schnapses mannigfalt dem Sohn der Provinz zugekuppelt wird; und ist mir schier die Frag aufgestiegen, ob unser gepriesene Kultur und Kirch und Staat auf den Menschen nit auch eynwirken, wie die carettieri und osti auf den Sabinerwein — hab aber solche dem braven vignerol nit zur Beantwortung vorgelegt.

Item, wie wir des Abends bei warmer Kohlenpfanne im Saal sitzen, kommen unsere zwey subiacentischen Männer auf ihren Eseln mitten hereyngeritten, und wurde mit ihnen, beritten wie sie waren, unter Vortragung des Kohlenbeckens und Tamburinschall eyn solenner Umzug um den großen Tisch gehalten; und wie die erst Ausruhung und Atzung vorüber war, entspann sich eyne gelinde, aber ausdauernde Trinkung, und brachte die preiswürdige Regina eyne schwere Pfann vino caldo, dessen Zubereitung, so früher in diesen Regionen unbekannt war, sie vor langen Jahren der alte Meister Willers von Oldenburg kunstreich gelehret.

Und zog eyne heitere Stimmung in unsere Gemüter, wie sie sich ziemt, wann germanische, des Trinkens kundige Männer auf eynem fernen welschen Berggipfel beisammen sitzen, und wurde im Lauf verschiedentlichen Diskurses eyne Vergleichung angestellet, ob der groß Haufen deutscher Genossen, so heut im palazzo Simonetti zu Rom den letzten Abend des Jahres erschlüg, sich größerer Kurzweil zu freuen hab. Und weil selbige an kunstfertig gestellten lebenden Bildern sich zu ergötzen beschlossen hatten, entstand allhier die Proposition, desgleichen zu tun. Also ward der Saal geräumet, aus großen Tischen eyne Schaubühne errichtet, das ganz Kleidwerk derer Weibspersonen aus Schrank und Kasten unbarmherzigerweis beigeschleppet, item von Bettdecken, Vorhängen eyn starker Vorrat, auch der Lorbeer- und Olivenbäum vor dem Haus viel Gezweiges abgerissen; — und übernahmen der Düsseldorfer Maler, der jung Meister Klose und der Tübinger Repetent die erst Darstellung. Wir andern aber setzten uns hinaus in die Küchen ans warme Kohlenfeuer des Herds und schwatzten mancherlei, und war eyn schwer Ding, die sabinischen Frauenzimmer zu belehren, daß wir nit samt und sonders übergeschnappt seyen, maßen sie von so tollem apparatus

und der ganzen Bedeutung solchen Bildwesens sich keine klare idea formieren konnten.

Und nach eyner Viertelstund wurden wir in Saal gerufen, da stand auf hohem Tisch, als wie aus parischem Marmor gehauen, der Böblinger Magister und schaute regungslos nach der Decke und krampfte in seiner Faust eyn schlangenartig Gewind, so aus sabinischen Schärpen und Kopftüchern geflochten war, und rechts und links suchten sich in gebückter Stellung die zwey Genossen der Schlangen zu entledigen, — und lag eyn antiker Schmerz über der ganzen Gruppe, wiewohlen die Wirtin Regina ihr judicium aestheticum in den schlimmen Worten aussprach: ma che brutta cosa?* Und hatten wir zwey andern erst eyn stummes Ansehen, bis die Erschütterung des innern Lachens mächtig herausplatzte, und erklärte ich sofort dem Frauenzimmer, daß dies der alt Laocoon sey, der arciprete von Troja — nit zu verwechseln mit dem arciprete von Roiate — und daß damals die Schlangen noch größer gewesen, wie hier, wo sie auch schon zu sechs Fuß Länge anwachsen, und diesen Laocoontem samt seinen zwey Söhnen aufgezehret, weil er die Götter gekränket, — und konnt nit fortfahren in der Erklärung vor Uebermaß des Lachens, dieweil jedwede Betrachtung ergab, daß die zwey Maler, so sich jetzt als Söhne im Schlangenkampf wanden, den Vater Laocoon scheußlich ausstaffieret hatten, — hatten ihm nämlich das rot Mieder der Regina über den schwarzen Leibrock als wie eynen Panzer geschnürt und aus schwerem Leintuch eyn lang nach hinten abfallenden Priestermantel formiert, item trotz der germanischen, schwarzen Hosen eyn Gewind von Lorbeer und Oelzweig um seine Hüften gelegt, — und so stand er trotz Mieder und Lorbeer in der Brandung des Gelächters starr und schmerzlich und verzog keine Miene.

Ille simul manibus tendit divellere nodos
perfusus sanie vittas atroque veneno.**

bis daß er unter Darreichung eynes Schluckes Glühwein herabgezogen ward in Kreis der tollen Trojaner.

Item, so schickten der Meister Andrée und ich den Laocoon

* Was für häßliches Zeug!

** Er nun ringet zugleich mit den Händen, die Knoten zu lösen,
Ganz durchströmt an der Binde von Eiter und schwärzlichem Gifte.

mit samt seinen Söhnen in die Küchen und formiereten eyne zweyte Gruppe, so auch der Plastik des Altertums entnommen war, den Amorem und die Psychen, – und mag auch eyn heiter Werk gewesen sein, maßen der Amor Bruchstücke vom Gewand des olevaneser Ziegenhirten und die Psyche eynen landesüblichen Unterrock trug.

Item pro tertio kamen wieder die Ersten an die Reihen, und zu Beurkundung des studii neuer Meister ahmten sie das Bild des Meisters Riedel nach, so unter dem Namen „die napoletanisch Fischersamilie" männiglich bekannt ist. Und war wiederum eyn herzschneidend anmutiger Blick, wie die zwey losen Maler den Vater Laocoon umgewandelt hatten, denn itzund saß er als italienisch Fischerweib am Strand, mit farbigem Kopftuch und Schurz, und hatten ihm das gypserne Engelsbild mit der zerbrochenen Nasen, so von altersher die Stuben ziert, als Säugling an die Brust gelegt, und schaute nun mit unverrücktem Mutterblick auf selbes herunter, dieweil sich vorn der lang Lazzaroni reckte und das Tamburin schlug, — und unsere Hausdamen erklärten die Darstellung für molto bella, vermeinten aber, es sey die Großmutter, so ihren Enkel hielt, und nit die säugende Mama.

Pro quarto ward noch der alt Belisarius aufgeführet, so seinen jungen, erstorbenen Führer auf den Schultern träget; war aber die Mitternachtstund nah herangerücket und der Scherz zu Ende, dieweil um solche Zeit eyn ernst Insichgehen und Schauen in Vergangenheyt und Zukunft sich gebühret. Also hülleten wir uns geisterhaft in weiße Leintücher, nahm jeder stumm sein Glas Glühwein zur Hand, und schritten hinaus in die Winternacht. Und wie wir auf der Felsplatten stunden, lag tief und still die Welt unter uns, maßen es in Italien nit üblich, in dieser Nacht ein besonderen rumorem anzuheben — und eyn funkelnder Sternenhimmel war ausgespannt über den dunkeln Bergen, und hub ich eynen Spruch an, so sich an die Sentenz des türkischen Gesandten in Berlin anknüpfte: wai Mohamed! demonstratione scandalorum! omnia futsch! und hab sicherlich viel Schönes und Tiefes gesprochen, so aber die Winde verweht haben, und wurd um Mitternacht hell mit den Gläsern zusammengeklungen und auch nordwärts eyn Gruß in die Heimat, ins liebe Altdeutschland hinübergerufen, — und mög uns allen das neu Jahr Glück und Gedeihen bringen! —

Item so war an zerbrochenem Hausrat, so in diverser Art diese Nacht ruiniert worden, zu bezahlen: 1 Teller, 1 Flasche, 2 Gläser, 1 vaso nocturnale und 3 Stühl. —

Item so ritten wir am 1. January auf Eseln über den Felsberg von Civitella nach dem Klösterlein San Francesco und gedachten bei denen Mönchen, so wir in früheren Zeiten bereits um eyn paar Steinkrüg Weines gekränkt, wenn thunlich eyn Frühstück zu erpressen. Zogen auch die Glocken scharf an und harreten in kalter Luft, daß aufgetan werde; — ward aber nit aufgetan, also daß wir schier dastanden wie Kaiser Heinrich im Hof von Canossa; — und waren nüchtern und froren, stellete sich auch eyn linder Jammer eyn, also daß sehr unziemliche Redensarten laut wurden und wir mit eynem wohlgemeinten „Kreuzdonnerwetter!" zum Klosterhof hinausritten. Und so ich an meine guten Freund, die Franciskaner in Palazzuola am Albanersee denk, mit denen ich manch Krüglein geleeret und manch Schelmenliedlein gesungen, so möcht ich diesen sabinischen Thorverschließern schier die Kränk auf den Hals wünschen.

Kommen sodann in das Felsnest rocca di san Stefano eyngezogen, so führt uns das gut Glück den pizzicarol von San Stefano in die Händ, und hatt derselbig in Vorahnung der Dinge eyn paar Tag zuvor am Meer unten eyn paar Fäßlein gesalzener Meerfisch heraufgeholet, und stand eyn lieblich Faß Sardellen, so strahlenförmig eynmariniert waren, in seiner bottega, also daß Meister Andrée, so vom Jammer am schwersten molestiert war, dem pizzicarol eyn dreymaliges, feierliches Heil! zurief und ihm mit seinem roten Seidentuch, so er an eynen Spieß gebunden, grüßend zuwinkte. Und auch Laocoon der Alte zehrte sechs schwer gesalzener Fisch auf und sprach: „non c'è male!" Und war der Körper- und Seelenzustand der fünf Männer in kurzester Frist gebessert, und ritten in scharfem Eselstrab heimwärts, so im Sabinerland bei dem schlechten Zustand von Sattel und Riemen und gänzlichem Abmangel des Steigbügels schier eyn halsbrechend Stück ist. Hatte aber die Regina zum Abschied eyn herrliches Mittagsmahl bereitet und mir und dem Sir Guglielmo aus besonderer Hochachtung eynen zweyjährigen Rotwein, eynen wirklichen vino capitale vorgesetzt, und werd ich ihr diese Aufmerksamkeit zeytlebens gedenken.

Item so frag ich die braun Lala, was ich ihrem Freund,

dem Sir Otto in Rom ausrichten soll, so sagt sie, wie sie's pflegt im Ritornel gesungen hat:

Quante stelle stann' al cielo*
Tanti bacci ti darò,
Non abbasta uno solo
Per poter mi consolar.

und damit ich's nicht vergesse, will sie anheben, mir selber eyn paar herzhafte Küß zu geben, die ich dann wieder geeygneten Orts abgeben sollt. Hat mich aber diese naive welsche Manier schier gerühret, und hab daraus meinem Tübinger Freund die ethnographische Notiz abstrahieret: daß die Sabinerinnen, beim Abmangel der erforderlichen Schulkenntnis zur Abfassung von Liebesbriefen, sich seltsamer Surrogate zu bedienen wissen, also daß etwannen der Bot von Schwetzingen fragen könnt: Schreibt man hierzuland den Leuten die Brief ins Gesicht?

Des andern Tags hat Scherz und Spiel eyn End genommen und sind wir insgesamt von dannen gezogen und haben eyn großen Gebirgsmarsch gemacht. Und stiegen durch die Schlucht von San Vito und liefen eyn Stück in der Irr herum, und war schlimme Bergwildnis und schlimme Bauernjagd, und wie wir an etzlichen Sabinern mit ihren verrosteten Flinten vorbeikommen, knallt's von weitem, wo so eyn welscher Petermann nach eynem Waldspecht oder eyner Drossel geschossen, und fahrt der Schrotschuß neben uns in die Hecken, also, daß es nit sehr geheuer aussah und Meister Andrée erklärte, er könne sich jetzt bald vorstellen, wie es „tief in den Abruzzen" zuging. Verzogen uns darum schleunigst aus deren Bereich und gingen über den Bergkamm von San Vito und das elend Dörflein Pisciano in eyn Seitenthal des Anio hinunter, — und war zwar die Gegend wildschön und ragten die hohe Menturella, wo der Einsiedel haust, und von der andern Seit die kahlen, steilen Mamellen stolz in die Niederung herab — der Weg aber hörte auf, und war morastig Erdreich, so am Stiefel hängen blieb; und machte uns so unwirsch, daß Meister Andrée schier dem Pfaff von Pisciano, so mit seinem Brevier am Weg stand und über die

* So viel Sterne stehn am Himmel
So viel Küsse geb' ich dir —
Nur ein einz'ger bringt ja doch nicht
Trost in meiner Liebe mir.

fremden Wandersmänner, die „zu ihrem Vergnügen" am 2. January des Wegs kamen, lachte, seinen Hut angetrieben hätt; war auch von itzt an über die Abruzzen völlig beruhigt, zumal da er, ob unkundigen Eselsritts am Tag zuvor, sich mit einem Wolf zu schleppen hatte, und gab ihm der württembergisch Gelehrt mit naturgeschichtlicher Zergliederung von Wesen und Art „des Wolfs tief in den Abbruzzen" die erlittene Unbill mannigfach zurück. Besserte sich hernachmals unter dem hohen Nest Siciliano die Straß merklich, und ergingen wir uns in vielfach archäologischer Betrachtung über Trümmer am Weg, maßen hierlands die Villa des Horatius ungefähr gelegen, tauften auch einen Brunnen „zum bandusischen Quell", war aber die Pietät für den alten poetam nit so groß, daß wir aus besagtem Quell getrunken hätten.

Erschauten auch auf den Hügeln am Anio viel große cyclopische Grundmauern und Ruinen, die Rest der Städte Empulum und Sassulae, und stand eine einsame Osterie am Weg, mit antikem Gemäuer und einem Grabaltar, das Casal von Ampligione, und war die Straß öd und menschenleer, und saßen am schmalen Eichtisch drinnen etzliche wüste Gesellen, und wiewohl Ernst Förster so schön sagt: „Selten oder nie wird man in Italien einen Betrunkenen finden," so hatte der Wirt doch bereits einen großen Brand, und wie er das Brot auf den Tisch stellt, fahrt er mit seinem spitzen Bowiemesser einem von uns am Leib vorbei, mit dem unzweydeutigen Gestus des Aufschlitzens und sagt: così si ammazza la gente*. Wurde durch diesen Gruß die Gemütlichkeit also erhöht, daß wir uns in gedeckter Stellung an die Wand rückten, die Malerspieß zur Hand nahmen, im Sack nachfühlten, ob der Dolch noch gute Springfeder habe, und den sauren Wein mit einer gewissen Schnelligkeit austranken. Zahlten auch die Zech nit in Silber, sondern in halben Bajokkstücken, und machten uns baldigst fort.

Item so kamen wir durch das großartig schöne Thal der Aquädukte, deren alt, zerstört Gemäuer im letzten Abendsonnenstrahl erglänzte, gen Tivoli und nahmen im Hotel „de la Sibylle" Einkehr.

Und hier war bald zu vermerken, daß ein rechtschaffen Wirtshaus wie das in Olevano in Welschland so selten ist wie

* So bringt man einen Menschen um.

der Diamant Cohinur unter den Gesteinen; — sammelte sich bald viel Gesindel, so sich für morgen zum Führer anbot, vetturini, so sich Konkurrenz machten, item so war der erst Wein, so auf den Tisch kam, nit zu trinken und wurde mit Indignation zurückgewiesen, desgleichen der zweyt, weil der, in anderer Art und Farb, gleich schlecht sich erwies; erst der dritt, nachdem mit dem Wirt nach dem Vorbild des alten Meister Willers „geredet" worden, war besser; — und wie der schlecht Ziegenbraten abgenagt war, kommt der Hansknecht und fragt, ob die Herren Fremden vielleicht eyne kleine Illumination des Sibyllentempels draußen mit bengalischem Feuer befehlen? Jetztund war aber das Maß voll, und griff ich eynen Feuerbrand aus dem Kamin und erklärte dem facchino, hiemit ließ sich, wenn wir's wollten, nit nur der Tempel illuminieren, sondern ihm selber auf eyne Weise zum Saal hinauslenchten, daß er morgen seinen culo mit Essig reiben könnt — worauf der Tempelerlenchter spurlos verschwand. Und hat dieser eygentlich Unrecht von mir leiden müssen; denn an all der Verhunzung von Italien sind die verdammten Engländer schuld, die continent travellers und die reisenden Evelinen, die sich derley dumm Zeug in ihr Tagbuch notieren wollen; und es soll mir nit leid tun, wenn ich Zeyten des nächsten Carnevals eyn paar scudi los werd für Orangen und Zitronazzen, denn ich gedenk diesen Insulanern trotz ihres germanischen Ursprungs meine Hochachtung in ganz absonderlicher Weis an ihre harten Schädel zu werfen. — Wurde darum in unseinen Reden von diesem Tibur, wo Horatius seine Lebenstage zu beschließen wünschte, gesprochen; da hub zum Trost Meister Heydt an, daß wir nit die eynzigen seien, denen zu Tivoli schlecht mitgespielt werd, und hätten schon die römischen „Stadtzinkenisten" in grauem Altertum hier Unrecht leiden müssen. Es begab sich nämlich, als Rom noch eyn starke heidnische Republik war, daß der Senat sämtlichen musicis von Rom, den tibicinibus, symphoniacis und cymbalistis ihr herkömmliches großes Festmahl im Tempel des Zens weigerte; mutmaßlich weil damals schon der bekannt Musikantendurst eyn Loch im Staatshaushalt verursachte. Also packten alle Flautisten Cimbalspieler ihre Instrument zusammen und hielten, als große und übliche Demonstration, eynen Auszug nach Tibur, und soll damals in Tibur auf den Straßen eyn Gedudel entstanden sein wie jetzt hier im Dezember, wenn der Pifferaro anrückt.

Sprach der Gemeinderat von Tibur: „Wie schaffen wir die Kerl wieder hinaus?“ und ließ die Sibylle kommen! Sprach die Sybille: „Gebt ihr ihnen das Festmahl, das die Römer weigern, und so ich recht in die Schicksalsbücher schaue, so wird eyn jeglicher rechtschaffene römische Stadtmusikant so viel Landweines tilgen, daß er nimmer weiß, wie ihm geschieht. Dann fuhrwerkt sie gen Rom.“

Also geschah es; und am Morgen nach besagtem Festmahl standen etzlich Dutzend zweyrädriger Ochsenwagen auf dem Forum zu Rom, und lagen auf jedem zwey tibicines, und hatte keiner von ihnen das Basaltpflaster der via Tiburtina knarren gehört; und lag eyne Rechnung an den römischen Senat dabei, und wurden statt des notwendigen Frühstücks und salzenen Harungs mit Ruten gestrichen — und ergab sich allerhand Moral heraus. —

Item so wurden wir durch diese wehmütig Stadtzinkenistengeschicht merklich getröstet; und hielten des andern Tags eyn große Umschau in und außer Tivoli; und hätt ich noch allerhand zu erzählen von Wasserfällen und Höhlen und Klüften des Anio, und von Tempeln und antiken Villen und alten Olivenbäumen und herrlichem Blick auf Gebirg und in die Campagna, von dem Gartenpalast derer von Este mit seinen gewaltigen Cypressen, mit seinen Laubgängen und Fontänen, unter denen sich eynstmals Ariosto vergnüglich erging und neuerdings der Franzos gehaust hat — aber ich sorg, die Epistel werd zu lang, — und feiern heut die Römer ihre befana, und ziehen nit nur die jungen, sondern auch die alten Kinder mit eynem Gepfeif und Geblas aus hölzernen Trompetlein in den Gassen herum, daß dagegen auch die normalste Katzenmusik, so eyner vor vier Jahren in der Heimat hören konnt, zu eynem leisen Seufzer zusammenschwindet. Will deshalb schließen und mir auch eyn Trompetlein kaufen und den Welschen eyns blasen.

Bhüet euch Gott all zusamm in Heydelberg, — und den Neckar und das alt Schloß laß ich auch schön grüßen.

Venetianische Epistel.

Venedig, den 18. Juni 1855.

riva degli Schiavoni 4161. 3° piano.

Gruß und Handschlag zuvor all den getreuen und festen Männern, die an den grünen Ufern des Neckars auch im Monat Juni noch ihren Maiwein trinken. Und wenn ich seit langen Wochen nichts von mir und meinen Fahrten in Welschland hab verlauten lassen, so bitt ich einen hochwürdigen Engeren, selbes nicht einer böswilligen Vergessung alter Versprechen zuzuschreiben, denn Altheidelberg wird nimmer aus meiner Seele getilgt, sondern steht mit Sang und Klang und Paukenschlag drin festgetrommelt bis ans Ende der Tage — aber die erste wieder erstmete Sommer- und Sciroccohitze macht bei willigem Geiste das Fleisch schwach, und zweitens ist dieses alte Venetia ein so verrücktes und verzwicktes Nest, daß ein solider deutscher Biedermann Zeit braucht, um sich die konträren Eindrücke zurechtzulegen — was ein löblicher Engerer begreiflich finden wird, wenn ich ihm sage, daß, was in Heidelberg die Hauptstraße ist, hier Canal-Grande heißt, was dort ein Fiaker, hier gondoliere, und zwar höflich — was dort eine Hauskatze, hier eine zahme Schildkröte (tartaruga), die Salat frißt, was dort Maiwein, hier sorbetto, und daß von jenen Stoffen, die anderwärts die Fundamente eines löblichen Früh- oder Vespertrunks bilden, hier wenig oder nichts zu finden ist. Jedennoch aber ist's eine feine Seestadt, so an altem Gebäu und Kunstwerk viel kostbare Schätze für unsereins birgt, und nachdem es uns auch gelungen, in einem traulichen Winkel des Marcusplatzes einen annehmlichen Unterschlupf zu finden, wo der Mensch bei einem Glas cyprischen Weines tief in die dunkle Sternennacht hinein träumen mag, haben wir es einstimmig für ein „auf unbestimmte Zeit" bewohnbares Wasserrattennest erklärt, und wenn wir auch spät erst die Entdeckung machten, daß die schlanke, blasse Inhaberin jenes Winkels in ihrem schwarzen Spitzenhändchen nicht die von vielen ehrenwerten Reisehandbüchern und

von dem langen Archäologen Dr. F. Braun rühmlichst erwähnte Frau Mendel ist, sondern die Ehegattin des Cafétiers und Conditors Rieß von Pfullendorf, Gr. bad. Bezirksamts gleichen Namens im Seekreis, und daß die Firma Mendel gleich der des Dogenpalastes und der Republik Venedig nur noch darum fortgeführt wird, weil sie den Fremden von altersher besser bekannt ist, so hat uns dies an der übrigen Feenmärchenillusion des heiligen Marcusplatzes nichts benommen, und wandeln wir tagtäglich noch mit dem gleichen Seelenvergnügen über das alte Marmorpflaster wie an jenem ersten Abend, wo sich zuerst die wundersamen Rundbogen und Kuppeln der Kathedrale über unsern Häuptern wölbten und der eherne Löwe auf seiner Granitsäule mit seinem schweren Metallschweif seinen Gruß entgegen wedelte. Da aber von venetianischen Dingen notwendig eines Breiteren die Rede sein muß, und ein hochlöbl. Engerer auch von der vorvenetianischen Periode seines auswärtigen Mitgliedes Kenntnis erhalten soll, so sei diese heutige Epistel bloß den Fahrten und Erlebnissen

von Karlsruhe bis Venedig

gewidmet und werde denn, unter Beistand eines kühlenden Meerwindes, der über die Insel San Giorgio her erfrischend in meine Bleikammer weht, ab ovo begonnen.

Item am 23. Mai 1855, des gleichen Tages, an dem ich vor drei Jahren meine erste Pilgrimschaft in welsche Lande mit Gottes gnädigem Schutz angetreten, hab ich, Josefus Scheffel vom dürren Ast, mein elterliches Haus wiederum verlassen.

Und war mir geziemend ernst und betrübt zu Sinne, maßen meine gute Mutter viel Tränen zum Abschied geweint, und saß noch herzbeklemmt im Fiaker, als das Ettlinger Tor schon durchfahren war, da ersah ich unter den Bäumen des Bahnhofes ein Standbild in die Höhe ragen, so meine Augen früher noch niemals geschaut, und wie ich näher zuschaute, war's ein unbekannter, eherner Mann mit einem Antlitz, das jährlich sicher seine 20 000 Geschäftsnummern erledigt, und sein metallner Frack kam mir bekannt vor, maßen in einem gewissen tintenfaß- und aktenerfüllten Gemach zu Bruchsal einst dieses Fracks leiblicher Bruder als Panzerhemd eines älteren Kollegen tagtäglich die Lüfte durchrauschte, und der eherne Mann machte ein griesgrämig Gesicht, als wenn ihn die Zeit daure, die er hier auf seinem

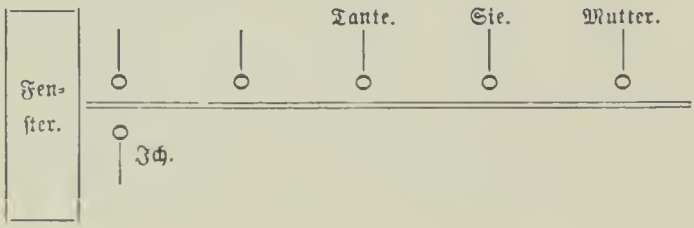
Postament abstehen muß, statt zu gewohnter Kanzleistunde ins Ministerium zu gehen, und reckte seine Hand mit vornehmem Bedauern wider mich aus, als wollte er sagen: „Sie qualifizieren sich täglich schlimmer," — da lagerte sich jenes fröhliche Lächeln um meinen Mund, das nur in ganz guten Stunden erscheint, und das Herz schlug bewegt wie Ruderschlag eines in volle See steuernden Schiffes, und ich schwang meinen grauen Hut und rief: „Leben Sie wohl, Herr Minister Winter! Es geht dem Frühling entgegen, evviva l'Italia!" Und rief's so laut, daß ein Expeditor von der Finanzkammer, der soeben mit einem Registrator der Kreisregierung in stiller Verklärung das leuchtende Vor- und Standbild bewunderte, mit gerechter Indignation nach mir herüberschaute. Da sie aber aus meinem grauen Schlapphut erkannten, daß die Ruhestörung von einem Subjekt ausging, das nicht einmal in subalterner Stellung zum Staatsganzen sich befinden konnte, so nahmen sie keine weitere Notiz von mir, was umgekehrt, in Betreff meiner zu ihnen, ebenfalls in vollstem Maße stattfand.

Item so fuhr ich noch desselben Tags auf der Eisenbahn von dannen; und habe auf dem Weg bis München drei Abenteuer bestanden, beziehungsweise *nicht* bestanden, die ich einem löblichen Engeren unmöglich vorenthalten darf. Das erste aber war, von Stuttgart nach Ulm, *eine versäumte* und nie wieder gutzumachende *Gelegenheit*.

Denn wie ich jenseits des dunklen Stuttgarter Bahnhofes meine Augen über die verschiedenen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft gleiten ließ, mit denen ich im gleichen Coupé befördert zu werden die Ehre hatte — auch im Vorübergehen dem umsichtigen Walten der Direktion der württembergischen Verkehrsanstalten meine Anerkennung dafür gezollt, daß sie überall durch Anschlag vor der Lebensgefahr warnt, in die der Reisende verfallen kann, der den Kopf, oder Arm „oder andere beliebige Teile des Körpers", zum Wagenfenster hinausstreckt, — bemerkte ich rückwärts schauend ein feines Mädchenantlitz, welchem ich auf württembergischer Eisenbahn und sonst allhier nicht zum erstenmal begegnet. Da aber die Vorgeschichte dieser Geschichte außer den Archiven des Engeren liegt, auch keine schriftlichen Quellen vorliegen, als vielleicht einige vergilbte Tagebuchblätter aus früheren Jahren, deren eines mit dem Datum „Markgröningen" und den Zeilen schließt:

Und als wir uns zum letztenmal
Die Hand gereichet hatten —
Da warf der Asberg übers Thal
Einen dunkelspöttischen Schatten —

so möge die Andeutung genügen, daß besagtes Mägdlein schön war und zwischen Mutter und Tante, deren Bekanntschaft mir noch nicht zuteil geworden, eingekeilt saß, und wir — nach württembergischen System, uns die Rücken zukehrten, etwa nach sol-



gendem Situationsplan, wobei die Pfeile die ordnungsmäßig aus den eingenommenen Plätzen entspringende Richtung der Augen bezeichnen.

Dennoch aber — während wir zwischen den grünen Baumalleen Cannstatts durchfuhren, trafen sich unsere Blicke flüchtig — und ebenso flüchtig wandte sie den ihren wieder — und da für mich entscheidende Gründe vorlagen, mich weder der Mutter noch der Tante, deren Halskrause dann und wann drohend in die Landschaft nickte, vorzustellen, war's ein stummes Wiedersehen. Sie war etwas blasser als damals, da sie mit ungerechter Sprödе von mir Abschied nahm und ich vergebens um einen Kuß als Zehrgeld für die Weiterreise von Markgröningen gebeten. Sie trug einen breitrandigen Strohhut nach Art der Florentinerinnen und einen Strauß Rosenknospen drauf. Sie brach das Gespräch mit ihren Begleiterinnen ab und saß stumm, mir zu Rücken.

Nachdem wir eine Weile gefahren, pfiff die Lokomotive, so daß ich unwillkürlich meinen Blick zum zweitenmal nach dem ihren wandte. Da schaute sie mich durchbohrend an und lächelte süß und warf eine Knospe ihrer Rosen wie spielend zu dem Fenster hinaus und deutete unmerklich mit dem Zeigefinger nach der Bergwand, die sich mir zur Rechten hob, und schaute mich abermals scharf an — und ich erkannte, daß Blick und Rose was

zu bedeuten habe, und war ein Esel, der zu wenig Topographie studiert, sonst hätt' ich wissen müssen, daß im Moment der Zug in den Rosensteiner Tunnel einfahre, und daß, nach solcher Augensprache, in eines Tunnels Dunkel trotz Mutter und Tante mancherlei geschehen kann — und ich Mitleidswerter beugte, trotz der Warnung der Direktion der Verkehrsanstalten mein Haupt zu dem Fenster hinaus, durch das sie die Rose geworfen, und starrte der Blume nach und dachte an alte Zeiten und vergaß die Gegenwart, — und die Lokomotive pfiff abermals und es ward dunkel um uns, — was ging mich der Tunnel an? — und ich achtete kaum, daß eines breitrandigen Strohhutes äußerste Spitzen während der Dunkelheit sich bis zu meines grauen Hutes Krempe herüberneigten und nickten — und es wie ein Hauch unsäglicher Jugendblüte von jenseits zu mir herüberwehte, und es ward wieder Licht, und der Tunnel war passiert, da wandte ich mich wehmütig um, da wölbte sich ihr breiter Strohhut wie ein Palmendach über meinem Haupt, und ihr Auge flammte auf kaum drei Zoll Entfernung in das meine — und ihre Lippen hatten die meinen gesucht und nicht gefunden, und — es war zu spät, und kaum mochte sie ihren Schwanenhals wieder zurückwerfen, so war alles im Tageslicht wie vorher, und die Tante glänzte im Sonnenschein wie der Berg Ararat zwischen ihr und mir, und die ganze rauhe Alp empor kam kein zweiter Tunnel mehr, und in Ulm stieg sie aus und verschwand im Gedränge der Reisenden, und es wird zeitlebens kein Tunnel mehr für mich kommen, wo ich das Antlitz statt zum Fenster hinaus ihren honigsüßen Lippen entgegen wenden darf . . .

Und bleibt mir nichts übrig, als diese Geschichte mit dem tiefgefühlten Wort eines Mitreisenden zu schließen, der in Göppingen einstieg, und Rock und Regenschirm im Wartsaal hatte stehen lassen, welche Entdeckung er, als der Zug schon im Fahren war, mit dem breitgesprochenen schwäbischen Wunsch begleitete: „Da soll doch gleich ein Mordmillionen-Hutschachtel-Nachtsack- und allgemeines Effekten-Donnerwetter dreinschlagen."

Item so stieg ich in Ulm in ein abgelegenes Coupé zum Schnellzug und wollte allein sein und hüllte mich in meinen Shawl und saß in einer Ecke, regungslos wie eine Bildsäule. Stiegen aber dennoch, und ohne irgend sich um mich zu kümmern, noch vier Personen ein, die drei verschiedene soziale Gruppen repräsentierten, — ein reicher Bauersmann von Kriegshaber bei

Augsburg mit seiner Tochter, die eine eng anliegende schwarze Kappe auf dem Haupt trug, gleich einer Frauengestalt aus Holbeins Bildern; ein Mann in einem druckfattnenen Frack, darüber er eine Bluse gezogen, vorerst ohne besondere Kennzeichen, als daß er in Ulm viel Braunbier getrunken, denn er schickte sich sofort zu schnarchendem Schlaf an; der vierte aber war Gregorius Niederwurzler aus der Vorstadt Giesing bei München, der in Ulm auch nicht wenig Braunbier getrunken, aber außerdem noch durch verschiedene besondere Kennzeichen die hervorragendste Stellung in unserem Coupé einnahm.

Besagter Gregorius trug eine städtische Kleidung, einen großen Paletot mit Schnüren drüber, einen antiken Filzhut kühn auf dem rechten Ohr, eine riesige Tabakspfeife samt Beutel in der Seitentasche, einen gedrehten Ziegenhainer mit eiserner Zwinge, wie ich solchen nach 1848 für aus der Welt getilgt wähnte, einen Reisesack, daraus zwei in Papier gewickelte Weinflaschen die Hälse emporreckten, dabei einen Tornister im älteren Stil samt mannigfach anderem Gepäck. Sein Antlitz aber erfreute sich einer malitiös die Oberlippe überragenden Unterlippe, eines kniffigen Zuges, der bis zu den mit goldnen Ringlein versehenen Ohren hinüberreichte, eines mit Selbstgefühl gedrehten Bocksbartes und war mir aus den „Fliegenden Blättern" schon holzschnittlich aus dem Gespräch jener beiden, die von Rechtswegen auch noch die Einbalsamierung nach dem Tod auf Staatskosten fordern zu können glauben, des Näheren bekannt. Und wie er in Wagen stieg, kamen zwei Mägdlein auf ihn zu, mit Apfelkuchen die eine, mit Biskuit und Limonade die andere; der aber sprach beidesmal: „Nix für uns, Amen!" im Ton einer alten Kirchenlitanei — und fuhr, ins Coupé eintretend, in gleichem Ton fort: „Aber drei Pfund Kalbfleisch und das fette vom Schinkenbein und sechs Maß bairisch, darum bitten wir, o Herr!"

Dabei war er dem Mann im druckfattnenen Frack samt Bluse auf den Fuß getreten, ohne ihn um Entschuldigung zu bitten, und klopfte der Jungfrau von Kriegshaber auf die Schulter, indem er fragte: „Was meinen S' zu dem Kirchengebet, Sie?" Das Mägdlein in der schwarzen Kappe aber antwortete: „Sie müssen schon recht weni' Gottesfurcht haben, Sie, lassen S' mi aus!" worauf er in ein stiermäßig Gelächter ausbrach und rief: „Gottesfurcht? Mit den Faxen is es aus bei uns in

Mannheim, glauben S' der Gregorius käm' so dumm aus der Fremde heim, als er vor elf Jahr nein gangen is? Sie?!" Und dabei legte er seinen Arm um seiner Nachbarin Hüfte, als wenn sich das von selbst verstünde.

Unterdes war der Zug über die Donau gefahren, als sie ihm, sich los ringend, ein ernstes: „Schamen S' si'!" zugernfen — im Bahnhof zu Neuulm aber stunden drei barmherzige Schwestern in ihrem ernsten Ordenskleid, da wollte Gregorius Niederwurzler seine Landsmännin von seiner Seelenstärke überzeugen und sprach: „Wissen S', was denen g'sagt g'hört? Geben S' einmal acht! . . ." und er öffnete das Fenster und rief den Nonnen zu: „Hurrah die Gäul!" und wie sie unklar herüberschauten, wiederholte er: „Jawohl, hurrah die Gäul!" und fügte den frommen Wunsch zu, daß sie doch gleich unters Pflaster versinken möchten, bis tief ins höllische Feuer! An letzterem schien er trotz seiner geläuterten Begriffe keinen Zweifel zu hegen.

Ich schlug indes ruhig einen Zipfel meines Shawls über die Schulter und gedachte im stillen: diesen Edeln hat mein Freund v. Preen * wohl auch schon hinterwärts gebunden — und musterte ihn flüchtig, da seine Manieren für die eines Schneiders zu entschieden und prononciert, für die eines Schusters zu handfest waren.

Da erfah ich denn bald am Daumen und Mittelfinger seiner Rechten, wo bei andern viel Nadel- und Ahlstiche sitzen, eine feste Hornhaut und Schwielen und wußte, daß mein Mann ein Zimmermann oder Tischler war. Er aber hielt dem Frauenzimmer von Kriegshaber noch einen längeren Vortrag über Konstitution und Gewissensfreiheit und „Saupfaffen" und anderes, was er in Mannheim erlernt, der mit solchen Brocken von „Lästerung" und „frechem, unehrerbietigem Tadel bestehender Einrichtungen" gewürzt war, daß ihm ein geübter Kriminalist schon halbwegs vor Augsburg über anderthalb Jahr Kreisgefängnis oder Arbeitshaus hätte nachrechnen mögen. Seine Landsmännin aber hielt zuletzt den Schurz vor ihr Antlitz und sprach: „Jetzt hat's mi schon ganz siedig heiß überlaufen mit Ihrem Malefiz-Mannheim!"

Unterdes war der Unbekannte im druckkattunenen Frack unter der Bluse aus seinem bleiernen Schlaf erwacht, schaute sich

* 1818 als Untersuchungsrichter in Heidelberg Vorgesetzter des Verfassers.

gähnend um und sprach: grüez 'i! worauf ihm jedoch keine geeignete Antwort zu teil ward, da man ihn nicht verstand und ich in meiner Ecke keine Lust hatte, zwischen den Männern von Isar und Lech und einem von „Zürisee" den Dolmetsch zu machen. Darauf fragte er, ob in München wohlfeil ein Privatlogis zu bekommen sei, und ward abermals nicht verstanden, und nach zweimaliger Wiederholung der Frage sprach der Mann von Kriegshaber, der in seiner Jugend in Algier gewesen: „Ah so — logement, vous cherchez un logement?" — so daß hier der vollständigste Gegensatz zu jenem Vossischen Idyll stattfand „wo der dänische Pflüger den deutschen, dieser jenen versteht", und mir zur Evidenz erwuchs, daß die ins Helvetische hinüberragenden Alemannen an den bojoarisch-keltischen Nachbarn keine Stammverwandten und Vettern besitzen.

Der Mann im Frack unter der Bluse wurde aber, je weniger er sich deutlich zu machen vermochte, mit um so größerer, mitleidiger Teilnahme behandelt, auch durch Anbietung einer Prise Tabak seitens des Alten und eines halben Wecks seitens der Tochter ihm die Aufmerksamkeit erwiesen, die dem fremden Gastfreund gebührt. Einen muckerischen Zug um die Lippen hatte er ohnedies schon, einen stillen Brand wohl auch; nun ward's ihm entschieden zutraulich zu Mut, und er faßte den Entschluß, in die allgemein menschliche Zeichensprache überzugehen, zog seinerseits eine rotpolierte Dose hervor und bot der Jungfrau eine Prise, hielt ihre Hand fest, als wolle er aus ihren Fingern schnupfen, und erlaubte sich auch einige dem alten Telegraphensystem entsprechende Kniebewegungen gegen sein vis-à-vis, so daß sich Gregorius Niederwurzlers Unterlippe immer malitiöser gegen die Nase emporkniff. Wie er aber seine rotpolierte Dose der Nachbarin als Geschenk anbot und Miene machte, sie ihr in Schurz zu stecken, da richtete sich Gregorius auf wie ein Leu, faßte den Helvetier um beide Knie, hob ihn mit dem Oberleib zum Coupéfenster hinaus und rief: „Da wenn wir Sie jetzt hinausschmeißeten, Sie Unflat!?" Die Jungfrau schüttete die Dose bis aufs letzte Tabakkörnlein fort, und ihr Vater schlug auf den Zürcher Unbekannten so scherzhaft kräftig ein, daß ihm ganz elend zumut ward und er demütig um Gnade flehte, worauf er nach deren Gewährung nichts Besseres zu tun wußte, als scheinbar wieder in seinen bleiernen Schlaf zurückzuverfallen, der auch andauerte bis Augsburg.

Gregorius aber hatte viel Vorwürfe zu erleben von seiner Landsmännin, die der Ansicht war, der Fremde hätte das „unter Umständen auch übel nehmen können", allein er sagte: „Ich fürcht' mich weder vor Gott noch dem Teufel." Dies veranlaßte ein allgemein Gespräch übers Fürchten, und sie frug ihn weiter, ob er schon bei einem Toten gewacht? Wer das nicht getan, könne nicht sagen, er fürchte sich vor nichts. Da lachte Gregorius Niederwurzler und strich seinen Bocksbart und erzählte eine grausam schöne Geschichte von seiner ersten Meisterin, wie die ihm den Bissen im Löffel und den Trunk im Glas vergönnt habe und endlich gestorben sei. Da hab ihm der Meister die Wahl gelassen, ob er ihren Sarg schreinern oder bei ihr wachen solle, er aber hab gesagt: „wachen!" und sei mit einem Steinkrug Bier und einem Laib Brot hinausgezogen in die Totenkammer und hab ihr zugerufen: „Gelt Frau Meisterin, jetzt müßt Ihr's doch geschehen lassen, daß der Gregor sich satt ißt und satt trinkt," und hab sich ein riesiges Stück vom Laib geschnitten — und wie's ihm nach geleertem Krug geschienen, als ob sie mit ihren gläsernen Augen ihn anschaue, sei er an die Totenbahr gegangen, hab ein Kreuz geschlagen, und gesagt: „Nix für ungut, Frau Meisterin," und ihr die Augen herzhaft zugedrückt, und dann hab's ihm erst recht geschmeckt.

Hiemit schien des Giesinger Altgesellen Bravour außer allen Zweifel gestellt; der Mann war mir unterdes interessant geworden, darum rührte ich mich in meiner Ecke, steckte eine Cigarre an, wandte mich mit der verbindlichsten Höflichkeit zu ihm, bot ihm gleichfalls eine Cigarre und mühte mich, ihm mit eigenem Streichholz Feuer zu reichen. Er aber, der mich seither systematisch ignoriert, geriet hiedurch in eine zweifelhafte Verlegenheit, blies seine Wolken, rückte auf und ab, so daß ihm gelegentlich sein Hut zu Boden fiel, was er mit der Bemerkung begleitete: „ich glaub der Hut will wahnsinnig werden, daß er München wieder zu schauen kriegt."

„Es hat Ihnen gefallen in Mannheim?" sprach ich gleichgültig.

Er aber schaute nach meiner goldenen Brille und war noch verlegener als vorher. Das Gespräch ging langsam vorwärts.

„Haben Sie nicht einmal eine Geschichte mit der Mannheimer Polizei gehabt?" fragte ich harmlos weiter. Da rückte er noch unruhiger hin und her und sagte kleinlaut: „O ja, mehr

wie eine . . . aber ins Wanderbuch haben sie mir doch das beste Zeugnis geschrieben, und wer was anders von mir sagt, soll herkommen."

„Uebrigens," fuhr er fort, „was heut gesprochen ward, ist alles „zum Spaß" gewesen, und der „Herr" braucht nicht zu glauben, daß ich's nicht mit der „Ordnung" halte. Alles muß nach der Ordnung gehen, und wenn ich damals den Ueberrheiner schon hätt' vertragen wie später, wär' die Geschicht' mit dem Polizeidiener nicht passiert . . . Aber woher können Sie das wissen?"

„Ich meinte nur so," sprach ich. Darauf verstummte Gregorius der Furchtlose gänzlich. Aber daß er auf Kohlen saß, bewies mir der Umstand, daß er seine Cigarre ausgehen ließ und zu Ende kaute, so daß ich zur Satisfaktion meines Freundes v. Preen die Ueberzeugung gewann, daß es für Mannheimer Kunstschreiner außer Gott und dem Teufel doch noch Dinge giebt, bei deren Erwähnung es ihnen nicht ganz geheuer wird. Die zwei Flaschen Wein übrigens hatte der Gregorius mitgenommen, um seiner alten Mutter in Giesing eine Magenstärkung aus der Pfalz zu bringen; und die diesseitige Vergeltung für seine geistlichen Kraftsprüche blieb auch nicht aus, denn in der vorletzten Station vor Augsburg stiegen über ein Dutzend geistliche Herren ein, die dort ein Ruralkapitel gehalten, und da saß er, eingerahmt wie ein Juwel von lauter Klerisei, und die Erinnerung an die Mannheimer Polizei als Stachel im Herzen — ein bojoarischer Leu mit eingezogenem Schweif, und wenn ich ihn einst wiedersehe, wird er ein ehrsamer bürgerlicher Schreinermeister sein . . . Genug davon!

Item so wurden in Augsburg die Wagen gewechselt, und ich stieg als ein homo semper novarum rerum cupidus in ein ander Coupé, in dem sich ein ziemlicher Gegensatz zu meinem Freund Gregorius niedergelassen. Dieser Gegensatz war eine Dame in seidenem Gewand und einem hermelinbesetzten Mantel, und verbreitete einen süßen Patschuli-Duft, hatte auch den einen Fuß anmutig der Länge nach auf der Bank ausgestreckt und einen großen Apparat von feinsten Hutschachteln und sammtnen Reisetaschen um sich, das Antlitz aber blaß, und im clair obscur eines nächtlichen Schnellzugs nicht näher nach Alter, Nation und sonstigen Personalien zu entziffern. Sah aber das Ganze fein aus, so daß ich mich mit einigem Behagen in dem einsamen Raum

festsetzte. Und ist zu meiner näheren Schilderung zu bemerken, daß ich im malerisch umgeschlagenen Reisehawl, einem neuen, chocoladefarbigen Touristenanzug und mit der leichten Goldbrille auf der Nase wohl auch eine erträgliche Staffage im besagten Halbdunkel zu bilden imstande war.

So saßen wir einander vergnüglich gegenüber und waren wohl gegenseitig mit Recognoscierung beschäftigt, wobei zwar der Blick von jenseits entschieden vornehm blasierter war denn der meinige, ich hingegen durch würdevoll schweigende Haltung imponierte.

Und war so weit alles in Ordnung, so will's nach fünf Minuten langer Einsamkeit ein böser Stern, daß noch zwei Nachzügler gesprungen kommen und wie Meteorsteine in dies in der Entwicklung begriffene Genrebild hereinfallen — und mögen die beiden samt ihrem lebhaften Gespräch übers Bier im Augsburger Bahnhof und die Germersheimer Garnisonsverhältnisse zwar sehr ehrenwerte Männer gewesen sein — aber hierher paßten sie nach der ganzen Sachlage durchaus nicht. Diesen Gedanken schien auch die Trägerin des Hermelinmantels noch entschiedener zu hegen als ich — denn nachdem sie mir gegenüber seither in marmorner Ruhe verharrt war, erhob sie sich itzo, winkte einem Kondukteur und sprach mit fremdartiger Betonung: „Haben Sie nicht ein Coupé, wo man allein sein kann?" Diese Frage war nun, in Anbetracht der mit Germersheimer Statistik beschäftigten Ehrenmänner, durchaus unverfänglich und verdient auch nicht zur Cognition des löblichen Engeren zu kommen, wiewohl dessen philologisch-grammatikalische Sektion mit Erläuterung des in der Frage vorkommenden unpersönlichen Fürworts „man" vielleicht auf abschüssige Hypothesen zu kommen veranlaßt sein möchte — allein gleichzeitig war mit der veränderten Stellung der Fragestellerin auch deren rechter Fuß dem Boden nah gekommen und senkte sich auf den meinigen und berührte ihn so entschieden, wie der eines geübten Klavierspielers die untern Tasten, welche bekanntlich eine Mollharmonie in die Töne bringen — und zog sich langsam und mit dem ganzen Bewußtsein der verübten Tat wieder zurück, ohne daß pardon! dazu gesagt wurde, was bei der der Inhaberin des Fußes entschieden zu Gebot stehenden Kenntnis der französischen Sprache wohl hätte gesagt werden können.

Der Kondukteur aber schnitt mit dem rauhen Wort: „Allein

wenn S' sein wollen, hätten S' erster Klass' nehmen müssen, aber eben pfeift's!" alle Auswanderungsmöglichkeiten und weiteren Kombinationen ab, sie lehnte ihren Fuß wieder in malerischer Nonchalance über die Bank, ich verharrte in egyptischem Schweigen, und die gegenseitige Stellung blieb unverändert dieselbe bis München, mit Ausnahme, daß mein Fuß in einer Weise berührt worden, die alle Rückerinnerung an den Rosensteiner Tunnel vertilgte, vielmehr mein Gemüt einer gründlichen Untersuchung folgender Hauptfragen zuwandte:

1) Ist und streitet im Fall einer solchen, unter erschwerenden Umständen stattgehabten Berührung des Fußes eines unbekannten, aber nicht uneleganten Mitreisenden die Vermutung überhaupt für Zufall oder für Absicht?

2) Wenn für Absicht, findet dann das Recht der Retorsion statt, so daß der Mitreisende ermächtigt ist, auch seinerseits dem Gegenüber inhaltsvoll auf den Fuß zu treten, ohne pardon zu sagen?

3) Wenn die durch Retorsion etwa anzubahnende weitere Erörterung durch gleichzeitig im Wagen anwesende Dritte, die sich über Germersheimer Garnisonsverhältnisse unterhalten, unmöglich geworden, ist der unbekannt getretene Reisende ermächtigt, beim Aussteigen im Bahnhof dem Gegenüber den Fiaker, in dem er selbst zur Stadt fährt, zur Verfügung zu stellen mit der Bitte, ihm anzugeben, wohin er zu fahren habe? —

Da indes die Dame im Hermelinmantel ihr Haupt in die Ecke geneigt und dem Schlummer sich ergeben, was sie durch ein eigentümlich graziöses Schnarchen kund gab, neigte sich meine Seele wieder zur Vermutung, die Frage an den Konduktenr möge auf klarer Selbstkenntnis dieser Eigenschaft melodischen Schnarchens, somit im Wunsch einer zu Frommen aller Mitreisenden zu bewerkstelligenden Isolierung beruht haben, wodurch die übrigen Hypothesen in sich zusammenfielen — so daß ich sie dem hochwürdigen Engeren als annoch ungelöste Probleme übergeben muß . . . Wie ich mir, selbst ein schlaftrunkener Mann, im Münchner Bahnhof die Augen rieb, war ich auch bereits in einen Omnibus geschoben, und sie, die Ursacherin all dieser Erwägungen, stand auf dem Perron und hatte weder Gardedame noch eigenen Wagen zu ihrer Verfügung, sondern einen einfachen Fiaker — und mein Nachbar tat seinen weißen Kastorhut ab und wandte wie ich sein Haupt nach dem Hermelin des

Mantels und sprach wohlwollend wie alle Münchner, die einen Fremden über ihre Merkwürdigkeiten aufklären wollen:

„Sie, wissen S' wer des is? des is die berühmte N...."

Aber wer die berühmte N. wirklich war, darf ich einem löblichen Engeren aus schuldiger Diskretion und im Interesse objektiver Prüfung meiner Fragen, die ansonst wesentlich getrübt werden könnte, nicht verraten, um so mehr, als es nicht undenkbar sein könnte, daß ich selber, wenn die Offenbarung des Manns mit dem Kastorhut früher sich zu mir herabgesenkt, wohl mit Rücksicht auf Frage 3) nicht an seiner Seite im Omnibus über den Karlsplatz gefahren wäre. — —

„Sie haben wohl erfahren, daß heute das Maifest hiesiger Künstlerschaft gefeiert wird?" sprach mein Freund, der Meister Anselm *, wie ich ihm des andern Morgens die Hand zum Willkomm schüttelte.

„Nein," sagte ich, „aber mit geh' ich," und begann von neuem an meinen guten Stern zu glauben, der mich ohne Vorbedacht und quälende Absicht schon so manchem Frühstück und anderweiter Trinkung entgegengeführt, zu der ich nicht eingeladen war. Item eine Stunde drauf fuhren wir in hellen Haufen, die silberne Medaille an roter Schleife im Knopfloch, und von viel anmutigen Frauengesichtern umstrahlt, der Isar entgegen.

In Hesselohe ordneten sich die Scharen — aber so manches Gedräng und Ankämpfen an einer Einschenke ich im Lauf eines bewegten Lebens schon erschaut, ein heftigeres kann nirgends gekämpft worden sein als an jenem Morgen neun Uhr um die steinernen Maßkrüge zu Hesselohe — und hatte ich selber einen Sturm zu bestehen, der mit dem um die Vorwerke des Malakoffturmes sich messen kann, bis der schäumende Krug im Morgensonnenschein in meiner Hand glänzte, und war derselbe schneller leergetrunken, denn erobert, maßen manche befreundete Gestalt aus den Zeiten, wo der Orvieto am ponte molle unsere tägliche Arznei war, aus den Reihen der Festteilnehmer grüßend und anstoßend auf mich zuschritt.

Aber bald klang heller Hornruf durchs Gewimmel, die Standarten und Paniere hoben sich und flatterten lustig, und mit rauschender Musika zog die Menge durch den sonnig grünen Buchwald zu Schwanthalers Burg empor — ein Wogen und

* Der Maler Anselm Feuerbach

Senken von Köpfen wie Wellen des Meers und blauer Himmel und Frühlingsluft drüber, und ward mir schier andächtig zu Sinne, trotzdem ein solcher Waldauszug nichts anderes ist als altgermanisches Heidentum und durchaus ketzerisch Unterfangen. Item so ragten bald die Zinnen von Schwanthalers Burg leuchtend vor uns empor, und der Zug stockte, und auf weitem Wiesenplan stellen sich die herausgepilgerten Menschenkinder in geordnetem Halbkreis, und die Musik schwieg, und ging eine bange Ahnung durch die Reihen, daß hier etwas „los" sei zu fröhlicher Ueberraschung.

Da tönte es wie Posaunenstoß und hob sich jenseits des Torturmes wie Flitter einer Königskrone und Purpurmantel — und herauf trat strahlend der König Franz mit der Dame seines Herzens — und verkündete selber, daß er da sei, das Kampfspiel zu erwarten, und winkte mit einem furchtbaren, wohl eine Elle langen Finger, und der Zwinger tat sich auf, vierfüßig wälzte sich der Leu heraus und sah sich brummend die Menge an und faßte seinen langen Schweif und schwang ihn mit unanständigem Vergnügen im Kreise und legte sich nieder; und wieder winkte der König mit seinem Riesenfinger, da kam auch das Tigertier und, der Vorschrift gemäß, die zwei Leoparden, und fletschten die Zähne und knurrten einander an und strichen katzenbuckelnd umher, bis sie schließlich in unsäglichen Tönen mit Leu und Tiger fraternisierten und, die Beine türkisch übergeschlagen, im Wiesengrund Platz nahmen. Da stachelte die Königin ihren Gemahl zu kühner Tat und warf einen Handschuh hernieder, gegen den der größte Fechthandschuh in Richheimers Trödelbude zu einem Glace zusammenschrumpft, und die Getiere wälzten ihn knurrend in ihre Mitte — und er stieg hernieder, der König, den Ritterpreis zu verdienen, und hatte Angst wie ein Nachtwächter, und die Füße zitterten ihm, und die greulichen Katzen erhoben sich, furchtbar war das Dräuen der geringelten Schwänze, — da stürzte der König in Burghof zurück und erschien wieder, ein Paar Bockwürstel reichte er jedem der Ungetüme, da sänftigte sich die Wut, unzweifelhafte Töne des Wohlgefallens entknurrten dem Rachen der Bestien, und sie verzehrten die Gabe, derweil er den Handschuh faßte und ihn wohlgezielt der Dame auf dem Söller ins Antlitz warf, daß sie leblos hinabstürzte in Hof. Aber auch der König brach in die zitternden Knie, ohnmächtig ob der ungeheuren Helden-

tat, und die Getiere holten einen Schubkarren herbei und legten den sterbenden Ritter darauf und schwangen höhnisch ihre Wedel und führten ihn durch die Reihen und verschwanden in der Tiefe des Tores . . .

Und ein hochwürdiger Engerer wird hienach gerechtfertigt finden, daß, nachdem der Beifallsjubel verrauscht war, ich mich gerührt in die Burg verfügte und einem der Leoparden, der sich eben hemdärmlig aus seines Fells Umhüllung herausarbeitete, die Pfote drückte und zu ihm sprach: „Es giebt doch noch brave Menschen auf dieser Welt!"

Item so zog man hernach in den Pullacher Wald, der die eigentliche Wahlstatt des Festes sein sollte, und lagerte sich im Moos und grünen Gras, unter schützendem Zeltdach oder auch nicht, und erkämpfte sich Maß um Maß, und gruppierte und entgruppierte sich wieder, wie es die Zeit brachte, und weiß ich von weiterem Verlauf nicht allzuviel zu berichten, da ich mit einem Kern alter Genossen aus dem „Facchino" in Rom in einem stillen Schwedengraben die Tranchéenwacht bezogen und das Gewimmel des Festes seitwärts verhallen ließ. Und weil an Viktualien wenig zu erringen war, ward den Steinkrügen desto mehr Pflege gewidmet, was ich, den Charakter altgermanischer Opferfeste erwägend, ohne Einwand geschehen sah.

Des Nachmittags aber kam neues Gewimmel von Münchner eleganter Welt und solchen, deren Kanzleistunden mit morgendlichem Frühlingsgenuß im Widerspruch stunden, — und mochte mancher mit dem Lorgnon im Aug auf die im Gras Gelagerten mit dem Pharisäergebet herabschauen: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene dort . . . und König und Hof und Flügeladjutanten kamen, und Böllerschüsse gaben ein Zeichen, daß wieder etwas „los" sei. Aber dies zweite war etwas „Exquisites", „Feines" — Kultur der Empfindung, genüber dem bojoarischen Bier — und ein allegorischer Wagen wurde angefuhrwerkt mit allegorischen Personen, worunter der „Sonnenschein" und der „Frühling" und der „Waldmeister" und Gott weiß was für fadenscheiniges Volk, das aus einer nachgelassenen Gerümpelkammer der Pegnitzschäfer zusammen gestoppelt war — und hielten in korrekten Versen eine korrekte Lobkreisung des Mai und des Maiweins ab und enthüllten ein riesiges Faß Maiwein . . . und wurde mir altem Soldaten, dem Jungmanns* Rech-

* Wirt des Heidelberger Museums.

nungen bezeugen können, daß er in Maiwein das Seinige zu leisten weiß, und trotz meiner tiefen, stillen Liebe zur Pflanze asperula doch so flau und miserabilon zu Mut, da ich sie hier als Treibhauspflanze dem legitimen Hopfen den Boden seiner Väter streitig machen sah, daß ich beschloß, keinen Tropfen aus dem Faß dieser Symboliker zu trinken. Und weil sich der Wald immer mehr mit fremden Gestalten füllte, und mir an einem kleinen Geviertraum über ein Dutzend „berühmter Männer", und an einem andern über ein halb Dutzend „Dichter der Zukunft" u. s. w. gezeigt wurden, war's eine gute Fügung, daß ich des Engeren lieben auswärtigen Freund, den Meister Ludovikus Steub traf, der mir verwundert die Hand schüttelte, und wie ich ihm sagte: „schön hier!" da sprach er: „sehr schön — aber 's wär doch nicht übel, nach Pullach hinunter zu gehen und eine stille Halbe zu trinken"; und wir verstanden uns und wandelten hinab und tranken nicht bloß die eine, und saßen noch, als die Musik der Heimkehrenden erschallte, und wenn ich vielleicht auch einiges Zweckwidrige an jenem Abend gesprochen, derweil die bairischen Alpen im Abendrot über die Dächer von Grünwald und die rauschende Isar herüberglänzten, so wird der Meister Ludovikus eine billige Einsicht genommen haben, daß ich bereits eines Tages Länge „im Dienst des Frühlings" gearbeitet — und keineswegs war's so zweckwidrig als das, was der Lordmajor von London neulich in Fontainebleau seinen Pariser Gastfreunden zum Besten gab . . .

Item so hab ich in München des andern Tages nur noch einen flüchtigen Blick nach dem besten „Bock" geworfen, und selben im „Kapplerbräu" gefunden, allwo auch die Accidentien in primitiver Urform verabreicht werden, indem man, so man ein Messer mitbringt, um wenig Geld einen roten Radi erstreiten mag, das Salz aber „um Gotteswillen" aus einem Krug auf den Tisch geschüttet wird, und von Tellern überhaupt keine Rede ist. Und muß die Herzlichkeit erwähnen, mit der bei jenem Bock der Meister Steub und sein poetischer Freund Medicus des Engeren gedachten, und hoffe, daß das nach Heidelberg gesendete Faß seithero in forma solenni seinen Untergang erlitten.

Ein flüchtiger Blick galt den Leistungen der modernen Malerei an den Wänden der neuen Pinakothek, der mir aber ein bedenkliches Schütteln des Kopfes einbrachte — aus was für Gründen, gehört nicht hieher . . .

Item so darf ich bei einem löblichen Eugeren die Kenntnis des bairischen Gebirges und des Bräunwastels zu Murnau und der Zugspitze von Partenkirch und der Martinswand ꝛc. voraussetzen; übergehe die Merkwürdigkeiten von Innsbruck und warne vor der Sammlung im Schloß Ambras, die darin besteht, daß einem die Schubladen der Schränke gezeigt werden, mit dem Anfügen, daß der Inhalt in Wien verwahrt wird, ebenso die Pferde von Holz, auf denen ehmals Rüstungen waren, ein Garten, der ehmals mit Statuen verziert war, und anderes mehr. Uns an einem Rest ehrenfester deutscher Kunst zu erquicken, statteten wir dem Mausoleum des braven Kaisers Max in der Hofkirche einen Besuch ab und waren ehrerbietig vor dem sonntäglichen Beten der Innsbrucker und stellten unsere Stöcke an einen Pfeiler des Portals; der Stock meines Freundes Anselm aber war eleganter denn der meine und trug einen elfenbeingeschnittenen Knopf mit silbernem Plättchen.

Und der Eindruck war gar feierlich, maßen die ehernen Bildsäulen der Helden deutscher Geschichte und Sage als ehrenwerte Grabhüter des Kaisers Sarkophag umstehen, und dem Namen der braven Stückgießer Gregorius Loessler und Johannes Lendenstreich zu einem ewigen Ruhm gereichen — und musterten wir sie lange Zeit, vom trämmerisch eleganten Ostgoten Theoderich an bis zu des heiligen römischen Reichs Stiefvater Friedrich III. in seinem brokatenen Schlafrock, und war ich im Vorüberstreifen von eines kroatischen Soldaten Andacht sehr erbaut, der vor Chlodoväus des Merowingers Erzbild kniete und aus vergriffenem lateinischem Gebetbuch Gebete stammelte, und tat uns schier leid, ihn gestört zu haben; denn wie wir dem Chor entgegenschritten, stand er auf und schlich demütig von dannen, während ich die hochmütige Reflexion anstellte, daß bei näherem Studium des Gregorius von Tours und anderer dieser kroatische Kriegsmann sich vielleicht veranlaßt sehen dürfte, einen anderweiten Schutzpatron zu erwählen . . . Wie wir aber von der trefflichen ehernen Grabgesellschaft uns verabschiedet hatten, siehe da stand am Portal mein schwarzer Hakenstock noch intakt, wie ich ihn dereinst aus Freudenbergers Hand empfangen, aber des Meisters Anselmus Elfenbeinstäbchen war verschwunden und vertragen, und ward nicht mehr gesehen.

Es hat sonach doch etwas zu bedeuten, wenn ein Kroat zwischen Licht und Dunkel zu Chlodoväus dem Merowinger betet.

Ich tröstete meinen Freund, daß gottlob keine Statuen von Brunhilde und Fredegunde und den andern Merowinger weiblichen Heiligen vorhanden seien, denn die würden ihren Anbetern jedenfalls in dem Maße gnädig sein, daß wir leichtlich ohne Rock und Hosen zu unserm goldenen Stern heimkehren könnten.

Innsbruck aber nahm an jenem Pfingstsonntag Abend allmählig eine bedenkliche Physiognomie an. Denn andern Tags begann das große Kaiserschießen, — und die Fähnlein flatterten schon vielfarbig vom Schützenhaus, der alte Erzherzog Johann war eingefahren zu des Schießens Eröffnung, die Preise und das „Kaiserbeste" standen ausgestellt, und von allen Straßen her wälzten sich die Tiroler Schützen nach ihrer Hauptstadt, den Hut mit der Spielhahnfeder auf dem linken Ohr und den Stutzen in schwerem Lederfutteral umgeschlagen.

Nun hab' ich zwar einen anständigen Respekt vor den Männern von 1809 . . . aber ein paar tausend friedliche Gamsjäger an einem Fleck war mir doch etwas zu viel, und die Aussicht, diese paar tausend Gamsjäger am Montag Abend insgesamt voll und illuminiert zu sehen, war um so weniger verlockend, als aus L. Steubs Werken genugsam zu ersehen, wie der Pfingstmontag z. B. im Hinterdux gefeiert wird, und hier zu erwägen stand, daß die Blüte und Auslese aller einzelnen Neben- und Seitentäler hier zu einer einzigen, großen Festfreude vereinigt sein werde. Ein löblicher Vorsitzender des Engeren wird, wenn er sich der zwei Männer erinnert, mit denen wir einst die Ehre hatten, im Rattenberger Stellwagen zu fahren, und bedenkt, daß diese zwei itzo verhundert- und vertausendfacht auf Innsbruck anrückten, diese Gefühle würdigen.

Da nun mein Hut noch ganz neu und nicht sehr elastisch war, bestellte ich sofort den Stellwagen nach Brixen.

Item so fuhren wir ohne alles Abenteuer den Brenner hinauf, während sich die Scharen der Schützen in blumengeschmückten Stellwagen, mit großen Musiken ꝛc. gen Innsbruck niederwälzten. Der Brenner aber als Alpenpaß ist in seinem Charakter ebensowohl einförmig als langweilig. In dem von wildem Bergwasser durchrauschten Oertlein Gossensaß hatte ich aus besondern Gründen einige Nachforschungen anzustellen, von denen hier nur die Resultate angegeben seien:

1) Die Etymologie „Gotensitz" scheint unzweifelhaft, maßen

ich im Wirtshaus zwei ortseingeborne Fuhrleute mit einem alten Gastfreund beobachtete, die ihre Maßkrüge so eigentümlich schnell austranken, während sie ihre Tabakspfeifen so eigentümlich langsam stopften und beim Feuerschlagen eine phlegmatische Ruhe entwickelten, wie solche nur den Germanen reinsten Stammes charakterisiert und mit dem Gebaren zweier schwedisch-gotischer Matrosen, dem ich einst im Hafen zu Livorno Zeuge war, vollkommen übereinstimmte.

2) Vom Schmied Weland weiß kein Mensch was, und dürfte daher die auch in ein neueres Werk „Ekkehard" Kap. 20 aufgenommene Sage gänzlich erlogen sein.

Ueberhaupt scheint es sehr zweckmäßig, daß der Schmied Weland und all die fabelhaften Zwerge und Waldschmiede sich ins Dunkel zurückgezogen, maßen, wenn heut auf der Pariser Industrieausstellung ein „Mr. Weland, marchand en ferreries et articles de cuivre et d'acier" seine Produkte einreichte, er die Konkurrenz mit den Belgiern und der westfälischen Firma Cropp u. Cie. oder Knecht in Solingen schwerlich zu bestehen vermöchte, sein Standpunkt vielmehr als ein antediluvianischer zurückgewiesen würde.

3) Der Metzger von Gossensaß, der einstmals im Hinterdux gleichzeitig die Bekanntschaft L. Steubs und des Brunnhäussers machte, lebt noch. — —

In Sterzing wird die Landschaft etwas interessanter. „Hier ist auch das Sterzinger Moos," sprach die freundliche Kammerjungfer der Gräfin Trapp, die bei uns im Coupé saß, „wo die alten Jungfern zur Straf hineinverzaubert werden; die müssen tief unten da kochen und schaffen und beten, und müssen gar lange Zeit haben." In dem Ausdruck, mit dem sie von diesem Moos sprach, lag eine Art fester Zuversicht, daß ihre eigene Zukunft sie niemals in diese sumpfigen Tiefen führen werde. Da mir in ihrer Andeutung ein Stück alter, noch unbekannter Volkssage zu liegen schien, forschte ich nach den Quellen dieser Tradition, worauf sie mir das Innsbrucker Wochenblatt nannte, in dem hie und da so „gspassige Gschichten" stünden.

Jenseits Sterzing bezeichneten zwei umgerissene Straßensteine, einige Fetzen eines Wagenrades und viel Glasscherben den Ort, wo der Stellwagen der Meraner Schützen einen gänzlichen Untergang gefunden, wozu bei der nicht gefährlichen Beschaffenheit der Straße der Umstand mitgewirkt haben mag, daß die

edeln Etschtalmänner ein großes Quantum Lebenberger als Herzstärkung mit sich im Reisewagen führten.

Ueber Brixen lag ein Ausdruck schwerster Versimplung, der auch dadurch nicht gemildert wurde, daß der Gasthof zum Andenken an den ersten in Brixen durchgeführten Elefanten anno 1566 seinen Namen hienach erhalten, und daß der Wirt zur Bequemlichkeit der durchreisenden Herren Geistlichen im zweiten Stock eine Kapelle hat bauen lassen.

Da das Reisen im Stellwagen die Annehmlichkeit hat, daß der Mensch vor vier Uhr in der Frühe aufstehen muß, somit den Vormittag wieder im Wagen schläft, ist vom weitern Verlauf des Eisacktals bis Bozen nichts zu vermelden, als daß dasselbe viel rauhe, felsige Partieen enthält, und daß zur Zeit viel über die dereinst hier durchzuführende Eisenbahn gespottet wird. So aber je ein Mitglied des Engeren durch jene Felsschluchten gen Bozen pilgert, möge er seinen Stab in dem nahen Dörflein Otten in die Erde stoßen und sich dort einen Trunk Roten vorsetzen lassen, und wenn er ihm also mundet wie mir selber, wird er sich nicht zu beklagen haben, wiewohl ich hier eine schlimme Geschichte erlebt.

Hatte nämlich in Deutschland ein feierlich Gelübde getan, den ersten Menschen italienischen Stammes, der mir auf dieser Reise begegnen würde, in solenner Weise zu begrüßen, und zwar wenn es ein Wesen weiblichen Geschlechtes wäre, sie zu umarmen und küssen, was, wie ich glaube, als ein der Madonna geweihtes voto nicht verübelt werden kann, — wenn aber ein Mann, ihm sofort eine Maß vom Besten zu bezahlen und mit ihm anstoßend zu rufen: evviva l'Italia! Und hat dieses Gelübde seinen Grund in vielen, mir seitens der Eingeborenen des bel paese dove il „si" suona *, zugeflossenen Wohlthaten bei meinem ersten Aufenthalt, und stellte ich mir vor, dieser erste Italiener werde etwa auf einsamer Gebirgshöhe auftauchen, wie damals, da wir den Splügen überschritten und ihn in Gestalt eines jungen Hirten trafen, der sein entflohenes Zicklein auf dem Rücken trug.

Diesmal aber kam's anders. „Ah, signor Gerolamo!" rief der Kaufmann Ringler aus Bozen, dem wir die Notifikation des Ottener Weines verdankten, einem blassen Mann mit rotem

* Das schöne Land, wo das „si" (ja) erklingt.

Bart zu, „come stà?" Der Mann hatte sein Haupt auf beide Hände gestützt und saß im Schatten des Ottener Wirtshäusleins, und stand eine große Wasserflasche vor ihm. Er gab aber keinen Appell, und wie ihn sein Bozener Freund am Kragen schüttelte und ihm sein Glas Roten entgegenhielt, schüttelte er schmerzlich sein blasses Antlitz und sprach: „O Schluppwirt, maledetto Sluppwirt . . . impossibile!" Und seinen weiteren, im starken Dialekt gemachten Mitteilungen war — außer der allgemeinen Tatsache, daß gestern Pfingstmontag gewesen — zu entnehmen: Sluppwirt . . 25 bottiglie di vino rosso e 12 Asti spumante . . . musica e ballo sino alle 3 dopo mezzanotte* . . grog americano al café . . und das Vorhandensein eines Jammers in solcher Ausdehnung, daß ihm heute jeder Tropfen Wein wie Gift vorkam . . . Und somit war die Lösung meines Gelübdes vereitelt, denn der blasse Mann war wirklich der erste Italiener, der mir bei diesmaliger Fahrt begegnete, und war Ingenieur beim Bozener Eisenbahnbau und hieß Gerolamo Pescatore, was dem deutschen „Hieronymus Fischer" etwa entsprechen würde, und war sonst ein recht respektabler Mann, aber in einem alle Möglichkeit des Weintrinkens ausschließenden Zustand von Elendigkeit, daß wir ihm mitleidig einen Platz im Stellwagen einräumten und mir nichts übrig blieb, als mir von ihm die Lage jenes Schluppwirts beschreiben zu lassen, um dort allein die ihm zugedachte Flasche ex voto zu trinken. Der Schluppwirt aber liegt jenseits der Eisackbrücke vor Bozen an einer Bergwand und ist eine so vergnügliche Herberge mit herzwärmendem Rotwein, daß ich niemals in jenem Landstrich mehr durchpassieren werde, ohne meinen Fuß zu ihm hinüberschlüpfen zu lassen.

Aber so angenehm es mir auch war, die Bekanntschaft des Herrn Gerolamo Pescatore zu machen, so hätt' ich doch beinah mit dem Schicksal gegrollt, daß es mir als erste Versinnbildlichung Italiens nicht das reizende Bild entgegengeführt, das ich tags darauf vor Trient zu erschauen die Ehre hatte. Da hielt ein eleganter Reisewagen auf der Heerstraße, und drinnen saß neben einem ältlichen Herren eine verschleierte Dame, und ich weiß nicht wie es kam, aber ich rückte meine Brille zurecht, und mein lockiger Freund Anselm schoß aus freiem Aug seine Blicke nach

* Musik und Ball bis 3 Uhr nachts.

dem Schleier . . . siehe da hob sie majestätisch ihren elfenbeinweißen Arm und lüftete den Schleier und schaute in strahlender Schöne zu uns herüber und lächelte, als wolle sie sagen: „Sehet euch nur recht satt an mir, ich weiß, daß ich schön bin!" Und nach zwei Minuten zog sie den Schleier wieder zusammen, als sollten wir nicht gänzlich geblendet werden, und ihre Pferde fuhren dem Brenner entgegen, und wir hatten die Türme von Trient vor uns . . . Ein löblicher Engerer hätte es mir gewiß nicht vergönnt, wenn ich hier mein Gelübde zu lösen gehabt, und wäre hinausgesprungen aus dem schmutzigen Stellwagen und hätte mich emporgeschwungen bei der schönen Unbekannten und ihren Schleier zitternd zum zweitenmal emporgehoben und gesagt: Scusi, Madonnina, non è per me e non per lei, ma per un voto fatto alla bellezza, fatto all' Italia . . .! und ich bin überzeugt, sie hätte gelächelt, wie jetzo, da sie im gütigen Reichtum der Schöne den Schleier vor uns hob, und hätte auf die Bitte um den Votivkuß geantwortet: piglia pur' due, se c'è un voto! . . .*

Dank und Segen auf deinen Weg, schleierlüftende Tochter des Südens!

Als hätt' aber die deutsche Heimat noch einen tüchtigen Gedenkstein für alle die aufrichten wollen, die gen Welschland fahren, auf daß ihnen die Traulichkeit und stille Poesie und der Traum alter Zeit in deutschen Lettern lebhaft ins Herz geschrieben bleibe, steht im felsigen Thale der Talfer bei Bozen die Feste Runglstein aufgebaut, und es verlohnt sich wohl, daß uns die Mitglieder des Engeren auf einem Gang nach jenen ehrwürdigen Mauern begleiten.

Also verließen wir nach einem tapferen Mittagsmahl die solide Herberge „zum Mondschein" in Bozen und schritten unter Führung eines demütigen Studentleins, das bei den Franciskanern dort Latein lernte, durch die rebumrankten Gelände, aus denen schon einzelne Cypressen als italische Schildwachen aufragen, und kamen am Hause des unter die Heiligen, unbekannt warum, aufgenommenen „Armen Heinrich" vorüber und freuten uns des Blickes hinab in das reiche Etschtal und auf die hohe Mendola, und seitwärts nach den zackigen Kuppen und weiten Schneefeldern des hohen Schlern, und bogen in ein enges, lieb-

* Nehmen Sie nur zwei, wenn es ein Gelübde ist.

liches Seitental ein, ähnlich dem der Passer, wo sie an der Zenoburg vorüber den Mauern Merans entgegenströmt. Und war schon allerhand Schlinggewächs und südliche Vegetation um die Felsen, die deutsche Eiche zu unansehnlichem Strauch zusammengeschrumpft, aber üppig blühender Flieder und wilde Rosen rings umher, und die Talfer brauste lustig in grünweißschäumenden Wellen in der Tiefe. Auf senkrecht aufsteigendem Felsen hob sich der Runglstein mit Turm und Mauern, die zumeist noch überdacht sind, vor uns empor, während gegenüber der alte Ravenstein hoch in die Lüfte ragt und in der Tiefe noch manch ein ander schloßartig Gebäu sein Haupt aufstreckt. Ein verfallen Thor mit Brücke öffnet den Eingang, und schon im Hof schauen verwitterte Gestalten den fremden Gästen entgegen; da zieht sich ein Söller mit hölzerner Galerie um die Wand des Wohngebäudes, riesige Rittersmänner sind dort in Fresko gemalt, Helden der Geschichte und Dichtung, der alte Hagen stützt sich grimmig auf sein Schwert, und Dietrich von Bern und Dietlieb von Steyer und fabelhafte Riesen und Ungetüme des Heldenbuchs . . . und wenn man eintritt in den verrauchten Saal und sich zur Linken wendet, tut sich ein Gemach auf, dort scheint die Sonne durchs Rundbogenfenster auf wohlerhaltene, graugrün gemalte Schilderungen zu Gottfried von Straßburgs trefflichem Sang von Tristan und Isolt — hier die Werbefahrt Tristans nach Island, dort der König Mark, wie er dem Schiff entgegengeht und aus seines Neffen Hand die Gemahlin empfängt . . . und Tristan mit Isolden im Wald schlafend, das Schwert zwischen ihnen, und die Verurnmung als Pilgersmann, wie sie zu dem Gottesgericht ziehen muß — und die treue Braugäne . . . und neben diesem Gemach, das einst zugleich die Bücherei der Burg war, eine trauliche, mit altem Gewaffen und Rüstung geschmückte Trinkstube . . . und dann wieder ein umfangreicher Saal mit prächtigen Erkerfenstern senkrecht über der Talfer und großen, farbigen Darstellungen ritterlichen Lebens und Treibens — ernst und reich wie die Miniaturen in Tschachtlans Chronik auf der Wasserkirche zu Zürich — und säulengetragenem Kamin und prächtiger kleiner Seitenkapelle mit einem Flügelaltärlein und bemalten Glasscheiben und einer unaussprechlich wehmütigen Stimmung . . . Alles zusammen ein Platz wie gemacht für Menschenkinder unseres Schlages, und würd' ich mir's gern gefallen lassen, vom Bischof zu Trident,

dessen itzt die Burg ist, zur Strafe für meinen Ekkehard auf Jahr und Tag im Runglstein eingesperrt zu werden, um mit etlichen alten Chroniken und altem Wein, mir zur Buße und Gott zur Ehr, einen besseren historischen Roman zu verfassen, als jenen ersten. Und auch dem Meister Anselm schwebte es wie große Historienbilder — und einsam betende, schwarze Frauen und reiche Hochzeitszüge vor dem Sinn, und während er das schmucke Altärlein seinem Skizzenbuch einverleibte, setzte ich mich in einem Erkerfenster fest und ließ einen Trunk Weines kommen, nachdem mir das Studentlein zum Abschied für eine Gabe von zehn Kreuzer Münz die Hand hatte küssen wollen — und trank einen mächtigen Schluck zu ehrendem Angedenken des Ritters Conrad Vintler, der kurz vor des Mittelalters Torschluß sich hier das Köstliche und Unvergängliche der Vergangenheit in stattlichem Denkmal erhalten und seinen Geist am Sang der alten Meister erquickt — und wenn er, durch sie angeregt, vielleicht selber auch einige schlechte Minnelieder gemacht, so mög's ihm verziehen sein in alle Ewigkeit.

Und hat nicht viel gefehlt, so hätt' ich mir um Herrn Conrad Vintler herum gleich die Gestalten eines ganzen Romans ersonnen, denn er war ein Freund Herrn Oswalds von Wolkenstein, dessen trutzige Lieder und Abenteuer in aller Herren Landen mir wohl bekannt sind, und Herzog Friedrichs mit der leeren Tasche, dessen Kostüm ich aus eigener Erfahrung auch genau kennen gelernt, und auf seinen Besitzungen brach, wie es bei einem poetisch gesinnten Rittersmann ganz naturgemäß ist, das „Pfandübel" aus, das schließlich die schöngemalten Hallen in ganz nüchternen Kreditorenbesitz brachte . . . und für Tracht- und Bewaffnungsstudien war noch eine ganze wohlgefüllte Rüstkammer vorhanden, in welcher ein zur Vexierung der Feinde schlau ersonnener Helm mit doppeltem Kopfe (dem also in Hitze des Gefechts der leere gespalten werden konnte) an das Hereinbrechen Don Quixotischer Ideen ins alte Rittertum gemahnte . . . aber schon warf die Abendsonne ihr warmes Licht in den gebräunten Saal, und der Wein ging zu Ende, und wir mußten notwendig den Abend noch beim Schlupfwirt sein, so daß der edle Runglsteiner vor der Hand vor der Gefahr sicher ist, durch meine Feder aus seiner Grabesruhe wieder heraufbeschworen zu werden.

Item einen halben Tag nach den Runglsteiner Träumen

standen wir in der Kirche Maria Maggiore in Trient vor einem Bild, das des großen Konziliums letzte Sitzung darstellt, wobei mir jedoch nur der eine Gedanke kam, wie es sich etwa ausgenommen haben würde, wenn hier, wie vor etlicher Zeit im Kloster S. Agnese fuori le mura, der Fußboden hätte einbrechen können und die ganze Versammlung um eines Stockwerks Tiefe landabwärts befördert worden wäre.

Der Charakter von Trient ist schon ganz südlich, was wir bei der Abfahrt aus der „Europa" deutlich wahrzunehmen Gelegenheit hatten, denn eine größere Heerschaar trinkgeldfordernden Gesindels hätte sich kaum in Neapel auftreiben lassen. Ich aber rief dem facchino di piazza, der für das Zeigen eines Caféhauses noch seine nachträgliche buona mano wollte, und dem, der die Pässe gebracht, und dem, der den Staub vom Rock ohne Auftrag gebürstet, und dem, der zwischen uns und dem Kutscher den Kuppler gemacht, und dem, der den Koffer, und dem, der den Regenschirm in Wagen getragen, und den drei Bettlern und selbst ihm, dem Tiroler Hausknecht, ein grimmiges anathema sit! zu — und avanti cocchiere! und fröhlich ging's über das Steinpflaster durch den trinkgeldlosen Hansen, der in einem wahrhaft konziliumsartigen Skandal seiner Indignation über die fremden Reisenden Luft machte.

Der welschtirolische Fuhrmann aus Riva, der es 1848 mit den Oestreichern gehalten, „weil die Deutschen ihre Pferde menschlicher behandeln als die Italiener," tat seine Schuldigkeit und führte uns die Klause des heiligen Vigilius hinauf in das wunderbar schöne und großartige Sarcatal, das man seit kurzem auf bequemer Straße durchfährt. Da wär' denn viel zu erzählen von riesigen, kahlen Bergwänden und wild übereinander gehäuften Trümmerstürzen, die wie Hobelspäne vom ersten Schöpfungstag herumliegen, von grünen, stillen Seen, deren schönster der lago di Doblino mit seinem finstern, schilfumwachsenen Kastell, von ächt italienischen, steingemauerten Dörfern mit schlanken Glockentürmen und trotzig aussehenden Menschen drin, von der durch die Einöden tosenden Sarca und von der abenteuerlich hohen Form, mit der die Berge von Arco das Tal sperren, bevor's dem Gardasee entgegengeht . . . genug, das war wieder ein echtes, nobles Stück Italien, und wie wir in stiller Mitternacht auf dem Balkon des albergo del Sole zu Riva standen und der Mond das leise Gewölk, das auf den

Spitzen des Monte Baldo sich lagerte, in Duft zerküßte, und seine flimmernden Strahlen in den dunklen See herabzitterten, und aus ferner Barke der Gesang des Fischers herübertönte . . . da jauchzte die Seele einen Gruß dem wiedergefundenen Land ihrer Sehnsucht entgegen . . . und wenn sie auch alle zusammt auf uns einstürmen werden, die hohen Zechen und die bösen Insekten und die unsäglichen Gerüche und die schreckerregenden Cigarren und die unabtreibbaren Facchini — sie sollen uns die Freude nicht verderben an der Heimat der Schönheit und Kunst!

Die Fahrt über den schönen Gardasee war durch Regen und Sturm verdüstert, ein Witterungswechsel, den der östreichische Steuermann lediglich dem Umstand zuschrieb, daß wir zwei barfüßige Kapuziner an Bord hatten, was mich veranlaßte ihm zu bemerken, daß dies Wetterzeichen nicht überall zutreffe, indem man anderwärts die Erfahrung gemacht, daß die Männer in Kutten und langen, schwarzen Röcken erst dann recht zum Vorschein kommen, wenn der Sturm vorüber . . .

In Peschiera muß der Mensch fünf Stunden auf die Eisenbahn warten, was dazu dient, ihn die oft über die Achseln angesehenen heimischen Zustände von Rastatt oder Germersheim hochschätzen zu lehren, denn wie in diesem, von den sumpfigen Niederungen des Mincio umduften Nest die Zeit mit Anstand vertötet werden könne, ist mir annoch ein ungelöst Problem.

Und nachdem das über alle Maßen scheußliche Gabelfrühstück eingenommen und die reaktionäre Breseianer Zeitung von vorn nach hinten und dann hinwiederum von hinten nach vorn durchgelesen war, und der Schlaf durch Mücken und Schnaken unmöglich gemacht, blieb nichts übrig, als mit langen, spitzen Schilfrohren in einem zum Tanzvergnügen der Garnison eingerichteten Saal sich des Speerwurfs zu üben, was auch soweit gelang, daß bis zu Ankunft des Omnibus sämtliche Transparente über der Musikantenbühne, vom „Walzer" bis zur „Mazurka" durchbohrt in Fetzen hinabhingen. —

Verona erstreckt sich mit seinen alten Architekturen und schlanken Türmen und der zertrümmerten Dietrichsburg stattlich längs der mächtigen Etsch dahin und erinnert beinahe an das prächtige Florenz. Was wir im Gegensatz zu allen reisenden Engländern *nicht* besuchten, war die Casa Capuletti, wo Romeo einst Julien fand; es war mir aus dem Tagebuch des

Engländers Box erinnerlich, daß er dort lärmende Vetturini antraf, die sich mit schmutzigen Marktkärrnern um den Besitz des Hofes stritten, und eine Herde Gänse, die durch knöcheltiefen Kot watschelte — was mit des trefflichen Ernst Foerster einfach plastischer Notiz: „Casa Capuletti itzt eine Fuhrmannsherberge," völlig übereinstimmt. Und da mir ein gütiges Schicksal im Lauf eines bunten Lebens vielleicht wenige seiner Gaben so reichlich gewährt als die Kenntnis von Fuhrmannsherbergen, gedachte ich, daß es wahrhaft eine Beleidigung für den ehrenwerten Ritterwirt zu Heidelberg sein möchte, so man nie bei ihm einen Schoppen getrunken, hingegen in der ersten Stunde veronesischen Aufenthalts zur Casa Capuletti gestiegen, und wandte meinen Fuß anderwärts.

Und da meine Phantasie gottlob auch noch in so leidlichem Zustand, daß sie sich ohne Beschwer einen steinernen Wassertrog zu vergegenwärtigen vermag, blieb auch die tomba di Giulietta la sfortunata gänzlich unbesichtigt. Aber Romeos Sehnsucht und ungestillter Liebeswunsch schwebt immerdar noch träumerisch über dem alten Verona, denn wie wir in später Nachtstunde von der ehrwürdigen piazza dei Signori heimschritten, wandelte ein einsamer Fähndrich melancholisch über den Gemüsemarkt und spitzte die Lippen seines pausbackigen Antlitzes so romeoartig und sang die Arie „dein Geliebter harret dein! dein Ge—e—e—liebter ha—a—a—arret dein!" so schmelzend, daß der alte Carové selig an ihm seine Freud' gehabt hätte und wir nicht umhin konnten, ihm zu wünschen, er möge in der Casa Capuletti eine handfeste friulaner Stallmagd entdecken, die des alten Zwistes der Väter vergessend sein sehnsüchtiges Lied erhöre.

Wer aber wirklich einen Hauch aus den Zeiten der Montecchi und Capuletti verspüren will, der muß vom alten Platz der Signori weg zur Kirche S. Maria l'Antica sich wenden, wo die Grabdenkmale der Skaliger mit ihren riesigen Sarkophagen und Reiterstatuen und heiligenbildgeschmückten Spitzbogen in marmorner Pracht emporragen. Dort, vor dem Mausoleum des Cangrande, bei dem Dante dereinst das Brot der Verbannung gegessen und empfunden, wie schwer es einem Sänger wird, fremder Leute Treppen auf- und abzusteigen — und bei dem üppigen, vier Stockwerke hohen Mal des Cansignorio steht eine verklungene, längst zu den Toten und Vergessenen geworfene

Zeit leibhaftig vor uns, und es würde kein Staunen erregen, wenn sich der enge Raum wieder füllte mit Gepanzerten und mit ernsten Gestalten im roten Faltentalar, und wenn er selber zu uns träte, der Mann aus Florenz, der die Schatten des Inferno einst durchwandelt, und uns auf die Schulter klopfte und fragte: „Was singt ihr gegenwärtig in Deutschland?“ . . .

In der colomba d'oro, wo wir uns der süßen Nachtruhe zu freuen hofften, rächten die Insekten Veronas den dem Angedenken der Julia angethanen Unglimpf; knatternd zog's heran, geflügelte und ungeflügelte, . . . quis cladem illius noctis, quis funera fando explicet?* . . .

Und mit bittersüßer Erinnerung an jenen Tag, dessen aufgehende Sonne mich statt im Bett schmerzlich in Shawl eingehüllt auf dem backsteingepflasterten Fußboden vorfand, sei denn diese Epistel beschlossen, und mögen mit ihr meine herzlichsten Grüße ins Heidelberger Museum wandern und der Engere mir itzt und fürderhin seinen Segen und ein freundschaftliches Angedenken bewahren, so wird, so Gott will, auch die Cholera der Fortsetzung meiner Berichte keinen Eintrag tun.

In alter Freundschaft Giuseppe.

Ein Bericht aus Meran.

Meran in Tirol, Oktober 1855.

Ein kurzer Bericht über das Städtlein Meran im Etschland und einiges in dortigem Weichbild und auf umliegenden Bergen und Schlössern Erlebtes.

Item in den ersten Tagen Septembris 1855 bin ich, Josephus Scheffel vom dürren Ast, in Meran eingerückt. Und hätt mich von Herzen erfreut, so ich den weisen und fürsichtigen Vorstand des Engeren* mit seiner liebenswürdigen Ehegemahlin nach alldorten hätt begrüßen können, — war aber schon abgereist. Jedoch, als wie die nordländischen Schiffer

* Wer wohl schildert mit Worten das Blutbad, wer die Gefallnen jener Nacht?

** Prof. L. Häusser.

ehdem an den Felsen der Küsten eine Runenschrift eingruben, um den Nachkommenden Kurs und Fährlichkeit des Weges anzudeuten, also hinterließ mir derselbige eine sachkundige Epistel, daß ich in Betreff von Unterschlupf, Atzung und Trank sofort wußte, wo aus und wo ein.

Und das erste, nachdem ich diese Epistel auf der Post erhoben und gelesen, zwanzig Minuten nach meiner Ankunft, während der dicke Postmeister Johann Alois Wenter mich noch mit seinen triefenden Blicken abwog und als ihm verfallenes Opferlamm taxierte, war, daß ich einen Hausknecht rief und mit Sack und Pack wieder auswanderte, eh daß ich noch den Reisestaub von den Füßen geschüttelt; denn in selbiger Epistel stand geschrieben: „Winke für den Kenner: „Post vornehmer. Essen teurer, heringegen schlechter. Wein schauderhaft." Hab jedoch nicht versäumt, dem Postmeister beim Abgang herzlich dafür zu danken, daß er mir besagte Epistel so prompt und schnell zu Handen geliefert. —

Darauf hab ich mich in einem Haus in der Steinacher Vorstadt bei redlichen Bürgersleuten eingenistet und bin seither wohlzufrieden daselbst verweilet. Ist aber nit viel Besonderes davon zu vermelden, dieweil da alles seinen wohlgemessenen, seit Jahrhunderten gleichen Gang geht; sind den Fremden freundlich, halten unverzagt an alter Sitte und altem Brauch, beten über eine Viertelstund lang laut zu Nacht und kümmern sich um der großen Welt Lauf nit viel; sorgen aber für ihre Gäst nit bloß des Gewinns halber, sondern mit Herzensfreudigkeit — und bin ich manchmal nach Haus gekommen, so hatte meine dicke Hausfrau für mich ein seltenes Birkhuhn oder ein Steinhuhn, oder ein Dutzend vorzügliche Pfirsiche eingekauft, weil sie vermeinte, daß solches dem „fremden gnädigen Herrn" gebühre.

Hernachmals bin ich etlichemal zur table d'hôte in die Post gegangen, zu sehen, was für welche homines sapientes Linnäi der Zufall und ärztliche Verordnung diesmal gen Meran geführet — hab aber nach kurzer Recognoszierung für immer genug gehabt. Denn die Gesellschaft par excellence bestand aus östreichischen Kavallerieoffizieren und Berliner Referendaren — was zusammen eine gute Mischung giebt . . . aus schwindsüchtigen, norddeutschen Judenknaben, heiratsfähigen, abgestandenen siebenbürgischen und wallachischen Gutsbesitzerinnen, einem Münchener Dameabbé, halbblinden und ganztauben Engländern

— item es braucht ein rechtschaffener Mensch viel Glauben an die Menschheit, um ihn nicht zu verlieren, wenn er mit solchen Ehrenmitgliedern derselben zusammentrifft. Nach solcher Erfahrung hab ich beschlossen, mich ganz auf mich selber zurückzuziehen — was bei der Schönheit des ringsum sich auftuenden Etschlandes und der Güte des weißen Terlaners und des roten Weins von Kaltern keine allzuschwere Aufgabe ist. Ist mir solches Einsiedelleben auch so gut bekommen, und hab ihm so manchen guten Gedanken und Frieden des Gemüts zu verdanken, daß ich selbes über sechs Wochen lang wohlgemut fortgesetzt, ohne in dieser Zeit mit einem einzigen Menschen ein nunütz Wort zu reden.

Ist aber trotz meines unverbrüchlichen Schweigens rings um mich her grausam viel Mist geredet worden, und will ich — statt vieler — nur ein einzig Exempel einer Konversation hieher setzen, wie ich solche im „Grafen von Meran" des Mittags öfter zu erdulden Gelegenheit hatte:

Erster Fremder (jung, emporstarrende Vatermörder, Zwicklorgnon im Aug, elegante Rückwärtslehnung, mit Zahnstochern verbunden): Fanny!

(Es kommt niemand.)

Fannnnnnnny!

Die Kellnerin: Was moanen S'?

Er: Zum Teufel, warum lassen Sie mich so lange warten?

Sie: I hob Sie eben nicht verstonden — i heiß nicht Fanny.

Er: Jede gebildete Kellnerin muß Fanny heißen, oder auf den Ruf Fanny gehen! Merken Sie sich das, Sie Unschuld vom Lande, und bringen Sie mir noch eine Portion Bratensauce zum Reis.

(Nachdem er den Reis verzehrt und zwei Stück Brot in der Sauce aufgetunkt hat, zum Nachbar:) Sie sind wohl auch Preuße?

Zweiter Fremder (ältlich, Kahlkopf, Mantel von Wachsleinwand): Zu dienen.

Der Erste: Berlin?

Der Zweite: Frankfurt an der Oder.

Der Erste: Brustleidend?

Der Zweite: Lunge.

Der Erste: Haben Sie sich schon in der Umgegend umgesehen? Schöne Punkte — das heißt, man muß nicht in Interlaken gewesen sein. Haben Sie die Schlösser besucht, Tirol, Lebenberg?

Der Zweite: Ich muß gestehen, diese alten Burgen haben für mich durchaus keinen Reiz. Sie liegen zu steil. Das Steile ist mir penibel. Ich bewundere die Natur lieber von meinem Schloß in der Tiefe.

Der Erste: Wo wohnen Sie?

Der Zweite: Bei Dr. Mazegger in Obermais, chambre garni zu zwölf Silbergroschen. U. s. w.

Nachdem ich aber eines Tags in gleichem Gasthof noch die Lamentation eines quieszierten Intendanturbeamten angehört hatte, der sich über die „Infamie" beklagte, daß das Wirtshaus im Dörflein Marling, wohin er gepilgert war, weil Sonntag nachmittags dort „Tanzvergnügen" stattfinden sollte, „nur für Tiroler" eingerichtet sei, beschloß ich auch den guten dortigen Terlaner im Stich zu lassen und alle Gelegenheit des Zusammentreffens mit gebildeter Menschheit gänzlich zu vermeiden, und hielt von da an — was in sozialer Beziehung freilich eine gänzlich absteigende Linie war — meine Einkehr beim „Raffl".

Meine besten Stunden aber hab ich, wie billig, auf den Bergschlössern der Umgegend verlebt und dabei gern vergessen, daß ich eigentlich gen Welschland wallfahren sollt und hier Lands gar nichts zu schaffen hab. Ist hiebei vor allem des Schlosses Lebenberg zu gedenken, von dem ich nichts weiter sag, als: wenn der Engere je in Folge schlechten Lufts und Wetters gezwungen würde, der Heimat und den Heidelberger Penaten Valet zu sagen, so wär hier der Ort zu einer Immigration resp. Occupation für ihn in corpore, und würde sich aus den reichen Sälen und Kellern dieses braven Schlosses ein phalanstère für sachverständige Männer herrichten lassen — des Neides der Mitwelt würdig.

Hab auf Lebenberg — außer vielen vorübergehenden Besuchen und tagweisen Einlagerungen, drei große, solenne Trinkungen abgehalten, und zwar:

Die erst im großen Rittersaal, wo die alten Ahnenbilder der Grafen Fuchs hängen und die wunderschöne Aussicht ins Etschtal und nach der hohen Mendel sich vor den Fenstern auftut — als ein Dank- und Brandopfer, wie es einst Noah abhielt, nachdem die Sündflut verlaufen, der göttlichen Fürsehung zum Preis und Ehr, daß sie mich in Not und Fährlichkeit der Cholera gnädig beschützet und in ein sicheres Asyl geleitet.

Die zweit im „bayrischen Stübl", wo der Spruch über

dem Eingang steht: O quam bonum et jucundum, fratres habitare in unum! als ein Requiem zu ehrendem Gedächtnis des tapfern Mannes Friedrich Lentner, so bis vor kurzem auf diesen Räumen gehaust und sie mit den Zeugnissen seines fröhlichen, sinnigen Künstlergeistes geschmückt hat. Dazu hab ich mir vom freundlichen Burgfräulein die Chronik ausgebeten, die besagter Friedrich Lentner über Geschicht und merkwürdige Vorkommnis auf Lebenberg aufgesetzt und mit zierlichen Gemälden ausstaffieret hat. Und war mir rührend, drin zu ersehen, wie auch in diesen fernen Burgfrieden im Etschland die Wogen der Zeit mit vernehmlichem Rückschlag angebrandet . . . und wie das Trinken der wackern Gesellen da oben im Jahr 1840—47 ein harmloses, 1847 ein von Pfaffen und Polizei gestörtes, 1848 ein jubelnd ungebundenes, 1849 ein bedenkliches und 1850 ein sehr bedenkliches war, bis sie 1851 ihren Wappenschild einzogen, ihre Fahnen vergruben und das letzte Glas mit Flor verhüllt übers Grab des guten alten „Stehweins" * gossen. Denn es ist seither wieder recht regendüster in Tirol worden, die schwarzen Gesellen sind hoch und üppig ins Kraut geschossen und haben alle Lebensheiterkeit bei Sang und Becherklang als Atheismus und Hochverrat verpönt. Und wer's nicht vom Herrn des Schlosses selbst hört, wird es schwerlich glauben, daß sogar nach Friedrich Lentners Chronik, in der nichts aufgezeichnet steht, als was unbedenklich den Archiven des Engeren einzuverleiben wäre, z. B. die Schnadahüpfl, die der Reichstagsmann Zerzog oben gesungen:

Und von Peterwardein
Kann nit jedermann sein,
Un a diemol muß einer
Schon wo anders her sein!

oder die Villeggiatur, die der alte Stehweinist Grill oben abgehalten, der den Spruch gehabt: „im Bier ist keine Ueberzeugung!" („ist acht Tag oben eyngelagert gewest und während dieser acht Tag „nix than als drunkhen und drunkhen und wieder drunkhen") . . . daß nach dieser Chronik von der Geistlichkeit eine Haussuchung angestellt und später ein eigener Kommissär zur Fahndung von Innsbruck her zitiert worden, so aber auch nichts erwischen konnt.

* Name dieser Gesellschaft.

Item, was mich betrifft, so hab ich mich beim Burgfräulein dermaßen als ein unverdächtiger Mann legitimiert, daß sie mir die Chronik sonder Furcht zu Handen gab . . . und hab sie nach Tilgung zweier Flaschen Ausbruchs nur mit Wehmut aus den Händen gelegt, . . . mit Wehmut, daß die Zahl der wenigen Gerechten, die noch an die lebensverlängernde und seelerquickende Kraft eines fröhlichen Trunks glauben, von Tag zu Tag schwindet und von der falschen, meineidigen Welt immer mehr verkannt wird.

Bei solcherlei Erwägung hab ich es denn als ein glückverheißend Zeichen begrüßt, daß, nachdem der „Stehwein" zu Meran eingegangen, welcher zweifelsohne der „südlichste Engere" in deutschen Landen gewesen, doch noch am Neckar dieselbe Fahne unverzagt aufgepflanzt steht . . . und hab darum auf Wohl und Gedeihen meiner lieben Freund und Gönner zu Heidelberg einen scharfen Schluck, ihnen zum Gruß mir zum Trost, getan.

Die dritt Trinkung aber hab ich angestellt, als ich eines Morgens die Triester Zeitung zur Hand bekam mit der ersten telegraphischen Nachricht, daß der Malakoff erobert sei. Bin damals schnurstracks von der Zeitung hinweg gen Lebenberg gewallfahrtet, und wenn dem Fürsten Gortschakoff jenes Tags nicht das linke Ohr erklungen, so bin ich nit schuld daran. Vollbrachte dieselbe im freskogemalten Gelaß des sogenannten „Fuchsbaus" neben dem Hauptturm, allwo die „Abenteuer des Degen Fuchs und seines Freundes Hans von Greisen" in sinnigen Schildereien zu erschauen sind.

Wie ich aber in dunkler Nacht bergab stieg, bin ich zweimal gestolpert und dann in den Wiesen fehlgegangen, und hab aus diesem Omen, in Verbindung mit dem, was ich in den Sternen gelesen, die Schlußfolgerung gezogen — daß wir in Deutschland noch immer keinen Grund haben, uns zu freuen.

Auf Schloß Tirol, wo ich ebenfalls manchen Nachmittag mich festgesetzet, ist nichts von Erwähnungswürdigkeit vorgefallen. Der neue Schloßhauptmann, so sich zwar einen mordmäßigen, eisgrauen Schnurrbart à la Haynau gezogen, aber der gutmütigste Mensch von der Welt ist, wird sich erst später so einrichten, daß man eine zweckmäßige Trinkstube oben vorfindt.

Das anmutigst und frohsamst Abenteuer unter allen, die mir dieses Jahr beschert hat, hab ich auf dem alten Schloß Fragspurg erlebt, so auf einem hohen Plateau des Porphyrgebirgs am linken Etschufer ungefähr genüber von Lebenberg

liegt. Bin dort hineingetappt, als wär offene Herberg, alles ist stumm und schweigsam wie in Dornröschens verzaubertem Schloß . . . und bin in einen Salon getappt . . . und fand Dornröschen . . . Heiligkreuzmillionendonnerwetter, der Engere möge mir einen Adelsbrief und viertausend Gulden C. M. erwirken als jährliche Revenüe, oder folgende Fragen beantworten:

Warum muß ein deutscher Poet auf tirolischem Porphyrgebirg mit der Tochter eines edeln Polen zusammentreffen?

Warum haftet auf diesem Porphyrgebirg außer dieser Tochter auch noch eine dreifache Hypothek, die derjenige ablösen muß, der um die Tochter werben will??

O Fragspurg, Fragspurg! —

Gedenkbuch

über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino im Tridentinischen.

Juli und August 1855.

1. Von der Stadt Venetia und Gründen, dieselbe zu verlassen.

Sofern der Mensch nur Inhaber einer Seele wäre, die aus Betrachtung der Denkmale alter Zeit und Vertiefung in preiswürdiges Kunstwerk vorhergegangener Meister ihre beste Nahrung schöpft, so wäre es schwierig, Gründe dafür zu erdenken, daß einer, der nicht muß, der ehrenwerten Stadt des heiligen Marcus mit Wohlbehagen den Rücken zuwenden kann. Denn so mannigfalt Großes auch anderwärts in weiter Welt zu finden ist, etwas Schöneres und Absonderlicheres wüßt' ich doch nicht aufzuzählen, als einen mondscheinumglänzten nächtlichen Gang durch die Säulenhallen des Marcusplatzes, wenn der seltsam verzierte Dom mit seinen Rundbogen und Kuppeln und Säulenbündeln und Mosaiken wie ein Traum des Orients emporragt, die langen Kolonnaden des Dogenpalastes mit ihrem einfachschweren Oberbau sich hinausstrecken bis zu dem marmorge-

mauerten Ufer der Lagune, wo der geflügelte Löwe und Sanct Theodor mit dem Drachen auf ihren einsam stolzen Säulen hinausschauen in den Silberflimmer des Mondes auf dunkelnder Salzflut, und wenn der grelle Schimmer moderner Gaslaternen auf das Gewoge spazierenwandelnder Venetianerinnen fällt, die mit ihren blassen, grünfahl leuchtenden Wangen und dem herzversengenden breiten Blick einherschreiten wie Töchter des Meeres. Und in solchen Momenten — oder bei abendlicher Gondelfahrt durch den canal grande, wenn die üppigen Gestalten, wie sie Tizian und Paul Veronese dereinst gemalt, lebendig in Fleisch und Blut und mit hörbarem Schäkern auf den melancholischen forestiere niederschauen — oder bei stillem Gang durch das Labyrinth von Mosaik und Marmorschätzen, die die heilige Marcuskirche in ihrem Innern birgt, — oder bei lustigem Hinausrudern nach einer der Lagunineninseln, die gleich silbergefaßtem Edelgestein sich emporheben aus dem barkendurchwimmelten schimmernden Gewässer — in solchen Momenten wär' es ein Verrat an der ewigen Schönheit, sich auf die Zeit zu freuen, wo all diese Pracht in fernem Nebel rückwärts eines davonreisenden Mannes verschwindet.

Aber sofern es die Natur geordnet, daß der Mensch auch Inhaber eines sündigen Leibes, als dessen Hauptbeschäftigung die Naturgeschichte in guter Schulzeit die Funktionierung der fünf Sinne, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen angiebt ... und sofern der konkrete Inhaber eines solchen Leibs ein Deutscher, und die Zeit, wo er dessen Funktionen ausüben soll, der Monat Juli, so mag es doch zutreffen, daß auch in Venedig sich eine Stimmung in ihm festsetzt, die ihren Ausdruck nur in dem bekannten Ruf: „Naus! und nix wie naus!" finden kann. Denn was zu viel ist, ist zu viel!

Und was wir in dieser Sommerhitze zu Venedig erleben mußten, war zu viel. Die Cholera war als ein schwarzer Würgengel eingezogen und fügte ihre Schrecknisse zu den Bedrängungen der heißen Jahreszeit. Und was ein Tag venetianischen Lebens inklusive der Nacht an leiblichen Annehmlichkeiten dem Menschen gewährt, mag aus folgender fragmentarischer Schilderung entnommen werden:

„Item am 12. Juli morgens nach schlafloser Nacht müd und schweren Hauptes aufgestanden. Vom palazzo Canal längs des stagnierenden Lagunenwassers in einer schwefelwasserstoff- und

stickstoffdurchschwängerten Atmosphäre zum traghetto des campo San Barnaba gewandelt, um in der Gondel nach dem Marcusplatz zu fahren. Unterwegs einer Frau begegnet, die jammernd nach einem Arzt für ihren erkrankten Mann lief. Am traghetto mit dem Gondolier wegen Fahrpreises einen gröblichen Wortwechsel bestanden, der Veranlassung war, trotzig zu Fuß nach San Marcus zu gehen. In dem engen Gewinkel zwischen San Barnaba und der eisernen Brücke über den canal grande eine solche Fülle verschiedener pestilenzialischer Wohlgerüche bestanden, daß ich eine Orange einkaufen mußte, um die Nase zuzuhalten. In der calle della misericordia der schmale Durchpaß durch eine Gruppe sich laufender Damen gesperrt, denen ein Fischer von Burano etliche Körbe halbverwester Meerfische zu billigen Preisen feilbot.

„Im Café Mendel am Marcusplatz von der schönen Frau Mendel mit der Nachricht empfangen, daß gestern die Magd an der Cholera erkrankt. Um dem Geist anderweite Ideen zuzuführen, Gespräch mit einem österreichischen Leutnant angefangen, der erzählt, daß heute nacht ein Piket Soldaten, die in der Giudecca im feuchten Gras geschlafen, sämtlich die Cholera bekommen. Dem auszuweichen, nach dem Giornale di Venetia gegriffen, um nach telegraphischen Depeschen zu sehen. Statt dieser auf die Rubrik gestoßen: Bolletino del cholera. Casi nuovi 36, morti 20, guariti 6 u. s. w. . . . Hierauf ärgerlich von dannen gegangen, um in der Münsterschen Buchhandlung etwas Neues zu lesen zu holen. Auf gut Glück ein Buch mitgenommen, betitelt: „Aus Venedig. Vom Verfasser des Naëmann." Beim Fortgehen darin geblättert und schon auf dem Marcusplatz die Entdeckung gemacht, daß der Verfasser ein Basler Pietist. Sofort zurückgetragen. Einen Spaziergang ans Ufer der Schiavoni gemacht und mit Befremden wahrgenommen, daß das triestiner Dampfboot, was sonst regelmäßig leer, heute über hundert Passagiere bringt. Nachricht, daß in Triest die Cholera so wütend ausgebrochen, daß man Hals über Kopf von dannen fliehe. Einer Prozession verschleierter Frauen und barfuß gehender Kinder mit Wachskerzen begegnet, Abwendung der Krankheit bezweckend. Schweißgebadet wieder zu Haus angelangt und wegen schwüler Sonnenglut etliche Stunden tatlos auf dem Sopha verträumt. Abends im vapore das vorschriftsgemäße diätetische Mahl, bestehend in Reis und einem Fragment

Kalbfleisch, nebst einem Minimum von Rotwein eingenommen. Nach dessen Genuß die seit etlicher Zeit sich regelmäßig einstellende Uebligkeit verspürt und ein Knurren im Magen, als hätt' ich ein Buch von Oskar v. Redwitz verschluckt.

„Eine Gondelfahrt an Strand des adriatischen Meeres gemacht, um im Seebad Erquickung zu suchen. Angekommen am Lido keine Badeanstalt mehr getroffen und vom marinaro in Kenntnis gesetzt, daß die Sanitätsbehörde alles Baden für gefährlich erklärt. Die ganze Luft mit elektrieitätsschwangern Scirocconolken gefüllt, drans ein blaues, dunstiges Wetterleuchten unheimlich hervorblitzt. Verstimmt heimgefahren. Wegen unartikulierten Gesangs in der Nachbarschaft, wo zum hundertsten Mal der venetianische Refrain andar in gondola per respirar . . . mißtönig mißhandelt wird, und wegen Knistern des statt einer Matratze untergeschobenen Laubsackes Unmöglichkeit zu schlafen. Die Nacht mit Rauchen eines Rattenschwanzes gekürzt. Erst lang nach Mitternacht Versuch einzuschlummern . . . schauerlicher Traum — am Eck des inneren Zirkels in Karlsruhe dem Ministerialrat F. begegnet, der in wohlklingendem Italienisch sprach: „felicissima notte!“ und sofort aufgewacht, von den leissummenden Schnaken, die in Venedig „zanzale“ heißen, durchstochen, daß Schulter und Arm aussehen als wären sie dem aussätzigen Lazarus entlehnt.

Betrachtungen über die Unterschiede von Idealem und Realem, angeknüpft an frühere Vorstellung von „venetianischen Nächten“.

. . . Und wer in wiederkehrender Reihe der Tage solches fortwährend erdulden muß, dem wird alle byzantinische Kunst und alle Handschriften der Marcusbibliothek und alle Malerei der venetianischen Meister und alle Poesie und Prosa des genialen Strolchen Pietro Aretino, mit dem ich dazumal des Näheren beschäftigt war, gänzlich gleichgültig und er denkt, seinen Bündel zu schnüren. Und wiederum eines Morgens schaute ich mich im Spiegel an, da war mein Antlitz hohläugig und eingefallen und blaßgrün, und zuckte ein ganz fremdartig böser Zug um die Backenknochen. Da ging ich schleunigst hinunter und nahm eine Gondel und fuhr auf die Polizei, deren Beamte mit einer rühmenswerten Artigkeit fremde Männer behandeln, und forderte meinen Paß. Dieweil aber meine Studien mannigfach auf den alten Tizian zielten und es mich sehr gefördert hätte, einen Augenschein seiner Heimat in den cadorischen Alpen zu ge-

winnen, die ich so oft in duftiger Ferne abendlich jenseits der Insel Murano begrüßt, ließ ich als Ziel der Fahrt „Pieve di Cadore“ drauf schreiben und ging mich zu rüsten.

Und wie ich von Dr. Richetti Abschied nehmen wollte, sprach er: „Pieve di Cadore? Dort ist die Cholera viel heftiger als hier, in Belluno sind ganze Straßen ausgestorben — was fällt Ihnen ein?“ Da ward mir's zumute wie dem Kaiser Maximilian, als er den venetianischen Gesandten zurief, jetzt könnten sie mit ihrer ganzen Republik ihm u. s. w. und ich ging als ein ratloser Mann nach meinem palazzo und wußte nicht, wohin mich wenden. Und in solchen Zuständen körperlicher Abspannung wird auch der Geist versimpelt und träg und ist keines Entschlusses mehr fähig und dem Verwelken nah. Der Weg nach Rom auch durch Cholera versperrt, Padua, Verona u. s. w. nicht minder choleratisch, Triest desgleichen, östlich das adriatische Meer, und der Zweck meiner Reise: „Vergnügen“; — es war, um einen Salat von Akanthusblättern und Disteln zum Frühstück zu verzehren. Aber wenn ein Feldzug in Oberitalien mißlingt, bleibt immer noch der Rückzug ins Tirol offen, und wie ein Stern in der Nacht stieg ein Bild vor meinen Augen auf, das ich in flüchtigem Vorbeifahren einst erschaut — — da waren riesige Bergwände und ein stiller tiefgrüner See und ein altersgraues Schloß, auf schmaler Landzunge dem Gewässer entsteigend . . . und langsam vermischte sich alle Sehnsucht nach schlafgesegneten Nächten und guter Luft mit dem Bild jenes Schlosses.

„Sie sind noch hier?“ fragte mich mein Reisegefährte, der treffliche Meister Anselmus.

„Ja wohl,“ sagte ich, „ich geh' nicht nach Cadore, sondern nach Castell Toblino.“

„Castell Toblino? Aber wissen Sie auch, wer dort haust, ob der Mensch dort wohnen kann, was dort los ist?“

„Nein,“ sagte ich.

„Ich gehe mit,“ sprach er. Denn es war auch für ihn die höchste Zeit, den schmakenstichbesäeten Leichnam dem tückischen Lagunennest zu entrücken; und wiewohl ihn die tizianische Assunta mächtig fesselte, beschloß er der Akademie der schönen Kunst Valet zu sagen, — und daß wir vom Ziel unserer Fahrt nichts Näheres wußten, war ein Grund mehr, schleunigst hinzugehen.

Also ließen wir die Pässe nach Riva am Gardasee visieren.

2. Von der letzten in Venedig zugebrachten Nacht.

Und alles war gepackt und besorgt, wie solches bei eines Junggesellen fahrender Habe nur allzuschnell vollendet zu sein pflegt; und blieb mir von niemand Abschied zu nehmen übrig, denn wiewohl die Venetianerinnen mit einer eindruckmachenden Schönheit begabt sind, war mir doch nicht zu teil geworden, in dem Spinngeweb meergrüner Blicke als armes Mücklein gefangen zu werden, so daß die Losreißung Mühe und Thränen gekostet. An diesem liebtosen Zustand in Venetia war aber niemand schuld als ich selber, denn wer mit ungewichsten Schuhen über den Marcusplatz ins abendliche Gewimmel schreitet anstatt mit gefirnißten Stiefeln, wer sein schlichtblondes Haar unadonisiert über die Schläfe hangen läßt und schweigend drein schaut anstatt die Gaben des Friseurs mit denen des Schöpfers an seinem Haupt zu vereinen, wer endlich die Stunden der Nacht lieber bei einem Glas cyprischen Weines sitzt, als in einer Loge des Theater Fenice, der muß sich's gefallen lassen, wenn Venedigs Töchter mit mitleidiger Fächerbewegung an ihm vorüberstreifen. Die große Signora Antonini aber, die einmal einen starken Anflug nahm, es lieb und gut mit ihm zu meinen, hatte ein leises Schnurrbärtlein . . . und soll überhaupt hier von jener am Ufer der Schiavoni bestandenen Tentation nicht weiter die Rede sein.

Darum schritt ich mit gleichmäßigem Herzschlag im leeren Saal des palazzo Canal auf und nieder, und war niemand der mein Herz rührte beim Fortgehen, als die breiten Schildkröten, die getreulich die Einsamkeit der Region San Barnaba mit mir geteilt. „Wie vergänglich ist alles Irdische," sprach ich zu ihnen — „kaum 3 Wochen, daß Ihr der niederen Behausung entrückt seid, in der Luigi Perisotti, der Stiefelwichser und Schildkrötenhändler und Kuppler, Euch schnöden Gewinns halber erzog, kaum 3 Wochen, daß Ihr in diesen Saal versetzt wurdet, wo einst venetianische Nobili auf dem mosaikgezierten Fußboden wandelten und jetzt ein deutscher Meister lobesamer Kunst seine Zeit zwischen Nichtstun und Tabakrauchen harmonisch einteilte. Welche Welt von Gefühlen mag in Euch aufgestiegen sein, da er zum erstenmal Euch pfeifend den grünen Salat als Atzung in Euren Winkel brachte, da er mit zartem Strohhalm Euch unter dem Krokodilhals kitzelte und Euch Euer langsam sich vor-

streckendes Antlitz im Kryſtallſpiegel von Murano zur Selbſtbeſchauung vorhielt — und was habt Ihr geträumt, da Euch das ſchlanke Menſchenbild liebevoll in ſeine Rocktaſchen ſteckte und mit Euch ſpazieren ging durch die hohen Gemächer?!

Die Zeiten neigen ſich ihrem Ende zu . . . und morgen vielleicht ſchon kommt der Tag, da die böſe padrona, die längſt einen Groll auf Euch brave tartarugen hegt, Euch ergreift und hinausſchleudert in die ſtinkende Flut des canalazzo, wo in finſtern Löchern die ſcheußlichen Spinnen und Krebſe hauſen und Straßenjungen den Fiſchfang treiben.

Aber wähnet nicht, daß ich undankbar ſei wie Bacchos, da er die Ariadne heimlich verließ auf Naxos. Mein Weg geht nordwärts . . . dort welkt alles, was im Süden luſtig aufwächſt, und wie Fernows ſchöne Angiolina in Weimar würdet auch Ihr ſagen, wenn ich Euch hinübertrüge, über die Alpen: „es iſt ſo dunkel und ſo kalt hier!“ Glück und Unglück, es muß nebeneinander ſein. Das Fatum ſchütze Euch! Addio Skindlödra, Skindäsä addio!“

Die beiden Schildkröten krochen wehmütig und ſchweigend wie immer ihren wälzenden Gang um mich herum und ihrem Winkel zu . . . ich habe ſie nie wiedergeſehen.

Wie ein Nachtwandler kam indes in weißes Linnen gehüllt der Signor Hugo durch die Vorhalle geſchritten. „Könnet Ihr auch nicht ſchlafen?“ frug er. „Nein.“ „Dann wollen wir die letzte Nacht zuſammen verplaudern.“ — Der Signor Hugo war ein deutſcher Architekt, der neben uns wohnte; er lebte ſo ſtill, daß wir erſt in der dritten Woche nach dem Einzug entdeckt hatten, daß er vorhanden, und in der vierten, daß er ein Deutſcher! Er war bei der Preisbewerbung um die gotiſche Votivkirche in Wien durchgefallen und ſeitdem leidenſchaftlicher architektoniſcher Theoretiker und Kritiker geworden. Er wohnte in einem freskogeſchmückten Saal — an der Wand war Horatius Cocles gemalt, wie hinter ihm die marmorne Tiberbrücke mit Holzäxten abgehauen wird, und Aehnliches . . . des Tags über lag er auf ſeinem Sopha und ſchrieb Bemerkungen über die Philoſophie der Baukunſt in ſein Tagbuch, die ihm dereinſt viel gute Freunde und Gönner erwerben werden, wenn ſie gedruckt ſind. Er hatte die Gewohnheit, dieſe Bemerkungen regelmäßig am Abend ihrer Entſtehung ſeinen Bekannten vorzuleſen, ohne dazu aufgefordert zu ſein.

Daher hatte ich gegründete Besorgnis, des Signor Hugo nächtliches Wandeln bezwecke, uns noch schleunigst von einigen neuen Ideen über den Baustil der Zukunft in Kenntnis zu setzen! Aber es war in jenen Tagen so heiß gewesen, daß er selbst das Philosophieren unterlassen hatte.

Und wir richteten ein großes Matratzenlager in einem unserer Säle und erzählten uns Geschichten. Und die eine Geschichte des Signor Hugo, wie er als Bauaufseher auf des Baron Sina Zuckerfabrik bei Raab unter die ungarische Nationalgarde gekommen, den Feldzug mitgemacht und, als Spion gefangen, vors Kriegsgericht gestellt, von den Magyaren nach der Schlacht bei Aes wieder befreit, wie er dann in die deutsche Heimat zurückgerufen von Wien nach Prag gefahren, im Elbedampfschiff, das ungarische Kostüm tragend zu Dresden am Abend des 5. Mai 1849 ankam und dort, ohne zu wissen warum, noch die Dresdener Revolution mitgenießen mußte ... diese Geschichte war ein so vortreffliches Stück von Abenteuern eines Friedfertigen, daß ich mir vorbehalte, sie in spätern Tagen einmal des Nähern zu erzählen, auf daß man ersehen möge, was alles einem Untertan des Ministers Hassenpflug und Kf. hess. Banpraktikanten passieren kann.

Aber es wurde noch unendlich mehr erzählt, und war mir auffallend, dieselbe Erscheinung zu beobachten, die mich bei den Märchen von 1001 Nacht wie bei Boccaccios Novellen schon zum Nachdenken veranlaßt ... daß nämlich im Lauf des Erzählens die Geschichten immer saftiger und der Tabak immer stärker wird. Und wurde mit zunehmender Schwüle und Schnakenbedrängnis ein so klingender Glockenton angeschlagen, daß alles, was in den Archiven des Engeren zu Heidelberg über verwandte Fächer aufbewahrt liegt, zu puritanischem Choralgesang zusammenschrumpft, was ich seiner Zeit mit einer Geschichte von einem Kutscher, der sich bei seinem Herrn wieder einschmeicheln wollte und a. m. darzutun mich getraue ... Ob nun diese Wendung in der Tonweise des Erzählens, die ganz organisch und sozusagen von selbst eintrat, mit demselben Gesetz zusammenhängt, was auch der Völkerentwicklung zu Grund liegt, daß nämlich vor dem Ende notwendig der Verfall kommen muß ... darüber ward ich nicht klar! — Item, auch diese venetianische Nacht ging glücklich herum, und wie ich eben die Erzählung vom Bankier Hohenemser und der Ueberreichung des

Kreditbriefs in seiner Einfahrt beendet, war die Sonne schon aufgegangen, und ein Mann im blauweißgestreiften Kittel war leise heraufgekommen, und weil er glaubte, wir schliefen, stampfte er in der Vorhalle dreimal mit dem Fuß aufs Pflaster, uns zu wecken, und sprach: „Signori, è tempo!“

---

3. Von dem einzigen Menschen in Venedig, dem unsere Abfahrt weh that.

Der Mann in dem blauweißgestreiften Kittel war der Gondolier Valentino, und wenn von einem Menschen mit Grund behauptet werden kann, daß er tief innerlich betrübt war ob unseres Scheidens, so ist's von ihm. Ja, ich bin überzeugt, daß er zur Stunde, wo dies geschrieben wird, noch an seiner Barke bei der riva degli Schiavoni liegt und nach der Brücke Hotel Danieli schaut, sehnsüchtig wie eine Jungfrau, die des Geliebten harrt, ob ihm ein gut Geschick nicht seine zwei forestieri wieder zuführe, die so lange Zeit regelmäßig wie die Gestirne dort allabendlich ihre Bahn wandelten, und ins Geschrei lungernder Gondoliere: „barca, Signori! andiamo al lido Signori!“ mit lächelnder Ruhe sprachen: „no! niente! prendiamo Valentino;“ und die in seine Barke stiegen, trotzdem sie weder die sauberste noch die eleganteste war, und mit ihm hinausfuhren, ohne zu wissen wohin, und ihm oftmals, wenn er fragte: „dove commandano i Signori?“ zur Antwort gaben: „dove volete.“ Denn in diesem verpesteten Sommer, wo die Fremden in Venedig so selten waren wie die Philosophen in Tirol, war's für ihn keine Kleinigkeit, seine sichern Leute zu haben, und an manchen Tagen, wo alles luftschen in seiner Höhle verborgen lag, war Valentinos Barke die einzige, die sich auf schaukelnder Lagune tummelte, und er konnte mit Recht sagen, daß er ein Drittel oder gar die Gesamtheit aller in Venedig hausenden forestieri in seinem Schiffe geleite. Und er erhielt regelmäßig des Abends seine Zwanziger, und wer ihn im Juli sah und sein Bild mit dem verglich, was er des Monats vorher noch der Welt bot, der mochte füglich schließen, daß seine Umstände den Einflüssen fester Revenüen ausgesetzt waren . . . denn häufig

und häufiger glimmte der unendliche sigaro lungo in seinem Munde, und wenn eine Meerfahrt von weiterem Umkreis bevorstand, nahm er auf eigene Kosten einen Untergondolier, und wie er gar eines Sonntags im neuen blauen Sammetwams einherstolzierte, die seidene Halsbinde um den breiten weißen Hemdkragen und die Granatblüte am Hut, da war's die helle Pracht, und mir ahnt, daß er mit Beistand unserer Zwanziger auch eine Liebste gewonnen, wie wir ‚seine Herren und Gebieter', sie vergeblich ersehnten. Dafür war aber Valentino auch ein musterhafter und aufmerksamer Mann in seinem Fach und wußte die vielverschlungenen Wasserstraßen seiner Lagunen so gut wie ein Fisch, der drin aufgewachsen — und fuhr unverdrossen zu jeder Tageszeit, und sagte nie ein Wort, wenn der ihm gereichte Lohn nicht dem Tarif entsprach . . . und wenn ein Schiff mit geschmuggeltem türkischem Tabak heimlich im Hafen eingelaufen war, kam er pünktlich und brachte uns eine Provision zum Rauchen; wenn wir abends gegen neun Uhr in der Nähe waren, fuhr er pünktlich auf kurze Entfernung zum österreichischen Kriegskutter hinaus, weil er glaubte, es müsse uns besondere Freude machen, den zapfenstreichstellvertretenden Kanonenschuß zu hören und zu sehen, wie mit Gedankenschnelle die große Laterne auf des Mastbaums Spitze hinaufgehißt ward . . . und wenn Fremde in lyrischer Begeisterung für venetianische Nächte sich die große compagnia der cantatori bestellt hatten, um mit Sang und Klang und alten Fischerliedern hinauszufahren in canal grande, da ruderte Valentino uns leise, leise im Schatten der Nacht mit zur Seite, daß kein Ton verloren ging, wenn der wunderliebliche Refrain „o Venetia benedetta non ti voglio mai lasciar!" ertönte oder unter dem dunkeln Bogen des Rialto ihr lomm! lomm! lomm! widerhallte, und legte seine Gondel lauschig der der Besteller zur Seite und blitzte wieder ab und lachte wie ein Student, der mit Erfolg ein Collegium geschossen hat, wenn er dann nachrechnete, wie viel die Organisatoren der Sängerfahrt für dieselbe zu zahlen hätten und wie billig sie uns gekommen war.

Und allmählich hatte sich der Gute so daran gewöhnt, uns zu fahren, daß er es für eine Art von Rechtsanspruch hielt, und wenn wir je länger auf uns harren ließen, kam er bis auf den Marcusplatz zum Café militare, wo sich selten ein Gondolier hinwagt, und sah nach, wo seine Signori steckten . . .

und wenn wir je mit einem andern von anderen Stadtregionen gefahren kamen, machte er noch Tags darauf ein verstimmt Gesicht und rief seinen Ausweichruf höh-primiöh! wenn's um ein Eck ging, mit ganz anderem Ton denn sonst.

Und das sollte itzt alles ein Ende nehmen! Mit wirklicher Trauer im Antlitz trug Valentino der Biedre unsre roba in die Barke . . . addio padrona! addio palazzo Canal! zum letztenmal ging's den bekannten Wasserpfad entlang in canal grande, im Frührotschein glänzten die altersgrauen Prachtgebäude, ... meinem Liebling, dem feinsten aller venetianischen Paläste, der cà d'oro mit ihren schlanken Bogen und zierlich gotischen Balkonen und Fenstern und Zinnen noch ein Blick . . . weiter wie im Traum ging's bis an die Eisenbahn. Wie aber Koffer und Sack und Pack hineingeschafft war, da stand Valentino noch eine Weile vor uns, er wollte was sagen und wußte nicht was, oder wie es ausdrücken, denn ein venetianischer Gondolier kann besser mit dem Ruder umgehen als mit der Sprache. „Ebben Valentino, a riveder!" sprach ich. Und sein Antlitz heiterte sich: „'tornano i signori?" frug er. — „Sicuro!" — da zog sich ein frohsames Lächeln über seine Lippen, und er lupfte die Mütze und schwang sie noch in der Barke zum Gruß auf Wiedersehen.

Fahr wohl, du braver Gondolier, Gott geb' dir noch manch gutes Jahr und padroni, deren Börse mit schwereren Talern gefüllt ist als die unsere.

---

4. Ueber den Gardasee nach Riva.

Seit dem August 1849, wo allerdings auch manch ein Biedermann mit dem unbestimmten Gefühl „Nix wie naus!" aus Venedigs Toren gezogen sein mag, hat die lombardisch-venetianische Eisenbahn wohl selten zwei Männer mit negativerem Reisezweck westwärts befördert, denn uns. „Gottlob daß wir draußen sind!" sprach ich, als die riesige Lagunenbrücke hinter uns lag, und wiewohl die sumpfige verfieberte terra ferma bei Mestre noch keineswegs so aussieht, daß ein meergeprüfter Mann, wie einst Anchises der Alte beim ersten Anblick der Italia humilis, sie mit Geschrei und Austrinkung eines gebauchten

Mischkruges begrüßen möchte, so tat ich doch einen lufteinsaugenden langen Atemzug, wie einer, dem ein böser Alp vom Hals sich gelöst.

Aber schwach und krank waren wir allbeide noch, gleich dem verlorenen Sohn in der Ballade eines neueren Dichters:

Und wie er endlich Abschied nahm von Babylon
Da war's ihm wirklich ziemlich miserabilon.

. . . Sie war in Mestre mit andern Damen eingestiegen. Sie war allerdings von einer eigentümlichen Schönheit . . . regelrechte antike Züge, blasses, interessantes Antlitz, auf dem von jener dummen Impertinenz rotbackiger Gesundheit kein Atom zu finden war, ein klares, tiefes, unendlich wehmütig durchschneidendes Auge, schwarzes, reiches Haupthaar. Und die melancholisch ernsten Frauenköpfe, nach denen ein Künstler das Madonnenideal gestalten mag, sind in Italien wie anderwärts selten.

Sie sprach italienisch und ein fremdartig klingendes Deutsch und reiste mit ihrer Mutter. Im Bahnhof zu Verona stiegen beide aus. „O weh!" sprach der Meister Anselm, der eine kühle Limonade trank, „es ist schon zu Ende!"

Dasselbe hatte ich soeben schweigend gedacht.

Aber sie nahmen ein neues Billett und stiegen wieder ein.

„Donner und alle Wetter," sprach ich, „sie fahren vielleicht mit uns über den Gardasee . . ." „Eben denk ich daran," sprach der Meister Anselm.

Und wir versanken beide in Gedanken. Jenseits Verona kam ein Herr mit flachsblondem Haar neben mich zu sitzen, auf dessen Hutschachtel stund: Wasserberger. Passagiergut. Meißen. „Ein unangenehmes Land, das Italien," bemerkte er, „wenn man die Sprache nicht kann."

Ich gab ihm keine Antwort. Als die hohen Berge des Gardasee in blauer Ferne aufstiegen, machte er einen zweiten Versuch: „Ob's dort wohl schon Gemsen gibt?" fragt er. Da sprach ich wie ein Geistesabwesender: „höh-primiöh!" Es war der Warnruf Valentino des Gondoliers, der bedeutet, daß Barken, die ums Eck fahren, schleunigst ausweichen sollen, sonst gibt's ein Unglück! . . . Es muß etwas Bedeutsames im Ton gelegen haben. Herr Wasserberger machte keinen dritten Versuch, sondern wandte sich einem Manne zu, der zwei Eulen in einem Käfig auf

dem Schoß trug und ihm in kroatisch gefärbtem Deutsch einige Antworten gab, aus denen mit Evidenz hervorging, daß er die Fragen nicht verstanden. „Peschiera!" rief der Kondukteur. Wir erhoben uns, als wenn wir noch etwas zu erwarten hätten. Und siehe! die graue Mantille, an der unsere Blicke schon so lange hafteten, erhob sich auch . . . Wir fuhren zusammen über den Gardasee. „Ein schönes, blaues Wasser," sprach ich zur Kammerjungfer, „Sie reisen wohl nach Deutschland?" „Verzeihen S'," sprach sie, „die gnädige Herrschaft hat nach Venedig gewollt, aber wegen der Cholera hat sie beschlossen, umzukehren und geht nach Rütte bei Botzen in die Sommerfrische."

Warum ist die erste Wirkung der Lieblichkeit die, daß man sie flieht? daß man sich fern hält wie ein Abgestoßener, während man angezogen ist?

Und sie stand inmitten des Verdecks mit ihrer Mutter, und ich bot ihnen meinen gepolsterten Feldstuhl an und ging schleunigst nach des Schiffes Hinterteil zum Steuermann, wie einer, der eine böse Tat verübt. „Sie geht nach Rütte bei Botzen," sprach ich zu meinem Gefährten Anselmus. „Wie weit ist Botzen vom Castell Toblino?" fragte er.

Und wir saßen wieder in Gedanken versunken, er am Schiffsgeländer mit blassem Antlitz in die Flut starrend, ich auf einem Bündel Tauwerk, den Shawl umgeschlagen. Die Insel Catulls mit ihren niedern Linien zog an uns vorbei, und wiewohl ich im Vorbeifahren flüchtig überdachte, welch ein Unterschied zwischen der Lyrik des römischen Sängers der Lesbia und der Emanuel Geibels stattfinde, war mir's doch schier zu Mut, als wollt' ich selber ein recht süßes Lied anfertigen. Wem zu Ehren? . . . Aber eine Welt von Bildern stieg auf . . . Berge bei Botzen und sinnige Spaziergänge und leise Begegnung, Fußfall und Seufzen, sprechen Sie mit der Mutter . . . es reimte sich nichts.

„Woran denken Sie?" fragte ich barsch den Meister Anselmus.

„Ich überlege," sagte er, „daß ein Künstler eigentlich nur eine Frau haben darf, die als der Ausdruck und die Vollendung der Schönheit ihn umschwebt wie ein stetes Ideal, immer neue Gluten anfachend, wenn der Funke der Begeisterung im scharfen Lustzug des Lebens zu erlöschen droht. Und Sie?"

„Ich habe überdacht, ob die bekannten unsichern Revenuen

eines Manns mit der Stahlfeder ihm gestatten, sich zu verheiraten."

Ob sie wohl herübersah, wie wir uns mit trübsinnig abgesägten Blicken gegenseitig anschauten, gleich zwei kleineren Propheten, die Klagelieder anheben?

Die venetianische Sommerluft macht wirklich nervenleidend und krank. Goethes Werther hätte in diesem Augenblick herantreten und mit Schillers Worten sprechen können: „Ich sei, gewährt mir die Bitte" . . . ich wäre zu schwach gewesen ihn auszulachen.

Und die Limonenpflanzungen der Ufer entrückten sich dem Auge, die mächtigen Felswände, die des Sees oberes Ende umschließen, kamen näher — wir saßen in mitleidswertem Schweigen. Fünfzehn Schritte Entfernung — und die einzige Gelegenheit sich zu nähern . . . und unbenutzt! — Sie hatte uns bemerkt. Aber in Riva ging sie mit der Mutter ins albergo del Sole. Im Sole sind Kellner im Frack mit weißer Weste, und Marmorinschriften in den Zimmern, wo Majestäten übernachtet haben; „Künstler," würde Foersters Reisehandbuch sagen, „ziehen den Giardino vor." Wir gingen in Giardino. Nach Rütte bei Botzen sind wir seither nicht gekommen. Des andern Morgens sahen wir einen schweren Reisewagen laudauswärts fahren. Wenn der Wirt des Sole wüßte, was wahrhafte Majestät ist, müßte er in dem Zimmer, das ihr Fuß berührt, auch eine Marmorinschrift aufrichten lassen.

Die Geschichte ist aus. — —

---

5. Von beginnender Wiedergenesung und vom Ponal.

Im bairischen Gebirg bei Lermoos ward mir's seiner Zeit zu teil, fünf Knechte zu Mittag essen zu sehen, und ich lachte über die Schnelligkeit, mit der sie ihre riesenhaften Schüsseln getilgt hatten, ohne die drüber hingebeugten Häupter zu erheben. Wenn die fünf Knechte mich über dem späten Mittagsmahl in Riva erblickt, sie hätten Grund gehabt, mir das Lachen heimzubezahlen. Monate lang im Cholerahalbsold gefastet . . . und jetzt, der bösen Atmosphäre entronnen, bei einströmender gesunder Seeluft, reichliche Gelegenheit, einzuhauen . . . Die

Mahlzeit von Riva hätte mich in Venedig drei Tage lang ernährt.

Und wie wir des andern Morgens mit dem Haussohn des Giardino in stattlichem Kahn hinausruderten in die wundersam blaue Flut, da kam's über uns, als hätten wir einen langen bösen Traum geträumt und kämen itzt erst nach Italien, und wir warfen uns in die läuternde Woge und plätscherten angesichts der schauerlich hohen, schöngezackten Berge und der mit wahrhafter Frechheit in die schwindelnde Höhe hineingehauenen Felsstraße mit fischhaftem Behagen umher. Und die Sonne war so warm und die Ufer so unnahbar und die Kultur so fern, daß wir, wieder eingestiegen ins Schiff, gar keine Anstalten machten, unsere Toilette auf das Niveau europäischer Verhältnisse zurückzuführen. Und fuhren von dannen, ich im Hemd, Unterhosen und Stiefeln, der Meister Anselm lediglich im Hemd, der Haussohn des Giardino aber, wie ihn die Natur erschaffen. Und wiewohl er noch ein gar junger, tölpelhafter 17jähriger filius familias war, so waren doch schon gewisse Entwicklungen sehr stark und hausknechtsmäßig an ihm vor sich gegangen, also daß es eines kolossalen Feigenblatts bedurft hätte, ihn für einen Antikensaal zu kostümieren. Da wir jedoch der Ansicht waren, daß ihm als Landeseingeborenem zukommen müsse zu wissen, wie weit das Minimum an Gewandung bei einer Fahrt auf dem Garda herabgestimmt werden dürfe, so unterließen wir, ihm Bemerkungen über die Gesetze des Anstands zu machen, und ließen ihn in seiner grande tenue gewähren. Und wie sich in Italien so vieles von selbst macht, ohne daß es planmäßig vorgesehen wird, so ruderten wir, statt nach Hause, vorwärts längs dem felsumdämmten Ufer. An einem kleinen gestrüppbewachsenen Abhang stand ein behauener Stein wie ein Meilenzeiger. Weil nirgendwo Gelegenheit eines Weges ersichtlich, befragte ich, was der Stein bedeute. — „Von dort an," sprach der nackte Haussohn und deutete südwärts, „darf man Singvögel fangen und totschießen, bis hieher ist's streng verboten."

„Warum das?" fragte ich weiter. „Weil hier die Grenze zwischen Deutschland und Italien ist," sprach er. Ich dachte an das Schicksal so manches deutschen Poeten, und fand es sonderbar, daß man es hierlands als Kennzeichen Deutschlands betrachte, daß auf deutschem Boden die Singvögel n i ch t gefangen werden dürfen . . .

„Wir wollen noch bis zum Ponal fahren," sprach der Jüng-

ling von Riva und ruderte mit Macht ins italienische Seegebiet. Der Ponal ist eine verlassene Uferstation, wo einst die Männer aus dem Ledrotal ihre Schiffe in kleiner Höhlenbucht anlegten und ihre Bergpfade hinaufklommen, eh die neue Straße gezogen ward . . . jetzt steht das Haus und die Schiffsländе verlassen, die Mauern in Trümmern, üppiges Strauchwerk und Feigenbäume wuchern drüber, enges Tal gleich einer Kluft spaltet die senkrecht himmelanstürmenden Kalksteinwände, ein Bergstrom braust hervor und stürzt, von braunen Felsen überdämmt, in schäumendem Wasserfall in den See.

Und ohne an weiteres zu denken, sprang ich aus der Barke und stieg hinauf in das wildgewaltige Schauspiel der Natur, und beugte mich hinab, den Wassersturz zu erschauen, da stand ein Regenbogen, wie ihn die Göttin Iris mir einst in sonniger Jugend am Fall des Velino beim ersten italischen Pilgerzug schimmernd aufgebaut, und alles glänzte im tanigen Flimmer schief einfallender Sonnenstrahlen . . . dieweil ich drunten jubelndes Geschrei der Gefährten hörte, die mit der Barke einlaufen wollten in den tosenden Kessel des Falles und vergeblich mit kräftigem Ruderschlag ankämpften wider die entgegen brausende Flut.

Aber ein klagender Aufschrei weiblicher Stimme schreckte mich aus meiner schweigenden Freude auf; hoch oben auf selten beschrittenem Saumpfad ward, getragen, von sicherem Maultier, ein gewürfeltes Damengewand sichtbar und ein breitrandiger Florentiner Strohhut . . . andere Maultiere, andere Gestalten, noch ein Schrei und ein dritter, und alles wandte sich und verschwand. Ich schaute empor und schaute zum See und beschaute mich selber . . . eine furchtbare Ahnung stieg in mir auf; die Ahnung ward zur Gewißheit; ich maß das Terrain mit sicherem Blicke — der Ponal steht in Murrays rotem Buch — von oben haben sie heruntergeschaut — ein Mann fröhlich in Unterhosen und Stiefeln an den Trümmern des Stationshauses — — in See haben sie geschaut, da kommt die Barke aus dem Felsenkessel hervor, ein Mann im bloßen Hemd sitzt auf der Ruderbank . . . die Barke gewinnt das Freie, der Jüngling aus dem Giardino blank wie ein Meergott am Steuer . . . Unglückselige Tochter Albions, was magst du an jenem Tage in dein Tagbuch eingetragen haben?! Unglückselige Tochter Albions, ich begreife die drei Schreie. — — — —

6. Castell Toblino.

„Es war an einem heißen Sommernachmittage," würde eine Novelle im alten Stil beginnen, „als zwei junge Männer in einem einfachen einspännigen Fuhrwesen auf staubiger Heerstraße in die Gebirge einfuhren, die sich zu beiden Seiten des wilden Sarcatals als letzte Ausläufer südtirolischer Alpen der lombardischen Ebene entgegenstrecken. Der Sommernachmittag war noch fortdauernd heiß, als die Straße, die Sarca zur Linken lassend, an einen See führte, der in mäßigem Umfang die Breite des Tales ausfüllte. Aus diesem See stieg auf felsig emporragendem Terrain, das durch schmale Landzunge mit der Straße verbunden ist, ein wohlerhaltenes Castell mit Turm und hochaufgebautem vielstockwerkigem Wohnhaus sonnenbeschienen empor zu den kahlen oder mit spärlichem, ewigem Grün bewachsenen Bergwänden, die sich senkrecht über ihm emportürmten, einen pittoresken Seevordergrund bildend. Der unterste Bergabhang war von einer reichbebauten Vignenanlage mit Maulbeerbäumen und Oliven ausgefüllt, ein halb Dutzend schwarzgrüner alter Cypressen hob sich als finstere Zierrat aus dem freundlichen Grün des Gartens. Die zwei jungen Männer bogen mit ihrem Fuhrwesen von der Straße ab und fuhren auf der Landzunge längs schilfbewachsenen Seeufers dem Castell entgegen.

Eine mit Zinnen und Schießscharten wohlversehene Ringmauer umschloß den Burgfrieden; ein offener, nicht allzuhoher Torbogen gestattete die Einfahrt.

Das Fuhrwerk hielt im Hofe. Auf den Zügen der Neuangekommenen drückte sich eine ungewisse gespannte Erwartung aus. „Werden wir hier das gewünschte Obdach und Gelegenheit erfrischender Villeggiatur finden? Wer wird der Herr und Meister dieses mittelalterlichen Anwesens sein? Ein alter Landedelmann, der mit vorsündflutlicher Verachtung auf landfahrend fremdes Volk niederschaut? Eine junge Witwe? Ein mit Welschkorn und Olivenöl große Geschäfte machender possidente, wie sie in diesen Regionen so häufig vorkommen und in ihren kurzen Camisolen und abgebrannten Kostümen eine so eigentümliche Mitte zwischen galantuomo und Strolch darzustellen wissen? . . . „Chi lo sa!"

„Wir wollen rekognoscieren!“ sprach der eine der beiden.

Und sie schritten den schiefrigen Felspfad empor und standen bald vor dem Portal des Castells. Verblichene Malerei eines Wappens war unter einem einfachen Erker sichtbar. Ein finsterer Gang führte ins Innere der Behausung; alte, rauchgebräunte Säulen, denen als Fußboden der unzugehauene, verwitterte Felsboden diente, standen als Träger einer geschwärzten rußigen Halle vor einem offenen inneren Hofe; an der einen Wand eine rissige römische Inschrift eingemauert, an der andern Reste von Arabesken und freskogemaltem heraldischem Getier, eine lustige leichte Loggia, von zierlichen toskanischen Säulchen und Rundbogenstellungen überbaut, zog sich um das zweite Stockwerk . . . ein Stück blauer Himmel schaute sparsam auf den dunkeln Geviertraum.

Und die jungen Männer sprangen fröhlich die breite Treppe hinauf, denn solch ein Gebäu schien lediglich für sie und mit Beziehung auf sie in den grünen See hineingestellt . . . und sie stießen einander an und sprachen: „die Sache macht sich!“

In der Loggia oben saß allerhand fremdartig aussehendes Volk, und ein neugierig schmuckes Frauenantlitz schaute ihnen entgegen. „Dove il padrone di casa!“ fragten sie, und man wies sie in einen hohen, lustigen Saal, zu dessen Fenstern glänzte der See in tiefgrüner Farbe herein, am einfachen Tisch waren Meßinstrumente gelagert und tranken etliche vorüberstreifende Geometer ihren Wein, und bei ihnen ging, die Hände auf den Rücken gekreuzt, im weißen, hausväterlichen Negligéekittel der Alte, von dem unser Schicksal für die nächsten Wochen abhängen sollte. Der Alte hatte ein dunkel gefärbtes Antlitz, das weniger von südlicher Sonne gebräunt als von südlichem Wein gerötet schien . . . halb Schlauheit und halb Wohlwollen lag auf seinen Zügen . . . um den Mund aber ein Vertrauen erweckendes Schmunzeln.

Die zwei jungen Männer nahmen eine prüfende Position ein und bestellten einen Trunk vino santo, den man ihnen als der Gegend preiswürdigstes Erzeugnis gepriesen. Wie aber der vino santo mit seinem goldbraunen Feuer ihre Lippen erwärmt, da waren sie im Innern eins, daß hier nur im Fall evidentester Unmöglichkeit an einen Rückzug zu denken sei — und eröffneten dem Alten ihr Begehr und Absicht der Einlagerung. Und Giacomo Sommadossi der Alte musterte sie mit einem

sachverständigen Blicke und sprach das große Wort „hm! hm?!“ und ging mit rückwärtsgefalteten Händen und großen Schritten im Saal auf und nieder.

Da glaubte einer der beiden, ihm noch nähere Aufklärung über Zweck und Art ihres Lebens geben zu müssen und sagte: „wenn auch keine forestieri hier beherbergt zu werden pflegen, wir werden keine Störung ins Haus machen, siamo artisti ...“

„Pittori?“ sprach Sommadossi der Alte, „ah! hm?!“ es klang sehr bedenklich. Er fand nicht für gut, einen Bescheid zu erteilen und wandelte hinaus in die Loggia.

Es trat eine lange Pause ein; die beiden jungen Männer hatten ihren vino santo getrunken, der Vetturin kam herauf um nachzusehen, ob er das Gepäck zu bringen habe, da ging der eine wieder auf Suchung des padrone. Er stand in einem Eckfenster und schaute in den See.

„Ebben, Signor padrone, come sta la nostra combinazione?“

„Un caso singolare,“ sprach Sommadossi der Alte.

„Singolare . . . perchè?“

„Figliuole in casa . . . donne giovinette in casa!“ sprach er, „e pittori?!“ Sommadossi der Alte schien seine eigenen Ansichten über den Fall zu haben, da Maler und junge Mädchen unter ein und demselben Dach zu leben kommen . . . Aber wie noch ein großer Sturm auf sein zweifelndes Gemüt gemacht und erklärt war, daß deutsche Maler und Jünglinge überhaupt die bravsten Leute der Welt seien und keinem Kind, geschweige einem im Castell Toblino wohnenden Mägdlein das geringste Leid zuzufügen imstande . . . da erweichte des Alten Herz und er sprach „vedremmo!“ — Nach fünf Minuten sahen die jungen Männer, daß in einem großen Zimmer neben erwähntem Saal eine Anzahl Kisten mit gelber roher Seide, die herumhing, verpackt und geschlossen wurden . . . nach zehn Minuten stand ihr Gepäck und sonstige fahrende Habe in diesem großen Zimmer, und sie waren Bewohner des Castell Toblino.

„In pochi giorni saremmo come figli di casa,“ sprach des Abends einer der beiden zu Sommadossi dem Alten.

„Ringrazio!“ sprach er schmunzelnd. — Ringrazio kann in diesem Fall bedeuten 1) ich danke für das Kompliment. 2) ich danke dafür! — In welcher Bedeutung Somadossi der Alte es nahm, war nicht zu ermitteln.

7. Castell Toblino des weiteren.

In der großen Stube stand außer den Kisten mit Rohseide auch ein altertümlicher Schrank, den ein grüner Vorhang geheimnisvoll überdeckte. Ich lüftete den Vorhang; es war ein Bücherschrank. Ich tat einen Griff hinein; aber wer in einen Bücherschrank greift, teilt das Schicksal des Fischers, der auf Gratewohl seine Angel in den See taucht: es kommt auf den Zufall an, ob er eine Forelle herauszieht oder einen Weißfisch. Ich zog Ahrens Naturrecht heraus. Corso di diritto naturale, o di filosofia del diritto privato e publico, di E. Ahrens, versione eseguita del Professore Vincenzo de Castro. Milano 1851. Ich schlug den ersten Band auf und las: „Das öffentliche Recht wird in Hinsicht auf seine Quellen eingeteilt in philosophisches öffentliches Recht und in positives öffentliches Recht . . . Das philosophische öffentliche Recht entwickelt die Fundamentalgrundsätze des sozialen Lebens, indem es übereinstimmend mit ihnen eine ideale politische Organisation darstellt, die zwar noch nicht existieren kann, die aber, weit entfernt ein einfaches Erzeugnis der Einbildungskraft zu sein, das unverrückbare Endziel ist, welchem allmählich, wenn auch mit Langsamkeit, alle vorhandenen Organisationen entgegenstreben . . .“ (p. 139).

Ich schellte heftig mit einem vorhandenen Glöcklein. Ein alter Knecht des Hauses, der, seinem Dunstkreis nach zu schließen, mehrfach der Stallarbeit oblag, erschien.

„Cosa commanda il Signore?“ frug er. „Noch ein Glas vino santo,“ sprach ich und reichte ihm Ahrens Naturrecht, übersetzt von Vincenz de Castro, „und stellen Sie dieses Buch dort an seinen Platz.“

Sommadossi der Alte begann, uns ein interessantes Problem zu werden: Besitzer eines Schlosses am schönsten, grünen Alpensee, Pflanzer eines vino santo, der dem cyprischen an Glut gleichkommt, Menschenkenner von Distinktion, der über den internationalen Verkehr der Mädchen seines Castells und der fremden Maler gegründete Bedenken hegt . . . und Anhänger von Ahrens Naturrecht!! Ich dachte an die langen Winterabende, die den Menschen diesseits wie jenseits der Alpen zu

mannigfachen Extravaganzen verleiten . . . es blieb mir unklar.

Es war noch lang bis zum Abendimbiß. Darum griff ich ein zweitesmal in den Bücherschrank, aber diesmal nicht ohne Vorbedacht. Es ist immer löblich, zu wissen, w o man ist, wenn man auch nicht immer weiß, w a r u m man da ist. Statistica del Trentino hieß das Buch, das ich diesmal herausholte. Und ich las mit Befriedigung unter dem Buchstaben T:

„Toblino, altes römisches Castell auf einer Halbinsel des gleichnamigen Sees, der eine Länge von 1500 pertiche hat und in der südlichen Ebene des Tals von Vezzano zwischen den Ortschaften Padergnone und Sta. Massenza und dem Fluß Sarca liegt. Eine römische Inschrift bezeugt die Existenz dieses Ortes in jenen Zeiten. Es kam im Verlauf an eine Familie, die sich nach dem Castell selber benannte. Ein Odorico di Toblino wird in einer Urkunde von 1124 erwähnt, im Jahr 1161 kommt ein Otto mit seinem Neffen Federigo und in den Urkunden von 1204—1233 häufig Herr Turiscendo di Toblino vor.

Dies Schloß fiel sodann an das Haus derer di Campo, die es mehrere Jahrhunderte durch inne hatten, und ist gegenwärtig ein possedimento rurale derer von Wolkenstein zu Trient.

Die ruhige Einsamkeit dieses Castells, welches seine Türme in den durchsichtigen Gewässern eines Sees spiegelt, die von Oliven und immergrünem Gebüsch bewachsenen Hügel, die ihn umgürten, die kolossalen Felsen des Monte Casale, die sich im Westen des Sees erheben, bilden ein landschaftliches Ganzes, das zu den anmutigsten und eigentümlichsten des Trentiner Gebiets gehört.

Toblino bildet einen Teil des Territoriums von Fraveggio, Gerichtsbezirk Vezzano, Landhauptmannschaft (capitanato) von Trient."

Wiewohl ich nun aus einer Notiz der dieser Statistik vorausgeschickten Geschichte der Gegenwart, wonach im April 1848 das badische Heer 8000 Insurgenten verloren, die im Elsaß das Volk mit republikanischen Drohungen beunruhigten . . . (le truppe badesi disperdone 8000 insorti, i quali nell' Alsatia agitavano il popolo con mene republicane, St. del Trento I. 197) genügenden Aufschluß über die Präcision erhielt, mit der besagte Statistik gearbeitet ist, legte ich sie dennoch mit einem Gefühl historischer Pietät aus den Händen.

Von den römischen Kriegstribunen, die hier dereinstmals den Ausgang des Tals Indicaria bewachten, bis auf Oberich von Toblino . . . von Oberich di Toblino bis auf Ahrens Naturrecht . . . welch eine Fülle von Geschichten! Die Weltgeschichte wird ja nur dann reich, wenn sie im engumschriebenen Rahmen bestimmter Oertlichkeit betrachtet wird. Ich ziehe das kleine Detail dem großen Nebel vor. . . .

„La cena!" sprach das Mädchen, welches inzwischen den Tisch gedeckt hatte, und brachte eine mit weißem Tuch verhüllte Platte. Nach feierlicher Enthüllung erschien eine gelbe, zusammenhängende, schneidbare Masse, deren Geschmack undefinierbar bleibt. Es war polenta. In diesem Fall wäre mir trotz meiner Vorliebe für Traditionelles und Lokales doch ein Stück universalen Kalbsbratens lieber gewesen.

---

8. Sonntag.

In der Früh des andern Morgens weckte ein Glöcklein mit hellem Klang aus dem Schlummer. „La messa!" rief das dienende Mägdlein Carolina zur Tür herein. Und wie wir geruhig die müden Gebeine weiter strecken wollten, kam sie ungeduldig herein und rief zum zweiten: „ma presto Signori, la messa!" Und ich besann mich, daß wir in Südtirol waren, dem Land der Wunder und stigmatischen Heiligen, und besann mich auf das, was Heinrich IV. einst gesagt, da sich's drum handelte, ob Paris sein werden sollte, und fuhr in die Kleider, um der Einladung Folge zu leisten. „Vi abbiam aspettato," sprach Sommadossi der Alte, da ich in den Saal kam. Er wandelte mit einem Kapuziner auf und ab und sprach's mit einem Ton des Vorwurfs. „E 'l vostro compagno?" — „E protestante," sagte ich. „Hm? . . . hmmm!" murmelte Sommadossi der Alte. Seine Beziehungen zu Ahrens Naturrecht wurden mir mehr und mehr rätselhaft.

Das Castell Toblino hat, angebaut ans Portal, eine einfache Kapelle. Jeden Sonntag schickt das Kloster von Arco einen Kapuziner, der Schloßbewohnerschaft Gottesdienst zu

halten. Wer hier keinen Kalender hat, kann die Zeit nach den Gestalten der Mönche berechnen, die ihm sonntäglich erscheinen. Wenn der fünfte Kapuziner kommt, ist wieder ein Monat dahingeschwunden.

Der ländliche Kultus, in welcher Form auch immer er auftritt, hat etwas Rührendes, Einfach-Großartiges, das keine Funktion in St. Peter zu Rom mit all ihrem Prunk und Glanz erreicht. — Nach der Kirche saß ich im großen Saal.

Der Kapuziner von Arco fing ein Gespräch an; er war ein feiner Kopf, unterrichtet in dem, was ihn anging, alles andere existierte nicht für ihn, außer als Teufelswerk; eine Ueberzeugung, hart wie das Gestein seiner Berge — und eine plebejische Kraft . . . mit solchem Material ist etwas auszurichten. Nach kurzem Eingang war er bald bei der Sache. „Ihr reiset mit einem Gefährten, der einer Sekte angehört, die zur Hölle verdammt ist," sprach er. „Wir haben in Deutschland 30 Jahr Krieg geführt, als man dachte wie Ihr," sagte ich, „jetzt ziehen wir den Frieden dem Krieg vor und lassen einander gewähren." „So redet der Teufel, der die Gemüter lau macht," sprach er. „Möglich," sagte ich.

Wir kamen auf Trient zu reden. „Wenn die Väter, die dort zum Concil versammelt waren, vor 300 Jahren mehr an die Liebe als an die Scholastik gedacht, und nicht nach Einflüsterungen der römischen Legaten und ganz seltsamen Motiven ihre Aufgabe gelöst hätten, könnte viel anders sein," sagte ich. Leider hatte ich in Venedig des gewaltigen Historikers Sarpi Geschichte des Concils studiert und konnte ihm mit schlimmen Details aufwarten. „Woher wißt Ihr das?" fragte er. „Es hat mich interessiert." „Ihr seid auch ein Ketzer," sprach der Mönch, „man muß nicht zu viel wissen." — „Was werdet Ihr später sein, wenn Ihr in die Heimat zurückkommt," frug er im Verlauf des Gesprächs. — „Ich weiß nicht," sagte ich, „am liebsten Professor."

„Ah so," sprach der Kapuziner, „professore d' encyclopedia, professore d' universalità, professore di toleranza . . . e poi con Voltaire nell' Inferno." „Warum das?" fragte ich. „Weil Ihr von allem etwas wißt und von der Hauptsache nichts," sagte er.

Er war weit entfernt, zu glauben, daß er mir Grobheiten gesagt; er sprach, weil es so seines Amtes war. Ich versicherte

ihn meiner Hochachtung. Wie ich mich bei ihm verabschiedete, murmelte er ein Gebet zur Madonna, daß sie alle armen Seelen erleuchten möge zur Umkehr, die den Pfaden der Verdammnis entgegenschritten.

Warum ich dem Frate von Arco nicht bös sein konnte? . . . Weil ich in diesen Zeiten der wechselnden Passatwinde und Interessenrechnungen und diplomatischer Haarspalterei an allen meine Freude habe, die ihrer Sache so sicher sind wie dieser Kapuziner. „Was wollt Ihr," hatte er zu mir gesagt, „tut Gott nicht heutzutag noch ebenso sehr seine Wunder wie ehdem? Wir Kapuziner alle sind ein Wunder Gottes; wir haben nichts als unsre Sandalen am Fuß und die Kutte am Leib, und den Glauben an ihn, und er sorgt für uns und schafft uns Speise und Trank und Obdach, und wiewohl wir die Aermsten der Schöpfung sind, sieht uns jedermann gern über seine Schwelle treten und setzt uns zu oberst an seinen Tisch! Maraviglia di Dio!"

Nach 14 Tagen kam derselbe Fra Serafino wieder ins Castell. Er hatte mit dem, an dem die Reihe war, getauscht. Er kam schon Sonnabends und brachte eine riesige Angel mit; ein weißes Schnupftuch ums Haupt gebunden, stand er in seiner braunen Kutte trotz Sonnenglut und Mittagshitze am See und fischte, daß Stefano der Knecht griesgrämig sagte: „benedetto questo frate, wenn unsereins die Angel stundenlang auswirft, kommt gewiß das miserabelst kleinste Fischvolk von weit und breit, und ihm schwimmen die Karpfen und Forellen zu, als müßten sie ihre Andacht bei ihm verrichten."

Des Abends klopfte es auf unsrer Stube, und er trat herein . . . es habe ihn getrieben, nach dem Befinden der fremden Signori zu sehen, sagte er. Er war freundlich und wohlwollend in seiner Art. Wir luden ihn zu einem Glas vino santo ein. Er trank, aber nur, um höflich zu sein. Wir zeigten ihm Bilder und Photographien von Venedig und erzählten ihm von welschen und deutschen Dingen. „Eines ist wahr," sagte er, „man lernt viel bei Euch in der Jugend." Wir stießen mit ihm an. Er begann, gemütlich zu werden.

„Ich hege nur den einen Wunsch," fuhr er fort, „daß wir dereinst selbdritt im Paradies zusammen sitzen könnten, so einmütig und herzlich, wie hier auf dieser Stube."

„Hoffen wir es!" sprach ich zu ihm.

„Es ist nicht möglich," sagte er und setzte sein Glas ab.

Die Leute im Castell hatten ihm zu seiner Erquickung ein Bad bereitet und riefen ihn ab . . .

Seine Mitbrüder, die vor und nach ihm sonntäglich allhier erschienen, mag ich nicht des Näheren beschreiben.

---

9. Von den Bewohnern des Castells.

Herr und Meister des Schlosses ist der Graf Pius Wolkenstein in Trient. Wie es aber überall zu gehen pflegt, wo das Auge des Herren nicht selbst wacht, und wo ein rechtschaffener Verwalter seine Pflichten gegen seinen Mitmenschen mit denen gegen sich selbst in gehörigen Einklang zu setzen weiß, ist auch hier besagter Graf Wolkenstein in Hintergrund gesetzt, und sozusagen auf seinem eigenen Schloß Hintersaß geworden, während sein Administrator Sommadossi sich drin eingenistet und ausgebreitet hat, wie der Golem in der arabischen Sage. Daher ist der eigentliche Padron des Castells Sommadossi der Alte, und dem Grafen sind sozusagen um Gotteswillen noch etliche Zimmer freigelassen für den Fall seines Besuches.

1. Von Sommadossi dem Alten.

Wer ihn so sieht zum ersten Male, wenn er in seinem linnenen Frackwams schmunzelnd die Halle auf und nieder schreitet, das rötliche Antlitz mit den klugen Augen und den Ohrringen etwas zu Boden gesenkt, der ahnt nicht, welch ein schlauer weltgeriebener Geschäftsmann in dieser harmlosen Hülle steckt.

Aber wer auf dem Markt des Lebens ein reicher Mann werden will, der muß bei diesem alten Knaben in die Schule gehen . . . er hat's verstanden, Land und Leute abzugrasen. Administrator des Grafen Wolkenstein, Besitzer großer eigener Campagnen, Inhaber eines Poststalls, Aktionär bei der Omnibuswirtschaft und dem Gasthof Europa in Trient, Mitunternehmer beim Bau der Sarcastraße, Eigentümer einer Sägmühle und zweier Locanden in Paderguon, wo er seinen selbstgepflanzten Wein absetzt, Direktor der im Castell etablierten Seidenspinnerei, . . . kein Wunder, daß einer vergnüglich lächelnd in die Welt schauen kann. Mit den Kapuzinern von Arco steht Sommadossi der Alte auf einem ausgezeichneten Fuß . . . er setzt sie oben

an seinen Tisch und hängt ihnen das Meßgewand in der Kapelle persönlich um und schickt ihnen jährlich seinen Tribut an Rotwein . . . das schafft Kredit bei Gott und den Menschen. Seit wir seinem vino santo die gebührende Ehre erzeigt und den conto zweimal in Gold bezahlt haben, ist auch seine Ansicht von den Repräsentanten der freien Künste eine bessere geworden.

2. Von Sommadossis Söhnen.

a) die auswärtigen:

α) Der Theolog ist Kurat im Gebirgsdorf Araisch, wo die Füchse und Eulen einander gute Nacht sagen, und kommt wöchentlich auf seinem Maultier herabgeritten, um sich beim Alten ein weniges herauszufressen.

β) Der Soldat war ein Taugenichts und ist von wegen falscher Liebe unter die Kroaten gegangen. Von seiner Hand steht ein Vers an der Saaltür angeschrieben:

addio mia bella addio!
l'armata se ne va.
Se non partissi anch' io
Saria una viltà!

Monatlich regelmäßig eintreffende Briefe aus der Garnison Bregenz, Zuschuß von 20 bis 50 Gulden zur Kadettenlöhnung betreffend, erinnern Sommadossi den Alten an die Existenz dieses Sohnes.

b) Die Anwesenden.

α) Candidus der Postverwalter hat eine schöne junge Frau aus Drô; bei der Hochzeit wurde ihm ein auf Velin gedruckter Festgesang überreicht, der den feierlichen Wunsch enthält: „E fia la tua vita un solo amplesso!" und da ein Postverwalter im Sarcatal noch mehr Muße hat als einer im Reich draußen, so bestrebt er sich, in Erfüllung seiner Menschenpflichten diesen Wunsch zur Realität zu machen.

β) Emiliano. Wie oft sah ich ihn wandeln, den blassen Jüngling mit dem wehmütigen Lächeln um die unschönen Lippen, in seiner breiten Sommerkappe und mit dem eleganten Stöckchen — und ward mir nicht klar, was in dieser weiten Natur einen Menschen so betrübt und seelenleidend machen kann. Und der Chirurg von Calavin kam eines Tages von seinen Gebirgen

niedergestiegen und setzte ihm ein Dutzend Blutigel an die Nordseite des sterblichen Leichnams, da blieb er etliche Tage zu Bett, aber das Leiden war nicht gehoben und er geht wieder so verstört niedergeschlagen einher, wie ehedem . . . Aber wie ich ihn eines Abends ansprach, und er mir mit dem unnachahmlichen Lächeln der Wehmut mitteilte, daß er . . . Rechtskandidat sei und im Herbst nach Innsbruck ins Examen müsse: da war mir alles, alles erklärt . . . Ahrens Naturrecht und unheilbare Schwermut und innerliche Hämorrhoiden . . . und ich suchte ihn zu trösten und sprach: „niente paura! Wenn's auch jetzt Mühe und Not kostet, Signor Emiliano, desto schöner ist der Lohn. Sie müssen erst in die Praxis kommen, Signor Emiliano!" Und er drückte mir die Hand und grüßt mich seitdem viel freundlicher als sonst . . . aber der Umstand, der Umstand . . .

3. Von Sommadossis Tochter.

Sie heißt Pedronilla und ist neunzehn Jahre alt; an Werktagen trägt sie ein rotbraunes Kleid, an Sonn- und Feiertagen ein grünes mit drei Volants und dazu einen Sonnenschirm. Im Anfang kam des Abends unsere Cameriera und sprach: „a detto così la Pedronilla: che godano d'una felicissima notte i dui Signori" . . . und wir fuhren sie in der Barke über den Toblinosee. Jetzt richtet die Cameriera abendlich keinen Gruß mehr aus, und wir fahren ihre Herrin nicht mehr in der Barke . . . Varium et mutabile semper femina!

---

10. Von den Bewohnern des Castells. Fortsetzung.

Nachdem von den Herren gesprochen worden, ist billig, auch der Diener zu gedenken. Welch ein neckisch Schicksal mußte mich auch an diesen Ort verschlagen, wo eine Trias von Hausknechten in friedlich abgeteilten Sphären der Tätigkeit sinnig waltet! . . . Sei's denn!

1) Der lombardische Hausknecht. Respekt vor der Würde! In blauer Bluse wandelt ein Mann allabendlich mit der Stall-

laterne über die Landzunge, die das Castell mit der Heerstraße verbindet. Der Mann trägt das Haupt hoch und ernst, ein grauweißer langer Bart umschattet sein kluges Antlitz . . . wie aus dem Bild eines alten Meisters herausgeschnitten steht er in der modernen Welt; Tintoretto wird er von uns genannt, denn seine Züge gleichen aufs Auffallendste denen des farbengewaltigen Venetianers, wie sie auf dem großen Werk in der Akademie, das Wunder des heiligen Marcus an einem zum Martertod verdammten Sklaven, im Vordergrund abkonterfeit sind.

Der Graubart stammt aus Verona; er war zu besserem Lose bestimmt und trägt der Verbannung Leid und Sommadossis Knechtschaft zugleich . . . er meidet die Gemeinschaft der andern, in der Kirche wird er nie gesehen. Wir grüßen uns achtungsvoll. Respekt vor ihm!

2) Der welschtirolische Hausknecht. Er trägt in hoher Butte das Trinkwasser aus der Schlucht des Monte Gazza nach dem Castell und fegt und reinigt die Seidenfabrik, sieht auch wegen angestrengter Dienstleistung bei den Seidenspinnerinnen sehr angegriffen aus, trägt eine militärische Holzkappe als Erinnerung an früheres Soldatenleben bei den österreichischen Jägern, küßt den Kapuzinern die Hände und ministriert in der Messe. Sein Latein in den Responsorien hat etwas dialektischen Anklang. Sein Name ist Pietro.

3) Wer aber ist der blondbärtige, spitznasige einsame Trämmer, der so wehmütig über die Schießscharten der Hofmauer in den See hinabschaut, oder sich im Schatten des Stalles eine Streu schichtet, um mit unmutvollem Schnarchen seine müden Glieder darin zu begraben? Mitgefühl ergreift mein Gemüt, da ich von ihm erzählen will, — von ihm, den die Ker und das schwarze Verhängnis in welsche Grenzmark verschlugen, von ihm, dem kein befreundet Echo antwortet, wenn er im schönen Land, ove il „Si" suona, sein zürnendes „Heiligkreuzmillionensternsak" . . .! in teilnahmlose Lüfte erklingen läßt, von Johannes Bartolomäus Candlperger von Leifers, dem germanischen Hausknecht!

Es war an einem heißen Nachmittage, da ich ihn im Schloßhofe ersah. Er trug einen roten griechischen Fes, die blaue Quaste nach hinten abfallend, und sah sich prüfend wie ein Feldherr an dem felsigen Terrain um. Kopfschüttelnd ging er

von mehreren Punkten wieder weg. Endlich am Fuß der alten Rüster machte er Halt, die warf just einen Schatten, wie er ihn brauchte . . . und er beugte sich nieder zur unsterblichen Mutter Erde und reckte seine Arme häuptlings und neigte sein Haupt und sprach ein so seufzend betrübtes „u . . . aah! . . .“ daß es bis zu meinem Fenster heraustönte. Darum nahm ich aber auch Anteil an seinen Mußestunden, und nachdem er ausgeschlafen, winkte ich ihm vom Fenster und machte ihm durch Gebärden meine Absicht kund, ihm einen Rattenschwanz als Trost-Einsamkeit zu verehren. Diesen Rattenschwanz wickelte ich in ein Stück „Wiener Fremdenblatt“ und warf ihn mit einem herzlichen „buon divertimento!“ hinab, wähnend, einem welschen Mann eine Freude zu machen. Wie er aber das umhüllende Blatt unten loslöste, da verklärte sich sein Antlitz, und er steckte die Cigarre in Busen und ging mit dem deutschen Zeitungsfetzen an das Seeufer und las ihn mit Andacht und mit schwerfälligem Buchstabieren, und sein Antlitz strahlte . . . Odysseus, wenn ihm auf der Calypsoinsel der „Landbote von Ithaca“ in die Hände gefallen, hätt' ihn nicht sehnsüchtiger verschlungen . . .

Johann Bartolomäus Candlperger ist ein geprüfter Dulder, wenn er sich's oder andern auch nicht in vollem Umfang zugesteht, denn wenn ich ihm hinabrufe: „Wie geht's?“ da lacht er regelmäßig und sagt „gutt! gutt!“ Aber ich hab ihn manchmal belauscht, daß er den Fes schief gerückt hatte und die blaue Quaste nach vorn gedreht; dann ist Sturm im Anzug . . . und er kommt aus seines Stalles Tiefe und geht mit einem einzigen fortgesetzten murmelnden Fluch wohl vierzig Schritte weit bis ans äußere Hoftor . . . oder er hat die Hände in die Hosentaschen gesteckt und bläst aus einem krummem Holzpfeiflein Wolken eines tirolischen Knellers in die erzürnenden Lüfte . . . der Mann von Leisers kennt den Schmerz.

Einsam und unverstanden mit tiefem Gemüt unter diesen Welschen . . . und der einzige Mann, den ihm das Schicksal zum Kollegen gab, ist der lombardische Hausknecht, der wendet ihm verachtungsvoll den Rücken und hat sich zu seinem Vorgesetzten emporgeschwungen und ist Ober-stalliere und rächt sich an ihm für die Schlacht von Vincenza, wo er beim Landsturm war und Johann Bartolomäus bei den Kaiserjägern!

. . . Eines Abends kam ich in der Barke vom See zurück. Im Hofraum war niemand sichtbar, aber wagrechte Schichten

eines Tabaks, wie ich ihn selbst zwischen Herrischried und Wehrhalden nicht grausamer errochen, standen unbeweglich wie Nebelwolken in der Luft, die sich weigerte, ihn anzunehmen. Da wußte ich, daß Johann Bartolomäus Candlperger heut einen bösen Tag gehabt. Ich schaute mich um. Endlich sah ich ihn an einem Rain sitzen, die Fesquaste war richtig nach vorn gedreht. Er hat in langer Stallfreundschaft die zwölf Enten des Hofes so an sich gewöhnt, daß sie auf seinen Ruf in langem Windungsmarsch heranrücken und sich um ihn schmiegen, wie Küchlein um ihre Alte. Jetzt saß er am Abhang, und die Enten spielten um ihn herum, und er streichelte sie alle und fluchte zwischenein wie ein Heide und rauchte weiter. „Komm zü zü zü," sprach er gerade wie ich herantrat und schaute nach dem Schloß, „die Sauschw . . da drüben." Ich trug Bedenken, sein abendliches Selbstgespräch zu unterbrechen . . .

„Die Enten haben Euch gern, Johann Bartlmê," sagte ich des andern Tages zu ihm, „wie wär's, wenn's statt Enten Mädel wären?"

„Do tät i ganz verzagt werden!" sprach er, „'s tät sich kaum!"

---

11. Von Stefano Basetti.

Was wären wir im Castell Toblino und seiner Umgebung, was auf dem grünen See, was auf den kahlen Gebirgspfaden ohne Stefano Basetti? . . . Nichts! Was sind wir mit ihm? Ortskundige Schiff- Esel- Wagerlebeförderte Signori mit stets frischen Cigarren, landauf landab bekannt wie falsche Sechser, . . . Alles! — Die Geschichte von Stefano Basettis Verhältnis zu uns verdiente eine ausführliche Bearbeitung: wie ein homo sui juris ohne zu wissen wie, alieni juris wird, wie zwei Herren ohne zu wissen wie, einen Diener bekommen, einen Gondolier, Eseltreiber, Sendboten, wie ein ländlicher Colon, ohne zu wissen wie, zwei Herren bekommt . . . alles steckt in dieser Geschichte. Sie kann nur von solchen begriffen werden, die Sinn für das organische Werden des Rechts haben. Zwischen uns und ihm ward kein Wort verabredet, kein Vertrag geschlossen, keine Handfeste niedergeschrieben: das Verhältnis kam — und wuchs —

und war da — jetzt können wir ohne einander nicht mehr leben, wir befehlen, er gehorcht, wir gehen, er ist der Schatten, der uns folgt, wir winken, er fliegt; — ja er schwänzt sogar die Kirche für uns!

An den sonnigen Abhängen des Monte Gazza ist eine reiche Vigne, wo türkisch Korn, Maulbeerbäume, Reben in üppigem Wachstum gedeihen. Im einfachen Häuslein, dessen eine Wand noch vom Frühjahr 48 her von Kugelspuren übersät ist, versteckt unter Obstbäumen, hat Stefano Basetti gehaust, von seiner Geburt bis zu unserer Ankunft, im ganzen 57 Jahr; er ist Colon und gehört zum Castell; an Haltung und Lebensart ein Bauersmann höheren Schlages. Sieben Töchter und zwei Söhne sind seinem Stillleben entsprossen.

In den heißen Juli- und Augusttagen hat der welsche Bauer in der Campagna nichts zu schaffen und überläßt, ruhig auf der faulen Haut ausruhend, der Mutter Natur die Arbeit.

Für Stefano Basetti kamen wir somit zu rechter Zeit in diesen Landen an.

Am zweiten Tag nach der Ankunft fuhren wir in der lecken Barke, die unter zierlich gebautem, mit Zinnen versehenen Mauerverschlag im seeumspülten Schloßhof liegt, hinaus in die Abendkühle. Stefano ruderte. „Werden die Signori morgen wieder fahren?" sprach er als wir zurückkamen. „Ja." Um dieselbe Stunde war er wieder an der Barke.

Nach kurzer Frist begannen wir uns nach verschiedenen Richtungen in die Umgegend auszubreiten. Meister Anselm hatte Plätze ausgesucht, wo er seine venetianer Leinwanden mit kräftigen Landschaftsstudien zu decken gedachte . . . ich hatte einen schattigen Winkel an unzugänglichem Seeufer gefunden, der mir zu vormittäglicher Meditation und Brütung alter Geschichten wie gemacht erschien. „Wer wird uns alles besorgen, Staffelei, Malkasten, Leinwand ins Gebirg, wer über den See?" fragten wir unsern Fährmann. „Mi," sprach Stefano. „Mi" heißt hierlands: Ich. Damit vervielfältigte sich sein Geschäftskreis ins Unendliche. Aber er kam pünktlich und schleppte den Malapparat in die Berge, und fuhr mit mir über den See, und kam vor Mittagszeit und schleppte alles wieder heim, und kam zu mir herübergefahren und setzte mich wieder über . . . und hatte seine Bauernfreude an unserer Hantierung, und wenn wir von der Barke in die kühle Flut sprangen und ihm davon-

schwammen, da rief er ein übers andremal sein staunendes „höh höh . . .“ und sprach: so brav im ins-Wasser-gehen sei hierlands niemand.

Wie die nähere Umgegend erschöpft war, fragten wir ihn nach etlichen Wegen in weitere Ferne. „Ich gehe mit,“ sprach Stefano . . . Und wir sind nach Calavin gegangen und nach Padergnon, nach Madrnzz und nach Molwen, nach Comano und an den See von Cavedine, Stefano ging mit, ohne daß ihm ein Pfennig Honorars verabreicht ward. Aber wir hielten ihn dafür auch als wie ein Stück von uns, und bewunderten mit ihm das große Welschkorn in den Feldern des Bischofs von Trient, und die Reben oben bei der hl. Rochuskapelle, die den vino santo tragen, und tranken mit ihm tapfer Wein, und bestellten extra für ihn noch ein paar Stücke Brot weiter, denn was er nicht verzehrt, das steckt er ein für später.

Und allmählich verzog sich Stefano Basetti mehr und mehr von seinem Häuslein im Grün der Obstbäume zu uns ins Castell herüber . . . „ho trovato gusto di questi Signori,“ sprach er, als ich ihn eines Tags ob der Vernachlässigung seines Herdes und seiner ehrwürdigen Bettgenossin zu Rede stellte.

Stefano Basetti hat zu Haus sicher manch einen Vorwurf ob seiner vita nuova zu erdulden; seit er mit uns geht, trägt er seinen sonntäglichen Kattunkittel und seine sonntäglichen schwarzen Hosen auch des Werktags . . . was ihren Fall um sechs Jahre beschleunigt; er kommt hie und da leicht angegriffen heim, hie und da bleibt er ganz aus . . . es war ein rührend Bild, wie wir einst vom Bad Comano in später Nacht heimkehrten und seine Alte samt Kind und Kegel mit einer großen Laterne auf der Landstraße trafen; sie waren ausgezogen, den nachtschwärmenden Hausvater zu suchen . . . Aber es läßt sich nichts dagegen machen, Stefano Basetti hat gusto an uns gefunden, er weicht nimmer . . . So sicher als die Sonne aufgeht, kommt es jeden Morgen mit schweren Tritten durch den Vorsaal getappt, dann bleibt's eine Weile still, als wenn ein Mann lauschend den Kopf ans Schlüsselloch hielte, dann erhebt sich ein eigentümliches Geräusch an der Stubentür, was ans Scharren mit dem Fuß, Klopfen und mit der Faust dem Holz entlang fahren zusammengesetzt ist und mir vom Anklopfen der Hauensteiner Bauern an der Amtskanzlei zu Säkkingen noch wohl bekannt ist . . . Dann erscheint eine Gestalt unter der

geöffneten Tür, die wie sie uns ansichtig wird, einen Schritt zurücktaumelt, weil ihr jetzt erst einfällt, daß sie den Hut noch auf dem Haupt trägt . . . und sie reißt den Hut mit krampfhaft gebogenem Arm nieder und öffnet den breiten Mund zu einem Lachen, aus dem eine unendliche Fülle von Wohlwollen herausklingt, und frägt: „vanno in nissun' luogo oggi, i Signori? . . .“ Das ist Stefano Basetti, unser Sklav.

Seit er die schüchtern vorgebrachte Bitte verwilligt erhielt, daß die Ueberreste unserer Mittagsmahlzeit nicht in die Küche des Castells zurück, sondern in seine casa hinüberwandern, hat sich sein Eifer gesteigert, und er ist neulich sogar auf dem Bock neben dem Kutscher mit nach Terlago gefahren, ohne eine Silbe der Andeutung verstehen zu wollen, daß dieser Ausflug auch ohne ihn bewerkstelligt werden könne.

Stefanos Tochter Carolina ist unsere Aufwärterin und cameriera; noch fast in jedem Dorf, durch das wir mit ihm wanderten, hat da oder dort eine Frau zum Fenster herausgeschaut und ihn gegrüßt, und er hat mit Stolz gesagt, es sei eine verheiratete Tochter.

Es wäre noch viel zu erzählen . . . aber eben reißt sich die Tür wieder auf und er ruft: „sono pronti gli animali!“ Wir sollen nach den Höhlen von Lasine reiten . . .

Mög es uns am jüngsten Gericht nicht angerechnet werden, wenn Stefano Basetti, der Mann von 57 Jahren und Vater von 9 Kindern durch seinen Gusto an den zwei fremden Signori zum Bummler geworden!

12. Von den Seidespinnerinnen.

Sommadossi der Alte hatte nicht ohne Grund gegen unsere Einlagerung ins Castell das Bedenken erhoben, es seien viel junge Mädchen im Haus u. s. w. Denn dazumal war die filanda di sete im Seitenflügel des Schlosses noch im vollen Gang, aus den vergitterten Fenstern schauten junge gelbbraune Gesichter mit blitzenden Augen auf den See herunter, in einförmigem Takt knarrte das Tretrad und sausten die Spindeln, und bis spät in die Nacht ertönte wilder Gesang, mit dem sich

die Töchter des Gebirgs, wie einst Kirke die Zauberin, die Weile des Spinnens verkürzten.

Seither ist die Spinnerei — wie alle Filanden in Welschtirol „aus Gesundheitsrücksichten" geschlossen worden, es schwimmen keine toten Seidenwürmer mehr im Gewoge des Sees; auf den Gerüsten der Säle, wo sonst die Cocons mit ihrer zarten Umhüllung geschichtet lagen, ist Hafer und Reis ausgebreitet, und wenn wir den finstern Burgweg entlang schreiten, schallt kein Gelächter bäuerlicher Dirnen mehr den fremden Männern entgegen.

Unsere Beziehungen zu den Spinnerinnen waren so musterhaft, daß selbst Sommadossi der Alte in der Folge der Zeit ihnen seine Anerkennung nicht versagen konnte.

Denn wenn wir auch manchmal einen Gruß hinüberwinkten, oder vom Fenster herab in ihren Gesang beim spätabendlichen Gang einen Strauß warfen, der sofort von einer oder der andern aufgehoben und mit bäuerlicher Grazie hinters Ohr gesteckt wurde . . . so beobachteten wir im übrigen eine viel zu imposante Haltung, als daß durch uns Zerstreutheit und fahriges Wesen in den Ernst der Filanda hätte eingeführt werden können. Es lag zwischen ihnen und uns eine ästhetische Kluft.

Denn das eine Bild, was sie uns allzuoft nach Ave Maria vor die Augen führten, wo sie in malerischer Gruppierung auf dem Steingeländer der Schloßkapelle herumsaßen, die eine der andern das Haupt in den Schoß gelehnt, und die andere der einen mit geschäftigen Fingern im Haar wühlend, in Untersuchungssachen gegen gewisses zwecklos dort herumziehendes Getier . . . dies eine Bild, so in sich abgerundet und realistisch durchgeführt es auch war, genügte, um das Gefühl gegenseitiger Achtung für immer davor zu bewahren, in feinere Neigung umzuschlagen.

Da ferner aus den Zeiten Oderichs von Toblino her im Schloß sich keine Spur der erst von der modernen Zeit ersonnenen Bauwerke vorfindet, die über dem Portal die Inschrift „für Damen" tragen, da vielmehr in diesem Betreff hierlands die liebevolle Hingabe an die Natur noch durch kein Raffinement der Civilisation verdrängt ist, so gewährte das mit dichtem Schilf bewachsene Ufer des Sees unter dem Flügel der Spinnerinnen oftmals ein zweites Bild, zu dem die Staffage im Geröhricht n i c h t durch Wildenten gebildet ward und das in seiner blanken

Totalwirkung nur dazu beitragen konnte, die Eindrücke des ersten zu verstärken . . .

Und doch war der Gesang dieser Halbwilden so echt, oftmals an den Ernst des alten Kirchenliedes anstreifend, oft kräftig derb wie lärmendes Rekrutenjauchzen — und das Laufen der Spindeln war uns ein so vertrauter Ton, daß wir mit Teilnahme eines Tags die Kunde vernahmen, die Filanda werde geschlossen und die Arbeiterinnen in ihre Heimat entlassen.

Darum ließen wir aber auch zum Polenta-Abschiedsdiner, das den 18 Halbwilden in der Säulenhalle gegeben wurde, als Zeichen der Hochachtung germanischer Männer ihnen einen Trunk von 3 „Môsa" alten Weines verabreichen, und bevor sie abends von dannen zogen, ertönte noch einmal unter unserm Fenster das bekannte quando noi scontreremo, io ed il mio caro u. s. w., diesmal speciell den Signori forestieri zu Ehren, und wenn wir heutzutag durch Calavin oder Padergnon gehen, schaut da und dort ein schwarzbrauner Mädchenkopf heraus und grüßt wie ein alter Bekannter, und man besinnt sich, bis es klar in der Seele wird, daß man auch sie dereinst in seidezerzausender Arbeit . . . oder bei stillem Schilfvergnügen belauscht.

---

13. Von Spuren eines rätselhaften altertümlichen Kultus unter den Seidespinnerinnen.

Im Hofe des Castells ist folgende römische Inschrift eingemauert:

FATIS. FATABVS.
DRVINVS. M. NONI.
ARRI. MVCIANI
ACTOR PRAEDIORVM
TVBLINAT. TEGVRIVM.
A. SOLO. IMPENDIO. SVO. FE
CIT. ET. IN. TVTELA EIVS.
H. SN. CC. CON LVSTRIO
FVNDI. VETTIANI. DEDIT.

Aus dieser Inschrift geht hervor, daß man zur Zeit, als der antike Schloßverwalter Druinus für die Ländereien von Toblino

das war, was itzt Sommadossi der Alte, in diesen Revieren sich das Schicksal nicht als geschlechtloses Neutrum, als Fatum schlechtweg dachte, sondern als eine gemischte Gesellschaft männlicher und weiblicher Gottheiten.

Es liegt auch etwas Tiefsinniges in dieser Anthropomorphisierung eines kalten Begriffes . . . da ich jedoch nicht unterrichtet bin, wie viel Passendes und Unpassendes schon in Creuzers Symbolik und anderwärts hierüber gesagt ist, so genüge die einfache Erwähnung.

Als ich an dem Mittag, da die Seidenspinnerinnen ihr Abschiedsfest feierten, hinaustrat in die offene Halle, um Zeuge ihrer Tafelfreuden zu sein, erblickte ich neben ihrem Tische ein gedecktes Tischlein. Vor diesem saß auf erhöhtem und geschmücktem Lehnstuhl eine fremdartige untersetzte Gestalt, das Haupt mit einem ehrwürdigen alten Filzhut verdeckt und auf den Arm gestützt, die Beine schlapp herunterhängend . . . die Spinnerinnen bedienten sie mit Polenta und Suppe und lachten, daß die Halle dröhnte und meine Neugier aufs höchste gespannt war.

Wie ich aber näher hinzutrat, verblieb die Gestalt in ihrer selben unehrerbietigen Stellung. Und ich schaute ihr ins Antlitz . . . da war das Antlitz von einem Tuch umhüllt, und das Ganze eine lebensgroße Puppe, der Kern des Leibes Heu und Stroh, das Gewand das eines Hausknechts. Das Gelächter der schmausenden Damen wurde so unmäßig, daß ich in erster Indignation nicht umhin konnte, diesem Gegenstand ihrer Verehrung unter einem verächtlichen „Buon appetito, Signore!“ mit einigen Hochquarten den Hut noch tiefer ins Antlitz zu treiben und mich geräuschlos zu verziehen. — Wie aber das Mahl zu Ende war, da hob sich ein stürmisch jubelnder Festgesang, auf seinem Lehnstuhl erhöht wurde das Hausknechtsphantom die Treppe hinabgetragen, unten ein feierlicher Umzug mit ihm bis an das äußere Thor gehalten, dann eine Kutsche vorgeschleppt und die Mumie, in stiller Größe auf dem Bock thronend, von den rasenden Weibern mänadenartig an Pferdesstelle umhergefahren bis an das Portal, das in den Nebenhof der Fabrik führt. Dort teilten sich die festfeiernden Jungfrauen in zwei Chöre, die einen waffneten sich mit Besen, Ruder und Mistgabel und besetzten das Portal; — die andern nahmen das immer geduldige Götterbild in ihre Mitte und suchten mit ihm den Eingang zu erzwingen . . . es war ein

Kampf, würdig in Marmor verehrt zu werden; dreimal stürmten sie an, ein Mistgabelstich durchbohrte ihr Idol, die Verteidigerinnen machten einen Ausfall und entrissen ihn den schützenden Händen der Stürmer, mit Tritten ward er mißhandelt, mit Besen von hinten gezüchtigt, dann wiedererobert . . . der Hausknecht blieb sich gleich wie ein Unsterblicher . . . Die Wangen der Kämpfenden erglühten um ihn, wild flatterte gelöstes Haar im Winde . . . endlich kam auch ihm die Stunde der Vernichtung, die Reihen schlossen sich und fielen gemeinsam über ihn her, und rissen ihn in Stücke, wie die thrakischen Weiber den Orpheus, . . . unter erneutem Gesang wurden die Trümmer dessen, der an ihrem Mittagstisch gethront, den alten Hut voran . . . in die Wogen des Sees geschleudert . . . und nichts als ein Paar zerfetzte leere Hosen, die am Gestade liegen blieben, gaben Kunde von seinem Dasein.

Einen Rattenschwanz unter meinem Fenster rauchend, war ich Zeuge dieses furchtbaren Mysteriums gewesen. Tiefes Nachsinnen ergriff mich. Ich vergegenwärtigte mir im Geiste alles was die germanische Mythologie von ähnlichen Kulten berichtet. Vergeblich.

Ich fand keinen lösenden Schlüssel . . . Endlich dämmerte es in meinen Gedanken.

Ich erinnerte mich, daß ich hier auf einem Boden stehe, wo der römische „Cameral- und Gefällverwalter" Druinus den fatis fatabus einst ein tegurium gewidmet hat.

Sollte sich etwa der Begriff des männlichen Schicksalsgottes im Gemüt seidespinnender Epigoninnen des XIX. Jahrhunderts mit dem des Hausknechts identificiert haben? Sollte unter diesem fremdartigen Kultus die tiefsinnige Symbolik des Kampfes der Menschen mit dem Schicksal verborgen liegen? unter dem tragischen Ausgang die Andeutung, daß die Jungfrauen am Toblinosee des Glaubens leben, mit ihrem männlichen Schicksal dereinst in gleicher erschreckender Art fertig werden zu können? . . .

Meine Seele ist seit jenem Tag um ein ungelöstes Problem reicher geworden. Ich werde über diesen Gegenstand tiefere Untersuchungen anstellen!

14. Der See von Toblino.

Es ist arg heiß heute, die Mücken summen unverschämt und setzen sich mit lästiger Vertraulichkeit auf fremder, gerechter Männer Nasen. Die Luft zittert in Sonnenglut und legt einen leisen, dunstigen Schleier um die Häupter der ins matte Himmelblau hinaufragenden Berge; weißgebrannt strahlen die kahlen, kalkigen Abhänge, die Landstraße liegt verlassen im Staub, die Leute im Schloß haben die Läden geschlossen und halten Siesta. Bei solchem Stand der Dinge ist es billig, daß ich Dein gedenke, der Du seit Wochen mich mit erquickender Frische gelabt, der Du mich auf geduldigem Rücken hinaustrugst ins fresco der Abendkühle, Dein, der Du mir vertraut geworden in allen Winkeln und Enden und vertraut in Deinen Tiefen, soweit ein sterblicher Mensch hinabtauchen kann in ihre unergründliche Klarheit, Dein, Du grüner Schild und Schirm unseres Castells, alpenummauerter, braver, flutender See von Toblino!

Wenn ich abwäge, was alles daran gearbeitet hat, in dieser Thaleinsamkeit den müden Menschen wieder frisch und gesund zu machen, so fällt das größte Verdienst D i r zu . . . auf Deinen ruhigen Wogen, die außer den gebräunten Mauern des Castells keines Sterblichen Wohnung bespülen, von den Höhen südlicher Alpen umtürmt und vom weiten prächtigen Himmelsgewölb überspannt, mag sich die Seele wieder einträumen in einfache große Gedanken, und vergessen, daß draußen eine Welt liegt voll böser, kleiner Getiere, die sich nagend und beißend aufeinander herumtummeln und abhetzen, als ob's keine anderen Ziele mehr gäbe als die des erbärmlichen Hochmuts und vielgeschäftiger Beschränktheit. Und es läßt sich ein Stück lernen an Dir, Du stilles, unergründliches Gewässer, wenn das Auge frei umherschweift über alles, was rings geschaffen steht, statt sich zu fesseln an Geschriebenes und Gedrucktes. Oft bin ich hinausgefahren und hab den Kahn angelegt zwischen den Wasserrosen und Binsen der waldumschatteten Ufer, und hab emporgeschaut zu den Berggipfeln . . . da sind die horizontalen, wie Streifen Mauerwerks übereinander gelegten Kalkschichten früherer Formationen emporgehoben durch die unter ihnen aufgestiegenen senkrechten Wände . . . und der rote Sandstein hat auch mit

empor müssen und liegt in ungehöriger schiefer Stellung angeschmiegt an das Neugewordene . . . ein paar Ruderschläge weiter, da liegt die Barke dem monte Casal genüber, der ist bei allzu hitzigem Aufsteigen geborsten und starrt in schauerlicher, von keiner Fläche und keinem Grün unterbrochener Wand wie ein mit starkem Schwerthieb mitten auseinander gehauener Mensch etliche 1000 Fuß hoch auf den See, in dessen Tiefen wohl seine Vorderseite begraben liegt . . . und alle Ufer fallen in senkrechter Steile ab in die dunkle Flut und haben keine Ahnung von dem, was man anderwärts seicht heißt . . . All das sind auch Urkunden und Aktenstücke für den, der sie zu entziffern versteht, und wenn ich auch kein Eingeweihter bin in die Geheimnisse des Alluvium und Diluvium und des Tertiären, so lese ich doch in meiner Art die Gesetze heraus, nach denen es im Großen zugeht, und es faßt mich ein höhnisches Mitleid, wenn ich Angesichts der Umwälzungen und Vernichtungen und des ewigen flutenden Wechsels der Menschenkinder gedenke, die, selbst erst von gestern, ihre mühselig erzeugten Fehlgeburten für die Ewigkeit heranzupflanzen wähnen!

Der starre Ernst der Natur aber schafft dem Gemüt Ruhe und Zufriedenheit . . . hier außen lernt sich's, daß, wer vom Weibe geboren, nicht dazu berufen ist, den Himmel zu stürmen, und daß es ganz einerlei bleibt, ob einer auf der vermeintlichen Himmelsleiter 2 oder 10 oder 20 Sprossen empor klettert. Darum hab ich mir auch noch keinen einzigen Vorwurf darüber gemacht, wenn ich Tage lang in süßem Nichtsthun verträumt, verraucht, verangelt, verfahnt habe . . .

laetus in praesens animus, quod ultra est oderit curare . . .

Und Du, befreundeter See, wirst's nicht verplaudern, daß sogar die Arbeit oftmals nur darin bestand, mit spitzgeschnittenem Stab im Schilf zu stehen und die fetten, schlammvergnügten Malermuscheln zwischen die breit klaffenden Schalen zu tupfen, daß sie, erzürnt ob der Störung, sich schließen und in den Stock verkneifen und herausgezogen werden können, wie Fische an der Angel.

Und wolltest Du's auch verplaudern, und wollte einer der Hochweisen, die dafür bezahlt sind, daß sie die Splitter in anderer Augen sehen, bedenklich das Haupt schütteln, so würd ich ihm lachend sagen, er möge erstens sich dreimal eintauchen in die läuternde Flut, und zweitens im Cicero nachlesen, daß schon

Laelius und Scipio der Alte als süßestes Geheimnis des Landlebens das repuerascere ergründet, zu deutsch: als alter Knab wieder zum Kind werden, und daß, wie Cicero zwar „nicht selbst von so ausgezeichneten Männern zu behaupten wagt, ihm aber von glaubwürdigen Zeugen erzählt worden," man die beiden oft stundenlang am Meerufer von Gaëta und Laurentum wandeln sah und nichts anderes treiben als Muscheln lesen.

Warum bist du auch so schön, See von Toblino!

Was mag der Mensch noch anderweit treiben, als höchstens ein Glas vino santo trinken, wenn er in abendlichen Stunden mit kräftigem Ruderschlag sein Fahrzeug auf Dir tummelt! ... Alle, die mir mit liebreichem Wort und Blick einst beigestanden auf meinem Lebensweg, möcht' ich hier haben, und sie hinaussteuern, wenn die Schlagschatten des Doscardol und Monte Casal kühl über den Seespiegel fallen, und das Abendrot den südlichen Himmel färbt, der sich so weit und offen und anziehend aufthut hinter dem fernen Bergklotz von Arco über der lombardischen Ebene . . . und möcht's ihnen zeigen, wenn der Monte Baldo jenseits am Gardasee im blauen Duft schwimmt, und nahe grüngoldene Reflexe vom waldigen Ufer hereinzittern in die Wogen, und möcht ihnen sagen: „lebet schön, denn die Welt ist schön!" . . . Und wenn sie wohl nicht ersättigt wären, dann würd ich sie noch einmal hinauslocken, wenn längst das Ave Maria geläutet hat und die Menschen Felice notte! zu einander sagen . . . hinaus in der Barke auf die wenig Geviertschuh breite Insel im See, wo die Fischergarne hangen und ich so gern begraben läge, wenn die Cholera mich zu raffen käme in diesen Thälern — wer dort hinausschaut, wenn der Mond in einsamer Schöne über dem Felskäppchen des Berg Cornisello aufgegangen ist und Berg und Schloß und See in seinem geheimnisvollen Dunst und Glanz zittern und selbst das Ruder silbern angeblitzt aufleuchtet, wenn es da einschlägt, wo er sich spiegelt . . . der läßt beruhigt seinen Blick südlich nach dem offenen Horizont gleiten und denkt: „Du Italien dort unten liegst mir lang gut; laß mich hier meinen Schatten noch oft in die Fluten werfen!" Und wenn mit nachlässigem Ruderschlag die Barke im Kreise herumgetrieben wird, daß Berge rechts und Berge links und Schloß und Wald und Thal in schnellem Rundblick das Auge streifen, wenn dann die ersten Sterne aufleuchten, die nächtlichen Hirtenfeuer auf Monte Casal

drein lodern und selbst der Leuchtkäfer sich nicht scheut, mit seinen bescheidenen Mitteln in das große Konzert lichtschaffender Körper einzutreten . . . so möchte wohl manchem eine weiche, lyrische Stimmung auch in verknöchertem Gemüte aufdämmern, und wer weiß, um wie viel säuselnde Reime zum Preis italienischer Nächte die Tagbücher reicher würden!

Du lächelst, Nymphe des Sees, in Deiner unbetretenen Tiefe und nickst bejahend. Hast Du doch selber aus der Barke der zwei fremden Männer, aus der sonst nur helles Lachen und Jodelschrei zu Dir hinunterklingt, an einem Mondscheinabend das schwermütig ernste: Ich weiß nicht was soll es bedeuten? . . erlauschen müssen . . und wie die letzten Töne verhauchten, haben die beiden nicht mehr gelacht, und auch nichts mehr gesprochen, und sind heimgerudert, stumm und schweigend . . . und des einen Ruder hat schärfer denn sonst eingegriffen in die Wogen, schärfer und schier heftig, wie wenn etwas das Herz dessen preßte, der es gelenkt . . .

In drei Tagen ist meine Zeit vorbei. Es wird lang dauern, Du Kleinod aller Alpenwässer, bis wieder einer kommt, der Dich so lieb hat wie ich. Dafür sollst Du aber auch meiner nicht vergessen, See von Toblino! Und wenn ich wieder draußen bin in der falschen Welt, und wenn mir's recht schlecht ergeht und böse Träume den Schlummer der Nacht stören: dann schick Du mir einen Deiner Wassergeister, daß er zu Füßen meines Lagers sitzend Dein Bild wieder aufsteigen lasse vor der gequälten Seele, Dein schönes, farbenreiches und doch ruhiges Bild . . . und daß er mir ins Ohr raune, was Dich so frisch und erquickend macht und vor allem Stagnieren bewahrt . . . Dich und andere, die keine Seen sind: l'aria tedesca, sorpassata dall' aria italiana! —

15. Ave Maria.

Und weil ich auch heute wieder die Barke treiben ließ im vollen Mondenschein, und itzt in einsamer Nacht, wo mir zu Häupten der Abendstern über den Berg Doscardol herüber in die Stube glänzt und die Grillen melancholisch dazu summen, das Herz weich ist und die Hände sich segnend breiten möchten über alles, was still und schön, so sei Dein hier gedacht, Perle des Sees von Toblino, blasses Kind Maria, die Du in Knechtsgestalt wandelst unter den Leuten des Schlosses und doch nichts mit ihnen gemein hast als den Dienst und die Mühen der Arbeit. Sei bedankt, Du dunkelängige schwermütig blickende Waise, daß Du in mir den Glauben wieder angefacht an die Macht liebevollen Herzens; es hat Dir's niemand zugeflüstert, daß ich Mitleid um Dich hege, tiefes Mitleid, weil Deine Eltern gestorben und verdorben sind und die Gläubiger Dein Erbteil genommen, daß ich weiß, wie man in früher Jugend Dich als Signora erzogen . . . und doch hast Du alles erfahren, was ich von Dir denke und sagst mir mit der unnachahmlichen Hebung des Hauptes und dem wehmütigen Lächeln, daß Dir alles bekannt ist und daß Du mir dafür dankst.

Maria, blasse gute Maria, wer hat Dir das alles verraten? Und wer hat Dir's eingegeben, daß Du an jenem sonnigen Sonntagmorgen, da der fremde Gast lesend im Saal draußen saß, ihm Deine zwei Tauben zuwarfst . . still und schweigsam . . und sie ihm auf die Schulter flogen? Und wer hat Dich hinuntergerufen in die Kapelle an jenem Abend, da das Gewitter aus der Sarcaschlucht vorbrach, und die Barke mit den drei Männern im niederhagelnden Regen vor Euren Blicken schwinden wollte, daß Du die Glocke zogst, die ihnen wie Stimme eines Engels hinüberklang in ihre fährliche Fahrt?

Maria, ich danke Dir. Aber wenn ich Dich frage, wie Dir's geht, sollst Du nimmer stumm nach meinem Messer greifen und es nach Deinem Herzen zücken . . das thut mir weh, bitterlich weh. Willst Du mir weh thun, Maria? — —

16. Molweno.

Es werden wenig Menschen draußen in der civilisierten Welt etwas von Molweno und seinem See und seinem Gletscher wissen. Daß wir Sonntag den 12. August in jenem unbekannten Landstrich eingeritten, sagt mir außer der Erinnerung noch ein gewisses unnennbares Gefühl, was nur der zu würdigen weiß, der 8 Stunden im strohgepolsterten Sattel eines Gebirgsesels ausgehalten hat. Es war aber merkwürdig.

Stefanus der Sklav, der im Lauf einer dreiwöchentlichen Carriere bereits zum Reiseintendanten und maître de plaisir avanciert ist, hatte viel zu laufen, bis er die Tiere zum Bergritt aufgetrieben, denn in diesen gesegneten paësen ist für den Fremdentransport in seitwärts gelegene Thäler zum Glück noch keinerlei Fürsorge getroffen. Endlich gelang's ihm; der Müller von Padergnone stellte ein tadelloses Grautier mit einem unsäglichen Sattelwerk, ein anderer persönlicher Freund Stefans ein feuriges Pferdlein, das sich in ausdauerndem und kundigem Beschreiten der Bergpfade mit jedem hochschottischen Pony messen konnte.

In stiller Sonntagsfrühe ward dem Kapuziner oben an seinem Fenster noch ein freundlicher Gruß zugewinkt, dieweil heute die messa geschwänzt ward, ebenso der Pedronilla, die nicht versäumte, als gänzlich verfehltes Burgfräulein am Söller zu erscheinen . . . dann zog's geordnet hinaus: Meister Anselm auf dem cavalloto, ich als gesetzterer Mann und Denker, wie sich's gebührt, auf dem Esel, der hier schlechtweg das animal genannt wird, und als reisiger Knappe zu Fuß Stefanus der Sklav im sonntäglichen Kattunkittel.

Zwischen dem mächtigen Berg Doscardol und dem Monte Gazza zieht eine Schlucht landeinwärts nach Judicarien; eine alte, noch stellenweis gepflasterte Römerstraße führt über Trümmer und Geröll empor, bis zu dem rauhen und gottverlassenen Nest Aransch oder Larausch, dessen rauchige Strohdächer und steinbesäte Felder jeden Gedanken daran tilgen, daß unten im Thal Italien beginnt. Da Stefanus der Sklav versichert, bis nach Aransch sei's ein leidliches stradone (Sträßlein), das Beschwerliche fange erst nachher an, so durften wir, als die Höhe von Aransch erreicht war, nach dem bereits Erduldeten mit Grund

einem Weg entgegensehen, dessen bloße Vorstellung einem Wasser- und Straßenbauréspicienten im flachen Deutschland draußen das Haar sträuben könnte. Der Weg kam auch. Jenseits Arausch sahen wir über den Gipfeln des Doscardol, der im Thal unten wie ein Riese erscheint fast hinweg, das Sträßlein krümmte sich zu einem Saumpfad zusammen, der wie ein kaum sichtbarer Faden sich um die Außenseite unseres in senkrechte Tiefe abfallenden Berges zog, . . . an einem Punkt schauten wir etliche tausend Fuß unter uns die Sarca durch ihre Schluchten brausen und tief unten die neue Judicariastraße südwärts ziehen gen Stenico . . genüber türmte sich ein dem Kalkgebirg entpreßter breiter roter Sandsteinrücken, dessen letzter Vorsprung die Trümmer des Castell Mann trug, als Mittelgrund vor einer Kette ferner blauer Berge, die westlich vom Gardasee als letzte Mauer vor der lombardischen Ebene stehen . . wir aber kehrten der Sarca den Rücken und ritten schwebend über einer zerklüfteten Thalwildnis, durch die ein unbekannter Wildbach seine weißen Gewässer der Sarca zuwälzt. Und der Pfad gieng in seinen meist in Fels gehauenen Windungen oftmals steil auf und steil wieder ab; zur Linken, wo ein civilisierter Mensch sofort an schützendes Geländer denkt, war blaue Luft und unabsehbarer Abgrund . . oft auch war ein Stück Sträßlein seinerzeit den Berg hinabgerollt und durch querübergelegte Tannenstämme mit überschüttetem Geröll ergänzt, und zu innerer Beruhigung dann und wann ein Kreuz in Fels gehauen, zum Andenken an solche, die vor uns gen Molweno gezogen.

Das Cavalott aber wie das animal giengen grundsätzlich immer auf des Pfads äußerster Linie beim Abhang . . media vita in morte sumus! hat mein sanctgallischer Freund Notker bei ähnlichem Anlaß gesungen. Zum Glück hatte ich aus andern Thatsachen die Gewißheit gewonnen, daß von Mazzinis Theorien auch nicht der leiseste Widerhall seinen Weg nach Padergnone in die Stalleinsamkeit meines animal gefunden, sonst . . als blondhaariger Barbar und Bedrücker auf dem Rücken eines revolutionierten Getiers, das nur eine Bewegung machen darf, um seinen Reiter zu ewiger Ruhe hinabzuschütteln . . geübtere Politiker mögen die Situation ergründen. Wie wir aber an die puntera di San Wili kamen, d. h. an das Pünktlein des heiligen Vigilius, da rieselte auch mir ein Gefühl durch die Adern, was von Schwindel nicht mehr viel verschieden war. Da

ich auf südlichen Alpenpfaden kein Neuling bin, und dies Gefühl mich erst zweimal beschlichen, das einemal bei einer Kletterung an den Felswänden über dem Inn, da wir von Ardeez im Bündnerland einen Pfad suchten nach dem Heilbrünnlein von Tarasp, das zweitemal, da ich vom Wildkirchlein im Appenzell auf senkrechtem kahlem Hang hinabstieg zum Seealpsee, so überlasse ich dem geneigten Leser, sich die Aussicht vom Pünktlein des heiligen Vigilius vorzustellen. Genug, ich ging zu Fuß weiter.

Nach etwa einer Stunde schloß sich die Schlucht, der wir entlang zogen, breite, hüglige Bergrücken verbanden wie ein Sattel die dies- und jenseitigen Höhen; seltsame Vegetation . . Zwergfichte, verkrüppelte Tannen, Cyclamen und rankendes Geißblatt auf gleichem Boden beisammen; es nahm den Charakter einer wilden Hochebene an, und Felsblöcke lagen wie gesäet in häufigen Stürzen inmitten des Grüns.

Menschen hatten wir auf dem ganzen Ritt nur zwei begegnet.

Am Fuß einer mächtigen senkrechten Kalksteinwand, durch die sich einmal in schmaler Spalte der rote Sandstein bis zum Gipfel emporarbeitet, wie ein bürgerlicher Mensch und Parvenü zu einer Ratsstelle im Ministerium des Auswärtigen (nämlich mit Erduldung unendlicher Quetschungen), liegt der See von Nembia.

Der See von Nembia gehört zu den zahlreichen Wesen, von deren Existenz man nichts weiß, bis man mit der Nase auf sie gestoßen wird.

Schweigsam und versteckt glänzt der Wasserspiegel zwischen den Felsblöcken und Schutthügeln durch, die ihn umgeben, scheu weideten etliche Pferde im Gebüsch, . . . aber aus den Tiefen dunkelten seltsame Farben wie aus dem Gemüt eines Einsamen; reichverschlungene Schichten von Wasserpflanzen deckten den größten Teil seines Bodens mit ihrem dunkeln Grün, an andern Stellen ward der gelbe Grund sichtbar, unbewegt lag das niedere Gewässer drüber . . es war wie ein großer geschliffener Malachitstein . . seltsam ineinand verwebte Schlingungen von Schwarz, Grün und Gelb . . . und über dem Ganzen ein Hauch ungekämmter Nonchalance, die sattsam verriet, daß man in diesen Höhen die koketten Effekte, mit denen sich andere italische Gewässer schmücken, nicht kennt.

Ein Kreuz mit Inschrift gab Kunde, daß Wandersmänner allhier, ohne irgend Aufsehen zu erregen, ermordet werden können.

Aber wie ich so hinunterschaute in diesen verwilderten Nembiasee, kam eine Art Rührung über mich bei dem Gedanken, daß wieder manch ein Felsstück thalab stürzen und manches hundert neuer Kapuziner im Castell Toblino die Messe lesen kann, bis allhier so wie heute ein Stück Kulturmensch mit Schlapphut und Plaid vorüber reitet; und damit er eine annähernde Vorstellung erhalte, wie es unter dem Hut solcher Reitersmänner zugeht, sang ich, in sicherer Voraussetzung, daß weder vor noch nach mir besagtem Nembiasee die Anwesenheit eines deutschen Lyrikers zu teil werden wird, ihm zum Abschied folgendes, was allhier aufgezeichnet wird, weil Fremdenbücher dort unbekannt sind:

O zürne nicht, See von Nembia,
Im felsstarr schweigenden Thale,
Daß ein Mensch dich zu besuchen kam
Auf graulichem Animale.

Ich kenne dich, See von Nembia,
Ich lese aus deinen Zügen:
In ungekannter Schöne willst
Du nur dir selber genügen!

Fahr wohl drum, See von Nembia,
Und mög dich der Himmel bewahren
Vor allen Töchtern Albions
Und Berliner Referendaren!

Von diesem, nunmehr in die Zahl der besungenen gehörenden See ist's nimmer weit zum großen lago di Molweno, der sich im Umfang von mehr denn zwei Stunden längs grüner Bergabhänge ausdehnt. Auch ist ein Paß mit starken Befestigungen verschanzt, zur Erinnerung daran, daß die Heere des französischen Direktoriums dereinst auf diesen Pfaden *nicht* ins Tirol eindrangen. Man reitet lang am Ufer hin; dann erscheint endlich der Kirchturm und die schindelgedeckten Steinhäuser von Molweno, die in der Zahl 56, nach der neuesten Statistik zu einem Gesamtwert von 14764 Gulden 10 Kreuzer veranschlagt sind. Aber bevor man ins paëse einreitet, steht in einer geröllüberdeckten Niederung beim See eine Sägmühle; ein Wildwasser kommt aus engem, dem Blick seither versteckten Thal

hervor, in diesem Thal ragen finster und trotzig hinter den tannumsäumten Vorbergen viel zerklüftete kahle Hörner und Spitzen empor, ewiger Schnee glänzt in ihren Spalten, dunkle Eismassen umpanzern ihre Rücken, und hinter diesen Hörnern ragt eine zweite, noch wilder zerrissene Schicht Gebirges in unzugänglicher Höhe . . die Nebel kochen und wallen und weben unheimlich um die verhüllten Gipfel, . . das ist der Gletscher von Molweno . . wer Lust hat, mag in jene Wildnis emporklettern; wenn man drin ist, sagte Stefanns der Sklav, geht's zwanzig Stund lang so fort und fort, dann kommt die alte Holzbrücke und dann die Schweiz . . . wer schon fünf Stunden in animalischem Sattel versessen, der ruft „vorbei! vorbei!" und reitet ins Wirtshaus. Von der männlichen Jugend des Dorfes unaufgefordert geleitet, kamen wir daselbst an.

In der rauchgebräunten Vorhalle, angesichts dieser schwerfälligen steinernen Häuser, angesichts der scharfkantigen Gesichter mit ihren Zipfelkappen unterm Hut, angesichts der ausgebuchteten Frackformen, die an den Molwener Straßenecken auftauchten, stiegen befreundete Erinnerungen in mir auf. Dies Gebirgsdorf in südlicher Alpenwildnis hat keine Spur italischen Charakters mehr, wohl aber gleicht es wie ein Ei dem andern den rhätischen Niederlassungen in den Bündner Alpen, und wie ich mir die Sprache dieser Biedermänner näher ins Auge faßte, fand ich, daß sie einem Mann von Camogask und Guardavall oder hinten bei Disentis wohl ebenso verständlich ist, als einem Bewohner der Arnoufer, . . der Gletscher heißt hier wie in Bünden il vedrett und nicht ghiacciajo, nehmen heißt ciappare und nicht prendere, ein junger Mensch un pütell (puellus?) und nicht giovinotto u. s. w. u. s. w. und das Germanische ist lustig eingedrungen und schaut trotz der italischen Zustutzung schalkhaft hinter seiner Maske hervor . . Als ich vernahm, daß auch hier zwei Flaschen eine mõsa (Mooß) bilden, daß unser Cavalott gut für il wagerle, und daß die Mühle beim Gletscher una säga sei, da freute sich mein Gemüt . . . also auch in Molweno deutsche Kultur über dem rhätisch-etruskischen Urzustand segenbringend aufgewuchert! Da blüht die Möglichkeit, daß in abertausend Jahren auch „il selbstbewusstsein" und „la weltanschauung" am Fuß dieser Gletscher eine neue Heimat finden . . .

Ueber die neuangekommenen Fremden und ihren Reisezweck

schienen sich seltsame Gerüchte im Ort verbreitet zu haben. Ein galantuom im bekannten ausgebuchteten Frack trat ein und knüpfte ein ausforschendes Gespräch an, das von der Besorgnis durchleuchtet war, wir möchten im Auftrag des österreichischen Tabakmonopols hier erschienen sein; denn wiewohl es zu allgemeinem Verdruß der Tiroler streng untersagt ist, daß der Mensch sich seinen Hausbedarf an edelm Kraut selber pflanze, war es ihm seither gelungen, hinter dem Rücken von Gendarmerie und finanza seinen Tabakgarten in gutem unkonfiscierten Stand zu erhalten. „Ist's nicht unverantwortlich," sagte er, nachdem er uns über allen Verdacht erhaben befunden, „daß das governo uns, die es in allen Fällen der Not i bravi e fedeli Tirolesi heißt, untersagen will, uns auf eigenem Grund und Boden diese Kopf- und Herzstärkung zu bereiten?" Er zog eine altertümliche Dose mit einer staubartigen rötlichen Substanz, von der ich seither gewähnt, daß sich ihr Vorkommen auf süditalische Kapuzinerklöster beschränke, und bot sie mir an.

„Es ist unverantwortlich!" sagte ich, nachdem ich seine Prise gekostet. — — —

17. Comano.

Die Sarca ist ein wildes unbändiges Kind der Tiroler Alpen. Wenig Schritte vom Südende des Toblinosees entfernt bricht sie sich Bahn durch versperrende Gebirgsschluchten und strömt in gewendetem Lauf dem Gardasee entgegen, ohne vom See von Toblino, den sie mit ihren Gewässern schier streift, die geringste Notiz zu nehmen. Sie wälzt Felsstücke und Geröll aller Art mit sich, und hat das breite Thal bei Dro oft ganz mit Trümmern übersäet, bis man ihr durch löbliche Dammarbeiten einigen Zwang angelegt.

Da die Sarca als Mincio aus dem Gardasee weiter strömt, ist von ihr in der Paulskirche zu Frankfurt, als der Herr von Radowitz seine tiefsinnige Strategie von der Minciolinie entwickelte, mehrfach die Rede gewesen. Bis dahin, wo sie in das Gebiet unseres Sees und Thales eintritt, strömt sie durch das Thal Giudicaria.

Diesem beschloß ich eines Tages einen Besuch abzustatten.

Wenn man in Südtirol alles so gut verstünde, wie die Anlage von Gebirgsstraßen, so müßte es ein wahres Musterland sein. Die Judicariastraße zieht in stattlichem Zickzack über einen Schuttabhang des monte Casal und ist dann mit wahrer Keckheit in die senkrecht abfallende Felswand gesprengt.

Man sieht in schwindelnde Tiefe hinunter . . . rechts und links stehn dunkle Klippen, die nur einen schmalen Spalt zwischen sich frei lassen und gleich den Symplegaden jeden Augenblick wieder zusammen zu klassen drohen . . dort hat sich die Sarca durchgenagt und braust als schäumendes Forellenwasser durch die sie pressenden Gebirge . . . an manchem Vorsprung der Felsstraße thun sich Blicke auf, so wild, so schauerlich, so herzbeklemmend wie irgend einer an der via mala . . wenn man laut spricht, giebt die genüber ragende Wand Antwort, und thut man einen Schrei oder Jodelruf, so hallt und schallt es drüben hervor, als säß' eine ganze Bande Gnomen in stiller Spalte verborgen.

Ich war auf vieles gefaßt in der Einsamkeit dieser Alpenstraße, die nur selten durch das Knarren eines Holzbauernfuhrwerks unterbrochen wird . . . aber den Mann hier anzutreffen, den ich antraf, unsern von der Krümmung der Straße am Wasserfall . . darauf war ich nicht gefaßt! Dort, wo das enge Thal sich etwas ausbiegt, ragt eine Kette grotesker unzugänglicher Felskuppen der Quere nach durch die Schlucht, sie als natürliche Riesenbarrikade gleichsam zumauernd.

Auf einer dieser Kuppen aber stand unbeweglich ein Mann in welscher Tracht, den Spitzhut keck auf das Haupt gedrückt, die Flinte im Anschlag nach der Straße herüber . . und der Mann stand so energisch und fest dort droben, gleich einer Silhouette in die blaue Luft emporragend, daß man als unparteiischer Wanderer sich zwar sagen mußte, er passe entschieden in diese Landschaft, im Geist aber zugleich die Eventualitäten eines geeigneten Rückzugs in gedecktere Positionen überlegte.

Ich warf einen fragenden, zweideutigen Blick auf Stefano, meinen Schatten.

„Niente paura," lachte Stefano und zeigte mit dem Finger nach dem Bewaffneten, „è uno del quaranta otto!"

„Das sind gerade die Rechten, die vom Jahr 48," sagte ich

und sah mich um . . „ma di paglia!“ sprach Stefano und stimmte sein roheres Bauerngelächter an.

Von Stroh! . . . Es hat etwas sehr Beruhigendes, von einem Mann, der mit der Flinte nach der Heerstraße im Anschlag liegt, zu erfahren, daß er von Stroh ist . . Ich steckte mir einen Rattenschwanz an und ließ mir die Geschichte dieses bewaffneten Strohmannes aus dem Jahr 1848 erzählen.

Als man in jenem denkwürdigen Frühjahr gleichzeitig zu Frankfurt die Entdeckung gemacht hatte, daß das Lombardisch-Venetianische eigentlich Territorium des Deutschen Bundes sei, im Heerlager der italienischen Bewegung aber, daß der Brenner der natürliche Grenzstein Italias, . . . da wurde auch im Sarcathal an der Lösung dieser controversen Probleme eifrig gearbeitet: die Kaiserjäger standen an der Mündung unweit des Toblinosees, die welschen Freischaren — corpi franchi — brachen ins Judicariathal, setzten sich im Castell von Stenico fest und warfen die Oesterreicher bis hinter die Mauern des Castell Toblino. Dort wurde zwei Tage lang im Scharfschützengeplänkel weiter debattiert, bis der Oberst Zobel von Trient seine Bataillone zum Entsatz der Jäger sandte.

In jenen Apriltagen nun, wo der italische Freischärler darauf denken mußte, sich zur Deckung des Rückzugs nach Stenico eine feste Position in den Schluchten der Sarca zu schaffen, entstand, als denkwürdige Probe der Schlauheit, mit welcher man dazumal den Barbaren zu imponieren gedachte, besagter Strohmann, und zwar damals nicht als einsamer Wegelagerer, sondern im Verein mit einem Dutzend Gefährten, die seitdem der Unbill der Zeit unterlagen.

Man gedachte sich hinter jenen Felsen wider die Verfolger zu setzen, und improvisierte auf die unzugänglichsten Höhepunkte die Männer von Stroh, um den österreichischen Kugeln falsche Ziele zu geben. Wenn sie alle so kunstreich gearbeitet waren wie der, der jetzo noch herniederschaute, so waren seine künstlerische Köpfe bei jenen Freischärlern . . ein gespaltener Baumast in die Felsspalte gekeilt, die Form des Körpers mit Stroh darum modelliert, das Kostüm ganz, gut und echt, die Stellung voll von Pathos, die Flinte eines gefallenen Kameraden in den Händen, alles innerlich durch feste Umhüllung von Sackleinwand und Nähte zusammengehalten . . . Gott segne die Bildhauer von Pavia oder Mailand oder Florenz, die hier bei

nächtlichem Bivouacfeuer an der statuarischen Verzierung der Sarcastraße gearbeitet!

Der itzt noch stehende Mann konnte nur durch kühnes Klettern von Bäumen, die itzt nicht mehr stehen, auf seine unnahbare Felsspitze gebracht werden . . es ist keine Möglichkeit mehr ihm beizukommen, wenn man den Fels nicht sprengen oder ihn mit Kanonen herunterschießen will . . und so muß selbst der österreichische Gendarm im Jahr des Heils 1855 dort passieren, ohne ihn arretieren und dem nächsten Amt abliefern zu können . . .

Ich blies meine Rauchwolken wie ein Büßer in die Luft . . in bunten Bildern zog's an mir vorüber . . ich sah sie, die Gestalten von damals mit der grünrotweißen Trikolore, hoffnungstrunkene Studenten und alte Landstraßenpraktiker, Pfaffen und Frauen mit der Büchse um die Schultern — auch *sie* ritt vorüber auf ihrem weißen Zelter, die hier so wenig fehlte wie anderwärts, die große Amazone contessa Pallavicini di Brescia . . ich sah sie alle wieder, ich konnte ihnen nicht böse sein, denn es sind schlechtere Kerls *nach* ihnen gekommen, schlechtere, aber gescheitere, die keine Strohmänner bauten.

Ein rußiger finsterer Gesell, der in den Tiefen dort seinen Kohlenmeiler geschürt hatte, war heraufgekommen, mich zu beschauen.

„Come sta il vostro galantuomo la sopra?" fragte ich ihn.

„Sta *poco bene* in questi tempi!" sprach er und schüttelte das Haupt und gieng von dannen. Der Mann schien eine Ahnung zu haben, daß jene Zeiten für uns und Kind und Kindeskind vorbei sind . . .

Ich nahm von dem Phantom Abschied. „Leb wohl," sprach ich, „Du *einzige* Gestalt, die Du seit jenen Tagen ausgedauert, ohne Deine Waffen abzuliefern, — ich wollte, Du stündest anderwärts so unnahbar und trotzig wie hier, anderwärts im Respiciat meines Freundes, des gelbgesichtigen Ministerialrats! Der würde nimmer schlafen, so lang Du noch existiertest . . . wahrlich, er würde nimmer schlafen, und würde keine Söhne mehr zeugen, die wieder Ministerialräte werden . . . ich glaube, er bekäme Dich herunter! — Oder — er würde wahnsinnig und nähme seinen großen Rohrstock und erkletterte den Felsen neben Dir und versteinerte dort wie Niobe . . . Unseliger, verhängnisvoller, schändlicher Strohmann!"

Zwei Stunden nach dieser Begegnung saß ich im Bad Comano. Das Bad Comano lag bis in unser Jahrhundert verschüttet unter einem Bergsturz, und die Quelle verlief sich im Schutt. Als aber 1807 ein Bauer von Poja, der, krätzig bis ins Herz hinein, seinen Hanf in jenem Wasser rösten wollte, selber hineinfiel und gesund und reinlich wieder heraussstieg, da grub man nach und fand viel Backsteingemäuer von alten Thermen und eine antike Fassung der Quelle und viel Kaisermünzen, die nach altem Votivbrauch hineingeworfen waren.

Comano ist itzt eine elegante Anstalt . . . seit 4 Wochen habe ich hier wieder den ersten Kellner im Frack und in Glanzstiefeln gesehen. Daß dies in den Wildnissen des Sarcatals doppelt wohl tut, brauche ich kaum zu erwähnen.

Wegen der Cholera in der Nachbarschaft stand alles öd und leer; der Kellner hatte daher eine solche Freude an mir, daß er fast Gewalt anwendete, um mir ein Bad aufzuzwingen, nachdem er mir auseinandergesetzt, welche Art von Kranken in diesen Wannen gewöhnlich bade . . seine Höflichkeit verminderte sich in dem Maße, als ich ihm bestimmt versicherte, daß ich an keinerlei Hautkrankheit leide. Er setzte mir sodann ein omelette aux confitures vor und schmunzelte, als ich ihm versicherte, daß ich dies in solchen Gebirgen kaum erwartet. Hierauf lud er mich zu einer Partie Billard ein.

„Es ist schade," sprach er später, als ich sein Anerbieten abgelehnt, „daß Sie nicht in einem andern Jahr gekommen, wenn alles besetzt ist. Da ist's schön bei uns; bis in die benachbarten Bauernhäuser . . . alles von Kurgästen bewohnt" . . .

„Und alle hautkrank!" fügte ich hinzu und stellte eine Reihe Betrachtungen an über die verschiedenen Gründe, die den Kulturmenschen veranlassen, den Aufenthalt der Städte mit der Abgeschiedenheit der Alpentäler zu vertauschen. Da ich aber bei dieser Meditation von den Hautkrankheiten auf die Civilisation im allgemeinen überzugehen im Begriff war . . begann es mich zu schauern und ich machte, daß ich von dannen kam.

Die chemische Analyse der Badquelle von Comano ergibt Bestandteile von Ammoniak, Magnesia, Schwefel, Steinkohle und einen bedeutenden Zusatz eines organischen Oeles. Sie wirkt wohltätig auch auf das „sistema orinario".

18. Madruzz.

Das Schicksal scheint zu wollen, daß ich diesmal an Welschlands nördlichen Grenzmarken mich in unbekannten Winkeln umhertreibe. Aber diese Winkel sind so schön und so merkwürdig wie irgend etwas, was in den roten Büchern der Touristen mit doppeltem Stern bezeichnet ist.

Madruzz ist ein Wort, das mystisch um die Seele klingt, bis sie weiß, was dran und drin steckt. Was ist Madruzz? . . Da ich mich nicht gern von der Mystik des Unbekannten stören lasse, fuhr ich eines Tags in der lecken Barke mit Stefanns dem Sklaven über den Toblinosee. Stefanus der Sklav muß alles wissen, dafür ist er da. Er legte die Barke an einem waldigen, unzugänglichen Uferplatz an des Sees östlichem Rand an, dann kletterten wir durch Gebüsch und über ausgewaschene Bergrücken empor; oben steht eine Kapelle und ragt keck hinaus in das Dunkel des Alpenhintergrunds, das der wohlbekannte Monte Casal und der Doscardol und der Berg Gazza und wie sie alle heißen, an des Sees entgegengesetztem Ufer bilden. Von dieser Kapelle stiegen wir wieder bergab; reiche Vignen und Welschkornfelder umschließen ein großes Dorf mit emporragendem palazzo. Das Dorf heißt Calavin. Und von Calavin ging's wieder bergan, um einen langgestreckten Berg herum, über scharfkantiges, fußwerkzerstörendes Geröll, dann durch eine Straße mit zerfallenen Häusern und zerlumpten Menschen, über denen sich fröhlich Feigenbüsche und Reben in die Felsspalten angesiedelt; dann auf einen von weißglänzender Mauer umfriedeten Gipfel; ein verschlossenes Tor sperrte den Eingang, aber Stefanus der Sklav stieg hinauf und löste den eingerammelten Baum . . endlich standen wir vor weitschichtigem, wohlerhaltenem Gebäu; — Tortnrm mit Schießscharten, riesige Mauern mit Fenstern und Balkonen, alte Wappenschilde, und stille Vergeinsamkeit rings umher, etliche Ziegen zwischen den Felsen weidend, rauher Lustzug und ein scheuer Bauersmann, der lauernd auf den fremden Bergsteiger sah . . das war Madruzz. Der Mann, der diese Trümmer hütet, hat große Räume zu seiner Verfügung, aber kein Wasser, keinen Wein und kein Brot.

Er führte uns in den noch von einem Dach überdeckten Ritter-

saal, durch dessen leere Fensterreihen ein scharfer Wind pfiff, in Gemächer und Stuben mit reichverzierten steingehauenen Portalen und Kaminen, in die rauchgeschwärzte Kapelle, die mit rohen Malereien geschmückt war, in tiefe Verließe und Kasematten . . .

Madruzz war ein festes mächtiges Schloß, und die Madruzzen waren Ritter und Kardinäle, wie's die Zeit brachte, und hielten 119 Jahre lang das Fürstbistum von Trient in ihrer Hand. Es ging eine sehr feudale Luft durch diese Räume; in weitem Kreis zieht sich eine Mauer um den Schloßberg, die umgab ihrerzeit den großen, weit im Land berühmten Wildpark des Kardinal Christoph Madruzz, unter dessen Krummstabführung das Bankett in Trient gehalten ward zur Feier von Carolus des Fünften Sieg bei Mühlberg an der Elbe; die tridentiner Hofpoeten haben's in langen Reimen besungen, wie prächtig alles zuging, und wie elegant die Damen der Bischofsstadt dabei erschienen . . . Und wie ich wieder im Rittersaal stand, da malte ich, während meine Fußtritte dröhnend durch die öde Halle klangen, mir im Geiste aus, wie's hier einst gehallt und gejubelt haben mag, wenn die hochweisen Prälaten vom Tridentiner Konzil herüberritten, um bei ihrem Kollegen von den Mühen des Dogmenaufstellens und Anathemafluchens sich zu erholen, und wie manch ein Pokal vino santo unter gröblichen und feinen Witzen über die Reformgelüste germanischer Nation die orthodoxen Kehlen hinabrieselte, . . und ich sah sie alle dasitzen, hagere, scheiterhaufenfrohe, verknisfene Gestalten schauten zwischen wohlgenährten, fettleibigen hervor, und glatte Kanonisten und Sekretäre, Kriegsmänner im spanischen Mantel und Kammerherrn . . . mög ihnen seiner Zeit ihr Trunk wohl bekommen sein!

Es ist schon lang her, daß der letzte Madruzz zu seinen Vätern versammelt ward, im Wildpark des Schlosses weiden Ziegen, in den Gemächern liegt Staub und Schutt, und in der Fensterbrüstung lehnt ein germanischer Mann mit einer Brille und einem dubiösen Zug um die Lippen, und der Mann hat erst vor kurzem den Hegel und den Strauß und Ludwig Feuerbach dem Antiquar Wolff in Heidelberg verkauft . . .

Aus den Fenstern schweift der Blick weit in die Niederungen des Sarcatals, unten der grüne See von Toblino, weiter südlich, zwischen Hügeln und Pflanzungen versteckt, der

See von Cavedine, in der Ferne die massigen ausgezackten Felsen von Arco . . es ist weit und schön dort droben.

„Jetzt ist's vorbei mit der alten Herrlichkeit," sprach ich zu Stefanus dem Sklaven, „alles ruiniert, roba vecchia!"

„Höh . . höhh!" lachte Stefanus der Sklav, „und sie kommen nimmer herunter von ihrem Castell, um bei den Bräuten des Landes drei Nächte vor der Hochzeit zu schlafen."

Ich weiß nicht, ob die gangbaren Handbücher des deutschen Privatrechts mit ihren Controversen über das jus primae noctis je dem Sklaven Stefanus zu Gesicht gekommen sind . . aber das vergnügte „Höh . . höhh!" mit dem er im 19. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung über das Verschwundensein dieses Rechtes lachte, scheint darauf zu deuten, daß es auch einmal wirklich und saftig existiert hat.

„Es wird nichts mehr zu sehen sein," sprach ich im Schloßhof, als wir von dem Hüter von Madruzz Abschied nahmen.

„Nichts mehr," sagte er mit einem Blick auf meine Brille, „als vielleicht i libri antichi!"

„Libri antichi, Mann Gottes, schnell, wo sind sie, die alten Bücher?"

„Verschlossen in einem Gewölb," sagte er, „der Padrone in Calavin hat den Schlüssel."

Wie Stefanus der Sklav merkte, daß ich mich für die alten Bücher in den Trümmern von Madruzz interessierte, bemächtigte sich auch seiner ein löblicher Eifer. „Wir werden den Schlüssel bekommen," sprach er, „wir werden die Bücher sehen!" Und er warf seinen kattunenen Kittel über und stieg hinunter gen Calavin. Dort im stattlichen palazzo wohnt der alte Albertini, der reichste Mann der Gegend, der nebst andern Eigenschaften auch Administrator der Güter des Marchese del Caretto von Genua ist. Der Marchese del Caretto aber ist derzeit der Erbe und Rechtsnachfolger der Madruzzen.

Ich verbrachte eine erwartungsvolle Stunde am Abhang des Schlosses, bis Stefanus wieder kam. Aber er kam gesenkten Hauptes und meldete, daß ihm der Padron die Schlüssel nicht ausgeliefert; sie seien verlegt . . oder einem prete aus der Nachbarschaft geliehen . . auch wisse man derzeit in Calavin nicht, wer so geradezu vom Toblinosee herübergestiegen komme und die Schlüssel von Madruzz verlange . .

Wir zogen ab, ohne das Büchergeheimnis ergründet zu

haben. Aber Stefanus der Sklav nahm's für eine Ehrensache, daß er und sein fremder Herr die Bücher der Madruzzen zu sehen bekämen, und arbeitete mit mehr Leidenschaft dafür denn ich selber, wiewohl über seine anderweiten Verhältnisse zu Gedrucktem und Geschriebenem gegründete Zweifel erhoben werden könnten.

Nach drei Tagen kam er strahlend wie ein Unsterblicher: „Heut werden wir die Schlüssel erhalten!" — Stefanus der Unermüdliche hatte beim alten Sommadossi ein Empfehlungsschreiben erwirkt an Albertini den Meister der Schlüssel, ein bolletino, wie er sagte, und Sommadossi der Alte hatte geschrieben, die zwei signori prussiani, die bei ihm wohnten, seien zuverlässige Männer und galantuomini, denen man alles Inschriftliche und Monumentale des Schlosses Madruzz ohne Risiko vor Augen stellen könne, da sie es nicht um Geschäfte zu machen, sondern lediglich zu ihrem divertimento besichtigen würden.

Da Sommadossi der Alte in einem P. S. zugefügt hatte: „NB. Mit der bewußten Zahlung vom Seidengeschäft her hat es noch Zeit," so hatten sich die Schlüssel auch vorgefunden, und ich trat meine zweite Wanderung nach den Trümmern des Bischofsschlosses an.

Stefanus der Sklav war nach Calavin gegangen, um die nötigen Einleitungen zu treffen. Ich stieg allein den sonnenglühenden Gipfel hinan und stand bald vor den hohen weißen Mauern des Castells. Diesmal waren nur die Kinder des Bauern oben, die ihre Ziegen im Schatten weideten und scheu davonliefen, wie die fremde Gestalt sie freundlich ansprechen wollte. Das innere Tor war mit einem Querbalken gesperrt. Ich mußte lange warten, bis endlich vom Tal von Calavin 3 Männer heraufschritten. Der eine öffnete das Tor; wir traten in Schloßhof ein, und die Untersuchung der alten Bücher und Handschriftensätze von Madruzz begann. Die zu diesem Behuf nunmehr vollständig versammelte Kommission bestand

1) aus dem Schloßbauer von Madruzz, als derzeitigem Aufseher und einzigem Bewohner der mit dem Archiv zusammenhängenden Gebäude,

2) aus einem gnomenartigen, mit Säbelbeinen versehenen, vier Fuß rheinisch messenden, freundlich lachenden Individuum, welches die Schlüssel trug und von Albertini dem Padron gemessenen Auftrag hatte, dem Akt anzuwohnen, die Schlüssel

nie außer Händen zu geben, und dem Fremden scharf auf die Finger zu sehen,

3) aus Stefanus Basetti meinem Sklaven,

4) aus mir selber.

Von dieser Kommission waren die Mitglieder 1. und 3. des Lesens und Schreibens nicht erfahren und auch in früheren Zeiten niemals erfahren gewesen!

Die Operationen nahmen ihren Anfang. Im Erdgeschoß des Gebäudes, welches den Rittersaal trägt, war ein mit riesigem Eisenschloßwerk verschlossenes Gemach, welches als Verwahrungsort bezeichnet wurde. Das Mitglied Nro. 2 probierte sämtliche Schlüssel, aber . . waren die Türen eingerostet, oder anderweite Riegel vorgeschoben, . . es gelang nicht zu öffnen. Da holten die Mitglieder 1. und 3. eine große Hühnerleiter herbei, und wir stiegen in gemessener Ordnung und dem der Feierlichkeit des Akts entsprechenden erwartungsvollen Schweigen zu einer von keinem Fenster mehr verschlossenen Wandöffnung hinein.

Es war eine kahle, spinnweb- und staubüberzogene Stube; zwei alte, gebräunte, schnitzwerkgezierte Schränke standen einsam an den Wänden!

Die übrigen Mitglieder der Kommission waren noch viel neugieriger als ich selber; als der erste Schrank aufgeschlossen war, fielen sie mit dem hierlands bei allen wichtigeren Geschäften unentbehrlichen Ausruf „Höh . . . höhh" . . drüber her, wie etwa die englischen Matrosen und tartarischen Altertumsforscher über das Museum von Kertsch, . . eine Reihe ehrwürdiger, in weißes Pergament gebundener Folianten stand drin, und viel kleinere Bücher; in Frist einiger Minuten war alles herausgeworfen und betastet und aufgeschlagen, und ich hatte zu tun, um den Eifer Stefanus des Sklaven und des Schloßbauers von Madrnzz in den gebührenden Schranken zu halten.

Es war die Bibliothek des Kardinal Madrnzz . . . Theologie, Kirchengeschichte, Polemik gegen die Lehren der Reform, scholastische Philosophie, viel namhafte Geschichtswerke des XVI. Jahrhunderts, de rebus Angliae et Scotiae, historia Turcarum, historia Theoderici regis Ostrogothorum, Geschichte von Holland, Flandern und Brabant, deutsche Chroniken, auch die crême vornehmer Platoniker des XIV. Jahrhunderts, Marsilius Ficinus de immortalitate animarum, Picus von Mirandola, dann die

Byzantiner vom Niketas bis zur Anna Comnena in schöner venetianischer Ausgabe, alles wohlerhalten und mehr als hinreichend, das Leben eines Mannes auszufüllen, der ein ernstlich Studium drauf verwenden gewollt. Der wahrhaft intakten Jungfräulichkeit vieler dieser Bände war aber schier der Verdacht zu entnehmen, daß ihnen das horazische: nocturna versate manu, versate diurna, nicht allzuoft zu teil geworden. Da ich das System der Durchsicht von Stefanus des Sklaven und des Schloßbauers Anordnungen abhängen ließ, wurden mir die Bücher der Größe nach ans Fenster geschleppt, erst die Folianten, dann etwas in Quart, und so abwärts.

Ich erklärte ihnen einiges vom Inhalt der alten Scharteken, was mit Befriedigung aufgenommen wurde; wie sie mir das erste deutsche Buch, eine Relation über die Belagerung Wiens durch die Türken unter Soliman II. 1529, brachten und ich auch diese fremdartigen, andersgeformten Lettern lesen konnte, stieg ihre Hochachtung, und Stefanus begann, mit der Gelehrsamkeit seines Herren zu renommieren: „sa leggere tutto," sprach er, „vedete, sa leggere tutto! Höh — höhh" . . . Darum ließ ich ihn aber auch nicht im Stich, wie sie mir die Quartbände beischleppten, und nach zwei hebräischen Bibeln einige ganz dubiöse Druckwerke an die Reihe kamen, die wahrscheinlich aus der Presse der Propaganda zu Rom hervorgegangen, eine durchaus uneuropäische Haken- und Keilschrift aufwiesen. „Aha," sagte ich, „quest' è lingua asiatica, . . buona per trovare tesori," fügte ich mit gewichtiger Miene bei. Der Schloßbauer verstand mich und legte das semitische Buch bei Seite. Mög es ihm gedeihlich sein, wenn er etwa durch meine Andeutung auf nächtliches Schatzgraben in seinen Schloßtrümmern verfallen sollte . . . es wird gegenwärtig so viel auf das Assyrisch-Babylonische hingewiesen und so wenig dabei gewonnen!

Die Musterung ging zu Ende. Die Kommission war begierig auf meinen Urteilsspruch über das Ganze. Ich erhob mich: „tutto," sprach ich, „roba di Cardinale, niente per noi altri!" Ich ließ alles säuberlich an seinen Platz zurückstellen und den zweiten Schrank öffnen.

Aber wie die Türen dieses zweiten Schrankes aufgingen, da ward es auch mir in meinem antiquarischen Gemüt wohl ums Herz, und mit einer gewissen ehrfurchtvollen Spannung begann die Untersuchung. Nur wenig Bücher lagen zerstreut um-

her, aber in langen Bündeln glänzten und gleißten die Dokumente, siegelbehangene Urkunden, ganze Pergamentfaszikel . . . ein Archivrat wäre in Ohnmacht gefallen! Ich hatte einen Teil des Haus- und Familienarchivs der Madruzzen vor mir, samt den Protokollen der Schloßhauptleute und Rentamtmänner, den Statuten des Territoriums u. s. w.

Schaben, Käfer, Mäuse, Ratten und andere Insekten hatten ihre Schuldigkeit gethan. „Höh, höhh," rief der Schloßbauer, da er einen Griff hinein that und eine Handvoll in Schnipfel und Fetzen zernagter Papiere vorzog, die auseinanderfielen wie Staub, „si potrebbe far polenta di queste cartaccie!"

Der Gnom mit den Schlüsseln wollte wieder schließen. Ich aber bemerkte ihm, daß man diese roba nicht bloß ansehen könne wie Tiere einer Menagerie, und um sein Gemüt zu sänftigen, ließ ich durch Stefanus einen gewaltigen Steinkrug roten Weines und einen Laib Brot beischaffen. Unter diesen Verhältnissen konnte die Sitzung fortgesetzt werden. Der Gnom aber war argwöhnisch geworden und tat seine Hüterpflicht mit rühmenswerter Treue; und wie ich einmal den Heiratsvertrag Herrn Ludwigs von Madruzz mit der ehrsamen Jungfrau Helena von Lamberg in die Fensternische gelegt statt in den Schrank zurück, sprang er bei wie ein Teufel und sprach „scusi, Signore!" und legte das Dokument zurück.

Es waren bunte Bilder vergangener Zeit in diesen Urkunden.

Ein riesiges Kopialbuch auf Pergament, in der langgedehnten Mönchsschrift begonnen und später lesbar fortgesetzt, enthielt die Abschrift sämtlicher Urkunden über den Erwerb der unzähligen Liegenschaften, die das Territorium der Madruzzen bildeten, über Bau und Restauration des Schlosses etc., es mag gegen 1000 Seiten enthalten.

Eine Masse Notariatsakte geben Aufschluß über Ehverträge, Testamente und Inventarbestände im XVI. und XVII. Jahrhundert.

Gerichtliche Akten, von Abwandlung der Forst- und Waldfrevel an bis zu schweren Kriminalprozessen die Hülle und Fülle; auch etliche Privatkorrespondenzen des Kardinal Christoph Madruzz mit Fürsten und Herren seiner Epoche . . . es kam eine starke Versuchung über mich, ein Originalschreiben eines Pfalzgrafen Wilhelm bei Rhein, Kurfürst von Baiern, an den

Kardinal, Einladung zu einer Besprechung in Innsbruck, da er propter morbi et medicorum vexationes ihn nicht in Trient besuchen könne, auszuführen; das Siegel mit dem Löwen und den Feldern samt der eigenhändigen Unterschrift „Guglielmus" war gar zu verlockend, es dem Geschichtschreiber der Pfalz,* als Wahrzeichen der Studien des Meister Josephus vom dürren Ast zu überschicken . . aber es bedurfte des Blicks auf den Gnomen nicht, um mir zu sagen, daß ich kein Recht hatte, es dem Zahn der Ratten zu entreißen.

Die Kommission verlangte auch über diesen Schrank nähere Aufklärung. Da versammelte ich die drei Männer am Tisch um den Weinkrug . . Es war ein seltsames Bild, wie solches wohl bei wenig archivalischen Untersuchungen sich wiederholen wird; der Schloßbauer auf eine Sense gelehnt, der Gnom mit seinem schauerlichen Schlüsselbund, Stefanus mit broterfüllten kauenden Backentaschen . . und ich griff das Protokollbuch des ehrenwerten Schloßhauptmann Scratimperger und sprach: „itzt gebt Acht, wie es zu Zeiten der großen principi Madruzz zuging," und las ihnen vor, wie der seine Bauern gezwiebelt; wegen Fällung eines Bäumleins im Schloßpark so viel Gulden, wegen Fischen in der Sarca so viel, wegen Laub- und Streusammeln so viel, und wenn ein bekannter Name kam, ein Pison oder Naneto von Madruzz oder ein So und So von Calavin, da lachten die drei Männer laut auf und freuten sich seines vorzeitlichen Geleintwerdens mit einstimmigem „Höh, höhh!" . .

„Und jetzt wollen wir drauf anstoßen, daß die Zeiten vorbei sind!" fuhr ich fort, und sie hatten ihre Gläser gefüllt und tranken sie aus, aber mit der Bemerkung, daß es zwar hier oben vorbei sei, aber drunten in Vezzano noch nicht ganz. In Vezzano ist das Bezirksamt.

Die Sonne war untergegangen und Lichter keine in des Schloßbauers Besitz. Da stand ich im Dämmerschein prüfend vor dem Madruzzenschrank und sprach zu mir selber: „Sollst du dich nicht etliche Wochen ganz still hinsetzen und in Gegenwart dieser Ehrenmänner oder auch ohne sie excerpieren, daß die Haare vom Kopf fliegen, um dann vor die erstaunte Welt zu treten und die Madruzzen „urkundlich belegt" und mit diplomatischer Genauigkeit vorzuführen?

* Professor Ludwig Häusser in Heidelberg

Aber ich gedachte der vielen Folianten im ersten Schrank und der Befriedigung, mit der ich sie wieder an ihren Platz gestellt, — und gedachte an das, was im Gebiet des Geistes bleibend — und das, was Schwindel ist, und daß bereits mehr gedruckte alte Urkunden in der deutschen Welt sind, als Augen um sie zu lesen, und ich rief: „Unentdecktes Archiv von Madrucz, ich will an dir kein Columbus werden!“ und winkte dem Gnomen, daß er den Schrank schließe.

Die Kommission verzog sich mittelst derselben Hühnerleiter, auf der sie hereingestiegen. Aber ein Aktenstück hatte ich doch fortgenommen und dem Gnom übergeben, daß er bei seinem Padron anfrage, ob ich's nicht des Nähern studieren könne. Die Protokolle des praetor Horatius Sacratus und seines Schreibers Melchior de Riccus über die Ermordung des Grafen Terlago „cum archebusatis VI“ am 28. Juli 1572, sollten mir die Freude verschaffen, ein Stückchen welschen Banditenwesens im Stil des XVI. Jahrhunderts aktenmäßig kennen zu lernen ... Ich verspreche feierlich, auch hierüber nichts zu publicieren.

Die deutsche gelehrte Welt wird mir hoffentlich für meine Entschlüsse erkenntlich sein. — —

---

19. Die Grotte von Lasine.

Das Beste kommt zuletzt. Stefanus der Sklav war zwar unermüdlich, neue Wege und Stege aufzufinden, nachdem er gemerkt, daß seine Signori Geschmack dran fanden, die Kreuz und die Quer in unbekannten paësen herumzustreifen . . aber nachdem bis zur Klause des heiligen Vigilius nordwärts und bis zu den Bergen von Arco südwärts alles so zu sagen abgegrast war, ging ihm der Stoff allmählich aus. Eines Tages jedoch kam er geheimnisvoll, er hatte etwas Neues entdeckt: die Grotte von Lasine.

Eine schöne Grotte, eine wundersame Grotte, sprach er, er selbst sei noch nie dort gewesen, aber er habe es von andern gehört, das sei etwas für Signori, die von weit her kämen.

„Bene,“ sprach ich, „laßt die Esel satteln, wir reiten nach Lasine!“

Und wir ritten wohl zwei, wohl drei Stunden auf unbekannten steilen Gebirgswegen; ein Gewitter brach über uns los und hüllte die Berge von Arco in Düster und Schwarz; das strohgefüllte Sattelwerk des Animal that seine Schuldigkeit ... endlich ritten wir in dem mit schlankem Kirchturm gezierten Nest ein, um den Lohn der Strapazen zu pflücken. Meine Seele, die so viel Neigung für Höhlen und Höhlenleben hat, war erfüllt von den Wundern der alten Mutter Natur, die sie zu erschauen hoffte, von Erdmännlein, Gnomen und Kobolden, von farbenschimmernden Kristallen und unterirdischen Strömen .. wir hielten an einem an Berg gelehnten Landhaus. Ein sehr verdächtiger neuer Torbogen „in Gothisch" gewährte den Eingang in einen Garten.

Ein Mann mit leuchtender roter Nase bemächtigte sich unserer, als wir nach der Grotte fragten. Wir stiegen bergan und hatten unterwegs zwei Anstalten zu bewundern, die eine zur Gewinnung hydraulischen Kalks, die andere zur Pressung von Olivenöl. Der Mann mit der roten Nase war unerschöpflich im Lob seines Padrons, des Eigentümers der Villa, der in Trient von seinen Renten lebt und deren Ueberschuß zu so trefflichen, die Gegend verschönernden Anlagen benutzt.

Nachdem wir einen von Regenwasser gebildeten See, drauf eine Barke in Miniaturformat im Schlamm festsaß, passiert hatten, standen wir vor einem gemauerten Unterbau, durch den ein sechs Schritte langer dunkler Gang zu einer Art Eiskeller hinabführte. Ich begann ungeduldig zu werden. „Ma quando al fine vedremmo la vostra grotta?" unterbrach ich den Mann mit der roten Nase, der seine Erklärung des Sees noch nicht vollendet hatte. „Ecco la!" sprach er und deutete auf den Eiskeller. Am Ende des Gangs waren die Steine so ausgehauen, daß sie die Silhouette Napoleons des Alten im leeren Luftraum bildeten. Auch das noch! ...

Der Mann mit der roten Nase hat kein Trinkgeld von mir bekommen. Auch Stefano der Sklav nicht ... An jenem Abend fand ich, daß es Zeit sei, allmählich an die Abreise zu denken! ...

20. Von vielem was noch zu erzählen wäre, aber nicht mehr erzählt werden mag.

1) Von den Plätzen, wo der Meister Anselm gemalt hat.

Von dem Naturatelier am Wasserfall in der Judicariaschlucht.

Von dem großen Granitblockmotiv.

Von der untermalten Madonna, die Sommadossi der Alte als Geschenk für seine Kapelle erhalten sollte.

Von derselben Madonna, die Sommadossi der Alte als Geschenk für seine Kapelle nicht erhielt, die vielmehr als Leinwand für die Granitblocklandschaft verwendet wurde.

Wie wir mit derselben Madonna in der Barke über den See fuhren. Wie etliche Tage darauf im ganzen Tal erzählt wurde, daß einem Hirtenknaben von Calavin die Madonna erschienen sei.

Von der Flucht nach Aegypten, die ebenfalls mit einem Granitblockmotiv zugedeckt wurde.

Von der Landschaftsmalerei überhaupt und ihrem Verhältnis zur Historienmalerei im Sarcatal.

Wie Candidus der Postverwalter sich ein Herz faßte und mit seiner jungen Frau gemalt sein wollte.

Wie der Meister Anselm den Postverwalter und seine junge Frau nicht, dagegen einen alten Waldhüter gemalt hat.

2) Von dem Poetenwinkel, wo der Meister Josephus die Geschichte von der Irene von Spielberg zuweg bringen wollte.

Von Herrn Dietrich von Rodenstein und seinem Freund Christoph Langenmantel von Augsburg.

Von intendierter Beraubung des Bischofs von Torcello.

Wie der Meister Josephus stecken blieb und den Herrn Dietrich nicht einmal bis nach Venedig brachte, wo er die Irene erst kennen lernen sollte.

Von Pietro Aretino dem Dichter.

Wie der Meister Josephus einen zweiten Anlauf nahm, bis zur Irene vorzuschreiten, ihm aber von einem großen Seeschmetterling das Tintenfaß umgeworfen ward.

Wie die Wildentenfänger von Calavin ihm auch noch seinen Stuhl im Poetenwinkel gestohlen und zu Jagdzwecken verwendet.

Was Stefanus der Sklav gesagt, da er den Meister Josephus

jeden Morgen in den Poetenwinkel hinüber fahren und jeden Mittag wieder über den See zurückbringen mußte.

Wie der Meister Josephus zur Einsicht kam, daß dieser Winkel auf felsigem Vorsprung des Toblinosees nicht dazu bestimmt sei, mit der Schule Homers auf Chios in Wettkampf zu treten, und seine Arbeiten gänzlich eingestellt hat.

Von dreitägigem hierauf gefolgten vino santo-Trinken.

3) Von des Meisters Anselm und des Meister Josephus Abendgesprächen über die Kunst heutiger Tage in ihrem Verhältnis zum Kunstideal, wobei schöne Kapitel zur Sprache kamen, als da sind:

Von den Spiritualisten und ihrer Impotenz.

Von den Dreckschwätzern.

Von den Glanzlackierten.

Von den Trödeljuden.

Vom Schwindel überhaupt.

Von der Naturerscheinung, daß die edleren Kräfte das wenigere Geld besitzen u. s. w.

4) Wie nach des Meister Anselm Rückfahrt nach Venedig der Meister Josephus noch einsam auf dem Castell verblieben.

Wie ein ehrwürdiger weißlockiger Pilgergreis im Castell ankam und Verlangen trug, sich in des Meister Josephus Stube neben ihn einzuquartieren.

Wie der Meister Josephus diesen Pilgergreis in Anbetracht seines schwarzen Talars, seines Rosenkranzes und seiner weißen Locken mit gebührender Achtung aufgenommen und bewirtet hat.

Wie sich dem Meister Josephus bei näherer Unterhaltung mit dem Pilgergreis einige Runzeln auf der Stirn einstellten, die ihn an die Zeiten erinnerten, da er Respicient eines gewissen Bureau am Oberrhein gewesen.

Wie der Pilgergreis dem Meister Josephus sagte, es käme ihm immer vor, als habe er ihn schon irgendwo gesehen.

Wie der Meister Josephus den Pilgergreis fragte, ob er nicht auch schon durch Basel gekommen?

Wie der Meister Josephus den Pilgergreis nach der hierauf erfolgten Antwort als den 62jährigen Barbier und Chirurgiegehilfen Bucher von Innsbruck, den sie einst aus Frankreich nach dem Bodensee „zurückgeschoben", entlarvt hat.

Wie der Meister Josephus mit Stefano dem Sklaven und Johann Bartolomäus dem Hausknecht hierauf dem Pilgergreis

tatsächlich dartaten, daß diese Abendzeit die geeignetste sei, auf der Heerstraße weiter zu pilgern.

Wie der Pilgergreis alle drei dafür vor den Richterstuhl Gottes geladen. — —

5) Wie der Meister Josephus, damit dieses Gedenkbuch zu einem Schluß und Ende komme, endlich selber von dannen gefahren.

Explicit feliciter!

Anmerkung: Dieses Gedenkbuch, vom Dichter zur Ergötzung der Freunde im Heidelberger „Engeren" verfaßt, wurde von ihm am 29. August 1855 aus Castell Toblino an Dr. Ludwig Knapp in Heidelberg zum Vorlesen in einer der nächsten Plenarsitzungen des „Engeren" gesandt. Scheffel hatte vor der Abreise nach Venedig seinem Freunde Otto Müller Beiträge für das von ihm und Theodor Creizenach redigierte „Frankfurter Museum" versprochen und arbeitete nach der Heimkehr auf dessen Drängen das „Gedenkbuch" zu den Reisebriefen „Aus den Tridentinischen Alpen" um, die dann 1856 in den Nummern 11—13 der genannten Zeitschrift erschienen. (Vergl. die Biographische Einleitung in Bd. I dieser Ausgabe, Seite 65.) Aus dem „Frankfurter Museum" gingen diese Aufsätze nach Scheffels Tod in den Sammelband der „Reisebilder" über, der 1887 mit der Einleitung von J. Proelß im A. Bonz'schen Verlage erschien. In der Ausgabe von Scheffels Gesammelten Werken konnte natürlich das Werk nur einmal gedruckt werden, wozu sich die ursprüngliche Fassung als „Gedenkbuch" für den „Engeren" empfahl und wodurch sich der Ausfall der Aufsätze „Aus den Tridentinischen Alpen" im III. Bande erklärt, der die übrigen vom Dichter selbst in Zeitschriften veröffentlichten „Reisebilder" vereinigt. Näheres über die Tridentiner Briefe findet der Leser in Proelß' „Scheffels Leben und Dichten", S. 350 u. f. und „Scheffel; Volksausgabe", S. 204 u. f. Von den in ersterem Buch enthaltenen oder erwähnten kürzeren „Episteln" an den „Engeren" gelangt hier noch die folgende wegen ihres Humors und als biographisch bedeutsam zum Abdruck.

Epistel aus Donaueschingen.

„Hochwirdigster Engerer!

Civ. Nr. 240. Schädigung durch Klosterleute betreffend.

Leider ist Schreibens nicht viel, wegen viel Schreiben, sonst stünd Zahlreiches zu berichten, da nicht ohne Erfolg zahlreiche Feldzüge in Hegäuw, Wutachtal, so ich sogar in einem lateinischen Poem verherrlicht habe, Schwarzwald und Neckarböblingisches unternommen wurden.

Und ist eben dies die strategische Bedeutung Donauöschingens, daß der Mensch, auf zwei, drei Stunden Entfernung sich ausbreitend, verschiedenster Formationen und Gebiet Bier trinkend erreicht. Und behalte ich mir vor, zur Kenntniß des hochwirdigen Engeren in mündlichem Vortrag mehrere ausgezeichnete Stationsorte zu bringen, wo auch Leumundszeugnisse über mein seitheriges pflichttreues Verhalten eingeholt werden mögen.

Aber im Kloster Rheinau, hochwirdigster Engerer, habe ich hartes Unrecht leiden müssen. Und das war so:

Setze mich eines schönen Junitages, am Sonntag ante Petrum et Paulum auf einen langen Waidling und fahre am Schaffhauser Wasserfall weg auf dem grüneu Rhein — an dessen Ufer das ausgegangene aber noch trümmerumwallte Schwabeneck und der keltische Landeplatz Nohl liegt — talabwärts. Lande auch richtig auf der Insel, die das alte Kloster trägt, und heische Einlaß; drei Gründe der Einlagerung entschieden vorhanden:

1) altkeltische Sympathien für Sanct Fintanum, der hier sich eingeschlossen und furchtbar keltische Beschwörungsworte, ataich, okysel u. farkysel in die Nacht hinausgebrüllt, wenn die Teufel ihn plagten,

2) die überirdische Bibliothek,

3) die unterirdische Bibliothek.

Geht überhaupt dem Orte ein guter Leumund voraus, wie denn auch die württembergischen Ulanen, die in badischen Occupationszeiten auf Besuch oft hinüberritten, jedesmal ihre vollkommene Zufriedenheit aussprachen.

Also lande ich mit meinem langen Rheinschiff und heische Einlaß und Gastfreundschaft . . . . . und war mein Hauptaugenmerk auf den Rheinauer Schlaftrunk gerichtet, der seinerzeit auch dem Leutnant von Zeppelin als eine ganz vernünftige Einrichtung erschien. Besagter Schlaftrunk findet sich nämlich in Gestalt einer Maßflasche, gefüllt mit Auslese aus den Rebbergen, genannt zum Korb, auf des Gastes Kemenate vor . . . . Wer aber einmal den Rebensaft, der auf dem Korb gedeiht, mit Ueberlegung gekostet, der vergißt sein nicht wieder. Darum ist der Rheinauer Vesperschluck ein Wahrzeichen des Orts, — wie der Tod zu Basel, der Unnoth in Schaffhausen und der Caplan mit dem roten Regenschirm in Löfflingen bei Neustadt. Item war der Empfang zu Rheinau wie es einem peregrinus honestus gebührt . . und gab man mir gar ein lieblich hohes Schlafzimmer in einem Erkerturm, vor dessen Fenstern der Rhein kräftig und stolz vorbeiströmt, so daß mir eine Mondscheinnacht mit beihilfe dessen, was im Korb gedeiht, ein liebsam Ziel der Fahrt erschien.

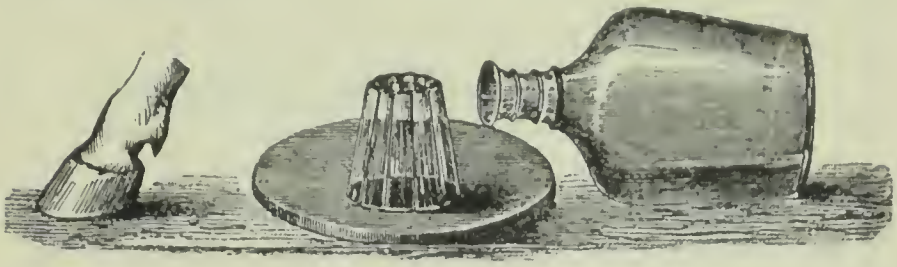
Hab mich auch anständig betragen, mit dem Prälaten getafelt, mit dem pater Ambrosius und meinem Collegen dem pater leodegari im Klostergarten einen tapferen Rambo gekegelt und Spuren auf Heidelberger Museumsbahn gemachter Studien zurückgelassen, hab sodann in der unterirdischen Bibliothek eine gründliche topographische Untersuchung vorgenommen, und viel dortige Codices probirt — aber nicht alle, denn es waren zweimal 40 Stückfässer und die Gewalt des Siebenundfünfzigers eine große.

Wolbemerkt, hochwirdigster Engerer, damals wußte keiner, weß Namens und Geistes ihr Gast. Bei der Abendtafel aber mußt ich mich nach Geschlecht, Herkunft und früherem Standort namhaft machen. Bemerke, daß Einer den Andern ein Weniges an der Kutte zupft.

Item, halte mich wiederum fest . . und rücke gegen 10 Uhr in meine Schlafkemenate, der Ueberraschung fröhlich entgegen gehend.

Hochwirdigster Engerer: da stand auf meinem Tisch das hohe Stengelglas umgestülpt, die Maßflasche lag schlotternd und leer auf dem Bauch, der Teller verkehrt und neben dem Ganzen stund

ein lebensgroßer Pferdefuß von Holz! Des Ganzen Anblick aber war folgender:



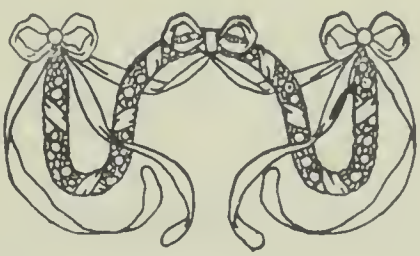
Man muß Symbolik studiert haben, um zu wissen, daß solcher plastischen Gestaltung stets eine Bedeutung unterliegt. Diesmal war sie keine mystische. Hochwirdigster Engerer . . . des anderen Tages dankte ich für genossene Gastfreundschaft, gab den Köchen und Dienern ein anständig Douceur, sprach okysel na farkysel! und verzog mich zu den eidgenössischen Förstern nach Schaffhausen.

Im Kloster Rheinau hatten sie den Ekkehard gelesen, und besagter Schlaftrunk war des Cellerarius Rache!

Hochwirdigster Engerer, ich bitte um stilles Beileid!

Ad fontes Danubii, 18. Juli 1858.

Josephus vom dürren Aste."



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Joseph Victor von Scheffel

Nachgelassene Dichtungen

Gesamtausgabe

Herausgegeben von Joh. Proelß.

Geheftet Mk. 2.—, eleg. gebunden Mk. 3.—.

Ergänzungsband zu Joseph Victor von Scheffels Gesammelten Werken.

APR 3 0 1998

UVIC MCPHERSON
3 2775 90151 9990

PT2462
Á1 Scheffel, Joseph V. von
1907 Gesammelte Werke.
v.3-4

DUE DATE | BORROWER

502218

PT2462
A1 Scheffel, Joseph V. von
1907 Gesammelte Werke.
v.3-4